

61

A 70

Alle
medizinische und
wissenschaftliche Zeitschrift

Antiquar

Q VIII 2



✓

61
A 70
15



Der
Arzt.
Eine
medizinische Wochenschrift.
von
D. Johann August Unzer.

1796



Neu von dem Verfasser verbesserte und viel vermehrte Ausgabe.

Fünfter Band.

Mit Churfürstl. Sächsis. Privilegio.

Hamburg Lüneburg und Leipzig,
verlegt Gotthilf Christian Berth. 1769.



Inhalt

der im neunten Theile des Arztes enthaltenen Blätter.

Das zwey hundert und neunte Stück.	
Vergleichung der Wünsche der Menschen mit ihren Euren. Neujahrswunsch an den Arzt, und Beantwortung desselben.	Seite 1 14
Das zwey hundert und zehnte Stück.	
Mechanismus der Verdauung der Speisen.	15
Tokosus von einigen Gebräuchen der cerischen Weiber.	29
Das zwey hundert und eilfte Stück.	
Von der Natur der Fieber überhaupt.	30
Von den Hornern der Menschen.	42
Das zwey hundert und zwölfte Stück.	
Mechanismus des Umlaufs und der Absonderungen im menschlichen Körper.	43
Das zweyhundert und dreyzehnte Stück.	
Von den zurückführenden Adern.	55
Vom Gebrauche der Seife wider die Fettigkeit.	62
Antaphrodisius, daß das Fleischessen wollüstig mache.	63
Das zwey hundert und vierzehnte Stück.	
Von einigen medicinischen Maximen des Aesclepiades.	66
Von den Quacksälbern, aus dem englischen Zuschauer.	76
Das zwey hundert und funfzehnte Stück.	
Von der Natur der Wechselfieber.	79
Vom innerlichen und äußerlichen Gebrauche des Quecksilbers.	89
Das zwey hundert und sechzehnte Stück.	
Cur der Wechselfieber.	91
Das zwey hundert und siebenzehnte Stück.	
Von einigen schlechten Methoden der Aerzte, zu curiren.	106
Nachricht.	119
Das zwey hundert und achtzehnte Stück.	
Von der Verhülfe der Natur in der Cur der Krankheiten.	119
Cur eines kalten Brandes, die die Natur allein bewerkstelligt hat.	131
Das zwey hundert und neunzehnte Stück.	
Geschichte von den Mondbürgern; ein Gleichniß von den Schicksalen der Inoculation der Blattern.	132
Von der Schädlichkeit der engen Halsbinden.	142
Das zwey hundert und zwanzigste Stück.	
Regeln, die giftigen Krankheiten zu verhüten.	145
Das	

Inhalt.

Das zwey hundert ein und zwanzigste Stück. Cur der Gicht.	Seite 150
Das zwey hundert zwey und zwanzigste Stück. Beschluß von der Cur der Gicht.	171
Das zwey hundert drey und zwanzigste Stück. Ob auf jede Empfindung eine Bewegung erfolge. Von einer Arznei, die jantisch macht. Vom Kufenthalte der Störche im Winter.	189 196 200
Das zwey hundert vier und zwanzigste Stück. Von den Stöckungen der Gäfte und den Entzündungen.	202
Das zwey hundert fünf und zwanzigste Stück. Vom Quecksilber. Vom Bandwurme.	215 426
Das zwey hundert sechs und zwanzigste Stück. Vom Zinnober. Zustand der Arzneykunst in China.	228 238
Das zwey hundert sieben und zwanzigste Stück. Von den Blureinigungen. Cur der Fettigkeit.	241 254
Das zwey hundert acht und zwanzigste Stück. Von Krankheiten der Haut.	255
Das zwey hundert neun und zwanzigste Stück. Von den zweydeutigen Arzneykräften des Zinnobers.	268
Das zwey hundert und dreyßigste Stück. Von der Natur der Brustentzündungen.	279
Das zwey hundert ein und dreyßigste Stück. Cur der Brustentzündungen. Ob die Entzündungen ihren Sitz in den Puls- oder Blutadern haben.	290 303
Das zwey hundert zwey und dreyßigste Stück. Beschluß von der Cur der Brustentzündungen.	304
Das zwey hundert drey und dreyßigste Stück. Daß im gesunden Zustande nicht alle Gefäße der Nerven Empfindungen hervor bringen. Schreiben von verschluckten Sachen, welche im Schlunde stecken bleiben.	321 330
Das zwey hundert vier und dreyßigste Stück. Von schweißenden Händen und Füßen. Entwickelung verschiedner Kräfte in den verschiednen Lebensaltern. Geschichte eines Buchbinders.	334 338 339



Inhalt

der im zehnten Theile enthaltenen Abhandlungen.

Das zwey hundert fünf und dreyßigste Stück. Traum von einer Apotheke Schreiben vom Einflusse der Ausdünstungen in den moralischen Character der Menschen.	Seite 347 358
Das zwey hundert sechs und dreyßigste Stück. Cur der Schwinducht.	359
Das zwey hundert sieben und dreyßigste Stück. Beschreibung der hitzigen Krankheiten. Cur des St. Veitstanzes.	376 386
Das zwey hundert acht und dreyßigste Stück. Verhalten in hitzigen Krankheiten, in Absicht der Luft und Wärme. Vom Dunste der Ameisen.	390 403
Das zwey hundert neun und dreyßigste Stück. Verhalten in hitzigen Krankheiten, besonders in Blattern, in Absicht des Schlags. Gebrauch des Weindöls bey dem Bluthusten.	404 414
Das zwey hundert und vierzigste Stück. Verhalten in hitzigen Krankheiten, in Absicht der Speisen u. Getränke. Mittel zur Gebild in Krankheiten.	416 428
Das zwey hundert ein und vierzigste Stück. Verhalten in hitzigen Krankheiten, in Absicht der Schweißtreibenden, der Brech- und Purgirmittel. Ein merkwürdiger Wasserabscheß.	429 441
Das zwey hundert zwey und vierzigste Stück. Verhalten in hitzigen Krankheiten, bey der Genesung. Cur einer Kupfercolik mit Eßig.	442 453
Das zwey hundert drey und vierzigste Stück. Betrügereyen der Goldmacher.	454
Das zwey hundert vier und vierzigste Stück. Regeln bey dem Blutlassen zur Präservation.	465
Das zwey hundert fünf und vierzigste Stück. Regeln bey dem Purgiren zur Präservation.	477
Das zwey hundert sechs und vierzigste Stück. Cur der Bräune. Alter der Sichter durch die Moxa.	489 501
Das zwey hundert sieben und vierzigste Stück. Cur der Flüße und Catarrhen, insbesondre des catarrhali. Husten. Cur eines Skorpionstichs.	503 514
Das zwey hundert acht und vierzigste Stück. Cur der Epilepsie, im Anfalle. Entschuldigung der Vorurtheile des Volks in medicinischen Dingen.	516 528
Das	Das

Inhalt.

Das zwey hundert neun und vierzigste Stück.	
Cur der Epilepsie zwischen den Anfällen.	Seite 349
Daß die Stiche durch den Unterleib nicht immer tödtlich sind.	347
Das zwey hundert und fünfzigste Stück.	
Von der Verwandlung des Speisensafts in Blut, und vom Wachsthum und der Ernährung des menschlichen Körpers.	348
Von der Ambra in Wallfischen.	359
Unschädlichkeit der Skorpionstiche.	360
Das zwey hundert ein und fünfzigste Stück.	
Vom Gebrauche des Weins in hitzigen Krankheiten.	362
Nutzen der Haarseile zur Cur der Schwindlicht.	362
Von der trüglichen Wirkung des Baumols bey Nipernstichen.	371
Das zwey hundert zwey und fünfzigste Stück.	
Gazola, vom Mechanismus der Verdauung der Speisen.	372
Versuche mit der Polyzahn Senega.	382
Das zwey hundert drey und fünfzigste Stück.	
Cur der Durchfälle und der Gallenruhr, (Cholera Morbus.)	384
Von der Conepfirinde.	379
Das zwey hundert vier und fünfzigste Stück.	
Beschreibung der hitzigen, der faulenden und der bössartigen Fieber.	398
Das zwey hundert fünf und fünfzigste Stück.	
Cur der hitzigen und der faulenden Fieber.	616
Das zwey hundert sechs und fünfzigste Stück.	
Cur der bössartigen Fieber.	631
Klagen über den Ungehorsam der Kranken.	645
Das zwey hundert sieben und fünfzigste Stück.	
Geschichte der ordentlichen Blattern.	647
Das zwey hundert acht und fünfzigste Stück.	
Geschichte der bössartigen Blattern.	659
Beschreibung der Hungercur.	669
Das zwey hundert neun und fünfzigste Stück.	
Vertheidigung des Sitzes der Pleuresie in der Pleura.	671
Von der Glaserischen Blutwaage.	674
Gründe von der Wiederkunft der Fieberparoxysmen.	678
Einfluß der Erdbeden in den menschlichen Körper.	679
Von der Erziehung.	681
Das zwey hundert und sechszigste Stück.	
Erzählung von einer neuen Androis.	682



Der Arzt.

Eine medicinische

Wochenschrift.



Neunter Theil.





Der Arzt.

Zweihundert und neuntes Stück.



von Hagedorn.

Ist auch ein rauschend Glück von schweren Bürden frey?



In Platons Gespräche vom Gebete, der andre Alcibiades genannt, worin Socrates aufgeführt wird, der seinen Untergebenen, den Alcibiades, unterrichtet, wie er beten müsse, führt ihn dieser Weltweise erst zu Gemüthe, wie es möglich wäre, daß sich ein Mensch ein wahres Unglück erbitten könnte, und wie oft das Erbetene, wenn es die Götter ihm gäben, zu seinem Verderben gereichen würde; worauf er ihm, zum Muster seiner Andacht, ein kurzes Gebet anpreiset, welches ein griechischer Dichter zum Gebrauche seiner Freunde in folgenden Worten aufgesetzt hat:

O Jupiter, gieb uns alles, was uns gut ist, es mögen nun solche Sachen seyn, warum wir bitten, oder solche, warum wir nicht bitten; und wende von uns alles ab, was uns schädlich ist, wenn es gleich solche Sachen sind, warum wir bitten.

Ich werde dieses allgemeine Gebet bey'm Antritte des neuen Jahrs zum Wunsche für alle meine Leser erwählen; und ob ich gleich damit vielleicht unzähligen ihrer eignen Wünsche widerspreche, so hoffe ich doch, daß sie sich dabey am besten befinden sollen. Ein Mensch mag noch so sehr von seiner Vernunft und Einsicht eingenommen seyn, so wird er sich doch vieler Fälle erinnern können, wo er sein eignes Glück nicht verstanden, und sich sein Unglück gewünscht hat. Bey allen Progressen der Vernunft bemerkt man nicht, daß sich dieser Mangel verminderte; und man kann sicher voraus setzen, daß sie im Einzelnen noch nie ihre wahren Vortheile in ihrem ganzen Umfange erkannt hat.

Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, den sichersten Wunsch zu thun, indem man denselben nur auf den Besiz der Glücksgüter einschränkte. Socrates warnet schon seinen Schüler deswegen. Ein Mensch, sagt er, kann nicht nur alsdann sich selbst im Lichte stehn, wenn er um etwas bittet, wovon er weiß, daß es seiner Natur nach schädlich sey; wie Oedipus die Götter ersucht, Uneinigkeit unter seinen Söhnen zu stiften: sondern auch, wenn er etwas wünschet, wovon er glaubt, daß es ihm gut seyn würde. Dieses, fährt er fort, geschieht unter den Menschen nothwendiger Weise, weil die meisten durch Unwissenheit, Vorurtheile oder Leidenschaften verblendet sind, welche sie das zu sehen verhindern, was ihnen wirklich heilsam ist. Er fraget z. E. den Alcibiades, ob er nicht ungemein vergnügt seyn würde, wenn der Gott, welchen er anrufen wollte, ihm verspräche, ihn zum Herrn der ganzen Welt zu machen? Alcibiades antwortet ihm, daß er allerdings eine solche Versprechung als die größte Gewogenheit ansehen würde, die ihm nur erzeigt werden könnte. Drauf fragt ihn So-
crates,

crates, ob er sein Leben gern verlieren wollte, wann er diese große Gewogenheit erhalten hätte; oder, ob er sie annehmen wollte, wenn er gleich gewiß wüßte, daß er sie übel gebrauchen würde? Auf beyde Fragen antwortet Alcibiades mit Nein. Hierauf zeigt ihm Socrates, aus andrer Beispiele, wie dieses wahrscheinlicher Weise die Wirkungen eines solchen Glücks seyn könnten, und setzt hinzu, daß auch die andern vermeintlichen Arten des Glücks, z. E. einen Erben zu haben, oder die höchste Stelle im Staate zu bekleiden, eben dergleichen unglücklichen Folgen unterworfen wären. Dem ungeachtet, sagt er, streben doch die meisten Menschen darnach, und würden nicht unterlassen, darnum zu bitten, wenn sie nur dächten, daß sie es durch ihr Gebet erhalten könnten.

Je mehr man sich in diese Betrachtung einläßt, desto mehr wird man überzeugt, daß es eine der mislichsten Unternehmungen eines Menschen sey, sich sein selbst Glück zu erbiten, oder zu wünschen. Reichthümer, Ehre, Gesundheit, hohes Alter, Bequemlichkeit und Vergnügungen; kurz, alle Güter dieses Lebens können uns nicht glücklich machen, wenn nicht gewisse Bedingungen dabey sind, die ich nicht besser, als durch ein Gleichniß, beschreiben kann. Sie sind den Arzneyen ähnlich, die nur den Kranken dienen; denn aller Plunder des Glücks ist dem, der schon glücklich ist, überflüssig. Jene würden den Gesunden, und diese den Glückseligen verderben. Die weisesten Menschen, die dem Zustande der Glückseligkeit am nächsten gekommen waren, verachteten alle diese Geschenke des Glücks. Sie waren mit Vergnügen arm, und lachten des Ruhms. Sie entbehrten Gesundheit und Leben mit einer bewundernswürdigen Gleichgültigkeit, opferten dem Dienste der Welt ihre Bequemlichkeit auf, und predigten wider die Wollüste. Gleichwie aber die Arzneyen nicht alle Kranke und Krankheiten heilen, so machen auch die Glücksgüter nicht jeden Unglücklichen glücklich. Ein jedes Mittel wirkt für sein Uebel, und nach der Fähigkeit der Natur desjenigen, der es empfangt. So wenig eine schweißtreibende Arzney die Fehler
A 3 der

der Verdauung verbessert, so wenig kann der Reichtum einen jungen Jüngling retten, der sich nur durch die Hoffnung, alt zu werden, glücklich machen könnte; und, gleichwie eine Arznei, ob sie gleich wider den rechten Feind gerichtet ist, bey einem Menschen bald glücklich, bald unglücklich wirkt, nachdem sie von seiner einzelnen Natur angenommen wird; so wird auch ein Glücksgut, ob es gleich überhaupt dem wahren Glücksmangel einer einzelnen Person abhelfen könnte, dennoch seine Wirkungen bey mehreren so verschiedentlich aussern, daß es bey manchem die wahre Wohlfahrt, welche er sucht, dennoch nicht wieder herstellt. Nun stelle man sich einen Menschen vor, welcher gesonnen wäre, sein eigener Arzt zu werden. Er wird krank. Seine Empfindungen überzeugen ihn davon. Wo liegt aber der Grund seines Uebels? Tausend Nachforschungen machen ihm denselben noch nicht deutlich. Indessen findet er einen, welchen er für den wahrscheinlichsten hält. Dem wird der Krieg angekündigt. Wo sind nun die Waffen, ihn zu bestreiten? Die Reiche der Natur thun sich auf, und der Elende erblickt mit Erstaunen einen Vorrath von Hülfsmitteln, der unerschöpflich scheint. Welche Wahl ist für sein Uebel zu treffen? Er streckt die Hand aus, und ergreift ein Gift, das ihn tödten würde. Er legt es zurück, und wählt tausend andre Dinge mit einer Unentschlossenheit, die ihn endlich überführt, daß tausend neue Untersuchungen anzustellen sind, um erst das Mittel zu entdecken, das am wahrscheinlichsten seinem Mangel abhelfen wird. Nach allen diesen Bemühungen wird die Wahl getroffen. Aber auf welche Weise ist die Arznei zu gebrauchen? Nach welcher Zubereitung? in welcher Menge? bey welchem Verhalten? Neue Schwierigkeiten, die neue Proben erfordern! Nach dem allem wird noch immer mit Ungewißheit befestigt, daß dieses das Mittel, dies die Zubereitung, dieses die Dosis, und dies das Verhalten seyn soll. Es wird genommen, und der Erfolg trägt die Hoffnung. Es sind unendlich kleine Umstände übersehen, zu viel Unwissenheiten unerkannt, zu viel Irrthümer unerkannt und unverbessert geblieben; die Arznei ist genommen, sie hat gewirkt,

gewirkt, und das Uebel ist noch vorhanden; sie hat nicht gewirkt, und die Krankheit geht ihren Lauf fort.

Eben so geht es den Menschen, wenn sie ihr Glück suchen. Zu wenig kennen sie den wahren Grund und die Natur ihres Unglücks; zu wenig die Glücksgüter, die ihm abhelfen können; zu wenig die Art und Weise, sich ihrer zu bedienen; zu wenig sich selbst, und wie ihr eignes Herz dieselben annehmen wird; und

Im kurzen Aufenthalt

Des nimmer ruhigen und ungesättigten Lebens

Schnappt ihr betrogner Geist nach ächtem Gut vergebens.

Alle diese großen Schwierigkeiten haben zweyerley Arten von Leuten hervorgebracht, die ihre Lebenszeit bloß daran wenden, um sie zu studiren und zu überwinden. Sie sind die Drakel, welche der übrige Theil des menschlichen Geschlechts in diesen seinen Angelegenheiten zu Rathe zieht. Der Kranke ergiebt sich den Ärzten, der Unglückliche den Sittenlehrern. Beyde haben etwas vor denen voraus, die ihren Fleiß auf andre Dinge gewendet haben. Sie kennen die Naturen der Menschen, ihre Krankheiten und Arzneien; sie kennen die Beschaffenheit des Herzens; das Unglück, das es drückt, und die Mittel, ihm abzuhelfen, um so viel besser, daß es im Einzelnen, vergleichungsweise, viel ist; aber, ach leider! es ist im Ganzen noch immer zu wenig. Die unsern Leib und unser Gemüth studiren, müssen auf ewig daran verzweifeln, daß sie ganz zuverlässige Rathgeber werden könnten. Wir nennen sie Lehrer, in Absicht derer, die ganz unwissend sind; in Absicht dessen aber, was sie wissen müßten, um das Geschlecht gesund und glücklich zu machen, bleiben sie betrübt Schüler.

Bei dem allen können die übrigen, die noch weniger wissen, das Pflüchern nicht lassen. Man würde jeden Menschen, wenn er nur nicht etwan ein Robinson Crusoe wäre, für thöricht halten, wenn er, ohne das mindeste davon zu verstehen, sich selbst Kleider, Schuhe, Wohnung und Meubeln verfertigen wollte, ohne die Meister zu Rathe zu ziehn, die

diese Künste erlernt haben. Eben diese Lächerlichkeit aber verrichtet Jedermann sehr ernsthaft, wenn es auf wichtigere Dinge ankommt. Ein jeder curirt sich selbst, ein jeder wünscht sich glücklich. Was die Recepte den Kranken sind, das sind die Wünsche den Unglücklichen. Zu glücklich, wenn die, von Meisterhänden, diesen höchst schwierigen Absichten wohl angemessen sind. Aber, hilf Himmel! was läßt sich von denen hoffen, die von Leuten verfaßt werden, welche weder die Zwecke, noch Mittel, noch sich selbst verstehen? Welcher Kranke kann solchen Recepten, welcher Unglückliche solchen Wünschen trauen?

Socrates erkennt in dem obangeführten Gespräche, daß keine natürliche Weisheit jemals zureichend seyn könne, um uns auf unsern eignen wahren Vortheil auszuweisen, und daß wir um deswillen eines Lehrers bedürften, der uns in dem unterrichtete, was wir uns wünschen mußten. Allein, er selbst hatte uns schon den Knoten zerhauen, da er uns lehrte, so vernünftig zu wünschen, wie er that. Indem wir unsre Schicksale in die Hände der Gottheit stellen, und ihr gleichsam die Vollmacht erteilen, uns wider unsre eigne Wünsche glücklich zu machen, begeben wir uns der ganzen Sorge, welcher wir nicht gewachsen waren, weil wir den Vortheil erkannt und angenommen haben, sie einem untrüglichen Lehrmeister zu übergeben, dessen Kinder wir sind.

Wenn ich gleich sagen wollte, daß seit den Zeiten des Socrates die Menschen dies glückliche Mittel ergriffen hätten, sich aller Wünsche zu begeben, die nicht um das bitten, was uns, zu unserm wahren Besten, die Vorsicht von selbst und wider unsre Wünsche geben würde; so würde mich doch nur ein jeder, der sein eignes Herz fühlt, heimlich verlachen. Nein, nein! In seiner eignen Sache wird der Mensch nicht so bald klüger, weil dazu die Einsicht voraus gesetzt wird, daß er darin am wenigsten klug sey. Wer würde sich wol überreden lassen, daß ihn das, was er am sehnlichsten wünscht, wenn ers besäße, nicht glücklicher, ja vielleicht unglücklicher machen würde; und daß sein einziges wahres Glück darin bestünde, nie erhört zu werden, wann er bittet?

Wer

Wer würde von angebotenen Glücksgütern argwohnen, daß sie ihm sein Verderben bereiten würden, oder daß sie ihm wenigstens nichts werth wären? Der einzige würde dazu verständig seyn, der aus ganzem Herzen zu sich selbst sagen könnte: Ich bin unwissend, und kenne weder mich selbst, noch meine wahren Vortheile. Aber eben diese einzige Hürde verniß verdirbt alles, und macht die Menschen dem Helden im zinzinischen Märchen ähnlich, dessen langweilige Beszauberung und an einander hängendes Unglück bloß davon herrührte, weil er nie merkte, daß seine Nase zu lang war.

Gleichwol hätte man es aus den Erfahrungen aller Zeiten lernen können, wie schlecht sich die Leute verbessert haben, deren Wünsche erhört worden sind. Sie wurden den neugierigen Kranken gleich, die hundert Arzneyen probiren wollen, und denen sie der Arzt giebt, bloß um sie anlaufen zu lassen. Man wird in der Geschichte nicht leicht Beispiele von Leuten finden, die sich, nachdem sie alle Absichten ihrer Unternehmungen erreicht haben, für glücklich gehalten hätten. Hingegen winnelt sie von Beyspielen des Gegentheils. Nachdem der Kaiser Carl der Fünfte alle die Macht und Hoheit erreicht hatte, die der Zweck seiner großen Wünsche und Unternehmungen gewesen war, begab er sich ins Kloster, und entsagte dem Throne, weil er empfand, wie wenig er dadurch glücklicher geworden wäre; und gleichwol will man sagen, daß dieser Irrthum noch nicht sein letzter gewesen, sondern daß ihn auch dieser Versuch wieder gereuet habe. Ein Hiero, der die ganze Last und Gefahr der Regierung empfand; ein Antigonus, der sie eine edle Knechtschaft nannte, und hundert andre, waren Vorgänger seines Beyspiels gewesen, und eine Christina von Schweden ward das Nachbild seiner Reue. Ohne dem Märchen zu glauben, daß er, der dem Besitze der größten Schätze der Welt entsagt hatte, im Kloster sich in einen Beutel mit fünf hundert Thaler verließ, und denselben Tag und Nacht bey sich getragen, und öfters geküßt habe, kann man den Sinn der Geschichte vollkommen für wahr halten, daß der Besitz größrer Schätze oft weniger beglücke, als der geringern, und daß man im

Wünsche der Glücksgüter eben so gewiß die Dosis nicht zu groß machen dürfe, als in der Verordnung der Arzneien. Wie mancher, der im Mittelstande glücklich war, verdirbt alles, ruiniert sich, und wird elend, weil er dem unseligen Vorurtheile folgt, daß man sein Glück immer poußiren, und nie genug haben müsse, so lange man mehr haben kann. Er ist dem Kranken ähnlich, der von zweien Gran Opium genesen war; und weil er von einer so schönen Arznei nichts übrig lassen wollte, den ganzen übrigen Vorrath verschluckte, und sich damit todt curirte.

Es ist mit den übrigen Glücksgütern eben so beschaffen. Ich lasse mirs gefallen, daß man sie Güter nennt. Aber nur darum, weil sie es werden können, wenn man ihren Gebrauch versteht; wenn sie die rechte Natur treffen; wenn sie dem wahren Mangel unsrer Wohlfahrt abhelfen können: anders nicht. Durch die geschickte Anwendung werden sie erst dasjenige, was wir sie nennen. Aber wie wenig wir dieselbe verstehen, erhellet daraus, wie oft sie uns Uebel werden.

Wer hätte glauben sollen, daß Alexander der Große nicht glücklich geworden wäre, nachdem er den Ruhm erreicht hatte, alle Länder zu erobern, die er kannte. Denn

Der Ruhm war doch der Gott, für den er alles litte.

Welchem Menschen hatte es jemals das Schicksal leichter gemacht, sich zu begnügen, als ihm? Um aber zu beweisen, daß es ihn, anstatt dessen, nur unsinnig gemacht hatte, mußte er wünschen, auch noch im Monde Eroberungen machen zu können. So wirkt eine beruhigende Arznei, wenn sie in einem besondern Körper Convulsionen erregt; so wirkt ein stopfendes Mittel, das einen Blutsturz vermehret. Der Ruhm beglückt nur den, der sich mit ihm zu begnügen weiß. Für andre Naturen wirkt er unglücklich, und beglückt sie nie. Aber, ich bitte, welcher Grad des Ruhms hat je einen Ehrgeizigen begnügt? und ist daher nicht immer der seliger zu preisen,

Den sein gut Geschick
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke,
Der, was die Welt erhebt, verlacht?

Hätten

Hätten Alexander, Cäsar, Brutus, ja fast alle Heiden, deren Ende betrübt und Unglücks voll gewesen, ihre wahren Vortheile erkannt, so würde nimmermehr der Ruhm alle ihre Wünsche besetzt haben.

Noch mehr. Wer wollte nicht die angebohrne Gesundheit unter die Glücksgüter rechnen? Gleichwol pflegt sie nur den eine kurze Zeit zu beglücken, der sie verlohren hatte, wann er sie wieder erhält. Sie war, wie man sagt, dem Pabste Julius III. in seinen politischen Absichten hinderlich, der sie verstellte und auf diese muthwillige Weise verscherzte. Der Krieger, der sie dem Ruhme, und die Eitele, die sie dem Kigel, zu gefallen, aufopfert; der Gelehrte, der sie verstudiert; der Wollüstige, der sie verschwelgt, und der Lur der sie vermedicinirt, sind insgesammt deutliche Beyspiele von Leuten, die sich in ihrem Besitze gar nicht für glücklich genug halten. Unter allen Gütern ist sie vielleicht dasjenige, was man am liebsten leidet, aber auch dasjenige, wofür man das wenigste thut. Ohne sie entbehren zu wollen, kann sich doch niemand viel Mühe geben, sie zu erhalten. Ein Beweis, daß sie die Menschen weit weniger glücklich macht, wenn sie sie besitzen, als sie sie unglücklich macht, nachdem sie sie verlohren haben.

Das hohe Alter, ein Glück, das jedermann wünscht, wie wenig beglückt es den, der es erreicht!

Abstulit clarum cita mors Achillem,
Longa Tichonum minuit senectus!

Wie gern befreyt sich nicht ein Greis der *Requimaux* von dieser ihm so nichtswürdigen Glückseligkeit! Wie zufrieden läßt er sich von seinem Sohne den Hals zuschnüren, wenn er, bey'm Anblicke des Nordlichts, die Freunde der Seelen beneidet, die sich, seiner Meynung nach, dort oben am Firmamente lustig machen. Wer hört je den verlebten Greis sich seiner Glückseligkeit rühmen? Durch eine seltsame Wiedervergeltung beneidet er dem seine Jugend, der ihm sein Alter beneidet. Es sind mehr alte Leute mit dem Wunsche, früher gestorben zu seyn, als mit dem, länger

zu leben, aus der Welt gegangen; und wenn auch dieser Wunsch keinem ein Ernst war, so beweiset er doch, daß selbst das hohe Alter die Menschen nicht zufriedner macht, und daß sie oft ihr Glück nicht verstehen, wenn sie es wünschen.

Mit den Vergnügungen ist es nicht anders. Die Sättigung, die sie tödtet, und der Ueberdruß, der sie begleitet, vernichten für den, alles an ihnen, was Glückseligkeit ist, der sie erreicht hat. Wenn heut **Leander** zu **Elmiren** sagt:

Vom schweren Dienst der Eitelkeit,
Von theuren Freunden voller Neid,
Den Hefern unsrer Lebenszeit,
Eil ich den Freuden und der Ruh
An deinem vollen Busen zu. —
Und wollt ich einst von deinen Knien
Zum Hof, zum Sitz der Ehresacht fliehen,
Und wünsch ich mir ein höher Glück,
Als dieses Lächeln, diesen Blick;
So folge Quaal und Ungemach
Dem Meineid zur Bestrafung nach!
Sagt, ist der Mann nicht zu beneiden?
Doch dauern auch der Menschen Freuden?
Nachdem er sich noch was verweilt,
Und ihr den Abschiedskuß ertheilt,
Eilt er von seiner Herrscherin
Den Augenblick zur Hofstatt hin.

Dieses Beyspiel sey für alle! Von allen Wollüsten, die wir gewünscht haben, fliehen wir alle, die wir genossen haben, und von dem Augenblicke an, da wir sie kennen, nennen wir sie, wie **Salomon**, eitel. Es setzt keine Kunst mehr Einsichten und Vernunft zum Voraus, als die, sich unberuhen zu vergnügen; und da dieß in der Welt ein sehr seltenes Phänomenon ist, so beweiset auch dieses, wie wenig die Gabe, glücklich zu wünschen, ein Eigenthum der Menschen sey.

Dem listigsten Betrüger gelingt nicht so viel Betrug, als dem menschlichen Herzen gegen uns selbst. Es überrede uns von was es wolle, so überredet es uns doch nie von der

allzugroßen Unwissenheit in der Sache unsers Glücks, und durch diesen Vorbehalt hintergeht es uns allenthalben. Selbst in der Ruhe, selbst in der Hintansetzung aller Güter der Welt, die so geschickt zu seyn scheint uns glücklich zu machen, nachdem wir gesehen haben, wie wenig sie es selbst thun, läßt es uns nicht glücklich werden, wenn wir sie ohne genügsame Prüfung und Kenntniß unsrer selbst wählen. Die Einsamkeit, die Entschlagung von allem, was zur Welt gehört, ist die Freystadt und der Versammlungsort aller Invaliden der Luste. Nachdem sie die Welt ausgebraucht haben, und die Welt sie verbraucht hat, entschlipfen sie ihr und eilen ins Heiligthum der Ruhe. Hier glauben sie die Glückseligkeit zu finden; und in der Verkündigung der Ruhe empfängt sie der Müßiggang, und liefert sie dem häßlichen Gespenste, der langen Weile, in die Arme, die ihre Begierden völlig verzieht, und ganz sonderbar macht. Ein Mensch in der müßigen Ruhe ist einem Geprellten ähnlich, der seine Martern von andern geschäftigen Wesen bloß leidet; und diese sind seine Begierden. Niemand ist weniger glücklich als der müßige Einsiedler; und darum kann ich die Critik des Kaisers **Antonius** über den **Democritus** nicht genug loben, weil dieser Philosoph gesagt hatte, man müsse wenig thun, wenn man ruhig seyn wolle. Nein, antwortete **Antonin**; thue vielmehr alles, was du, als ein zum Nutzen deines Geschlechts Gebotener, thun mußt: denn das ist Zufriedenheit, wohl zu thun; hingegen wenig zu thun, ist Müßiggang. Ich habe in meinem 183sten Blatte ausführlich gezeigt, wie wenig unsre wahre Glückseligkeit in dem bestehe, was wir Ruhe nennen; und ist sehen wir, daß sie auch in dem Besitze aller Glücksgüter nicht zu finden sey. **Cleombrotus** bleibt uns hierinn ein unvergeßliches Beyspiel, von welchem zu **Cicerons** Zeiten die Grabchrift noch vorhanden war. Dieser Mensch hatte sich bloß aus der Ursache ersäuft, weil ihm in der Welt nie ein Unglück begegnet, und er des beständigen Glücks überdrüssig geworden war. Es muß wirklich im ununterbrochenen Genuße der Glücksgüter etwas ganz Unerträgliches seyn, weil

weil man viel mehr niedrige, arme und geringe Leute, als reiche und, so wie wir sagen, glückliche findet, die vergnügt leben. Ich lese im Bayle, daß das Beyspiel des Cleombrotus das einzige nicht sey, indem sowol auf der Insel Zia, als auch zu Marseille, vor Zeiten der Gebrauch gewesen, daß alte abgelebte Leute, nachdem sie der Obrigkeit die Ursachen angezeigt, Gift genommen, und sich damit selbst umgebracht, und daß sie dieses nicht nur alsdann gethan haben, wenn sie unglücklich, sondern auch, wenn sie sehr glücklich gewesen: weil sie im letztern Falle nicht Gefahr laufen wollen, wieder unglücklicher zu werden. Wenn also den Glücklichen im Besitze aller Glücksgüter nichts mehr unglücklich machen kann, so wird es sein Herz noch thun, das ihm die Sorge und die Furcht anzaubern wird, sein Glück wieder zu verlieren.

Läßt uns dieß alles zusammen nehmen, meine Leser. Welche Hoffnung bleibt uns noch übrig, durch alle unsre schlauesten Wünsche jemals glücklicher zu werden, als wir nun sind? Mir deucht, man muß in einer so verzweifelten Sache alle Weisheit aufheben; Gott bitten, daß er uns nie erhöhe, als wanns uns nützlich ist; und sich beruhigen, daß ers von je her schon so gethan hat.

Es ist das wahre Glück an keinen Stand gebunden:
Das Mittel, zum Genuß der schnellen Lebensstunden,
Das, was allein mit Recht beneidenswürdig heißt,
Ist die Zufriedenheit und ein gefester Geist.
Der ist des Weisen Theil. Die Nerven und die Stärke
Des männlichen Gemüths sind nicht des Zufalls Werks.

Mein Herr Arzt,

Bei dem bevorstehenden neuen Jahre kann ich nicht umhin, meine Schuldigkeit zu beobachten, und Ihnen dazu von ganzem Herzen Glück zu wünschen. Ich habe zwar nicht die Ehre, Sie weiter zu kennen, als aus Ihren Blättern; allein, da wir uns allen Glück zu wünschen schuldig sind, und ich hierin meinen Wit und mein Vergnügen suche, so habe ich auch an Ihnen versuchen wollen, wie mir der Einsinn glückte. Daher wünsche ich Ihnen hiernit, auf meine

muntre

muntre Art, mit einem Worte, den Besiz von allem, was Ihnen noch mangelt an Ihrer Glückseligkeit. Sind Sie unvermählt, so wünsche ich Ihnen eine Frau nach Ihrem Sinne; sind Sie unbeeckt, so wünsche ich Ihnen eine lange Reihe von Erben. Haben Sie keine Praxin, so erhalten Sie täglich fünfzig Patienten; fehlt es am Gelde, so stehen zehn tausend Markklüß aus der Lotterie zu Ihren Diensten; und ist Ihnen Bequemlichkeit nöthig, so wünsche ich Ihnen Kutsche und Pferde. Seyn Sie versichert, mein Herr, ob ich Ihnen gleich unbekannt bin, auch nichts für diesen Wunsch von Ihnen verlange, als daß er mir Ehre mache, daß ich nie aufhören werde, den Himmel zu bitten, damit er Sie aller dieser Glückseligkeiten, die ich Ihnen aufrichtig wünsche, theilhaftig mache. Ich bin, &c.

Perillus.

Antwort:

Mein Herr,

Lassen Sie dieß unterwegs, und bitten Sie den Himmel für jemand anders, als für mich, wenn Sie belieben. Ich verlange nicht alles, was mir mangelt; und Sie müssen den Leuten, die an Ihrem Wize keine Schuld haben, mit Ihren Wünschen nicht so heimlich nachstellen. Lassen Sie einen jeden glücklich seyn, wie ers ist; denn, wenn ich mit Ihnen verfahren wollte, wie Sie mit mir, so würde ich den Himmel bitten, daß er Sie von Ihrem Wize betrete, und so könnte man einander von beyden Seiten viel Tort thun.

Der Arzt.



Zwey hundert und zehntes Stück.



von Haller.

— — — — —
Wem ist der Leib bewußt?

Sag an, was fehlt daran zur Nugsbarkeit? —

Wenn wir die Thiere sehr künstliche Handlungen verrichten sehen, welche ganz offenbar auf einen gewissen Zweck abzielen, der entweder ihre Erhaltung, oder ihre Fort-

Fortpflanzung, oder Bertheidigung betrifft: so können wir uns kaum einbilden, daß sie dieselben durch einen bloßen Mechanismus, oder durch gewisse Triebe, worüber sie selbst nicht reflectiren, bewerkstelligen sollten; und der vortreffliche Herr Professor Reimarus hat alle Mühe anwenden müssen, um es einer Menge gelehrter Philosophen aus dem Sinne zu reden, daß sie hierzu Vernunft nöthig hätten. Gleichwol ist der Mensch selbst ein vollständiger Beweis von dieser Sache, woraus wir noch zum Ueberflus sehen, daß auch sogar die Vernunft selbst, wenn sie die Thiere gleich erhielten, dieselben von der Art und Weise, wie? und von den Absichten, warum sie diese künstlichen Handlungen verrichten? nicht viel besser unterrichten würde. Wir nehmen täglich eine gewisse Menge Nahrungsmittel zu uns, weil uns ein Trieb zur Erhaltung dazu reizt; wir tractiren diese Speisen im Munde, so, wie sichs gehört, daß sie zum Schlunde gebracht werden können; wir zerdrücken, zermalmen, verdünnen und vermischen sie mit Speichel, um sie zur Verdauung im Magen vorzubereiten; wir verschließen das Kehldectlein über der Luftröhre, damit nichts davon in die Lunge falle; wir führen sie hinter der Brust hinab in den Unterleib; wir bereiten sie im Magen auf die künstlichste Weise zu, verwandeln sie daselbst in eine nahrhafte Milch, scheiden sie von dem Unreinen, welches wir bald aus dem Körper wieder her austreiben, führen den Milchsaft in die Adern, verwandeln ihn in Blut, gebrauchen dasselbe zur Ernährung und zum Wachstume unsers Körpers und zu tausend andern Absichten, und jagen das Abgenutzte durch Schweiß und Urin, und in viel andern Gestalten wieder fort. Dieses ganze erstaunliche Kunststück vollführen wir auf eben die Weise, wie die Andros des Albertus Magnus zukünftige Dinge vorhersagte, ohne selbst das geringste davon zu verstehen. Lange vor der Vernunft machen die Kinder dieß Meisterstück; nach dem Verluste derselben bewerkstelligt es der Unsinigste mit gleicher Geschicklichkeit, als der vernünftigste Mensch; und Millionen von diesen letztern haben in ihrem ganzen Leben wol nicht daran gedacht, um wel-

cher

cher Absicht willen sie speisen, und was aus den Nahrungsmitteln weiter werde, die ihnen im Munde verschwinden, und wovon sie nicht wissen, wo sie hinkommen? Wir sind hierum den Thieren so vollkommen ähnlich, daß wir nie einen Gran Vernunft dazu bedurft hätten, um uns aufs allervollkommenste zu ernähren. Alles, was uns die Vernunft hierum vor ihnen vorausgegeben hat, besteht darin, daß wir aus Beobachtungen wissen, daß wir solche natürliche Geschicklichkeiten besitzen, über ihren Zusammenhang, nach den uns bekannten physikalischen Grundsätzen urtheilen, wie es ein Jeder fürs wahrscheinlichste hält; und, wenn wir nicht bloß gelehrt, sondern auch vernünftig dabey sind, zugleich einsehen, daß sich noch vieles aus den uns bekannten physikalischen Gesetzen nicht erklären lasse, und für uns vielleicht ein ewiges Geheimniß bleiben werde. Alles dieses hat gar keinen Zusammenhang mit der Geschicklichkeit selbst; wie ich allein daraus un widersprechlich beweisen kann, daß Aerzte, die eine ganz falsche Theorie vom Mechanismo der Verdauung haben, eben so gut verdauen, als ein Bauer, der es nicht einmal weiß, daß er verdauet.

Ich will diese Untersuchung nicht ausführen. Allein, es war natürlich, daran zu denken, weil ich mir vorgesetzt hatte, meinen Lesern heute einen Begriff von dieser erstaunlichen Geschicklichkeit aller Thiere, jede Art von Speisen in die Art ihres Körpers zu verwandeln, zu machen. Das meiste, was wir davon zuverlässig wissen, sind historische Sachen, aber vieles bleibt uns noch verborgen; wenigstens sind die Gelehrten darüber noch uneinig. Auch dieses brauchten wir nicht einmal zu wissen, um gut zu verdauen; wie ich schon gesagt habe. Allein, es ist doch ein Vergnügen, es zu erfahren; und dieß Vergnügen ist nicht ohne Unterriht. Ich hoffe, daß meine Leser, nach der Durchlesung dieses Blattes, beydes erkennen werden.

Viele halten den Speichel für eine unnütze Feuchtigkeit, welche sich nur darum im Munde versammelte, daß sie ausgeworfen werden sollte. Allein, man hat gefunden, daß er eine Feuchtigkeit sey, welche nach Art der Seifen wirkt, indem

Der Arzt. IX. Theil. Berth. Ausg.



indem sie die Kraft besitzt, bligte und wässrige Theile mit einander zu verbinden; und ein Saft von dieser Art ist uns zur Verdaunung der Speisen sehr nöthig. Wir genießen mancherley Nahrungsmittel von verschiedenen Bestandtheilen; und wenn diese insgesammt in die Art unsers Körpers verwandelt werden sollen, so müssen sie in eine besondre Mischung gesetzt werden, welche sie den natürlichen Säften unsers Körpers ähnlich macht. Auf welche Weise könnte dieser Zweck wohl besser erhalten werden, als daß die Natur auf allen Wegen, die die Speisen gehn müssen, ehe sie in unser Blut gelangen, gewisse Maschinen anlegte, welche aus unserm eignen Blute mancherley flüssige Materien absonderten, die schon der Natur unsers Körpers gemäß waren, und daß diese Maschinen ihre Säfte unaufhörlich mit den neuen Speisen vermischen mußten, bis sie zur Vollkommenheit ihrer Verwandlung gelangt waren. Schon im Munde selbst fängt sich diese Verwandlung an. Ausser einer Menge kleiner Drüsen im Munde, die ihre Feuchtigkeiten in denselben ergießen, hat die Natur hinter den Ohren zwei große Speicheldrüsen angebracht, welche stets einen Vorrath von Speichel aus dem Blute absondern. Diese Drüsen sind mit einem Canale versehen, der unsre Wangen durchbohrt, und sich in die Höhle des Mundes eröffnet. So bald ein schwachhafter Körper die Nerven der Zunge berührt, oder so bald wir bey'm Käuen der Speisen die Kinnladen bewegen, werden diese Drüsen gedrückt und gereizt, ihren vorrätigen Speichel durch die gedachten Canäle in den Mund zu ergießen. Die Zunge, die Muskeln der Wangen, die Zähne, alles tritt zusammen, um die neuen Speisen mit diesem Speichel durch zu arbeiten, und sie im Munde schon in einen groben Brey zu verwandeln, welcher mit Säften, die unsrer Natur ähnlich sind, reichlich angefüllt ist, ehe er zum Magen gelangt. Dieser Brey wird von uns in den Schlund gepreßt; und dies ist die letzte Handlung, die wir gewisser massen willkürlich an der Verwandlung der Speisen verrichten: denn alles übrige geschieht ohne unser Wissen, ja wider unsern Willen, ohne daß wir es hindern

hindern könnten, wenn wir auch gleich wollten. So bald ein Bissen in den Schlund gebracht ist, so preßt ihn derselbe, mittelst seines ihm eignen Mechanismus, in den Magen; denn vermöge seiner eignen Schwere würde er nicht dahin gelangen. Ein Mensch, der auf dem Kopfe steht, kann ein Glas Wein austrinken, und bringt es, so bald er geschluckt hat, eben so leicht zum Magen, als wenn er aufrecht stünde, obgleich in diesem Falle die Schwere der Speisen vielmehr zum Gegentheile etwas beyschaffen müßte. Die Fäserchen des Schlundes sind so gebauet, daß er einen Bissen gewissermaßen fortschraubt; und der ganze Schlund ist mit einer Flüssigkeit, aus kleinen Drüsen, benetzt, welche die Speisen, indem sie hindurchbringen, abwischen, und mit sich vereinigen, so daß sie auch auf diesem Wege schon mehr in die Art unsers Körpers verwandelt werden. Aus diesem Schlauche, welcher hinten in der Brust niedersteigt, und das Quersfell, welches die Brust vom Unterleibe scheidet, durchbringt, gehen die Speisen in den Magen, der unter der Brust, von der linken Seite her nach der rechten hin, liegt. Man könnte ihn einen erweiterten Schlund nennen, in dessen geräumiger Höhle die Speisen so lange verweilen, bis sie darinn größtentheils aufgelöst, zermalmet und in einen dünnen Milchbrey verwandelt worden sind, welcher alsdann, zu seiner völligen Ausarbeitung, der langen Reihe von Gedärmen überliefert wird, die nicht anders als ein verlängerter und verengter Magen betrachtet werden müssen.

Die Gewalt der erwärmten Luft und der Dünste in dem verschlossenen Magen, die Menge des Flüssigen, welches die Oeffnungen der kleinsten Pulsadern in ihn hineinhauchen, eine beständige wechselseitige Bewegung und Pressung des Magens, theils von seinen eignen Fäserchen, die ihn unaufhörlich bald zusammenziehen, bald ausdehnen, theils von dem Klopfen seiner Pulsadern, theils von der Bewegung des Quersfells, der Bauchmuskeln und der übrigen benachbarten Theile, und endlich auch der stete Zufluß des Speichels von oben, tragen insgesammt etwas zur völligen

Auflösung und Verdünnung der Speisen im Magen bey. Gleichwol darf man nicht glauben, daß die Verdauung im Magen bey allen Thieren auf einerley Weise bewerkstelligt werde. Die vorigen Aerzte haben viel darüber gestritten, ob der Magen dies große Werk durch ein Zerreiben der Speisen, oder ob es die in ihm enthaltenen Säfte durch eine gewisse Art der Auflösung verrichten? Der berühmte Herr von Reaumur hat uns zuerst, durch sehr sinnreiche Versuche, bewiesen, daß die Verdauung in verschiedenen Thieren bald auf diese, bald auf jene Weise bewerkstelligt werde; und ich kann meinen Lesern in dieser Sache kein besseres Licht geben, als wenn ich ihnen einige seiner Beobachtungen erzähle.

Einige Thiere haben einen dicken, fleischigten Magen, von festem Gewebe, wiez. E. die Hühner, Tauben, u. s. w. Bey andern ist er weit rind dünne, und gleicht einem häutigen Schlauche; wie beynt Menschen, und den meisten vierfüßigen Thieren. Noch andre Thiere haben beyderley Magen, die man durch die Benennung des Kropfs und Magens unterscheidet. Die dicken fleischigten Magen verdauen durch eine zerreibende Kraft, und gleichen in ihrer Arbeit den Mühlsteinen, welche die festesten Körper zermalmen. Diesen dient das Flüssige desselben nur zur Verdünnung der Speisen: aber es löst sie nicht eigentlich auf. Hühner, Enten und Kalikuten zerreiben leicht dünne gläserne Kugeln in ihrem Magen zu Staube. Herr von Reaumur gab ihnen kurze hohle Glasröhren zu fressen, und fand dieselben nach vier und zwanzig Stunden im Magen mehrentheils von einander gespalten, als ob sie mit einem Reile von einander getrieben worden wären. Einige kleine Steinchen an ihren Öffnungen, welche die Gewalt des Magens in sie hinein getrieben, hatten hierbey statt der Reile gewirkt. Ein auflösendes Mittel hätte sie unmöglich in zwei Rinnen auseinander sprengen können.

Kleine Röhren von Eisenbleche widerstanden der Gewalt des Magens nicht besser, sondern wurden mehrentheils ganz platt zusammengedrückt gefunden, oder waren gar auseinander

ander gerollt. Bey dieser erstaunlichen Gewalt des Magens kann man sich nicht mehr wundern, daß Vögel, von solchen Mägen, Steine, Sand und harte Kerne, daß der Strauß so gar Eisen, und ein Kalikute vier und zwanzig wälsche Klöße, welche man ihm nach und nach in den Kropf steckt, in wenig Stunden zermalmt und verdauet.

Der Herr von Reaumur brachte einem Kalikuten eine stärkere bleyerne Röhre bey, welche sein Magen nicht zerdrücken konnte. Er steckte Gerstenkörner in dieselbe, um zu sehen, ob eine auflösende Feuchtigkeit im Magen dieselben verdauen würde, wenn sie vor der Gewalt seines Drucks in den offenen Röhren sicher lägen. Allein, nach 24 Stunden fand er dieselben unverändert, und von der Feuchtigkeit nur ein wenig aufgequollen, in den Röhren wieder. Eine Ente, die eine so gute Gabe hat, Fleisch zu verdauen, daß eine in kurzer Zeit elf andre in Stücken zerschnittene Enten, die man ihr vorwarf, völlig verzehrte und verdauete, behält ein kleines Stück Ochsenfleisch in einer bleyernen Röhre ganz unverändert bey sich. Es kann also im Magen dieser Thiere unmöglich ein auflösender Saft, welcher die Speisen zerstörte, die Verdauung bewerkstelligen; obgleich nicht zu leugnen ist, daß ihr Magensaft zur Verdünnung der zermalnten Speisen nöthig seyn müsse.

Damit man aber aus diesen Versuchen nicht schließe, daß jede Verdauung durch ein gewaltsames Reiben des Magens verrichtet werde, so muß man auch andre wissen, welche der Herr von Reaumur mit Thieren, die keinen fleischigten, sondern einen häutigen Magen haben, angestellt hat. Von dieser letztern Art sind die Magen der Raubvögel, welche nur Fleisch fressen, und keine vegetabilischen Speisen verdauen, und die auch alles, was ihr Magen in einer Periode der Verdauung nicht überwältigen kann, durch ein freywilliges Erbrechen wieder von sich geben. Einem solchen Raubvogel wurden kleine offene Röhren von Eisenbleche, die sich leicht zerdrücken ließen, beygebracht, und er brach sie nach 24 Stunden unzerdrückt und unversehrt wieder von sich. Ein Kalikute würde sie leicht zermalmt haben. Der

Herr von Reaumur machte über die beyden Oeffnungen der Röhren ein Gitter von Zwirn, welchen diese Vögel, weil er etwas vegetabilisches ist, nicht verdauen. In diese vergitterten Röhren, wohinein der Magensaft treten konnte, steckte er Fleisch, damit es nicht herausfiel. Das Thier behielt sie 24 Stunden bey sich, und brach sie von sich, ohne daß das zwirne Gitter im geringsten verschoben oder aufgelöst worden wäre. Allein das Fleisch in der Röhre war in einen weichen weißgrauen Brey verwandelt worden, bis ungefähr an die Mitte der Röhre, wo es noch etwas röthlich, fest und unverdauet war. Diese Versuche wurden oft, und immer mit gleichem Erfolge wiederholt. Das Fleisch war keinesweges versauert, sondern noch schwach, ohne zu stinken. Es wurden Knochen in die Röhren gesteckt, welche nach 24 Stunden so verzehrt waren, daß man, außer ein wenig Gallert, keine Spur mehr von ihnen entdeckte. Die allerhärtesten Knochen verschwanden auf diese Weise im Magen des Raubvogels, ohne daß dessen Druck und Reiben dazu das geringste hätte beitragen können. Wenn in diese Röhren vegetabilische Sachen, z. E. Gersten- oder Weizenkörner gesteckt wurden, so blieben sie unverzehrt; und ein Stück Brodtrinde selbst war nur darin weich, aber nicht in Brey verwandelt worden. Ein Stück von einer reifen Birn kam, nach einem vier und zwanzigstündigen Aufenthalte im Magen des Raubvogels, ohne weitere Veränderung wieder, als daß es ein wenig weicher geworden war; wozu aber die feuchte Wärme des Orts das meiste beyzutragen haben konnte.

Aus allen diesen Versuchen erhellet unwidersprechlich, daß ein jeder Magen auf seine ihm eigene Art verdaue; daß die Verdauung bey Thieren mit fleischigten Magen hauptsächlich durch die zerreibende Kraft seiner Fleischfäserchen, bey Thieren mit häutigem Magen hingegen mehr durch einen besondern auflösenden Saft bewerkstelligt werde; daß dieser Magensaft bey manchen Thieren nur gewisse Arten von Speisen auflöse, andre aber unberührt lasse; und daß der Trieb dieser Thiere, ihr Futter zu wählen, diesen auflösenden

Kraft

Kraft ihres Magensafts, ohne ihr Wissen, gemäß eingerichtet worden sey; wie auch daß eben dieser Magensaft in andern Thieren die ganz entgegengesetzte Art von Speisen, als bey andern, und daß er in manchen, wohin die Menschen gehören, fast alle einander entgegengesetzte Arten gleich gut verdaue und auflöse.

In diesen einzigen Beobachtungen liegen Geheimnisse verborgen, wovon wir bis ist mit aller unser Vernunft und medicinischen Einsicht, nichts als das Daseyn begreifen. Vermuthlich verdauet der Mensch, dessen Magen häutig ist, durch einen solchen auflösenden Magensaft, ohne daß seine zerreibende Kraft dazu das hauptsächlichste beynahme. Dieser verdauende Saft kann nirgends anderswo herkommen, als aus seinem eignen Blute; und diese Eigenschaft kennt noch niemand. Ich halte die Schwierigkeit, welche *Valisnieri* bey der Theorie der Verdauung durchs Zerreiben, und *Pitkarn* bey der durch einen auflösenden Saft, gemacht hat, warum nämlich bey jener der Magen nicht selbst mit zerrieben, bey dieser aber nicht selbst von seinem eignen Magensaft aufgelöst und verdauet werde, für nicht so leicht zu entscheiden, als es sich viele Theoristen eingebildet haben; denn wir sehen an den Krebsen, daß wirklich so etwas möglich sey, und in der That verdauet ein Raubvogel, oder eine Ente, den rohen Magen eines andern Thieres von seiner Gattung mit leichter Mühe; ein Umstand, an welchen der gelehrte Herr *Samberger* bey der Widerlegung des *Pitkarns*, in seiner Physiologie, nicht gedacht haben muß. Ich begreiffe auch, nach allem Vorigen, nicht, wie unsre Theoristen so zuverlässig aus physikalischen Gründen erklären können, welche Arten von Speisen unsrer Natur und unsern Verdauungskräften am gemähesten, und welche Arzneyen am geschicktesten sind, den verschiedenen Fehlern der Verdauung abzuhefen. Ich sehe ein, daß man ohne Grund Suppen und weiche Speisen für leicht, und harte und grobe für schwer verdaulich halte, da unser Magen sie nicht durch das Zermalnen, sondern durch Säfte verdauet, von welchen wir nichts weniger behaupten können, als daß sie

flüssige und weiche Körper leichter, als harte und feste auflösen und verwandeln sollten. Vielmehr scheint in vielen Fällen das Gegentheil zu erhellen, und wenigstens weiß ich aus vielfältigen Beobachtungen, daß Hypochondristen und Vaporeusen, denen Thee, Suppen und Tricasse, wie Gifte bekommen, oft Schinken, Mettwurst, Hering und Stockfisch und alle harte Speisen aufs beste vertragen. Man wird finden, daß harte und grobe Kost eigentlich nicht denen, die schwach verdauen, sondern nur denen schade die weichleibig seyn müssen, gleichwie Suppen und weiche Kost eigentlich nicht denen, die stark verdauen, sondern nur denen schädlich werden, die allzuweichleibig sind. Daher habe ich jederzeit geglaubt, daß man sich in allen diesen Dingen weit mehr an Erfahrungen, als an physikalische Gründe halten müsse; und wenn dieses von solchen Arzneyen schon wahr ist, die fast unmittelbar an den Ort gehen, wohin sie bestimmt sind, was soll man von denen sagen, die erst die Verdauung überstehn müssen, ehe sie dahin gelangen? Jedoch ich muß in meine Ordnung zurück kehren.

Die Speisen werden in unserm Magen, es sey durch welche Kraft es wolle, in einen weißgrauen Brey verwandelt, der, wenn er hinlänglich verdünnt worden ist, aus ihm in das erste Gedärm übergeht, welches, seiner Ausmündung nach, der Zwölffingerdarm heißt. In diesem häutigen Schlauche gehen mit dem Breye neue Verwandlungen vor. Es kommen Canäle aus der Leber, und aus einer Kropfen unter dem Magen liegenden Drüse, welche die Gekrösdrüse heißt, die sich in dieses Gedärm eröffnen, und den Speisen die Galle und den Gekrösdrüsen saft beymischen. Außerdem sind eine Menge andrer Drüsen in den Gedärmen vorhanden, welche ihre Flüssigkeit zu gleicher Vermischung freygebig darbieten, und welche insgesammt einen dem Speichel ähnlichen Saft aus dem Blute absondern. Die Galle selbst hat die Natur einer Seife, und ist ein wahrer Verdauungssaft, welcher nie schädlich wird, außer wenn er sich entweder zu häufig ergießt, oder in den Verdauungswegen verdirbt, oder im Blute zurückbleibt. Man

würde

würde zu viel von mir fordern, wenn ich sagen sollte, warum so vielerley Gäfte zur Verdauung der Speisen nöthig wären, und was deren jeder eigentlich dazu beytrage? Es kann seyn, daß es einige meiner Amtsbrüder wissen; aber ich, ich will es Niemanden verrathen.

Im Zwölffingerdarme muß ohne Zweifel das Werk der Verdauung größtentheils vollendet werden. Der Milchbrey wird darinn so sehr verdünnet, durchgekocht und gereinigt, daß er zum Theil in einen flüssigen Milchsaft verwandelt wird, welcher schon hier, noch vielmehr aber in dem nächstfolgenden weiten und faltigen Gedärme, in das er übergeht, von einer unendlichen Menge kleiner Oeffnungen, die in der inwendigen Haut der Gedärme zu sehen sind, eingesogen wird, um dem Blute zugeführt zu werden. Inzwischen ist auch in diesem zweyten Gedärme des Verdünnens noch kein Ende; denn es vermischen sich mit dem Milchsaft noch immer die Flüssigkeiten vieler Drüsen, und des hineindampfenden Hauches der Adern. Das dritte Gedärm fährt fort, sowol den Milchsaft zu verdünnen, als ihn an sich zu saugen; und alles, was diese kleinen saugenden Oeffnungen der Gedärmhäute vom verdaueten Speisesaft in sich ziehen, geht durch sie hindurch in viele kleine Milchadern, die, außerhalb den Gedärmen, in einer dünnen Haut, welche auswendig an ihnen befestigt ist, zahlreich herum kriechen, und worinn man, nach der Verdauung, den weißen Milchsaft häufig strömen sehn kann. Auch in diesen kleinen Milchadern besagter Haut, welche das Gekröse genennet wird, wird der verdauete Milchsaft wahrscheinlicher Weise noch mehr verdünnt; denn man bemerkt, daß die Milchadern auf ihrem Wege im Gekröse zwey und drey mal auf gewisse sogenannte Gekrösdrüsen stoßen, und daß sie stets einen größern Durchschnitt haben, als zuvor, wenn sie hinter diesen Drüsen wieder hervorkommen, um ihren Weg fortzusetzen. Wahrscheinlicher Weise, sage ich, ergießen also diese Drüsen ihren Saft noch in die Nahrungsmilch aus den Speisen, die durch sie hindurchgeht, wie solches Herr Samberger vermuthet; und selbst da, wo sich alle Milch-

B 5

adern

adern zuletzt in ein gemeinschaftliches Behältniß ergießen, sind noch immer neue Zugüsse von Säften unsers Körpers, so daß kein Tropfen Speisesaft in unser Blut zu gelangen scheint, dessen meiste Theile nicht wirklich von unsern eignen Säften wären.

Der Sammelplatz der Milchadern ist ein häutiges Behältniß hinten im Rücken bey'm Anfange der Lendenwirbelbeine, welches nachher, wie die Röhre eines Wetterglases aus ihrer Kugel, in Gestalt eines Canals, der sich aber weiter hin in mehrere, die oft wieder zusammen stoßen, vertheilt, in der Brust in die Höhe steigt, und mit vielen Fallen versehen ist. In diesem Brustgange steigt der Milchsaft aus dem Behältnisse auf; und dies ist sein letzter Weg zum Blute. Denn es eröffnet sich endlich dieser Milchgang oben auf der linken Seite der Brust in eine Blutader, und dieses zwar vermittelt einer beweglichen Klappe, welche so angelegt ist, daß sie das vorbeilaufende Blut zu drückt, und den Milchgang verschließt; daher die Gewalt, womit der zuströmende Milchsaft aus diesem Canale ins Blut dringt, stets größer seyn muß, als die Gewalt des in dieser Ader laufenden Bluts. Solchergestalt verhindert der zuströmende Milchsaft, durch seine größte Gewalt, daß nicht das Blut in den Brustgang trete; welchen Dienst sonst auch viele von der besagten Falle vermuthet haben, worin ihnen aber insbesondre der berühmte Wedel widersprochen hat.

Ich habe nunmehr den aus den Speisen verdauneten Nahrungsaft ins Blut gebracht, mit welchem er sich immer nach und nach in kleinen Portionen vermischt, und so nach dem Herzen, und von da durch alle Adern unsers Körpers fließt. In dieser Vermischung verliert er bald seine Milchfarbe, und verwandelt sich in denjenigen rothen klebrigen Saft, welchen wir Blut nennen. Diese große Verwandlung wird durch die Kraft andrer Eingeweide unsers Körpers bewerkstelligt, wovon ich hier nichts sagen darf, weil es eine besondere Abhandlung erfordert, die ich zu andrer Zeit liefern werde. (S. das 252ste Bl.)

Man

Man begreift leicht, daß bey aller Veränderung der Speisen in den Verdauungswegen, dennoch einige widerspenstige Theile zurück bleiben müssen, die sich durch keine Kraft der Verdauung in einen so dünnen Saft verwandeln lassen, welcher fähig wäre, in die zarten Röhren der Milchadern zu bringen. Was soll aus diesen gröbern Ueberbleibseln der Speisen werden? Im Magen waren sie noch in dem allgemeinen Teige enthalten, der in den Zwölffingerdarm überging. In diesem und in dem zweiten Gedärme ward der flüssige Theil dieses Breyes so sehr verdünnt, daß er sich in die durstigen Mündungen der Milchadern einsaugen ließ, und die übrige Masse ward also des größten Theils ihrer Flüssigkeit beraubt. Im dritten Gedärme währte dieses Ausfangen noch fort, und der Ueberrest des Breyes ward dicker. Hier habe ich denselben oben verlassen, um dem Laufe des Milchsafts bis ins Blut nachzuspüren. Ist aber müssen wir zusehn, wo er bleibe.

Die Gedärme haben eine beständige wurmförmige oder sich windende Bewegung, die im natürlichen Zustande vom Magen an niedwärts steigt, und alles Beste, was in ihnen steckt, gemächlich vor sich her unterwärts drückt. Durch die Kraft dieser Bewegung war der mit dem Milchsaft vermischte dünnere Brey bis zum dritten Gedärme gebracht worden, und eben dieselbe treibt ihn nun, wiewol viel dicker und bester, ins vierte, fünfte, und sechste. Diese drey letzten Gedärme sind dicker von Häuten, als die drey erstern; und man sieht nur wenige Milchadern an ihnen hängen, welche noch etwas Flüssiges aus der gröbern Masse heraus sammeln. Wenn die Speisen bis hierher gelangen, so sind sie so sehr verwandelt, als es durch die Verdauungskräfte möglich ist; und es läßt sich leicht erachten, daß, nach ihrer Verschiedenheit, diese Verwandlung vollständiger oder mangelhafter, geschwinder oder langsamer vollendet werde. An einem Menschen, der nach einer Bauchwunde viele Jahre lang einen aus dem Leibe heraus hängenden Darm getragen, hat man Gelegenheit gehabt, einige Beobachtungen hierüber anzustellen, die in den Schriften der A. N. C. erzählt sind.

„Wenig

„Wenig Fleisch und Semmelbrod gingen in neun bis zehn Stunden, verändert ab; Roggenbrod etwas später. Obst und Hülsenfrüchte kamen in zwei Stunden fast unverändert, und mit dem Rothe unvermischt heraus; Butter und fette Sachen blieben am längsten zurück, und gingen erst in zwei oder drei Tagen durch. Bier ging gleich wieder nach und nach fort, wenn nichts sonst dabei genossen worden war. Man muß aber auch bedenken, daß dieses alles bey verschiedenen Personen nach dem Maasse ihrer Verdauungskräfte verschieden sey, und daß sich also aus dergleichen Bemerkungen wenig schließen lasse. Wenn nun solchergestalt die fast trocken gewordenen gröbsten Ueberreste der Speisen bis an den Ausgang des letzten Gedärms gekommen sind; so würden sie daselbst einen langsamen und fertigen Ausgang finden, der allen Thieren höchst beschwerlich wäre, wenn nicht die Natur diese Deffnung mit einem Muskel umgeben hätte, der sie verschließt. Daher sammeln sich die Ueberreste einer jeden Verdauung nach und nach im letzten Gedärme, und verweilen daselbst so lange, bis ihr Druck, und die davon herrührende Ausdehnung, eine unangenehme Empfindung verursacht, welche uns nöthigt, die Gewalt des Muskels, der die Gedärme verschließt, durch Gegengewalt zu überwinden. Dieses geschieht, indem wir die Lunge voll Luft ziehen, und sie zurück behalten, damit das Zwerchfell von oben auf die Gedärme drücke, und indem wir zugleich die Muskeln des Unterleibes zusammen ziehen, um auch die Gedärme in ihren Umfang zusammen zu pressen. Dieser Druck entscheidet die Sache, und wir entledigen uns dessen, was von den Speisen nicht für unsre Natur war, auf dem Wege, den wir alle müssen.

So einfältig diese ganze Vorstellung des künstlichen Mechanismus der Verdauung ist, so enthält sie doch gewiß den größten Theil dessen, was wir davon mit Zuverlässigkeit wissen. Außerdem ist sie einem jeden, der kein Arzneigeschreyer seyn will, hinlänglich, um von einer Menge Unfunden, die die Verdauung betreffen, mit einer richtigen und nicht allzu mangelhaften Einsicht zu urtheilen. Die meisten Menschen

Menschen, ausser den Aerzten, sind in der Wissenschaft der Struktur und der Berrichtungen ihrer Eingeweide allzu unwissend, weil sie sich einbilden, daß sie davon gar keinen hinlänglichen Begriff erhalten könnten, ohne von Profession gelehrt zu seyn. Da ihnen diese Unwissenheit nicht rühmlich, hingegen in vielen hundert Fällen schädlich ist, so werde ich mich bemühen, nach und nach alle übrige Haupttheile unsers Mechanismus auf eine ähnliche Weise, wie hier die Lehre von der Verdauung, mit Vorbeygehung aller Schwierigkeiten, und mit Hintansetzung aller gelehrten Erklärungsarten und Streitigkeiten, nur einfältig, deutlich, und so viel man der Beobachtung trauen kann, wahr vorzutragen. Sollten gelehrte Aerzte

Mit einem Aug, das Kunst und Weisheit schärfen,

hin und wieder etwas in solchen Aufsätzen finden, das sie besser einzusehn glauben, so bitte ich sie, wenigstens nicht allemal zu schließen, daß es mir unbekannt gewesen wäre, wenn sie eine Absicht entdecken können, warum ich es Lesern, die unsre Kunst nicht verstehen, nicht habe vortragen wollen.

Mein Herr,

Weil man in Ihren Blättern alle zuverlässige Mittel wider Krankheiten und den Tod selbst sucht, welche Leute, die keine Aerzte sind, sicher gebrauchen können; so enthalten Sie doch Ihren Lesern die folgenden Hausmittel nicht vor, deren man sich, nach einer neuern französischen Beschreibung von Corsika, auf dieser Insel bedient, um den kranken Männern gute Pflege zu verschaffen, und Leute, die in einer Schlafsucht für todt liegen, wieder zu ermuntern.

Wenn in Corsika ein Mann stirbt, schreibt der Verfasser, so machen sich alle Weiber über die Wittwe her, und prügeln sie. Diese Gewohnheit nöthigt die Weiber, das Leben ihrer Männer sorgfältig zu erhalten. Eben diese Weiber reissen, nachdem sie den Todten begrüßt haben, weil er nicht darauf antwortet, in der Bosheit den Körper aus dem Bette, legen ihn auf das Deckbette, und prellen ihn eine halbe Stunde in die Höhe. Dieser Todtentanz hat zum öftern Leuten das Leben gerettet, die man für todt hielt, und die nur in einer Schlafsucht lagen.

Sie,

Sie, mein Herr, müssen wissen, ob diese Mittel sich für unser Klima, und für unsre Natur schicken. Ich habe sie bloß zum gemeinen Nutzen anführen wollen.

Jocosius.

Zwey hundert und eilftes Stück.

von Haller.

Seht ins innre Wesen hin,
Und lernet aus Erkenntniß wählen.

Es giebt Krankheiten, welche man Fieber nennt, und sie sind so gemein, daß wenig Menschen aus der Welt gehen, welche nicht eine Art derselben ausgestanden haben sollten. Man unterscheidet sie von andern Krankheiten durch gewisse Kennzeichen, welche alle Arten mit einander gemein haben; und diese sind ein schnellerer Puls, als ein gesunder Mensch zu haben pflegt, und ein größrer Grad der Hitze des ganzen Körpers. Dieser Zustand, in so fern er als eine Krankheit, das ist, als eine widernatürliche Beschaffenheit des Körpers betrachtet werden kann, bestimmt den Begriff des Fiebers so genau, daß es sich dadurch von allen andern möglichen Krankheiten unterscheiden läßt. Durch die Leidenschaften, durch starke Bewegung, durch hitzige Getränke und andre Veranlassung kann unser Pulsschlag beschleunigt und unser ganzer Körper erhitzt werden; und es kommt hier bloß darauf an, in welchem Verhältnisse man diesen Zustand betrachtet, um zu entscheiden, ob er ein Fieber genennt werden müsse, oder nicht? Betrachtet man ihn gegen den Zustand der ungehinderten und sich selbst gelassenen Natur des Körpers, so ist er eine Krankheit; und dann gehört er unstreitig zu den Fiebern. So betrachtet ihn der Herr von Swie-

Swieten, und sagt, daß Leute, die durch Affecten, Strapazen u. d. gl. erhitzt sind, ein wirkliches Fieber ausstehn. So haben die Alten ebenfalls den Zustand des Körpers in den heftigen Leidenschaften, und mithin auch die Leidenschaften selbst, Krankheiten, den Zorn eine Wuth, die Liebe ein zehrendes Feuer, u. s. w. genennt; und eben diese Krankheiten sind eigentlich Arten von Fiebern. Betrachtet man hingegen den obigen Zustand des Körpers als eine nur flüchtige und kurze Abweichung desselben von seinem natürlichen Zustande, die durch einen Fehler in der Diät veranlaßt worden, und von keinen anhaltenden Folgen ist, so nennt man ihn keine Krankheit, und kein Fieber. Man urtheilt alsdann von diesem Zustande, wie von einer Waage, die nicht im Gleichgewichte steht. Findet man, daß sie bloß darum einen Ausschlag giebt, weil man sie erschüttert hat; so hält man dieses für keinen Fehler, weil man erwartet, sie werde sich alsobald wieder ins Gleichgewicht stellen, wenn nur die Folgen ihrer Erschütterung vorbey sind. Betrachtet man sie aber ohne Hinsicht auf diese Veranlassung, so nennt man sie unrichtig, bloß darum, weil sie das Gleichgewicht nicht hält. In der That war sie in diesem kurzen Zustande unrichtig; allein wenn sie nur nicht länger darin verharret, als es bekanntermaßen zu geschehen pflegt, nachdem sie erschüttert worden ist, so verschont man sie mit dem Vorwurfe. Eben so nennt man auch die Erhitzung in einer Leidenschaft nicht eher ein Fieber, als bis sie länger fortdauert, als es die Wirkung der Leidenschaft gewöhnlichermaßen verursacht. Man sieht, daß hier alles auf willkürlichen Ausdrücken beruhet, woran eine richtige Vernunft keinen Anstoß nehmen kann.

Galenus und dessen Schüler haben insgesammt die allzu große Hitze durch den ganzen Körper für das wahre Wesen des Fiebers gehalten, in so fern sie als eine Krankheit betrachtet werden kann; sie setzten aber hinzu, daß sich dieselbe vornehmlich im Herzen concentrirte oder vestsetzte, weil sie beobachteten, wie viel Theil die Lebenskräfte, und besonders die Triebfedern des umlaufenden Bluts, an dieser Erhitzung hätten

hätten. (Febris est innati caloris declinatio ad statum, qui præter naturam fit. Vel febris est cordis arteriarumque caliditas præter naturam, vitalem firmitatem lædens. Febris substantia, in eo qui præter naturam calore consistit, u. s. w. *Galenus*. Febris est calor extraneus accensus in corde, procedens ab eo, mediantibus spiritu & sanguine per arterias & venas in totum corpus. *Avicenna*.) Dem großen Boerhaave schien es um deswillen besser, die vermehrte Geschwindigkeit des Bluts, oder die widernatürliche Anstrengung der bewegenden Kräfte desselben, für das einzige untrügliche Unterscheidungszeichen der Fieber auszugeben; und in der That findet man, daß der Zunder im Blute, der es erhitzt, nicht bloß durch die physikalische Entwicklung seiner Bestandtheile allein dieses fieberhafte Feuer fange, sondern daß hierzu die mechanischen Kräfte des Umlaufs ganz unentbehrlich sind, weil in den Leichnamen keine Hitze entsteht, ob sich gleich in denselben das Blut auf eben die Weise entwickelt oder gewissermaßen zerstört, wie in der Fieberhitze, wenn es in Fäulnis geht. Ist demnach der Umlauf des Bluts zur Erzeugung der Fieberhitze so unumgänglich nöthig, daß ohne denselben nie eine solche entsteht, obgleich im Blute selbst alles geschieht, was bey der Fieberhitze darin vorgeht; so konnte Boerhaave ein Recht haben, zu derjenigen Ursache hinan zu steigen, die noch eine Stufe höher stand, als die Galenische, und von welcher diese schon eine Mitwirkung seyn mußte. Hierzu kam, daß viele Fieber einen Frost bey sich führen, worin der Kranke, dessen Gefühl doch hier die Sache entscheiden muß, nicht über Hitze klagt, und der doch unstreitig mit zum Fieber gehört. Eben so giebt es in bössartigen Fiebern Zustände, wo die Wärme des Kranken von ihrem natürlichen Grade wenig abweicht; dahingegen sowol in diesem Zustande, als auch im Fieberfroste, die Bewegung des Pulses geschwinder, als natürlich, obgleich nicht allemal heftiger ist. Inzwischen sieht dennoch Jedermann leicht ein, daß wenig darauf ankomme, welchen von beyden Charakteren des Fiebers man zur Richtschnur der Beurtheilung nehmen wolle, indem die Grade der Geschwindigkeit

des Pulses eben so unbestimmt gelassen werden, folglich auch eben so leicht trügen müßten, als die Grade der Wärme des Bluts, wenn es nicht weit leichter wäre, die Gegenwart eines Fiebers aus dem Gefühle dieser Kennzeichen, als aus ihrer abstracten Bestimmung, durch die Vernunft zu schließen. Der unnatürliche Zustand des Kranken, und sein eignes Gefühl desselben, die Hand des Arztes, die ihn berührt, und seinen Puls und seine Wärme zugleich empfindet, entscheiden die Sache so untrüglich, daß man wenig Fälle finden wird, wo ein nur irgend geübter Arzt nicht in wenig Minuten sollte sagen können, ob ein Kranker im Fieber liege, oder nicht?

Man wird sich nicht einbilden, daß eine unnatürliche Vermehrung des Umlaufs des Geblüts, oder eine außerordentliche Erhitzung des ganzen Körpers, so schlechterdings ohne alle andre Umstände entstehen und abgehen könne. Eine Krankheit, die so den ganzen Körper durchwandelt, und von den Lebensbewegungen selbst anfängt, ist gewiß so leicht nicht abgethan; und wenn ich das Verzeichniß aller Zufälle und Empfindungen, welche die Kranken bey ihren Fiebern an geben, vollständig beschreiben sollte, so weiß ich nicht, ob mir nicht bey aller Sorgfalt dennoch viele entriemen würden. Die gemeinsten Zufälle bey den verschiedenen Arten der Fieber sind ein Gehen und Dehnen der Glieder, Steifigkeit der Gelenke, Schauer und Frost, bisweilen mit Zähnklopfen, Herzensangst, Ekel und Ueblichkeit, Hitze, Durst, geschwinder Puls, Kopfweh, Mattigkeit und Schwierigkeit der Glieder, Schlaflosigkeit, Rücken- und Gliederschmerzen, Phantasien, Raserey, Verstopfung des Leibes, oder Durchlauf und Erbrechen, Ausstoßen, Blähungen, Magendrücken, Entzündungen, Blutflüsse, Ausschlag, Schweiß, Urin von mancherley Art und Farbe, u. s. w. Dieser ganze Tumult von Nebenzufällen muß niemanden irre machen. Die Fieber sind den Fürsten ähnlich, die nie ohne ein starkes Gefolge erscheinen. Ein guter Beobachter muß unter dem ganzen Gedränge die Hauptperson nie aus den Augen lassen, noch verlieren. Alle Zufälle des Fiebers sind

Krankheiten für sich, und erfordern größtentheils eine ganz andre Pflege, wenn sie kein Fieber begleiten, noch von demselben begleitet werden, als wenn sie sich zum Gefolge desselben schlagen. Denn die Erfahrung aller Zeiten hat gelehrt, was sich auch der Vernunft von selbst darbietet, daß eine Krankheit, welche die edelsten Theile des Lebens ergreift, und die Quelle desselben vergiftet, die erste und größte Aufmerksamkeit des Helfers verdiene, und daß um deswillen ein jedes Fieber, wenn es auch nur zu einer andern Krankheit hinzu kommt, dennoch dem ursprünglichen Uebel gleich, ja für das Hauptübel gehalten werden müsse.

Man kann nicht zweifeln, daß das Fieber eine Krankheit der Lebenstheile selbst sey, es sey nun, daß man die unnatürliche Vermehrung des Herzschlags, des Pulses aller Adern, und des Umlaufs, oder die große Erhitzung des Bluts, worin, nach Mosis Aussprüche, das Leben besteht, in Betrachtung zieht. Es wird der Mühe werth seyn, daß ich meinen Lesern von den eigentlichen Veränderungen, welche diese Lebenstheile im Fieber leiden, einen leichten Begriff mache. Ich formire diesen Begriff nach einer Theorie, die der ist eingeführten Mode in der Pathologie zu philosophiren gemäß ist. Es ist mir nicht unbekannt, daß man ziemlich erhebliche Einwürfe dagegen machen könne, und daß unter andern der Herr D. Graun wirklich einige solche gemacht habe. Allein da es mir nöthig schien, bey dieser Abhandlung ein wenig zu theoretisiren, um die Leser mit der Natur und Art dieser Krankheiten etwas bekannt zu machen, so wählte ich diese Erklärungsart, die mit den Erscheinungen noch am besten übereinstimmt: Denn welche andre sollte wol von Schwierigkeiten frey seyn? Man wird sagen, ich sollte also lieber nicht theoretisiren; allein, wie gesagt, ich habe dabey die Absicht, meinen Lesern die Kenntniß der Art und Beschaffenheit dieser Krankheiten geläufiger zu machen, und diese werden besser gefaßt und behalten, wenn man sie aus wahrscheinlichen, obgleich nicht in allen Perioden der schwankenden medicinischen Theorie die Probe haltenden Gründen, herleitet.

Wir wollen den Streit ganz bey Seite setzen, ob die Erhitzung des Bluts im Fieber eine Folge von der schnellern Bewegung des Herzens und der Pulsadern, oder ob die letztre eine Folge der ersten sey. Beyde Meinungen haben ihre Vertheidiger gefunden, und für beyde lassen sich triftige Gründe aufbringen. Gleichwol lehren die Versuche des Herrn **Some**, daß weder Wärme, Schmerz, noch Wein den Puls allezeit vermehren, sondern ihn vielmehr zuweilen vermindern: Denn der Puls wird bey den gefährlichsten Schmerzen langsamer; er nimmt ab, wenn man im hectischen Fieber Wein giebt; er bleibt nicht im Verhältnisse mit der Wärme, obgleich überhaupt die Wärme bey einem geschwinden Pulse größer ist; er steigt oft bey abnehmender Hitze mit Erleichterung der Kranken, und nimmt oft bey merklich steigender Hitze ab, zu gleicher Erleichterung der Kranken. Die Hitze ist zuweilen im Fieber froste nach dem Thermometer stärker, ohne daß sie der Kranke fühlt. Die Blasenpflaster schwächen den Puls zuweilen, und die Fiebrerrinde vermehrt ihn nebst der Wärme. Der Herr von **Saen** hat hierüber ganz entscheidende Versuche angestellt. Es ist also gewiß, daß weder die Geschwindigkeit des Pulses die einzige Ursache der Hitze, noch die Hitze die einzige Ursache des geschwinden Pulses sey. Jedoch: Non nostrum est tantas componere lites. So viel ist aber gewiß, daß in unserm Blute selbst ein Zunder der Wärme in seinen schweflichten Theilen verborgen liege, der seine Wirkung äussert, so bald er ungebunden ist. Man weiß, daß die laugenhaften Salze im Blute ihrer Natur nach geschickt sind, die schweflichten Theile frey zu machen; und es kommt demnach auf die Proportion der Mischung dieser Bestandtheile im Blute und auf die Freyheit ihrer Wirkung in einander an, wenn sich die Hitze im Blute vermehren oder vermindern soll. Eine jede entferntere Ursache, die diese Mischung und Verbindung der Bestandtheile des Bluts ändert, kann also bald eine Verminderung, bald eine Vermehrung der Hitze veranlassen, und folchergestalt ein Fieber erregen oder dämpfen. Die vermehrte Bewegung des Her-

zens und der Adern kann eine dieser Ursachen seyn. Die Beschaffenheit des Milchsafts, der aus den Speisen verdaut wird, eine andre, u. s. w. Beyde können wieder andre vorläufige Ursachen haben. Eine Verstopfung in den Gefäßen, eine heftige Empfindung in den Nerven, eine Entzündung, kann die Kräfte des Umlaufs zu stark reizen; eine Ueberladung des Magens, zähe, unverdauliche Speisen, eine Schwäche der Gedärme, u. s. w. können verdorbenen Milchsaft verursachen. Auf diesen Zusammenhang der Ursachen muß man sehen, wenn man die Fieber mit den Augen eines Arztes betrachtet. Man wird nicht immer dabey stehen bleiben dürfen, die Mischung des Bluts zu verändern, welche das Fieber entzündet. Da dieses durch Arzneyen geschieht, welche das Blut abkühlen, und die Lebenskräfte beruhigen, so werden dieses zwar Arzneyen zur Linderung und Dämpfung des Fieberanfalls seyn; aber man wird deren oft andre nöthig haben, die mit den viel weiter entfernten Ursachen der Hitze streiten, und vermögend sind, die Urquelle des Fiebers zu verstopfen, daß es nie wieder komme.

Man kann in der That sagen, daß sich gewöhnlichermassen ein jedes Fieber selbst curire, in so fern es seiner Natur nach die nähern Ursachen der Hitze bald oder spät selbst wieder zerstört. Diese wunderbare Sache, die sich Kunstverständigen leichter begreiflich machen läßt, als andern, beruhet darauf, daß die durch die Erhitzung veränderte Mischung des Bluts durch dieselbe von neuem verändert wird, daß die freygemachten schwefligten Theile, welche die Hitze und den Pulsschlag vermehrten, sich endlich selbst durch alle Hindernisse die Wege der kleinsten Canäle eröffnen, und dadurch bald mit dem Schweisse, welcher die trockne Fieberhitze begleitet, bald mit dem Urine, bald auf andern Wegen aus dem Körper heraus gehen; bald aber auch in die inwendigen Höhlen des Körpers dringen, und sich hier im Magen und Gedärmen, dort in den Drüsen niederlegen. So bald dieses in hinlänglicher Menge geschehen ist, hört nothwendig die Fieberhitze auf, und der Fieberanfall ist curirt. Geschieht es aber, daß diese letztern in dem Inwendigen des Körpers

versammelten erhitzenden Theile nach und nach wieder ins Blut schleichen, oder daß die entferntern Ursachen, welche ihrer Erzeugung und Entwicklung im Blute zu statten kamen, noch fort dauern; so wird gar bald durch die gewöhnlichen Wege zur Verdauung und des Umlaufs ein neuer Vorrath derselben ins Blut geführt werden, und das Fieber von neuem entzünden. Solchergestalt wird sich die Fieberhitze erneuern, und man muß einen neuen Zufall ausstehn. Ein jeder solcher einzelner Zufall wird ein Parorysmus genennt; und hieraus werden sich meine Leser einen Begriff von den Wiederkünften der Fieberparorysmen formiren können. (*) Man kann sie als lauter einzelne Fieber betrachten, welche sich selbst durch die Hinwegräumung ihrer nähern Ursachen im Blute curiren; und hieraus begreift man, warum die Aerzte zuweilen das Fieber selbst nicht eine Krankheit, sondern eine Bemühung der Natur, das ist, der Lebenskräfte wider die Krankheit, nennen.

Gesetzt, es würde durch eine verdorbene Verdauung ein solcher Nahrungsast ins Blut geführt, der den erhitzenden Theilen darinn die Oberhand gäbe. Das Blut wird sich erhitzen, und seine Bestandtheile werden so lange wider einander kämpfen, bis sie sich so verdünnt oder verstärkt haben, daß sie die kleinsten Canäle durchbringen, die sie theils durch die Haut, theils durch andre Wege aus dem Körper heraus, theils auch in die inwendigen Höhlen des Körpers führen. Hier ruhen sie einige Zeit, bis sie wieder nach und nach im Blute gesammelt werden, oder bis eine neue Verdauung hinzukommt, die, wie die erste, zu viel erhitzende Theile ins Blut bringt. Sogleich erfolgt eine neue Erhitzung; und so ist, nach einem, oder zweien, oder dreien Tagen das Fieber wieder da, und curirt sich von neuem, wie zuvor. Man sieht leicht, daß dieses so lange fortwähren müsse, bis die erste Quelle des Fiebers verstopft, das ist in diesem Falle, bis die bessere Verdauung wieder hergestellt ist. Alle Arz-

A 3

nehen

(*) Vergl. das dritte Schreiben im 259sten Bl. wie auch das 215te Bl.

neuen, die im Fieber selbst gebraucht werden, können nur diese Cur der Natur durch die Bestreitung der nähern Ursachen im Blute befördern; aber auf die entfernten geht die wahre Cur, welche nach dem Paroxysmus veranstaltet wird. Hiervon findet man die deutlichsten Zeugnisse der Aerzte. Sydenham wußte es besonders. Ein neues Fieber, sagt er, muß man ein wenig abwarten, und nur langsam zu grossen Arzneymitteln schreiten; wie ich oft mit Nutzen gethan habe, wenn sich das Fieber unterdessen zuweilen selbst curirt hat. Man irret, sagt er anderswo, und nicht einmal gelehrt, wenn man glaubt, die Natur müsse stets durch die Hülfe der Kunst unterstützt werden. Boerhaave und der Herr van Swieten sind voll von dieser Ueberzeugung, und Morton versichert, daß alle Arten von Arzneyen und Hülfsleistungen im Paroxysmo des Fiebers zur gründlichen Cur desselben nichts beytragen. Ich will hieran nicht völlig, sondern nur in so fern Theil nehmen, daß meine Leser daraus erkennen sollen, wie sie die wahre Cur des Fiebers betrachten müssen. Sie werden nach der Einsicht, die ich ihnen ist gegeben habe, erkennen, daß der Fieberparoxysmus keinesweges der eigentliche Feind sey, wider den sie streiten müssen, sondern daß er vielmehr als eine Palliativcur ihrer Krankheit betrachtet, und in seinem Fortgange nicht gehemmt, sondern bloß dahin befördert werden müsse, daß er durch die natürlichen Ausführungen des Schweißes, Urins, u. s. w. nach der Hitze zu Ende komme; daß ihnen aber alsdann noch das Nothwendigste zu thun übrig bleibe, um die gründliche Cur zu bewerkstelligen. Wie wenig lieben oder helfen sich also diejenigen selbst, die bloß mit fieberstopfenden Mitteln wider die Erneuerung des Paroxysmus streiten!

Ich muß noch, ehe ich von der Cur mehr sage, erwähnen, daß sich das einmal erhitzte Blut nicht allezeit geschwind und in wenig Stunden so reinige, wie ich bisher erzählt habe. Manchmal ist die Quelle der erhitzenden Materie zu stark, und strömt unaufhörlich ins Blut fort; manchmal sind die Canäle dergestalt verschlossen oder verstopft, daß sich die erhitzenden Theile im Blute in vielen Tagen den Ausgang durch

sie

sie nicht erstreiten können; manchmal ist ihre Menge so groß, daß sie das ganze Geblüt völlig aus seiner Mischung setzen und die Lebenskräfte ermüden, bis sie unterliegen müssen. In solchen Fällen dauert die Hitze fort bis ans Ende der Krankheit, und leidet in vielen Tagen höchstens nur eine Verminderung, aber keine völlige Endschaft. Dieses werden anhaltende Fieber genannt, deren Ausgang ungleich ist. Jene, die Wiederkünste haben, heißen Wechselfieber. Wegen der vor den Paroxysmis vorhergehenden Kälte, werden die letztern von Leuten, die keine Aerzte sind, Kalte, die anhaltenden aber, wegen der fortwährenden Hitze, hitzige genannt. Solchergestalt sind die hitzigen Fieber wesentlich nichts anders, als ein lange dauernder Fieberparoxysmus. Wenn zuletzt die Mischung des Bluts von der anhaltenden Hitze dergestalt verändert wird, daß endlich noch die erhitzende Materie einen Ausgang aus dem Körper finden kann, so erfolgt derselbe natürlicher Weise in großer Menge; und diese häufige Ausführung, womit sich das anhaltende Fieber bricht, heißt eine Crise. Zuweilen erfolgt dieselbe durch den Schweiß, zuweilen durch den Urin, durch die Gedärme, durch Bluten, u. s. w. Hierbey geschieht es oft, wie bey den Wechselfiebern, daß sich ein Theil der Fiebermaterie nach den inwendigen Theilen richtet, wo sie keinen sonderlichen Widerstand findet, z. E. nach den Gedärmen, nach den Drüsen, u. s. w. Ja öfters wendet sich die ganze Masse derselben an solche Derter; und diese Erscheinung nennt man Sieberabsätze (Metastasen). Zuweilen geschieht keins von diesem allen; und dann wird entweder die Fiebermaterie nach und nach verzehrt, so geht das hitzige Fieber in eine langwierige Krankheit über; oder sie geht durch eine Art der Schwärung und Reifung fort, wie bey den Pocken, der Pest und dem Friesel; oder sie überschwemmt auch das ganze Blut, und zieht es in die Fäulniß, so offenbaren sich die Spuren der Fäulniß auf der Haut in den Flecken: und wenn in allen diesen Krankheiten die Kräfte des Lebens dennoch hinreichend sind, den Krieg der Bestandtheile des Bluts auszudauern, so erfolgt die Genesung auf irgend eine von den ob erwähnten

Arten;

Arten; wo nicht, so erfolgt der Tod, und beydes geschieht entweder in wenig Tagen, oder dauert höchstens drey bis vier Wochen. Diejenigen anhaltenden Fieber, worin die Masse des Bluts von der Fäulniß, oder dem schädlichsten Grade der Erhitzung angesteckt ist, heißen faulende Fieber; und die, so entweder eine Stockung des Bluts oder anderer Säfte in empfindlichen Theilen des Körpers zum Grunde haben, oder damit verbunden sind, heißen Entzündungsfieber. (inflammatorische.) Wenn man die Sache wohl erwägt, so findet sich, was Herr Tissot behauptet, daß alle mögliche Arten von Fiebern entweder Wechselfieber, oder faulende, oder Entzündungsfieber, oder aus solchen zusammen-
gesetzt sind.

Man sieht aus diesen Herleitungen, wie es möglich sey, daß man aus einem kalten Fieber ein hitziges mache, wenn man mit hitzigen Arzneyen, welche die Operationen der Natur stören, den Parorysmus des kalten Fiebers verhütet, und noch mehr erhitzende Materie ins Blut bringt, welche der Parorysmus ausgejagt haben würde, wenn sie nun nicht zu überhäuft wäre, und die Masse des ganzen Bluts zu sehr angesteckt hätte. Ferner erhellt, daß die Parorysmen der kalten und die anhaltenden Fieber insgesamt den Zweck einer Ausführung der Fiebermaterien haben, welcher auf alle Weise zu befördern ist. Daher sagen einige Aerzte, daß der Nutzen des Parorysmus in Wechselfiebern der Schweiß sey, der auf die trockne Hitze folgt; daß kein Fieber ohne Schweiß curirt werde, und daß ein Parorysmus ohne darauf folgenden Schweiß umsonst und ohne Nutzen gewesen, weil er dem Feinde nichts abgewonnen habe. Man kann ferner abnehmen, worin der eigentliche Unterschied in der Cur der Wechselfieber von der Cur der anhaltenden bestehe; allein, es wird nützlich seyn, daß ich denselben ein wenig erläutere.

Die Cur eines Wechselfiebers ist zwiefach, und hat zweyen ganz verschiedene Gegenstände. Die eine ist für den Parorysmus; und da ich oben gezeigt habe, daß diese die Natur selbst bewerkstelligt, so ist hier die ganze Hülfe des Arztes entweder überflüssig, oder sie besteht bloß darin, daß man die Opera-

Operation der Natur unterstützt. Da diese bloß auf die Ausführung der Fiebermaterie zielt, so kann der Arzt im Parorysmo anders nichts thun, als daß er die Lebenskräfte stärkt, die allzu große Erhitzung des Bluts durch kühlende Arzneyen verhütet, die Ausführung der Fiebermaterie auf den Wegen, die er, bey genauer Beobachtung, die Natur selbst wählen sieht, befördert, und übrigens dem Kranken die beschwerlichsten Empfindungen erleichtert.

Da die hitzigen oder anhaltenden Fieber nichts anders, als ein langer Fieberparorysmus sind, so sieht man, wie bey diesen Krankheiten die Hülfe des Arztes in nichts mehr als dem, was ich eben gesagt habe, bestehen könne, und warum man behaupte, daß darin die Natur das Beste thue, und der Arzt sie bloß unterstützen könne. Dennoch giebt es bey solchen langwierigen Parorysmen mehr Gefahren, und schrecklichere Zufälle, welche der Arzt verhüten, oder dämpfen, oder erleichtern kann, wenn er die Zeiten des Nachlassens hier eben so, wie in den Wechselfiebern die Zwischenzeiten der Parorys-
men klüglich zu nutzen weiß, um den künftigen Verschlimmerungen durch specifische Hülfsmittel vorzubeugen. Wenn ich künftig die Curen der hitzigen Fieber insbesondre erkläre, so wird man sehen, wie dieses geschehen müsse. Ist will ich es bloß von den Wechselfiebern überhaupt sagen.

Die andre Cur, welche bey Wechselfiebern nöthig ist, betrifft die Vertilgung der entfernten Ursache, welche die Fiebermaterie erzeugt, oder die Austreibung der Fiebermaterie zu der Zeit, wenn sie in andern Winkeln des Körpers schläft, und noch nicht im Blute selbst wieder versammelt ist. Diese Cur besteht in solchen Arzneyen, welche die zukünftige Fiebermaterie entweder in ihrer Quelle vernichten, oder sie präpariren und ausjagen, ehe sie ins Blut gelangen kann. Auf welche Weise, und mit welchen Mitteln dieses geschehen müsse, werde ich erzählen, wenn ich von der Cur der Wechselfieber handle. Meine heutige Absicht ist bloß gewesen, meinen Lesern einen gründlichen Begriff von der wahren Natur und Beschaffenheit aller Fieber überhaupt bezubringen; und wenn mir dieses gelungen ist, so werden sie dadurch eine
C 5 große

große und nützliche Einsicht in alle Krankheiten zugleich erhalten haben, in so fern sich ein Fieber mit ihnen gefellt. Es sollte mich nicht wundern, wenn ich in der Vorstellung dieser Sache nicht völlig glücklich gewesen wäre. Es ist schwer, eine an sich verworrene Materie, die die Gelehrten durch ihre Grübeleien noch viel verworrener gemacht haben, in ihre natürliche Einsicht zurück zu bringen, und sie so vorzutragen, daß sie von allen den Einsichten, die sie nothwendig erfordert, keine zu ersodern scheint. Man hat in den Schulen der Aerzte nicht leicht das Glück, nach einer solchen einsältigen Methode unterrichtet zu werden, und glaubt immer etwas zu verlieren, wenn man sich von dem Erbehrlichen losmachen will, was man noch neben dem Nothwendigen mit erlernt hat.

Mein Herr,

Ist es wahr, daß Menschen zuweilen Hörner bekommen? Wenn es eine solche Krankheit giebt, so wird es höchst nöthig seyn, daß Sie einmal davon handeln.

C.

Antwort.

Mein Herr,

Sie können sich darauf verlassen, daß es wahr ist. Man hat eine Menge Beispiele von Leuten mit Hörnern, und Sie können in Schenck's Observationibus medicis raris, &c. unter andern eine Beobachtung lesen, (die 25te) welche den Titel führt: *Adulcis cornua in capite pronata*. Die Ursache, warum ich nicht von den Hörnern handle, ist eben dieselbe, warum es Allen nicht thun wollte, weil sie nur selten gesehen werden. (*De cornibus non lubet disserere, quoniam pauciora sunt visibilia*.)

Der Arzt.



Zwey



Zwey hundert und zwölftes Stück.



Amthor.

Ein Schwamm, der sich voll Blut gesogen.



Dieser Gedanke des Amthors ist ein wahres Bild des menschlichen Körpers, wofür er selbst ihn doch wol niemals gehalten hat. Diese wundervolle Maschine ist, wie sie einer der größten Meister unsrer Kunst nennt,

Ein unsichtbar Geflecht von wunderkleinen Schläuchen.

Wer jemals ein skelettirtes Baumbblatt, oder eine solche Frucht gesehen hat, der wird seiner Einbildungskraft damit zu Hülfe kommen können, um sich den rechten Begriff von dieser erstaunlichen Maschine zu formiren. Wenn wir das Oberhäutchen, das unsern Leib umgiebt, und, nach des vor-
trefflichen Herrn Meckels Entscheidung, kein Gewebe von Fäserchen, sondern nur eine verhärtete Feuchtigkeit ist, die aus unserm Körper herausbringt, von unserm Leibe abgesonderten; so würde der übrige Körper, wenn man ein Mittel wüßte, alle Feuchtigkeiten aus ihm herauszubringen, ohne zugleich die Lage seiner besten Theile zu verändern, nichts anders, als ein solches leichtes Skelett bleiben, das aus nichts anders, als den allerfeinsten Fäserchen bestünde, die lauter kleine Canäle formirten, und die so dicht und wundervoll durch einander geschlungen wären, daß beym Anblicke desselben Wiß und Sinne erstarren müßten. Das, was wir jetzt als ausgespannte Häute sehen, würde nichts anders, als ein Geflecht von Fäserchen seyn, die Röhrchen formirten. Das, was wir Fleisch nennen, würde einem lockern leichten Schwamme gleichen, wo tausend kleine Canäle, die entweder mittelbar oder unmittelbar mit einander in Gemeinschaft stehen, ein Ganzes

Ganzes formiren, welches, mit unendlich wenig Materie, den Raum, den es einnimmt, nicht sowol zu erfüllen scheint, als ihn nur vielmehr ins Unendliche zertheilt. Das, was wir Eingeweide nennen, würde eine Wolle von Röhrchen werden, die aus einem Hauptstamme entspringen, und sich baraus, im unendlich Kleinen, eben so, wie die Zweige und Blätter eines dichten Baums aus dessen Stamme, entwickeln. Diese größern Canäle, die aus Häuten formirt zu seyn scheinen, würden, bey genauerer Untersuchung, wiederum Körper von ähnlicher Struktur mit dem Ganzen seyn. Die Haut einer Ader würde, statt ihrer glatten Flächen, nicht anders als ein Geflecht von kleinern Canälen erscheinen. Die Häute dieser Canälchen würden ein neues Gewebe aus noch viel kleinern darstellen; und so weit die Waffen der Sinne reichen, womit wir uns den Eingang in die geheime Werkstatt der Natur zu erleichtern suchen, wird diese Entdeckung nie aufhören, sich immer ähnlich zu bleiben. In allen unsern übrigen Theilen, ja selbst in den härtesten Knochen, ist diese unendliche Zertheilung zu spüren. Es sind stets gröbere Fäserchen, die aus kleinern zusammengesetzt sind, und zwischen welchen subtile Flüssigkeiten ihre geheimen Wege haben. Es hat noch kein Sterblicher das Ende dieser Zertheilung entdeckt; und es ist fast gewiß, daß man es nie entdecken werde.

Aus dieser schwachen Vorstellung der Sache werden meine Leser mit Erstaunen sehen, wie diese Zusammensetzung unsers Körpers aus so mannichfaltigen Meisterstücken nichts anders als den höchst einfachen Grund von lauter Fäserchen habe, die sich zu Canälen krümmen; und daß aus dieser einzigen Durchmischung größrer und kleinerer Röhrchen alle die künstlichen Automaten oder abgerichteten Maschinen entstanden sind, die hier aus Speisen Nahrungsfaß kochen, dort die Verrichtung einer Wasserkunst treiben, hier etwas durchseigern und ausscheiden, dort etwas ansetzen und sich selbst ausbauen, überall für einander arbeiten, von einander Hülfe borgen, sich selbst anstrengen, und alles verrichten, ohne daß das denkende Wesen, das sie alle mit meynt, wenn es Ich sagt, nur das Geringste davon erführe.

Welch

Welch ein Begriff! und welche Kunst der Natur, die sich auf solche Einfalt gründet!

Ich weiß wohl, daß bey den feinsten Einspritzungen hin und wieder ledige Stellen selbst in denjenigen Theilen unsers Körpers bleiben, die aus lauter Gefäßen zusammengesetzt scheinen, daß man die Oberhaut, die Nägel, Sehnen, ja selbst bey dem Staarstechen das Auge durchbohren kann, ohne daß Blut zum Vorscheine kommt, u. s. w. Allein, wenn man sagt, unser Körper sey ein Gewebe von lauter Gefäßen, so spricht man vergleichungsweise, weil diejenigen Theile, die nicht gefäßigt sind, gegen jene kaum in Betrachtung kommen. Indessen hat der große Zergliederer, Herr Albinus, der eben wider die Allgemeinheit der Gefäße im Körper streitet, gleichwol eingestanden, daß die Natur auch an manchen Orten Gefäße zeige, wo sie die Kunst nicht sichtbar machen kann, und daß in Wunden und Geschwüren, ja auch bey Augenentzündungen, wie es scheint, und in der Hornhaut neue erwachsen.

Dieses ist noch nicht alles. Es sind diese unzählbaren Gefäße nicht allein bestimmt, mancherley Säfte, die alle entweder wirkliches Blut, oder auch Theile desselben sind, in ihrem Labyrinth herum zu führen, sondern sie verrichten dasselbe auch durch eigne Kräfte, und so, daß ein forschendes Auge hier in den Maschinen mit Erstaunen Weisheit sieht. Man stelle sich den ganzen menschlichen Körper als eine Vermischung von lauter größern und kleinern Gefäßen vor, wovon die größten und weitesten mit Blute angefüllt sind. In dem Punkte, wo diese letztern Gefäße zusammenstoßen, ist eine Maschine angelegt, die einem Druckwerke gleich; und dieses Druckwerk ist das Herz. Es ist dazu bestimmt, durch eine unaufhörliche Zusammenziehung und wechselsweise Erweiterung das Blut in einige von den größten Gefäßen hineinzu treiben, und es von andern auf seiner Rückkehr wieder aufzunehmen. Diese Kraft, sich so regelmäßig zu bewegen, liegt in ihm selbst verborgen, wie der Herr von Haller unwidersprechlich bewiesen hat, und sie wirkt ununterbrochen in allen Augenblicken einer Zeit von funfzig, achtzig, ja hundert Jahren, und länger. Durch sie rinnt das Blut in alle Ge-
fäße

fäße, deren Mündungen so weit sind, daß sie diesen gröbern Liqueur in sich nehmen können. Die kleinern Gefäße hingegen, vor deren Mündungen es vorher strömt, saugen den dünnern und feinern Theil desselben an sich, und bereiten daraus mancherley Arten andrer Säfte, die bald in gewisse Räume versammelt werden, wo sie zu Zwecken der thierischen Oekonomie dienen; bald aber auch, entweder unmittelbar, oder mittelbarer Weise, aus dem Körper wieder ausgeführt werden. Solchergegestalt findet endlich ein jeder Tropfen Blut auf dem Wege seines Umlaufs eine offene Mündung der letzten Gefäße, die ihn eingenommen haben, wo sie ihn wieder ausschütten, nachdem er diejenigen Verwandlungen überstanden hat, welche er durch den Umlauf in diesen oder jenen Gefäßen leiden mußte. Gleichwie ich nun gesagt habe, daß der ganze menschliche Körper ein durchflochnes Gewebe von lauter Gefäßen sey; so trifft man auch wiederum keinen beträchtlichen Punkt weder in den inwendigen, noch auswendigen Theilen unsers Körpers an, wo sich nicht eine Mündung irgend eines Canals öffnen sollte, die ihren Saft zum Theil durchschwitzen läßt; wogegen der übrige Theil desselben, der nicht hindurchschwitzt, von andern Nebenzweigen aufgenommen, und nach und nach in stets erweiterte Gefäße zurück, ja endlich bis in die größten Blutadern und wieder zum Herzen gebracht wird, von wannen er von neuem die Reise des großen Umlaufs antritt. Diese ists erwähnten Oeffnungen der kleinste Gefäße sind unbeschreiblich klein, und alle Theile unsers Körpers sind damit dergestalt besäet, daß der berühmte Loewenhoeck, da er dieselben auf der Haut durch Vergrößerungsgläser betrachtete, nach einer mutmaßlichen Berechnung, behaupten zu können glaubte, es müßten sich in jeglichem Punkte der Haut, welcher die Größe eines Sandkorns hätte, deren an der Zahl hundert und fünf und zwanzig tausend befinden. Es liegt nichts daran, dieses so genau zu glauben; sondern es ist schon genug, daß wir wissen, es sey kein beträchtlicher Punkt unsers Körpers ohne Oeffnungen und Mündungen unendlich kleiner Canäle, in denen ein Theil des Bluts seinen Umlauf hat. Dieses ist von allen inwendigen Theilen unsers Körpers,

Körpers, kraft eben derselben augenscheinlichen Beweise, eben so gewiß, als von der Haut; und so ist das ganze Gewebe der Gefäße, das einen menschlichen Körper formirt, in allen seinen inwendigen und auswendigen kleinsten Punkten durchlöchert. Es ist ein wahrer Schwamm, dessen Zwischenräume sich voll Blut gesogen haben.

Aus diesem für meine Leser ganz neuem Gesichtspunkte gebe ich ihnen heute den menschlichen Körper zu betrachten, um ihnen daraus gewisse Wahrheiten zu erklären, die sie einsehen müssen, wenn sie praktische medicinische Sachen ohne Anstoß lesen wollen. Sie müssen die Geschichte des Bluts auf seiner Reise durch die ganze Substanz unsers Körpers nothwendig wissen, und zwar nicht so, wie sie die Aerzte versiehn, die ihnen alle Gefäße mit Namen nennen, und ihre Häute, Weiten, Gestalt, Wendungen, u. d. gl. beschreiben könnten, sondern im Ganzen, und von der Seite, wo diese Erkenntniß am fruchtbarsten ist. Ich habe in meinem 210ten Blatte erzählt, wie die Speisen, die wir genießen, verdaut, und als ein Milchsaft ins Blut geführt werden. Nun müssen wir aber auch wissen, was aus dem Blute werde; und dieß ist die Verrichtung der Canäle, worinn es umläuft. Das Blut ist ein dicklicher gemischter Saft, der sich von selbst so bald er ruht, in verschiedene Bestandtheile absondert. Er enthält irdische rothe Theile, die vest werden können, eine flüssige Gallert, eine dünne scharfe Feuchtigkeit, schwefelichte verbrennliche Theile, aufgelöste Salze, u. d. gl. Wenn dieser Liqueur, vom Herzen an, in die weitesten Gefäße strömt, die sich, so lange sie sich vom Herzen entfernen, stets verengern, und feiner werden, so wird er von allen Seiten her von Nebenzweigen der Gefäße aufgenommen, die ihn in immer engere fortreiben. Auf diesem Wege gelangt er zu mancherley Labyrinth von kleinern ineinander geschlungenen Gefäßen, deren jedes auf eine besondere Weise angelegt ist, und davon einige noch selbst grobes Blut, andre aber nur gewisse Theile desselben in sich nehmen, ohne daß man von dieser beständigen Absonderung einerley Theile des Bluts in besondern Gefäßen den wahren Grund mit entschei-

bender

dender Gewißheit bestimmen könnte. Dergleichen labyrinthische Verflechtungen kleiner Gefäße, welche hin und wieder angebracht sind, sehen wir unter den Gestalten von Fleische oder Muskeln, von Drüsen, von Eingeweiden, von Häuten; denn man muß den Begriff nie verlieren, daß alle diese Maschinen nichts anders, als Convolute kleiner in einander verschlungener Gefäße sind. Kommt nun der Blutstrom aus den großen Adern in diese Labyrinth, so verliert er bey jedem etwas von seiner Masse, das diese kleinen Gefäße, ihrer natürlichen Bestimmung nach, in sich saugen können. Hier geräth ein Bach desselben in Röhrchen, die nur fein Del oder Fett an sich saugen, und das Uebrige in der größern Ader fortlaufen lassen. Dort wird ihm sein salziges Wasser, hier seine Galle, dort sein geistiger Theil, bald das Seifenhafte, was in ihm ist, bald das Salzige, bald die Gallert, bald etwas anders entzogen; und diese Einrichtungen sind es, welche man die Absonderungen im menschlichen Körper nennt. Derjenige Theil des Bluts, welcher in gewisse Absonderungsgefäße nicht eindringen kann, bleibt in den größern Gefäßen, und strömt mit der Hauptmasse fort. Er entfernt sich immer weiter vom Herzen in immer engere Gefäße, die doch noch weit genug sind, die grobe Blutmasse zu fassen; und wenn diese eigentlichen Blutgefäße, die das rothe Blut führen, endlich so enge geworden sind, daß sie, am äußersten Umfange ihres Weges, nicht enger werden könnten, wo sie nicht wahre Absonderungsgefäße werden sollten, die nur einen Theil vom Blute in sich nehmen könnten: so fangen sie an, sich allmählig wieder zu erweitern, und ihren Lauf nach dem Herzen zurück zu nehmen, so daß sie, wenn sie wieder zum Herzen gelangt sind, ungefähr eben die Größe und Weite haben, als die großen Blutgefäße, die das Blut aus dem Herzen wieder herausführen. Man siehe hieraus, was aus der Blutmasse werde, die sich im ganzen Umlaufe nicht verwandelt, weil sie in den größern Gefäßen bleibt, die Blut führen. Das Geblüt fließt nämlich in den Blutgefäßen, die nach der Höhe und Tiefe vom Herzen abgehen, in stets kleinere Blutgefäße, bis es zuletzt

an

an die Erweiterung derselben gelangt, worinn es wieder zum Herzen vom engern Ende der Adern gegen das weitere bewegt wird. Nichtsdestoweniger verliert die Blutmasse auf jeder solchen Reise ihres Umlaufs in jedem Augenblicke etwas, das die Absonderungsgefäße in sich saugen; und dieses währt auch dann noch, wann die Blutmasse bis in die engsten Blutgefäße gedrungen ist, an welchen unzählige saugende Röhrchen sitzen, die den feinern Theil derselben noch in sich nehmen. Ja, selbst die ganze Haut, welche den Umfang unsers Körpers bekleidet, ist ein unendlich zartes Gemisch solcher Röhrchen, die das Blut in den kleinsten Blutgefäßen ausmergeln.

Man wird mich fragen, wo nun alle die aus der Blutmasse abgefonderten Säfte bleiben? Ich kann nicht anders hierauf antworten, als daß sie eben so gebraucht werden, wie man in einer Oekonomie den Vorrath braucht, welchen man eingekauft hat. Manches wird in der Oekonomie angewendet; manches wird vorrätzig behalten; manches ausgemärgt und weggeworfen; manches, das noch gut, aber überflüssig ist, wieder verkauft. Zu allen diesen Gebräuchen ist die Struktur unsers Körpers nach Absichten eingerichtet, die in vielen Fällen deutlich, zuweilen verborgen, aber stets unbegreiflich sind. Die Speicheldrüsen, die Gefrösedrüse, die Drüsen der Gedärme ziehen ein seifenhaftes Wasser aus dem Blute, welches in ihren Absonderungsgefäßen fortfließt. Diese Gefäße versammeln sich in einem Punkte, wo ein größer gemeinschaftlicher Canal den Saft aufnimmt, den ihre Mündungen ausschütten. Dieser Canal reicht bey den Speicheldrüsen in den Mund, bey der Gefrösedrüse und den Drüsen der Gedärme in die Gedärme selbst; und an diesen Orten fließt er in die Höhlen des Mundes und der Gedärme aus, um mit den Speisen vermischt zu werden, die er verdauen helfen soll. Die Leber saugt aus der Blutmasse die Galle; und die Absonderungsgefäße, woraus sie besteht, schütten dieselbe theils in ein Behältniß, welches die Gallenblase ist, vorrätzig, theils in den Zwölffingerdarm, durch einen besondern Canal aus, damit auch hier die Galle die Verda-

ung der Speisen befördere. Diese Verdauungssäfte werden in den Gedärmen theils Bestandtheile des Milchsafts, die mit ihm wieder ins Blut gehen, und zu Blute werden, theils gehn sie im übrigen Chaos der Speisen mit aus dem Köper heraus. Die Röhrchen, welche die Nieren ausmachen, saugen das Salzwasser aus der Blutmasse, senden es durch gewisse Canäle zur Blase, und diese läßt es durch einen andern ablaufen, um den Körper davon zu befreien. Die Gefäße der Fetthaut nehmen das Del aus dem Blute, und gießen es in gewisse Zellen dieser Haut, wo es sich anhäuft. In solche Höhlen, wohin die Absonderungsgefäße ihre Säfte niederlegen, reichen die Mündungen andrer Gefäße hinein, die etwas davon wieder einsaugen, und es zu den Blutgefäßen und zur allgemeinen Blutmasse zurückführen, wo es wieder ein Theil der Blutmasse wird. Die kleinen Gefäße der Haut, die ein unendliches Labyrinth von Absonderungsröhrchen ist, nehmen den scharfen Dunst, oder das, was man Fumet nennen möchte, aus dem Blute, und die Endungen dieser Gefäße eröffnen sich am Umfange unsers Körpers, und lassen diesen Dunst in die Luft gehen. So ist es nun mit allen Absonderungen beschaffen. Alle aus der Blutmasse abgesonderte Säfte werden entweder aus dem Körper herausgeschafft, oder sie gehn wieder zum Blute zurück, und kommen bey andern Umläufen doch endlich in solche Röhrchen, die sie zuletzt ganz austreiben. Jene hingegen werden entweder unmittelbar, und, dem Ansehen nach, bloß in der Absicht, die Blutmasse von ihnen zu reinigen, ausgestoßen, wie z. E. der Dunst, der durch die Haut davon dampft; oder es geschieht durch Umwege, wie mit dem Urine, der erst in der Blase versammelt wird, vielleicht, wie es scheint, um das beständige beschwerliche Auströpfeln desselben zu verhüten; oder es werden auch endlich die abgesonderten Säfte vor ihrer Ausführung zu einem ökonomischen Nutzen in der Maschine gebraucht, wie der Speichel, die Galle, u. s. w.

Da der Verlust, welchen das Blut bey jedem Umlaufe leidet, nicht gering ist, indem nur allein durch die Ausdünstung der Haut in vier und zwanzig Stunden einige Pfunde davon

davon abgehen; so erhellet hieraus, warum wir täglich essen und trinken müssen, um den Abgang der Blutmasse zu ersetzen. Eine Entdeckung, die wohl werth ist, daß man sie erfahre; obgleich viel tausend Menschen im hohen Alter sterben, die es nie gewußt haben.

Aus dieser Vorstellung des menschlichen Körpers, die nicht viel gelehrter zu seyn braucht, um meinen Lesern ein Genüge zu thun, werden sie vieles besser einsehen lernen, was sie mir sonst nur hätten glauben müssen. Ich will gleich ein Beyspiel aus meinem vorigen Blatte entlehnen, welches mich am meisten bewogen hat, dieses gegenwärtige sogleich nachzuliefern. Ich sagte daselbst, daß nach der Arbeit der Fieberhitze die aufgelöste Fiebermaterie in der Blutmasse zuletzt in die kleinen Canäle hineindringe, die ihr vorher, es sey nun wegen der Zähigkeit des Bluts selbst, oder wegen der Verstopfung oder Verengerung der kleinen Gefäße, verschlossen waren, und zum Theil aus dem Körper herausgiengen, zum Theil aber in die inwendigen Höhlen des Körpers niedergelegt würde, von wannen sie sich nach und nach durch andre Röhrchen, die sie wieder einsaugen, von neuem mit dem Blute vermischte, und ein neues Fieber entzündete. Niemand wird nach dem, was er heut erfahren hat, zweifeln, daß die Sache so seyn könne und seyn müsse. Denn, so bald das Blut durch die Fieberhitze dergestalt verändert worden ist, daß es sich den Eingang in die Absonderungsgefäße eröffnen kann; so wissen wir nun, daß ein Theil desselben in bloße Ausführungscanäle, ein andrer in Sammelplätze der abgesonderten Säfte, und die ganze Masse, sowol aus- als inwendig, in eine allgemeine Ausdünstung gerathen müsse; wo nicht besondre Umstände in Krankheiten einige Drüsen oder Eingeweide verschließen, so daß die Versammlung der Säfte nur in gewissen inwendigen Höhlen geschehen kann, die ihnen offen geblieben sind. Da ferner aus allen Höhlen, worinn sich abgesonderte Säfte aufhalten, offene Gefäße ausgehen, die sie nach und nach wieder in sich saugen, und ins Blut mischen: so muß dieses auch demjenigen Theile der Fiebermaterie widerfahren, der sich in die Höhlen des Körpers

niederlegt. Die ganze Maschine des menschlichen Körpers ist unaufhörlich in diesen beyden Beschäftigungen des Ein- und Ausaugens. Sie ist ein roll Blut gesogner Schwamm, der einen steten Zufluß von neuem Blute hat. Er zieht das neue in sich, das alte träufelt zum Theil aus ihm heraus, und verdunstet, zum Theil verweilet es noch eine Zeitlang in seinen Zwischenräumen, bringt aus einem zum andern, vermischet sich mit dem neu zufließenden Blute, das in ihn eindringt, wird aber endlich über kurz oder lang gewiß ausgetrieben, daß nichts mehr vom alten übrig bleibt.

Von dieser allgemeinen Durchströmung des menschlichen Körpers kann man Beweise aus Erfahrungen führen, die sonst sehr wunderbar und unbegreiflich scheinen würden. Man hat Gifte unmittelbar ins Blut gebracht, die ihre Wirkungen in allen Theilen des Körpers, wo sie sonst zu wirken pflegen, geäußert haben, welches unmöglich geschehen könnte, wenn sie nicht in diese Theile gekommen wären. Wein, der in die Blutadern gespritzt wird, macht eben so trunken, und dieselbe Verwirrung im Gehirne, als wenn er durch den Magen gegangen wäre. Das Quecksilber, welches innerlich genommen, die Speicheldrüsen reizt, thut eben dasselbe, wenn man es einem Hunde in die Blutadern spritzt. Allerley Brechmittel, die unmittelbar in das Blut gebracht werden, erregen auf eben die Art ein Erbrechen, wie sie sonst zu thun pflegen, wenn man sie gewöhnlichermassen einnimmt. Es muß also nothwendig, wie selbst der Herr von Zaller schließt, von dem ich alle diese Versuche entlehne, die Kraft des eingespritzten Arzneymittels bis zum Magen durchgedrungen seyn. Von sechs Gran Brechweinstein, den man in eine Blutader gespritzt, erfolgte ein tödliches Erbrechen. Das aufgelöste Harz des Scammoneum hat eben dasselbe gethan, wie auch der metallische Safran. Eine Auflösung der Senesblätter hat einem Hunde, dem sie eingespritzt worden, ein gelindes Erbrechen gemacht. Auf gleiche Art wird auch durch die ins Blut eingespritzten Purganzen ein Purgiren erregt, daß daher die purgirende Kraft derselben nothwendig bis in die Gedärme gedrungen seyn muß. **Borrichius** hat

hat hiervon vornehmlich gehandelt, und insbesondre bemerkt, daß eben die Dosis, welche man gewöhnlichermassen einzunehmen pflegt, auch den Leib öffne, wenn sie in eine Blutader gebracht wird. Eben dasselbe haben andre beobachtet. Die Arzneyen, welche, innerlich genommen, die Nieren reizen, und den Urin befördern, thun eben dasselbe, auch wann sie in die Adern gebracht werden. In zweyen Versuchen an Hunden hat man bemerkt, daß die Tinktur von spanischen Fliegen eine große Menge Harn getrieben und die Urinblase angefüllt hat. Vom aufgelösten Salpeter erfolgte ein häufiges Harnen, ohne weitere Ungelegenheit. Als das durch Kochen aufgelöste Arsenik in die Blutadern eines lebendigen Thiers gespritzt worden war, so entstand ein Kolern und Poltern im Leibe, welches von der Entzündung des Magens herrührte, worauf Convulsionen erfolgten und der Tod. Auch die heilsamen Kräfte der Arzneyen äußern sich, ob sie gleich nur mit dem Blute vermischet werden, im ganzen Körper. **Purmann** curirte sich selbst die Krätze, die doch nur eine Krankheit der Haut ist, durch Einspritzung des Löffelkrautwassers mit Theriakgeiste vermischet; ja er curirte durch Einspritzung eben desselben Wassers sogar ein Fieber. Nach eben dieser Methode haben die Danziger Aerzte, **Schaeffer** und **Schmidt**, die Sicht, und einen polnischen Zopf, (plica Polonica) der mit einem Geschwüre vergesellschaftet gewesen, gehoben; wogegen die Versuche bey der Epilepsie freylich mit solchen Mitteln nicht von statten gehen konnten. Der eingespritzte Balsam von Mecca hat ein Geschwür der Haut geheilt, u. s. w. Alles dieses beweiset unstreitig eine Wanderschaft der Säfte durch alle Theile des Körpers, und läßt uns begreifen, wie die Materie einer Krankheit im Blute, bald hier, bald dorthin niedergelegt, von neuem ins Blut gebracht, und nur allmählig ausgeführt werden könne. Wir erkennen aber auch zugleich hieraus die Möglichkeit eines östern Betrugs, den wir uns selbst spielen, wenn wir von den Wirkungen der Speisen, Getränke und Arzneyen in unsern Körper urtheilen wollen. Bey einer so freyen und offenen Gemeinschaft aller Gefäße des Körpers mit allen Thei-

len und Höhlen desselben, und bey der offenbaren Zurückführung aller Arten von Säften ins Blut durch dieselben, wird es höchstwahrscheinlich, daß viele Theile der Speisen, Getränke und Arzneyen auf ihrem Wege durch die Verdauungswerkzeuge unmittelbar in die kleinsten Gefäße eingesogen und ins Blut gebracht, nicht aber durch den Weg der Verdauung allein dahin geführt werden. Der bloße Geschmack und Geruch des Weins, welcher eben so berauscht, als wenn man ihn trinkt, die ähnliche Wirkung des Geruchs des Opiums, oder wenn dasselbe nur an die Schläfe gelegt wird, die schnelle Stärkung eines Menschen, der lange gefastet hat, wenn er nur Speisen riecht, oder in den Mund nimmt, die augenblickliche Wirkung einiger Getränke und Arzneyen durch den Urin, oder sonst die Tugenden gewisser Arzneyen, die in so kleinen Dosen genommen werden, daß sie kaum bis zum Magen gelangen könnten, und hundert andre Erscheinungen lassen sich kaum begreifen, wenn man nicht annehmen will, daß sie, ohne die Verdauung auszustehn, ganz andre Wege offen finden, welche sie viel geschwinder an die Nerter bringen, wo sie wirken können.

So wie nun aber dieses in den inwendigen Theilen unsers Körpers beschaffen ist, eben so ist es auch an seinem ganzen Umfange. Man muß nicht glauben, daß alle die Oeffnungen der Absonderungsgefäße, die sich auf der Haut zeigen, zu sonst nichts dienen, als den Dunst, welchen wir die unmerkliche Ausdünstung nennen, in die Luft zu hauchen. Nein. Auch hier sind in großer Menge Oeffnungen, die etwas, das unsre Haut von aussen berührt, in unser Inwendiges hinein führen, es mit der ganzen Masse unsrer Säfte vermischen, und es in die verborgensten Höhlen des Körpers hineinsenden. Ich kann dieses heut nicht ausführlich zeigen; aber die Sache ist viel zu wichtig, und hängt mit meiner heutigen Abhandlung viel zu genau zusammen, als daß ich sie nicht in meinem folgenden Blatte erörtern sollte.

Zwey hundert und dreyzehntes Stück.

Brem. Beyträge.

Geheimniß, das kein Wiß ergründet,
Wer hat auf deine Wunder Aht?

Bonnet hat gefunden, daß die Blätter der Bäume so vielen Zungen ähnlich sind, welche sie ausstrecken, um aus der Luft eine subtile flüssige Nahrung an sich zu ziehen, und dieselbe mit den übrigen Säften, die aus den Wurzeln durch den Stamm in die Zweige umlaufen, zu vermischen. Hierin sind die Bäume den Menschen ähnlich; und es ist nur zu bedauern, daß wir diese besondre Eigenschaft beyder fast nur dem Daseyn nach kennen. Wer so genügsam ist, wie meine Leser und ich, die wir es nicht für nöthig finden, von allen Dingen den Grund zu suchen, weil unsre Schlüsse nur allzu oft den Zerlichtern ähnlich sind, die uns auf einen sumppigen Grund führen, der weiß sich über diesen Mangel unsrer Einsicht zu trösten, und ist damit zufrieden, vieles zu wissen, ob er gleich nicht sagen kann, wie es geschehe.

Die Haut des menschlichen Körpers hat bey ihm eben die Berrichtung, wie die Blätter an den Bäumen. So gewiß es ist, daß durch dieselbe eine große Menge unsrer Säfte von uns ausdunstet, und in die Luft übergeht: eben so gewiß ist es auch, daß sie von dem, was unserm Körper umgiebt, verschiedenes aufnimmt, es in unsern Körper zurückführt, und es mit unsern Säften vermischt. Warum sollte auch wol die Haut allein von dieser Berrichtung ausgeschlossen seyn, da wir aus meiner leßtern Abhandlung ersehen haben, daß in allen unsern inwendigen Theilen ein solcher Zufluß und Rückfluß der Säfte Statt finde, und überall Röhren offen und bereit stehn, um dasjenige wieder einzunehmen, was

andre in gewisse Höhlen unsers Körpers eingehaucht haben. Diese letztere Wahrheit erkannte schon Hippocrates, da er behauptete, daß der menschliche Körper sowol von innen als von aussen perspire, und daß sich die Materie der Ausdünstung auf die Gedärme hinziehe, dergestalt, daß der Leib desto trockner sey, je weicher die Haut wäre. Unmöglich kann er dieses gewußt haben, ohne zugleich einzusehen, daß abgesonderte Säfte bald hier, bald dort hin im Körper schweifen, und Wege finden können, welche sie überall hinführen. Man kann aber noch weiter gehen, und sagen, daß nicht allein die in den ausdünstenden Gefäßen der Haut enthaltene und vom Blute abgesonderte Feuchtigkeit in alle Höhlen des Körpers zurückgehen könne; sondern daß auch sogar Feuchtigkeiten ausserhalb unsers Körpers in solche Gefäße der Haut eindringen, und sich als fremde Dinge mit uns innigst vereinigen. Das erste macht das letzte wahrscheinlicher; und darum will ich es zuerst ausser Zweifel setzen.

Wenn die Haut von der Kälte zusammengezogen wird, so zeigt sich alsobald ein Trieb zum Harnen, und der Abgang des Urins vermehrt sich sehr merklich. Richard Lower bediente sich dieser Erfahrung, um den Trunkenen den Rath zu geben, daß sie sich entblößen, und ein wenig kalt machen sollten, um das überflüssige Getränk schneller durch den Urin abzuleiten. Sydenham ließ Kinder, die im Blattern eine Zurückhaltung des Urins hatten, im bloßen Hemde im Zimmer gehen, damit die Abkühlung der Haut den Harnfluß befördern möchte. Le Vayer mußte stets den Urin lassen, wann er sich die Hände wusch. Alles dieses beweist einen Rückfluß der ausdünstenden Materie nach den Urinwegen. Daß eine Erkältung des Kopfs und anderer Theile einen triebenden Schnupfen und Catarrh nach sich ziehe, ist eben so gewiß und bekannt, als es beweist, daß die Materie der Ausdünstung sich zur Nasen- und Brusthöhle wende. Daß sie in die Gedärme gehe, beweist der Durchlauf und die Colik, welche auf Erkältungen folgen; und Leute, die verstopft sind, können sich fast gewiß damit helfen, wenn sie die Füße auf ein kühles Pflaster setzen. Auf gleiche Weise geht dieser Dunst

der

der Haut nach Erkältungen zuweilen in die Speicheldrüsen; und umgekehrt vermindert der Speichelfluß wieder die übrigen Ausführungen. Das, was die Gedärme ausschweifen, wendet sich wieder nach der Haut, und so mindert ein starkes Schwitzen den Durchlauf.

Diese Gemeinschaft ist ganz allgemein, und übertrifft fast alle Vermuthung. Ein starker Abgang des Urins hemmet den Durchlauf; dieser und heftiges Erbrechen vermindert den Urin. Der Speichelfluß in den Blattern wird durch eine Geschwulst der Hände und Füße ersetzt, da sich die Materie ins Zellgewebe ergießt. Wenn man den Abfluß des Harns bey einem Thiere verhindert, so geht derselbe durch ein Erbrechen fort, welcher Versuch des Helvetius unstreitig beweist, daß aus den Nieren zum Magen Wege offen stehen, die eben sowol die Getränke nehmen können, welche, sobald sie getrunken sind, den Urin treiben. Man hat übrigens eine Menge von andern Beyspielen, da der Harn, wenn er nicht abfließen können, durch den Stuhlgang, durch Erbrechen, durch den Speichelfluß, durch Auswurf, durch die Nase, durch die Brüste, durch den Schweiß am Leibe und am Kopfe, u. s. w. abgeführt worden ist. Eben so geht das Fett aus der Zelhaut durch die Gedärme, durch die Urinwege, durch die Haut fort. Die Galle geht in der Gelbsucht durch den Urin, durch den Speichel, durch einen allgemeinen oder durch einen besondern Schweiß aus dem Körper. Der Eiter eines Geschwürs ist in einem Beyspiele, das Gorter erzählt, erst zu den Gedärmen, von da zu den Schweißlöchern der Haut, von diesen zu den Thränendrüsen, darauf zu den Speicheldrüsen, nachgehends wieder zu den Gedärmen, und endlich nochmals zur Haut getrieben worden. Gleichergestalt hat man Beyspiele, wo sich der in der Lunge gesammelte Eiter in die Nieren gezogen, und durch den Urin fortgegangen ist. Die Milch aus den Brüsten kann durch den Urin, durch einen milchigten Durchlauf, durch den Speichel, durch Eindünstung in die Höhle des Unterleibes, durch einen Schweiß an den Hüften, an den Füßen, ja durch einen Husten fortgehen;

D 5

und

und dieses alles sind wirkliche Erfahrungen, deren der Herr von Haller noch viel mehrere gesammelt hat.

Wenn nun solchergestalt nicht mehr gezweifelt werden kann, daß die Materie der Ausdünstung aus den kleinsten Gefäßen der Haut zurück ins Blut und in alle inwendige Theile unsers Körpers dringen kann; so kommt es nur darauf an, ob erwiesen werden könnte, daß flüssige Körper von aussen in diese Gefäße der Haut eindringen, wenn wir von der Möglichkeit überzeugt werden sollen, daß wir durch die Haut etwas Auswendiges in uns hineinbringen. Bloß die Furcht, es nicht erklären zu können, mag viele bewogen haben, die Sache für zweifelhaft auszugeben; denn diese Furcht vermag sogar so viel, daß man die Unmöglichkeit von Sachen bemerkt, die man selbst mit Augen sieht; und gewiß, in der Arzneikunst sind diese Beispiele nicht selten. Wir wollen uns um allen Widerlegungen auszuweichen, nur auf den Augenschein gründen. Er ist die leichte Methode, zu studiren; und manche Leute setzen hinzu die wahre.

Jedermann weiß, daß die steifen Glieder und Gelenke geschmeidig gemacht werden, wenn man sie mit Oelen reibt. Die wirksamen Theile in den Arzneyen der Wundärzte dringen in die Geschwulsten und Geschwüre, welche unter der Haut liegen, und lösen sie auf, zertheilen sie, oder bringen sie zur Reife. Wenn man die Glieder mit Wein oder Brantwein wäscht, so werden sie davon stark oder steifer. Wenn man Terpentın nur eine Zeitlang mit den Händen tractirt, so erhält der Urin einen Geruch davon. Die spanischen Fliegen, welche innerlich genommen, die Urinwege heftig reizen, machen Harnstrenge und häufigen Abgang des Urins, wenn man sie in den Händen warm werden läßt, oder sie in Blasenpflaster auf die Haut legt. Eben diese Blasenpflaster heben gemeinlich den Puls, und wirken solchergestalt in die Blutgefäße. Das Quecksilber, welches mit einer Fettigkeit vermischt, auf die Haut applicirt wird, wirkt in die Speicheldrüsen, und erregt den Speichelfluß. Es wendet sich von da zuweilen nach den Gedärmen oder Nieren, ja man hat sogar die Tröpfchen desselben in den Knochen wieder gefunden.

funden. Es muß nothwendig seinen Lauf durch alle Gefäße frey fortsetzen können, da man Beispiele hat, wo das im Körper zurückgebliebene Quecksilber durch die kleinen Wassergeräße der Haut herausgedrungen, welche die Blasenpflaster verwundet hatten. Es giebt purgirende Arzneyen, welche ihre Wirkung thun, ob man sie gleich nur äußerlich auf den Leib legt. Mittel, welche den Würmern in den Gedärmen ein Gift sind, beunruhigen dieselben ebenfalls, wenn man sie auf den Unterleib applicirt. Das Nageln der Würmer nach eingenommener Wurmarzney, wenn sich die geängstigten Thiere durch die Gedärme bohren wollen, wird vertrieben, wenn man die schmerzhafteste Stelle nur äußerlich mit Steinöle oder andern Salben streicht, welche den Würmern zuwider sind. Es wird also das, was in der Höhle der Gedärme lebt, durch die Empfindung desjenigen beschwert, was man ihm auf der Haut zuwider thut. Die Materie einer Kräßblase, welche man auf eine gesunde Haut schmiert, nistet sich so tief in dieselbe ein, und schleicht so durch ihr ganzes Gewebe fort, daß sich der Ausschlag gar bald über die ganze Haut ausbreitet. Die Ausdünstungen eines Venerischen verunreinigen die Säfte eines Gesunden, wenn er sich nur auf eine Stelle setzt, welche jener erwärmt hat. Die gichtische Materie dringt in die Haut eines Hundes, der bey den Füßen seines Herrn schläft, und macht das Thier gichtisch. Die Dampfbäder heilen oft die hartnäckigsten und inwendigsten Krankheiten bloß durch das Eindringen der Dünste in die Haut. Der alte schwache König David ließ sich von einer jungen gesunden Dirne, die man ihm beylegte, stärken, indem er ihre Dünste in sich sog, welche Marime hernach auch Verulamius angepriesen. Die Oele, welche die Blähungen zertheilen, thun eben dasselbe, wenn man den Magen äußerlich damit streicht. Bey dem Harnflusse, (diabete) da mehr Flüssiges durch den Urin fortgeht, als man genossen hat, wird dieser Ueberfluß von der Feuchtigkeit hergenommen, die aus der Luft durch die Haut eindringt, wie der gelehrte Herr Professor Krazenstein erwiesen hat. Eben dieselbe Theorie nahm Boerhaave an, um das scheinbare Wunder

Wunder zu erklären, da bey einer wassersüchtigen Frau in Wien das Wasser immer zugenommen, ob sie gleich täglich eine Menge Urin ließ, und fast nichts Flüssiges zu sich nahm; denn er leitete diesen Zuwachs der Feuchtigkeiten von dem Flüssigen her, was aus der Luft in die Haut dieser Person eingedrungen war. Man hat durch nahrhafte und stärkende Umschläge Leute, die durch den Mund nichts zu sich nehmen können, eine ziemliche Zeit gestärkt und erquickt; und schon Paracellus behauptete, daß er durch Umschläge von nahrhaften Brühen Leute viele Tage lang ernährt habe.

Ich könnte dieses Verzeichniß sehr vergrößern, wenn es nöthig wäre. Allein, eine einzige unstreitige Erfahrung beweist eben so bündig, als deren tausende; und in der That wird man ist wenig Aerzte mehr finden, die das Daseyn zurückführender Gefäße auf der Haut noch in Zweifel ziehen sollten. Inzwischen bemerkt man, daß diese Gefäße nicht zu aller Zeit wirken, und will es auch aus Gründen erklären. Ohne das letzte mitzumachen, will ich nur anführen, daß eine fast allgemeine Erfahrung lehre, wie der menschliche Körper stets desto weniger von außen an sich nehme, je stärker er ausdünstet. Der Urin, der sich sogleich zu vermehren pflegt, so bald die Ausdünstung der Haut unterbrochen wird, fließt desto sparsamer, je stärker man transpirirt. Die Furcht, welche die Ausdünstung der Haut hemmt, macht den Leib flüßig, und trägt viel dazu bey, daß ansteckende Krankheiten in gesunde Körper durch ihre Dünste übergehen; da man hingegen bemerkt hat, daß alles, was die Ausdünstung befördert, Wein, Leibesübung, Freude, die Leute gesund erhält, die sich bey gefährlichen Kranken aufhalten. Bey guter Ausdünstung zu bleiben, ist in feuchter und kalter Witterung das beste Mittel, den Schnupfen und Husten zu verhüten, in welchen Krankheiten sich die Dünste der Haut einwärts in die Höhlen der Brust und Nase gewendet haben. Es scheint demnach die Unterhaltung der Ausdünstung der Haut das zuverlässigste Mittel zu seyn, die Eindünstung zu verhüten; nichtsdestoweniger aber giebt es Fälle, wo beyde mit einander vollkommen bestehen zu können scheinen. Dies

ses zeigt die Wirkung der warmen Bäder, und der Arzneyen der Wundärzte, von welchen bemerkt wird, daß sie desto besser zu wirken pflegen, je wärmer und dunstender der Theil gehalten wird, worauf sie liegen. Es sind hier einige Dunkelheiten, welche weder die Theoristen, noch die Beobachter bis ist hinlänglich vertrieben haben. Ich muß aber erinnern, daß es keinesweges eine allgemeine Gesundheitsregel sey, die Eindünstung zu verhüten, ob es gleich eine fast allgemeine Maxime seyn muß, die Ausdünstung zu unterhalten, und auch hieraus erhellet, daß sich diese beyde Operationen der Natur unmöglich gerade entgegengesetzt seyn können. Ein Alter, der sich keinesweges von der Beobachtung der Geseze der Transpiration ausschließen darf, kann gleichwol Grund haben, durch stärkende Dünste auf dem Wege der Inspiration seinen wankenden Kräften Hülfe zu senden; und Niemand kann zweifeln, daß er beydes zugleich bemerkstelligen könne. Der stärkende Duft der Blumen in Gärten scheint unsern Leib zu erquickern, und wie das Sonnenlicht, zu beleben. Wir werden aber diese Erquickung nicht besser genießen, als wenn wir in der Gesellschaft der Blumen ausdünsten. Verstünden wir diese Sache hinlänglich, so könnte sie uns in der Lebensordnung nützlich seyn; ich meyne in der Wissenschaft derselben, aber vermuthlich nicht in der Ausübung. Denn die Geseze der Diät sind in der That den Comödien ähnlich, die tugendhafte Dichter ausarbeiten, um die Herzen und Sitten der Menschen zu bessern, und deren sich die Menschen gleichwol nur bedienen, um darüber zu lachen. Man würde die Regeln, wie man die Eindünstung verhüten oder befördern sollte, eben so, wie die von der Ausdünstung beobachten, welche wir besser verstehn. Das heißt, man würde eben so wenig darnach fragen. Aber ich würde davon eine nützliche Abhandlung schreiben können, die meinem Eifer genug thun würde, ohne daß jemand sie nützte. Oft gedenke ich an diese Sache, und nenne alle meine Blätter Plunder. Zuletzt aber sehe ich ein, daß die Menschen viel Plunder gebrauchen; und daß ein rechtschaffner Schriftsteller schuldig sey, seine besten Plünnen dazu herzugeben.

Herr Arzt,

Ein gewisser Englischer Arzt, der, wie die Geschichte lehrt, mehr als 3 Centner schwer gewogen, soll sich des überflüssigen Fettes dadurch entledigt haben, und wieder zu seiner vorigen Magerkeit gelangt seyn, daß er alle Abend beym Schlafengehen ein Loth von meiner Castilianische Seife, in etwas weniger, als einem halben Schoppen frischen Wassers aufgelöst, zu sich genommen. Was halten Sie, Herr Arzt, von dieser Cur? Ist eben Castilianische Seife hierzu nöthig gewesen, und sollte nicht eine jede andre weiße Seife denselben Dienst gethan haben? Ist es hauptsächlich nöthig gewesen, dieses Getränk beym Schlafengehen zu genießen? Welche Maaße wird unter einem Schoppen verstanden, und kann dieses Mittel von denen, die zum Fettwerden geneigt sind, und keine Leibesübung haben, als eine Präservationscur gebraucht werden? Für mich, und im Namen aller meiner fetten Mitbrüder, die ihrer Last gern entledigt seyn wollen, soll ich Sie ersuchen, in ihren Blättern eine kleine Abhandlung hiervon einzurücken, und uns recht methodisch zu zeigen, wie wir unsre dicken Bäuche ablegen können, und solche bey erwähnten Umständen nicht wieder bekommen. Wir sind recht ängstlich, seitdem wir in einem ihrer Blätter die Gefahr erkannt, die Sie auf unsre Bäuche gelegt haben. Haben Sie uns bange gemacht, so trösten Sie uns wieder, und zeigen uns die Wege zur Sicherheit, um der uns angedroheten Gefahr zu entgehen. Ich verbleibe

Dero

M. Setzbauch.

Antwort.

Mein Herr,

Daß die Seife das Fett auflöse, und es solchergestalt bey allzu fetten Leuten vermindern könne, ist nichts Neues, wie Sie aus dieser Stelle des Herrn van Swieten allein schon sehen können: *Dum certa lege oleum animalium, vel vegetabilium, acri salı fixo alcalino unıtur, nascitur sapo; in quo antiqua detergens & dissolvens lıxivıosı salıs vis ıneıst, omnia olcosıa, pınguıa, resınosıa, pıtuıtosıa, amırcosıa solvens.* Daß ein fast täglicher Gebrauch eines ganzen Loths der Seife binnen einigen Jahren die Last eines Körpers von zweien oder drey Centnern um einen halben Centner vermindert, daraus werden Sie sehen, wie geschwind dieses Mittel wider dies Uebel wirke. Wenn es der Magen so lange vertragen kann, und wenn die Vermischung saurer Speisen und Getränke, die zu dieser Cur erfordert wird, dem Blute nicht andre Gefahr dräuet, so ist die Arznei in ihrer Wir-

Wirkung sicher genug, um versucht werden zu können. Allein, wegen eben dieser Bedingungen, und besonders wegen der ersten, daß sie der Magen nicht immer vertragen wird, glaube ich, daß es mit dieser Cur eben so gehen werde, wie mit dem Schierlingsextracte in Paris, wovon man, auf die ersten Nachrichten des Herrn Störcks aus Wien, in einem Sommer fast allen Vorrath verbrauchte, der in Paris war, im folgenden Frühjahr aber nicht mehr zu wissen schien, daß eine solche Arznei in der Welt wäre.

Weil die reinste Seife von guten Oelen zum innerlichen Gebrauche die beste ist, so nimmt man lieber die castilianische, als die gemeine, obgleich die Hauptwirkungen übrigen einerley wären. Es ist wohl keine unumgängliche Nothwendigkeit, die Seife beym Schlafengehen zu nehmen, und wäre nicht einmal rathsam, wenn man des Abends stark und spät speiset. In diesem Falle kann es füglich der Morgens geschehen. Die Quantität des Wassers wird für ein Loth Seife ohngefähr auf ein Pfund am Gewichte hinkommen. Weil die Seife das Fett auflöst, und es solchergestalt vermindert, da das Aufgelöste seinen Weg durch alle Canäle zum Körper hinaus nimmt, so kann es für eine zukünftige, noch nicht vorhandene Fertigkeit unmöglich wirken; und da die Fetttheilchen fast unverändert aus dem Blute in die Fetthaut gelangen, das Blut aber sie von dem Nahrungsstoffe aus den Speisen erhält, so ist die beste Präservationsdiät, die zur Fertigkeit geneigt sind, eine magre Kost, und starke Übung. Wo diese nicht statt finden, wird die Seife allerdings die Fetttheilchen im Blute eben so gut auflösen, und durch die Ausführungsgefäße mit sich nehmen, als sie sie aus der Fetthaut verzehrt. Außerdem ist dies nicht das einzige Mittel wider die Fertigkeit. Ich habe schon in meinem 59sten Blatte mehrere erzählt. Ich will hier nur anführen, was Boerhaave vorschlägt. „Solchen Leuten helfen Sorgen, Nachtwachen, Strapazen, Leibesübungen, eine starke Diät, saure Getränke, Eßig und scharfe Getränke.“ Der Herr von Haller erinnert hierbey, daß die Cur durch den Eßig gefährlich sey, obgleich Strada erzähle, daß dadurch ein berühmter General um 87 Pfund leichter geworden, und obgleich Pauli den Eßig und das Vitriolöl wider die Fertigkeit anpreise. Ein Baumeister, dem man den Eßig wider die Beschwerden des Fettes angepriesen, ist, nach vielem Erbrechen und Herzdrücken, gestorben, und sein Magen hat eine zweien Zoll dicke Verhärtung gehabt. Daher meynt der Herr von Haller, daß ein erregter Speichelfluß noch vorzuziehen wäre, wovon man glückliche Erfolge gesehen. Ich fürchte, daß bey der Seisencur Vielen ebenfalls Magenbeschwerden, wiewol von ganz andrer Art, die langweilige Cur verhasst machen werden. (*)

Der Arzt.

Mein

(*) Man vergleiche hierüber das 271ste Blatt am Ende.

Mein Herr,

Da Sie in Ihrem 206ten Blatte ein Schreiben eingebracht haben, worin des Scioppius gedacht wird, so habe ich mich bey dieser Gelegenheit desjenigen erinnert, was Sie im 130sten Ihrer Blätter vom Herrn von Büffon erwähnt haben. Da Sie in vielen Fällen, wo Sie andre tadeln, Recht haben, und Beyfall erhalten, so muß man Ihnen keinen hingehen lassen, wo Sie sich auf eine falsche Seite neigen. In dem letztgedachten Blatte macht sich ein Correspondent, welcher Sie ohne Zweifel selbst sind, über die Büffonische Lehre von den organischen Theilchen lustig. Dieser große Gelehrte behauptet, daß es den Menschen nicht nur erlaubt, sondern auch nothwendig sey, Fleisch zu speisen, und daß ein Mensch, der gar kein Fleisch zu essen bekäme, wenigstens in Europa, weder leben, noch sein Geschlecht erhalten könnte, weil ihn die Entkräftung tödten, und weil es ihm an organischen Theilchen mangeln würde, welche die Art unsers Körpers ersetzen müßten. Ich will weder den ganzen Gedanken des Herrn von Büffon, noch auch die große Nothwendigkeit, daß alle Thiere schlechterdings Fleisch speisen müßten, vertheidigen. Nichtsdestoweniger finde ich in seinen Sätzen so viel Wahres, daß der Genuß der Fleischspeisen in der That vieles dazu beytrage, die Lebenskräfte des Menschen zu vermehren, und ihn geschickter machen, sein Geschlecht zu erhalten. Wosern Sie dieses selbst eingesehen haben, wie es aus einigen Stellen Ihrer Abhandlungen von den Fleischspeisen, besonders der von den Fleischbrühen zu erhellen scheint, so hätten Sie solches bey dieser Gelegenheit anführen müssen, um einem großen Gelehrten, bey der Gelegenheit, da Sie ihn tadeln, wenigstens so viel Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, als er verdient. Eben der Scioppius, dessen Sie in Dero 206ten Blatte gedenken, hätte ihnen diese Vertheidigung des Herrn von Büffon darreichen können. Dieser Mann war in dem Falle, da er sich vor allem, was das Fleisch reizt und die Begierden unterstützen konnte, aufs sorgfältigste hüten mußte. Er wollte die üppigen Dichter, als ein Grammaticus und Criticus lesen, ohne Gefahr zu laufen, an ihren Wollüsten Theil zu nehmen. Er studirte demnach die Gegengifte der Wollust, und fand, daß dazu nichts dienlicher wäre, als seinen Leib durch eine strenge Diät abzumatten. Er hat sich in Deutschland ganze Tage bey seinen Büchern eingeschlossen, und gefastet, und als er in Rom gewesen, hat er sich des Weins, des Fleisches, der Eyer und Fische gänzlich enthalten, täglich nur eine Mahlzeit gethan, und bey dieser Mahlzeit sehr wenig und lauter gemeine schlechte Speisen genossen. Ein halber Kohlkopf, oder ein wenig Reis, ein kleines Stückchen Käse, eine Birn, ein Apfel, waren seine Gerichte; und er hatte in allen Jahreszeiten kein andres Bett, als die Dielen, zwei Decken und ein Hauptkissen.

Bayle,

Bayle, der dieses alles anführt, setzt hinzu, es sey kein Zweifel, daß diese Hülfsmittel nicht vortreflich wider die Ueppigkeit wären, wenn man einen wahrhaften Vorsatz habe, sie zu vermeiden. Diejenigen, fährt er fort, welche vorgeben, daß sie nicht viel helfen, sind Leute, welche es niemals versucht, und keine große Lust haben, der Ueppigkeit zu widerstehen. Ihr Zeugniß kann also von keinem großen Gewicht seyn: allein, hier kommt es nicht aufs Disputiren, sondern auf die Erzählung an. „Ich, schreibt Scioppius selbst, der ich diese schlüpfrigen Gedichte der Alten, sicher, und wie Lucrez sagt, ohne eigne Gefahr, (mea sine parte periculi) lesen wollte, habe mich der Mäßigkeit und Enthaltbarkeit äußerst ergeben. — Zu dem Ende habe ich täglich nur Einmal gespeist, und meinen Wein mit dem Wasser der Tiber vertauscht, weil ich, nach Platons Aussprüche glaubte, man müsse kein Öl zum Feuer gießen. Gleichermäßen habe ich das Fleisch auf ewig von meinem Tische verbannt, nicht allein weil es schwächt, sondern auch zur Uebung, und damit es nicht zur Wollust reizt, wie dieses Clemens, und wie auch der heil. Hieronymus gesagt hat, daß das Fleischessen die Schule der Wollust wäre. Ich habe aber auch die Fische und Eyer vermieden, weil ich aus vielen Versuchen gelernt hatte, wie sehr auch diese zur Ueppigkeit reizten, und daß mich besonders die Fische noch wollüstiger machten, als das Fleisch selbst.“

Wenn Sie belieben, diese Erfahrung mit dem Büffonischen Systeme zu vergleichen, so werden Sie seinen Gedanken, daß ein Mensch, der gar kein Fleisch speiste, ganz entkräftet, und zur Erhaltung seines Geschlechts unvermögend werden würde, weil es ihm an organischen Theilchen, welche die Art seines Körpers ersetzen, mangelte, nicht sogar von allem Grunde entblößt finden, daß sie demselben nicht in gewisser Maasse ihren Beyfall geben könnten. Durch die obigen Erfahrungen hört die Sache auf, eine theoretische Gräbeley zu seyn; und wie die meisten Theorien zuletzt auf Erfahrungen ruhen, so lege sie auch der Herr von Büffon bey der seinigen zum Grunde.

Bey dem allem wollte ich doch denen, die ihre Begierden zähmen wollen, nicht rathen, es auf diese Probe allein ankommen zu lassen, und sich, wenn sie nicht solche Gründe dazu haben, wie Scioppius, in der Hoffnung, daß sie die Enthaltung des Fleisches der Tugend getreu erhalten werde, an solche üppige Vorstellungen zu wagen, welche geschickt sind, selbst das ohnmächtigste Fleisch wider den Geist aufzuwiegen. Vielmehr empfehle ich ihnen den practischen Grundsatz, worin sie ein bessres Glück machen werden:

Dem, der, noch bey der Jugend Hitze,

Sich täglich im Enthalten übt,

Ist der Gedanke wenig nöthig,

Daß es auf Erden Mädchen giebt.

Der Arzt. IX. Th. Berth. Ausg.

Die

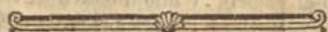
Die Wahrheit dieser Warnung schwächt einigermaßen die Theorie des Scioppius. Ein Balzac würde ihn aber vielleicht mit dem Witz vertheidigen, daß die Mädchen auch Fleisch sind.

Ich bin, &c.

Antaphrodisius.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Zwey hundert und vierzehntes Stück.



Brem. Beytr.

Wer könnte das bereun,

Daß ers beherzt gewagt, ein Menschenfreund zu seyn?

Asklepiades, der berühmteste von den beyden uns bekannten Aerzten dieses Namens, aus Prusium in Bithynien, war im Alterthume so berühmt, daß ihn Apulejus nur dem einzigen Hippocrates nachsetzte. Man bedauert um deswillen mit Recht den Verlust aller seiner Schriften; und was mich betrifft, so bedaure ich denselben auch mit für meine Leser, weil ich vermuthete, daß ich aus ihnen viel Nützlichs für sie gesammelt haben würde. In der That war Asklepiades einer von den seltenen Aerzten, die sich unterstehen, das Joch der Vorurtheile ihrer Zeiten von sich abzuschütteln, und er bewerkstelligte dieses mit einem Glücke, welches noch seltener ist. Ich bewundere hierbey am meisten, daß eben die Vorurtheile in der Arzneykunst, welche er schon zu Mithridats Zeiten bestritten, ungeachtet er sich dadurch den Beyfall von ganz Rom erworben, in unsern Zeiten noch nicht ganz ausgerottet sind, und daß er der ighen späten Nachwelt noch immer so nützlich seyn würde, als er der Vorwelt gewesen war. Ich will nur ein Paar hierher gehörige Beyspiele von ihm anführen. Plinius sagt von ihm, er habe sich eines wunderbaren Kunstgriffs bedient, um die

Gemü-

Gemüther an sich zu ziehen, indem er den Kranken, nach Beschaffenheit der Umstände, sowol den Genuß des Weins, als des kalten Wassers erlaubt habe. Plinius, der überhaupt für den Asklepiades nicht eben günstig eingenommen war, weil es ihm, wie er selbst sagt, unerträglich war, daß ein Mann von so geringer Herkunft und Armuth, der bloß, um sich zu bereichern, die Arzneykunst getrieben, dem menschlichen Geschlechte so geschwind gute Marimen zur Gesundheit habe sollen vorschreiben können, stellt dieses Unternehmen als einen bloßen Kunstgriff des Arztes vor, da es doch, wenn wir den Apulejus zu Hülfe nehmen, gewiß etwas viel Nüthmlichers war. »Er war der erste, sagt dieser Schriftsteller, der es erfand, den Kranken mit Weine beyzuspringen; aber er gab ihnen denselben zu gelegener Zeit, und wußte die Umstände sehr geschickt zu unterscheiden, weil er den Unterschied der Pulse der Adern aufs genaueste verstund und beobachtete.« Ganze Jahrhunderte nach ihm ist dieses eine verlorne Kunst gewesen, und vor noch nicht hundert Jahren würde man es für eine große Unbesonnenheit eines Arztes gehalten haben, in denjenigen Krankheiten Wein zu verordnen, worinn ihn die allerneuesten Aerzte für ein unentbehrliches und göttliches Mittel halten. Ich brauche mich nur auf das Heer der faulenden und bössartigen Krankheiten zu berufen, sie mögen nun mit Entzündungsfiebern vergesellschaftet seyn, oder nicht. So wenig es ehemals Mode war, in diesen Krankheiten Wein zu verordnen, so nöthig und heilsam findet man ihn jetzt, weil man die Bedingungen wieder gefunden hat, unter welchen ihn Asklepiades verordnete. Er war ein scharfsichtiger Kenner der Pulse der Adern; und ohne diese Kenntniß kann freylich kein Arzt in anhaltenden Krankheiten mit Vernunft Wein verordnen. Die faulenden Krankheiten, die sich mit einem Fieberpulse und starker Hitze anfangen, haben bald oder spät eine gewisse Periode, da der Puls sinkt und matt wird, und die Lebenskräfte den Kranken verlassen. So schädlich es seyn würde, in der Wuth der Fieberhitz Wein zu verordnen, so nöthig und hilfreich ist er in der schwachen Periode der Krankheit. Unter meh-

vern neuern Aerzten will ich nur Herrn Pringlens Zeugnisse anführen, die durch die große Menge der Beobachtungen, worauf er seine Maximen zu gründen Gelegenheit hatte, das größte Gewicht haben. »Wenn sich bey schwacher Stimme das Fieber in die Länge zieht, sagt er, so sehnen sich die Kranken herzlich nach Wein, der ihnen auch das Beste ist; aber bey Raserey, hüpfenden Sehnen, wilden Blicken, u. s. w. dienen weder Wein, noch gemeine Herzstärkungen. — Wenn sich nach dem Weine und Herzstärkungen der Puls wieder hebt, ist es ein gutes Zeichen. — Unter den Mitteln, welche der Fäulniß Einhalt thun, ist er Wein besser, als alle ungegohrne Säuren, ja als der Esig selbst, weil er den Magen nicht zugleich so verdirbt, als sie. — Im schwachen Zustande des bössartigen Fiebers ist Wein immer besser, als alle andre Herzstärkungen; aber nur, wo sich die Zeichen der Malignität offenbaren, im Anhalten der Krankheit, bey dem Schwachen, bey Entkräftung, Langsamkeit und Schwäche der Stimme, sinkendem, obgleich öftern Pulse, bey reiner und unreiner, feuchter und trockner Zunge. Man giebt täglich gemeinen Leuten eine halbe Pinte starken Wein in Molken oder Panade; andern giebt man täglich ein Quart Rhein- oder Franzwein, zum Theil unvermischt. Man kann sogar, wenn die Aerzneyen nicht mehr schmecken wollen, mit großem Nutzen alle zwei Stunden wechselsweise ein wenig Panade mit Wein und eine volatilische Arznei geben. Es muß solche Stärkung, besonders zur Zeit der Krise, ja nicht versagt werden. — Zur Verhütung faulender Fieber ist Wein mit Nutzen zu gebrauchen, u. s. w. — Ausser diesen Zeugnissen von den bössartigen Fiebern überhaupt könnten noch viele von andern Aerzten, bey besondern Arten derselben, besonders bey der Pest, bey der Ruhr, bey bössartiger Bräune, u. s. w. angeführt werden, in welcher letztern besonders die Londonischen Aerzte in ihren Bemerkungen erzählen, daß sowohl in der äußersten Noth, als auch zur Präservatio, ein häufiger Genuß des Maderaweins große Dienste gethan habe. Auch bey dem bössartigen Blatternfieber hat der Wein seine Bedin-

Bedingungen. Sydenham hat dessen nothwendigen und herrlichen Nutzen in bedingten Umständen bey gichtischen Krankheiten gerühmt, und kurz, die neuesten Beobachtungen der besten Aerzte entscheiden nicht nur, daß in vielen Krankheiten der Wein eine ganz ausnehmende Arznei, sondern auch, daß sein Gebrauch dem Zustande der Lebenskräfte gemäß zu verordnen sey, welchen Asklepiades mit gründlicher Scharfsinnigkeit aus dem Pulse der Andern urtheilte. (*) Ich will es nach dem Allen der Beurtheilung meiner Leser überlassen, ob Bayle Grund genug gehabt habe, den marktschreyerischen Charakter des Asklepiades daraus mit zu beweisen, weil er, wie Plinius sagt, behauptet habe, daß die Macht der Götter der Kraft des Weins kaum gleich käme. Er kannte die Tugenden des zu rechter Zeit gegebenen Weins, und der wahre Begriff, den er davon hatte, konnte leicht den von der Macht der damaligen Götter verdunkeln. Wir nennen solche Mittel noch ist göttlich, und im Alterthume war es gebräuchlich, die Aerzte Schutzgötter und Söhne der Götter, die Aerzneyen aber die Hände der Götter zu nennen; und wenn es wahr ist, was ich glaube, daß eine neue Wahrheit, wenn sie ihr Glück machen soll, mehrentheils im Anfange ein wenig übertrieben werden müsse; so ist der Ausdruck des Asklepiades mehr einem lebhaften Eifer aus einer neuen Ueberzeugung, die er gemeinnützig machen wollte, als einer Charlatanerie zuzuschreiben. Ich will hiermit nicht behaupten, daß er von der Marktschreyerey ganz rein gewesen. Man kann vielleicht diesen Satz von den Aerzten in eben dem Verstande allgemein machen, wie den, daß ein jeder Mensch seine Thorheit habe. Die unbesonnene Wette, daß er nie krank werden wollte, war allerdings etwas, das wol ein Doctor zu Pferde gesagt haben könnte. Nur das, was er vom Weine gesagt hat, scheint mir kein Beweis dieses Charakters zu seyn.

Ausser dieser löblichen That, wodurch Asklepiades die Vorurtheile seiner Kunst- und Zeitverwandten in einer dem mensch-

E 3

(*) Man vergleiche den ersten Brief im 251sten Blatte, und insbesondere das 256ste Blatt.

menschlichen Geschlechte sehr wichtigen Angelegenheit besiegte, verrichtete er noch eine andre solche, weswegen ich ihn am meisten liebe, ob mirs gleich vielleicht niemand recht glauben wird. Ich will die Sache mit Baylens Worten erzählen, dessen ich mich überhaupt bey diesem Aufsatze bediene. „Es war in Rom, wo sich Asklepiades so berühmt machte. Er war dahin gekommen, um daselbst die Redekunst zu lehren. Weil er aber dieses Amt nicht einträglich genug fand, so legte er sich auf die Arzneykunst, und beschloß, weil ihm die damals gebräuchlichen Arzneymittel unbekant waren, dieselben abzuschaffen, und neue zu erfinden. Er suchte demnach bequeme Hausmittel, deren sich ein jeder, ohne Beyhülfe eines Arztes, bedienen konnte. Dieses verschaffte ihm eine freundliche Aufnahme. Es ging jedermann zu ihm, und sah ihn als einen von den Göttern geschenkten Mann an. Was hierbey sein Ansehen am meisten bevestigte, war die damalige thörichte leichtgläubigkeit, womit man an die magischen Kräfte gewisser Kräuter glaubte. Denn, wie es leicht zu beweisen war, daß die meisten dieser Tugenden nur in der Einbildung bestunden; so war es ihm auch nicht schwer, die alten Arzneyen um allen ihren Glauben zu bringen.“ Plinius erklärt diese Sache etwas umständlicher, und sagt, daß Asklepiades, durch seine täglich wiederholten wohl überlegten und überredenden Vorstellungen von der Entbehrlichkeit der bisherigen Arzneyen, seiner Meynung das Gewicht gegeben, und dagegen hauptsächlich fünferley allgemeine Hülfsmittel vorgeschlagen habe, nämlich die Mäßigkeit im Speisen, die Nüchternheit, das Reiben des Körpers, das Spazirengehen, und die übrigen Leibesübungen; und da jedermann eingesehn, daß man dieses alles leicht selbst bewerkstelligen könnte, und sich zugleich überredete, daß das, was am leichtesten wäre, auch wahr seyn müßte; so habe sich fast das ganze menschliche Geschlecht bey ihm versammelt, nicht anders, als ob er ein Gesandter vom Himmel wäre.

Bayle betrachtet dieses Unternehmen des Asklepiades nach Anleitung des Plinii, und einer Stelle des P. Sardin,

aus

aus einem Gesichtspunkte, der dessen wahren Nutzen zu sehr versteckt. Er wendet es auf das Betragen der neuen Aerzte an, welche oft die Arzneyen andrer ihrer Zunftgenossen verachten, nur um sich und den ihrigen desto mehr Beyfall zu verschaffen, und sagt, daß sie sich die Schwachheit des menschlichen Herzens zu Nutze machen, das stets geneigt ist, aus einer Ausschweifung in die andre zu verfallen, und wenn man ihm an einer Sache einen Mangel zeigt, sie sogleich mit allem dem Guten, was sie zugleich besitzt, ganz zu verwerfen. Ich führe diese Anmerkung bloß um deswillen an, damit ich ihr seyerlich Beyfall geben könne. Sie ist wahr, und wird es alle Tage von neuem. Aber ich glaube zugleich, man könne von dieser Handlung des Asklepiades einen noch andern Gebrauch machen, und andre Folgerungen daraus herleiten, die auch wahr, und dem menschlichen Geschlechte nützlicher sind.

Asklepiades fand die Arzneykunst unter der Tyranney des verächtlichsten Aberglaubens. Man hatte Kräuter, von welchen man glaubte, daß die Flüsse und Seen, wohinein man sie würfe, davon austrockneten; andre, welche, wenn man sie unter die Feinde warf, machen sollten, daß sie erschreckten, und die Flucht nähmen; Kräuter, welche die persischen Könige ihren Gesandten mitgaben, damit sie überall, wohin sie kämen, an allem einen Ueberfluß fänden; einige, womit man die Thore einer Festung öffnen könnte; andre, wovon man schöne, rechtschaffne und glückliche Kinder erhielt. Er fand das betrogne Volk als ein Opfer solcher offenbaren Betrügereyen. Sein Eifer, sich beliebt zu machen und Geld zu verdienen: denn ich will keinen edlern Bewegungsgrund von ihm anführen, weil ich es nicht beweisen kann; sein Eigennuß also bewog ihn, die alten Götzen des Volks zu zerstören, und das Mittel, was er hierzu erwählte, war, die einfachsten Quellen der Gesundheit zu entdecken, und diese das Volk zu lehren. Wäre es ihm hiermit nicht zu leicht geglückt, so würde er sich noch die Mühe gegeben haben, aus dem ganzen Wust der bisher gebrauchten Arzneyen, die guten auszulesen und bezubehalten. Da er dieses nicht nöthig fand, so beging er den Fehler, es nicht zu thun. Allein man

soubre diesen Fehler von seiner Handlung ab; so ist sie der edelste Dienst, welchen jemals ein Arzt einem durch Vorurtheile schimpflich betrognen Volke geleistet hat. Es ist unstreitig, daß die einfachsten und natürlichsten Mittel zur Gesundheit in vielen Absichten, und besonders zu sehr allgemeinen Gebrauchen, den künstlichen vorzuziehen sind. Es ist unstreitig, daß man durch die Beobachtung solcher Regeln, als Asklepiades gegeben, in der Kunst der Gesundheit und der Cur der Krankheiten in vielen Fällen eben so weit, ja weiter kommen könne, als mit Arzneyen; unstreitig, daß zu allen Zeiten die Kunst mit einer Menge unnützer Arzneyen überhäuft ist, von denen es gut wäre, daß sie abgeschafft würden; und endlich unstreitig, daß viele Krankheiten gar keiner eigentlichen Arzneyen bedürften, und daß die Kranken alsdann sicherer wären, wenn sie sich keiner bedienen. Da ich, als ein Arzt so rede, so kann dieses Zeugniß meiner Ueberzeugung nicht sehr verdächtig seyn, wie es seyn würde, wenn ich das Gegentheil sagte. Noch weniger will ich fürchten, daß man glaube, es müsse ein jeder, der nach dem Beyspiele des Asklepiades handelt, die niedrige Absicht haben, bloß seine Kunstverwandten zu verkleinern; ja noch müßte man ihm dafür verbunden seyn, wenn es dem menschlichen Geschlechte wahren Nutzen brächte, ob es ihn gleich in der Geschichte nicht adeln würde.

Um deswillen habe ich oben gesagt, daß ich diesem Siege des Asklepiades über die allgemeinen schädlichen Vorurtheile seiner Zeit allen Beyfall gebe, den er verdient; und wenn man solche gute Handlungen der Aerzte bloß von der schlimmen Seite, die sie haben können, beurtheilen wollte: wer möchte denn endlich noch wol einem Triebe folgen, fürs Wohl der Menschen zu arbeiten? In der That befinden sich die Aerzte beym gegenwärtigen Zustande der Kunst, beym Ueberflusse nichtswürdiger Arzneyen, bey dem wirklichen Heißhunger Gesunder und Kranker, sie zu verschlingen, und bey der Autorität, die ihnen die blinde Zuversicht der Menschen giebt, so wohl, daß sie ganz ruhig bleiben, und alles so fort gehen lassen könnten, wie es geht. Wenn der Kühne,

der

der die hülfreiche Kunst auf ihre ursprüngliche Einfachheit zurück zu führen suchte, nur das zu erwarten hätte, daß man die Bewegungsgründe seiner nützlichen That tadelte; so würde er kein Asklepiades seyn wollen, um keines Baylens Spott zu verdienen, und das menschliche Geschlecht würde der Raub seiner Vorurtheile bleiben.

Ich bin, ohne mich an die Auslegungen zu kehren, die man davon machen wird, im ganzen Ernste gesonnen, dem Beyspiele dieses berühmten Arztes im Alterthume zu folgen, und in meinen praktischen Blättern die Vorurtheile, die ich für erweislich schädlich halte, eben so wenig zu schonen, als ich es in den diätetischen und pathologischen gethan habe. Inzwischen wird es in jenen hauptsächlich zu befürchten seyn, daß mir derselbe Vorwurf gemacht werde, welcher dem Asklepiades gemacht worden ist, und darum habe ich seine Geschichte erzählt, damit man sehe, was ich davon gedenke. Ich muß der erste Richter meiner Bewegungsgründe seyn; aber ich möchte unternehmen, was ich wollte, so würden sich Leute finden, die solche entdeckten, welche mir keine Ehre machen. Hierüber muß man hinweg seyn; und wenn ja einige Aerzte selbst glauben sollten, daß meine Absicht wäre, sie zu verkleinern, um mich zu vergrößern; so zweifle ich nicht, daß sie zugleich einsehn werden, wie wenig mir dieses Vorhaben gelingen würde.

Je mehr ich mich in die praktischen Sachen meiner Kunst einlasse, um sie auf solche allgemein nützliche Maximen zu reduciren, die ich meinen Lesern zu ihrer Richtschnur in Krankheiten vorlegen kann, ohne von ihnen die eigentliche Gelehrsamkeit der Aerzte zu fordern, desto mehr finde ich, wie oft die vollständigste und gründlichste Hülfe in Krankheiten auf solchen Dingen beruhe, die kaum zur eigentlichen Arzneykunst gerechnet werden können; daß einige Krankheiten gar keine eigentlich sogenannte Arzneyen, und viele nur solche bedürfen, die bloß zur Lebensordnung gehören; daß selbst die Krankheiten, die nothwendig eigentliche Arzneyen erfordern, durch Nebendinge, die es nicht sind, unendlich erleichtert, und daß durch solche ihre Cur ausnehmend befördert werde.

Die Verhältniß, worinn ich mit meinen Lesern stehe, nöthiget mich, ihnen diese Vortheile, statt aller Recepte und aller Gelehrsamkeit, zu entdecken. Auf solche Weise werde ich die Curen der Krankheiten beschreiben, weil sie solchen Lesern, als ich zum Voraus sehen muß, auf keine andre Weise etwas nützen würden. Meine eigne Erfahrung hat mich, und die Erfahrung meiner Kranken auch sie überführt, daß man wenig Arzneyen bedürfe, um von den meisten heilbaren Krankheiten zu genesen. Nach meiner Ueberzeugung ist aber auch die Wohlthat einer Cur desto größer, je mehr man die Kranken mit Arzneyen daben verschonen kann. Ich sehe greuliche Misbräuche in der Praxi. Ist es Selbstbetrug, oder Eigennuß, Mangel der Einsicht, oder Verstellung? ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß mancher Kranker Ursache hätte, dem Rathe des Herrn Rousseau zu folgen, und ruhig zu sterben, um sich nicht auf eine so unbarmherzige oder unwissende Weise von seinem Arzte mishandeln zu lassen, der fast aus allen Gefäßen seiner Apotheke etwas herausnimmt, um es in seinem armen Magen, wider ein Uebel, gelehrt zusammenzurühren, das nach ein wenig Geduld, nach einer kleinen Veränderung in der Diät, oder mit einer Speise, einem Getränke oder einem ganz einfachen Hausmittel, fast von selbst verschwunden seyn würde. Ich sehe offenbar, daß die meisten Aerzte das Vorurtheil hegen, es bestehe ihr Amt und ihre Pflicht bey Kranken darinn, eigentliche Arzneyen zu verordnen, und daß es fast niemanden einfalle, ob dieses Vorurtheil auch wol falsch seyn könnte. Gleichwol ist es unstreitig falsch, so lange es Krankheiten giebt, die sich selbst curiren; die durch diätetische Hülfsmittel gehoben werden können; die man nur, mit Arzneyen ohne Schädlichkeit und Nützlichkeit, zu bestürmen pflegt, weil man ihre Natur nicht hinlänglich kennt, oder keine Arzney wider ihre Ursache weiß, u. s. w. Ich sehe, daß oft die Kranken und Aerzte unter einer ordentlichen methodischen Cur und einer pfuscherhaften fast keinen andern Unterschied machen, als daß die erste nach ordentlichen Recepten mit Apothekerwaaren, die letztere hingegen mit Hausmitteln bewerkstelligt werde; da doch erweis-

lich

sich ist, daß sich die gründlichsten Curen zuweilen ohne ein Recept und ohne irgend eine Apothekerarznei ausführen lassen, und von den gemeinsten Leuten oft wirklich ausgeführt werden; so daß, wenn sie es nicht zufälliger Weise, sondern nach Einsicht also getroffen hätten, die vernünftigsten Aerzte an ihrer Methode nichts auszusetzen finden würden. Ich sehe endlich, daß der Aberglaube an manche nichtswürdige Arzneyen, nicht bloß unter dem Volke, sondern selbst unter Aerzten, gemein sey; daß viele Aerzte, die mit großen Anstalten nichts thun, viel zu thun glauben, und sich dazu Glück wünschen; daß diejenigen, welche zu wenig zu thun scheinen, und wirklich die einzigen sind, die alles thun, verachtet werden, und daß, mit einem Worte, die Arzneykunst mit der ganzen Welt im Argen liege.

Von allen diesen Misbräuchen und Vorurtheilen werde ich keine schonen, so oft mir die Offenbarung, Widerlegung und Verkleinerung derselben nothwendig scheinen wird. Um die Begriffe meiner Leser, von den wahren Maximen der Curen der Krankheiten, so zu simplificiren, daß sie sich derselben zu sichern Leitfaden bedienen können, um sich aus ihren Labyrinthen herauszufinden, werde ich mir vor allem angelegen seyn lassen, nachdem ich die Naturen der Krankheiten begreiflich erklärt, die allereinfachste Methode der Cur nach ihrer ursprünglichen Reinigkeit, und, so viel nur immer möglich ist, durch diätetische und einfache Arzneymittel zu beschreiben, und das, was die Spitzfindigkeit, das Vorurtheil, die Gewinnst, die Pralerey und die Unwissenheit von je her hinzugefügt haben, entweder in der Werkstatt der Künstler zurückzulassen, oder es bloß in der Absicht hervorzuziehen, um es redlich zu widerrathen.

Es sind inzwischen Sachen, die sich die Kunst vorbehalten muß, und die auf höhern Einsichten beruhen, als daß sie in einer Schrift, wie die gegenwärtige ist, mitgetheilt werden könnten. Diese Vorzüge gelehrter Aerzte verdienen erkannt zu werden, ob es gleich nicht möglich, noch nützlich seyn würde, sie mitzutheilen. Ich werde von ihnen so viel erwähnen, als nöthig ist, um meine Leser zu überzeugen, wie

nützlich

nützlich ihnen in solchen Fällen die Zuziehung eines gelehrten Arztes seyn könne, wo der Unterricht, den ich ihnen ertheile, nicht hinreichend seyn möchte, um sich von ihren Krankheiten aufs gründlichste wiederherzustellen. In meinen nächstfolgenden Blättern werde ich den Versuch machen, ob diese Methode, die Krankheiten nach den Begriffen aller Leute von guter Vernunft abzuhandeln, mehr Beyfall erhalten werde, als die bisherigen.

Damit niemand glaube, als ob ich mit dem folgenden Aufsatz auf jemanden ziele, der sich in unsern Gegenden oder Zeitungen durch Charlatanzettel ausbieten läßt; so muß ich sagen, daß es ein Aufsatz aus dem Englischen Zuschauer sey, den ich nur hierher setze, weil er medicinisch ist, um einen Raum auszufüllen,

Ohn Abscheu vor Gefahr, ohn Absicht auf den Lohn.

Es macht mir bey der Absicht, die Welt durch meine Betrachtungen zu verbessern, viel Verzweiflung, wenn ich finde, daß beständig von einem Geschlechte zum andern, auf einander folgende Betrügereyen und Hintergehungen eben so natürlicher Weise entstehen, als Raubthiere und solche Thiere, welche ihr Futter seyn müssen. Man sollte denken, es sey schwerlich ein Mensch in der Welt so dumm, der nicht wissen sollte, daß die gemeinen Quacksalber, welche ihre großen Geschicklichkeiten auf kleinen Zetteln bekannt machen, die Menschen betrügen und ums Leben bringen. Allein, so groß ist die Leichtgläubigkeit des Pöbels und die Unverschämtheit dieser Marktschreyer, daß die Sache immer weiter geht, und alle Tage neue Versprechungen von Dingen gethan werden, die vorher noch niemals geschehen sind. Was den Spasß noch vergrößert, ist, daß eben diese Versprechungen schon so lange geschehen sind, als man nur denken kann, und daß sie doch noch nicht ins Werk gerichtet sind, und immer Beyfall finden. Als ich heute allein gieng, so meldete uns ein Zettel, welcher mir von einem Kerl ohne Nase in meine Hand gegeben

geben wurde, daß ein Herr, welcher erst von seinen Reisen gekommen, eine gewisse Cur wider die französische Krankheit habe:

„In Roussel-Court, gegenüber der Stückfugel, bey dem Barbierwäp in Drury-Lane, ist kürzlich ein Wundarzt von seinen Reisen gekommen, welcher die Wundarzney und andre Arzneykunst diese 24 Jahre lang, beydes zu Wasser, als Lande, getrieben hat. Er curirt die Gelbsucht, die Bleichsucht, den Schaarbock, die Wassersucht, verderbten Magen, lange Seereisen, Feldzüge, und das Misgähren der Weiber, das Wochenbette, u. s. w. glücklich, wie verschiedene Leute, welche diese dreißig Jahr her lahm gewesen sind, bezeugen können; kurz, er heilt alle Krankheiten, welche Manns und Weibspersonen oder Kinder befallen.“

Wenn ein Mensch so unempfindlich seyn, und diese Verheerung des menschlichen Geschlechts mit ansehen könnte, welche durch Laster und Unwissenheit geschieht; so würde es ein sehr lustiges Werk seyn, über die Ankündigung dieses vollkommen gereisten Wundarztes eine Auslegung zu machen. Es findet sich etwas unaussprechlich Einnehmendes unter dem gemeinen Volke bey denjenigen, welche weit aus der Fremde kommen. Unwissende Leute vom Stande, wie denn deren sehr viel sind, gehen hierinn über die Maassen weit. Es werden einem jeden viel Beyspiele hiervon einfallen, ohne daß ich sie erzählen darf. Die Unwissenden vom geringern Stande, welche nicht, wie die Vornehmern, ihr Geld an diejenigen verschwenden können, welche sich anpreisen, weil sie aus der Ferne kommen, sind doch eben so höflich, als die andern; denn sie wagen ihr Leben aus eben der Bewunderung.

„Der Doctor hat die Arzneykunst beydes zu Wasser und Lande getrieben.“ Beydes zu Wasser und Lande! — Ich will nichts auf die Krankheiten antworten, welche Seereisen und Feldzüge heißen. Ich unterstehe mich aber, zu sagen, daß die Bleichsucht und das Wochenbette wohl möchten in Acht genommen werden, da sich der Doctor auf dem Lande

Land aufhält. Allein, die Kunst, die Menschen zu regieren, besteht bloß darinn, daß man macht, daß sie einen ein wenig starr ansehn, daß man ihr Erstaunen unterhält; daß man ihnen nichts gar zu bekannt seyn läßt, sondern daß man allezeit etwas in seinem Aermel hat, woraus sie denken müssen, daß man mehr verstehe, als sie. Ich kenne einen sinnreichen Menschen, einen Barbier, welcher, ausser seiner zerbrochenen Geige und einem aufgetrockneten Meerwunder, eine gedrehte Saite, welche mit zween Nägeln an jedem Ende aufgespannt ist, über seinem Fenster hängen hat, wobey die Worte: regnet, trocken, feucht, u. s. w. geschrieben sind, um das Wetter anzuzeigen, nachdem die Saite steigt und fällt. Wir sehr großen Gelehrten können uns hierüber nicht wundern. Ich wurde aber einen braven Mann, einen ungemein Kundmann, gewahr, welcher auf einem Stuhle vor mir saß, um barbiert zu werden, und seine Augen, während der Operation an seinem Kinne und Gesichte, beständig auf dieses wundersame Werk richtete. Als auch sein Gesicht gesäubert war, so sah er auf den Fisch, dann auf die Geige; hernach grabbelte er in seinen Taschen, warf die Augen wieder auf die Saite und die daneben geschriebenen Worte; darauf änderte er seine Gedanken wegen des Groschens, und gab meinem Freunde ein Viergroschenstück. Die Hauptsache ist, wie ich gesagt habe, daß man das Erstaunen unterhält; und wenn mein Freund bloß das Gerippe und die Fiedel gehabt hätte, so würde er mit einer geringern Bezahlung haben zufrieden seyn müssen. Allein, der obige Doctor setzt zu seinen langen Reisen noch das Zeugniß einiger Leute, welche dreyßig Jahr lahm gewesen. Als ich meinen Zettel erhielt, so bekam ein schlauer Mensch zugleich auch einen, und las, bis er auf die dreyßig Jahr kam, und gieng von des Doctors Geschicklichkeit vollkommen wohl überzeugt, fort. Man hat viele von diesen wundersamen Leuten, welche einige außerordentliche Zufälle bey ihrer Geburt, oder in ihrem Leben einige große Unglücksfälle gehabt haben. Nur einer davon, wie wenig er auch mit der Sache zu thun hat, weswegen die Leute uns brauchen, wird sie von unsrer Geschicklichkeit in derjenigen

derjenigen Sache überzeugen, die wir treiben. Es findet sich ein Doctor in Mause Allee, nahe bey Wapping, welcher sich auf das Ansehn, daß er, wie sein Zeugniß lautet, ein Auge in des Kayfers Diensten verlohren, für einen ausgiebt, der den Staat sticht. Seine Patienten kommen hierauf zu ihm, und er zeigt die Musterrolle, welche bekräftigt, daß er unter Sr. Kayserlichen Majestät Völkern gewesen, und er sticht ihnen ihre Augen glücklich aus. Wer sollte wol glauben, daß ein Mensch ein Bruchschneider seyn könnte, wenn er meldet, daß sein Vater und Großvater beyde den Bruch gehabt? Doch Carl Ingoltson, nahe am Thore bey der Harfe in Barbacan, hat sich durch diese Versicherung einen hübschen Pfennig erworben. Die meisten handeln nach ihrem ersten Begriffe, und denken nicht weiter; das Uebrige ist alles gut. Sie nehmen es an, daß sich etwas Ungewöhnliches bey einem findet, und trauen ihm das Ubrige zu.

Jedoch, weil ich mir hier bey diesem gelehrten Doctor viel Freyheit genommen habe, so muß ich alles dasjenige, was ich gesagt habe, mit der Wiederholung dessen beschließen, was er im Ernste zu seyn, und denjenigen redlich zu versprechen scheint, welche ihn für keinen großen Mann halten wolten; nämlich, daß er von achte bis zwölfe, und von zwey bis sechs gewillet sey, zum Besten des gemeinen Wesens, für drey Stüber, den Leuten die Ader zu öffnen.

Zwey hundert und funfzehntes Stück.

Gellert.

Auf den Grund der Sachen gehn.

Als ich im 211ten Blatte von der Natur der Fieber überhaupt handelte, habe ich erwähnt, daß dieselbe bloß in

in einer unnatürlichen starken Erhitzung unsers Bluts bestehe, und daß die natürliche Hitze dadurch so sehr vermehrt werde, wenn durch die Wirkung der allzu häufigen, oder frey gemachten Laugensalze in die schweflichten Theile, die Feuertheilchen im Blute entbunden und in zu starke Bewegung gesetzt werden. Man sieht hieraus verschiedene mögliche Ursachen, wie ein Fieber hervorgebracht werden kann, theils, wenn durch die Verdauung eine überwiegende Menge von Laugensalzen ins Blut gebracht, theils wenn die Lebensbewegungen zu stark gereizt werden, und durch die heftige Bewegung und Auflösung des Bluts die Laugensalze frey machen, theils, wenn ein Mangel der sauren Theilchen oder ein allzu schwacher Zusammenhang derselben mit den schweflichten Theilen, den laugenhaften Freyheit giebt, die leßtern in Aufruhr zu setzen, u. s. w. Ich habe damals hinzugefügt, daß die auf solche Weise im Blute erzeugte Hitze, nachdem sie eine Zeitlang gewüthet, sich endlich selbst wieder zerstöhre, und den Fieberanfall curire, indem die subtilisirte Fiebermaterie zuletzt alle Röhren durchdringt, eröffnet, und sich, theils außerhalb, theils innerhalb des Körpers, Wege bahnt, auf welchen sie aus dem Blute herausgeht, und es im Zustande seiner natürlichen Wärme wieder zurück läßt. Wenn ein solcher hitziger Aufruhr im Blute nur einige Stunden, nicht aber Tage lang dauert, und sich nach einem, oder nach etlichen Tagen wieder erneuert, so nennt man dieses ein Wechselfieber, oder ein Kaltes; und von diesen Fiebern habe ich vereint insbesondere zu handeln versprochen. Ich will es heute thun.

Die Wechselfieber kommen entweder alle Tage, so heißen sie tägliche; oder einen Tag um den andern, so nennen die Aerzte sie dreytägige; oder nach zweyen freyen Tagen, so werden sie viertägige genannt; oder auch noch später. Worinn der Grund dieser Wiederkünste der Parorysmen liege, habe ich im obgedachten Blatte erklärt. (*) Weil nämlich nach der Hitze, wenn sich die Fiebermaterie die Wege der kleinsten Röhren eröffnet hat, nur ein Theil derselben aus dem

(*) Man vergleiche das dritte Schreiben im 259ten Blatte.

dem Körper herausgeht; andre Gefäße hingegen in die Höhlen und Eingeweide des Körpers etwas davon hinein hauchen, das nach und nach von den saugenden Adern wieder ins Blut versammelt wird; oder, weil auch, wenn gleich nach der Hitze alle Fiebermaterie aus dem Körper gejagt würde, dennoch dadurch nicht immer die entferntere Ursache, welche sie ins Blut gebracht hat, vernichtet wird, sondern fortwirkt, folglich nach und nach der vorige Zustand des Bluts von neuem entstehen muß; so kann es an solchen Wiederkünften der Hitze bey manchen Fiebern unmöglich fehlen.

Ein jeder solcher Parorysmus pflegt aus dreyen Hauptrevolutionen zu bestehen, wovon die erste ein Schauer, oder ein förmlicher starker Frost, die zwote, eine trockene Hitze, und die letzte ein Schweiß ist, womit sich der Parorysmus, wie eben erklärt worden, entscheidet. Der Schauer und Frost ist nicht bey allen Fiebern, wenigstens nicht stets merklich; sondern er findet nur bey solchen Statt, wo eine Zähigkeit des Bluts, ein Krampf, oder eine andre Ursache, eine Verstopfung der kleinsten Gefäße, und davon eine Hinderniß der freyen Bewegung der lebentheile, verursacht, daß sich die Feuertheilchen in den äußersten Blutgefäßen nicht hinlänglich entwickeln, noch frey genug wirken können. In solchem Falle offenbaren die Laugensalze eines fiebrischen Bluts ihre erhitzende Gewalt zuerst nur in den inwendigen großen Adern, wo das Geblüt noch am flüßigsten ist; und wenn sie da allmählich die Fieberhitze entzündet haben, so wirkt diese hernach von selbst weiter, und bis in die entlegensten Theile, so lange, bis alle Zähigkeit überwunden, und so viel Canäle geöffnet sind, daß die aufgelöste Fiebermaterie in reichlichen Strömen aus dem Blute entrinnen kann. Geschieht dieses ganz durch die Haut, oder durch die Nieren und andre Abführungsgänge, die sie ganz aus dem Körper herausleiten; so würde die Krankheit völlig curirt seyn, wosern nicht eine entferntere Ursache vorhanden wäre, welche den Zunder des Fiebers wieder ins Blut brächte, wie z. E. bey den graßrenden Herbstfiebern die Luft, oder bey den meisten kalten Fiebern die verdorbne Verdauung. Wird die Fiebermaterie

zum Theil in das Inwendige des Körpers ausgeschüttet, so ist die Cur desto unzulänglicher, und die Wiederkunft des Parorysmus erfolgt desto gewisser. Hieraus erhellt, wie viel man durch einen starken Schweiß nach der Fieberhize gewinne, und wie wenig Hoffnung sey, daß ohne denselben das Fieber aussen bleibe. Inzwischen ist dennoch der Schweiß nicht der einzige Weg, welchen die abgetobte Fiebermaterie notwendig nehmen müßte, wenn sie aus dem Körper heraus gehen soll. Sie geht auch auf andern Wegen, durch den Urin, durch den Stuhl, und sonst, mit gleich glücklichem Erfolge heraus; und es ist also, nach der größten Strenge, nicht wahr, daß jeder Parorysmus sich durchaus mit Schweiß beschließen müsse, wenn er wider die Krankheit etwas gefruchtet haben soll; wie denn auch in der That zuweilen Fieber gut curirt werden, woben sehr wenig geschwitzt wird.

Ich bilde mir ein, daß meine Leser nun in der Lehre von Fiebern schon recht gelehrt sind, und daß sie den Thomas Willis ohne Anstoß lesen würden, wenn er ihnen den Fieberparorysmus aus der Veränderung der Mischung des Geblüts erklärte, worin bald eine Säure, bald eine laugenhafte Schärfe die Oberhand hat. Allein wir wollen uns noch nicht so bald begnügen. Das, was ich bisher gesagt habe, soll meinen Lesern nur ankündigen, daß ich ihnen etwas zu sagen habe. Lauter leichte Kleinigkeiten, die sie selbst erfinden würden, wenn ich ihnen mit meiner Geschwägigkeit nicht zuvor käme.

Weil sich bey den Wechselfiebern die Parorysmen oft wieder erneuern, so muß die Cur der Natur, womit sie nach jedem Parorysmo das Geblüt von der Fiebermaterie reinigt, nicht hinlänglich seyn, um die neue Entzündung desselben zu verhüten. Entweder wird also nach dem Parorysmus ein großer Theil der Fiebermaterie aus dem Blute in die inwendigen Höhlen des Körpers niedergelegt, von wannen er sich bald wieder ins Blut schleicht; oder der Parorysmus trägt nichts dazu bey, die entfernten Ursachen, welche in unserm Körper den Zunder des Fiebers erzeugen, zu vernichten; oder es kommt auch beydes zusammen. Hier hätte ich eine schöne Gelegen-

heit,

heit, Distinctionen und Beweise zu machen. Allein anstatt dessen will ich bloß erzählen, wie diese Umstände bey den allermeisten Wechselfiebern zusammen treffen.

Der Fieberparorysmus reinigt die ganze Masse der Säfte von der Fiebermaterie, weil nach ihm alle Fieberhize verschwindet. Er treibt einen Theil derselben aus dem Körper; denn dies zeigen die Ausführungen durch Schweiß, Urin, u. s. w. die darauf folgen. Er läßt aber auch einen Theil im Körper zurück, der sich in die Höhlen desselben begiebt, wohin ihm die Wege offen stehn, weil er daselbst keinen Widerstand findet. Unfre inwendigen Theile sind, wie ich im 212ten Blatte gewiesen habe, eben so reichlich mit Schweißlöchern versehen, als die Haut; und die Eindunstung der Abern ist wenigstens eben so groß, als die Ausdunstung. Ich sage aber, daß die Oerter, wohin sich die Fiebermaterien nach dem Parorysmo am allermeisten wenden, die Höhlen des Magens und der Gedärme sind. Viel tausend Mündungen kleiner Gefäße hauchen ihre Feuchtigkeiten zum Behufe der Verdauung in sie hinein, und diese Feuchtigkeiten bringen sie unmittelbar aus dem Blute. Wie ist es also wol anders möglich, wenn die ganze Masse des Bluts mit der Fiebermaterie überschwemmt ist, als daß sie, wann dieselbe zum Durchbruche kommt, einen großen Theil derselben hierher führen, und sie in den Gedärmen niederlegen.

Ich sage noch mehr. Die allergemeinste entfernte Ursache, welche bey den Wechselfiebern den ersten Zunder der Fieberhize ins Blut bringt, hat ihren Sitz in eben diesen Verdauungswegen. Die Wahrscheinlichkeit hiervon erhellt schon daraus, weil das Blut seine Quelle in den Verdauungswegen hat, und weil seine Beschaffenheit, seine Bestandtheile, und deren Mischung und Proportion, eben so wie die Zähigkeit und Flüssigkeit, von den Eigenschaften des Nahrungsfafts größtentheils abhängen, der allhier für dasselbe zubereitet wird. Jedoch ich will mich bey Wahrscheinlichkeiten und theoretischen Gründen nicht aufhalten. Es wird darauf ankommen, daß ich die Sache aus der Erfahrung beweise. Wenn ich aus dieser meine Leser überzeugen kann, daß in den allermeisten

Fällen, (denn ganz allgemein will ich es nicht behaupten) der Sammelplatz sowol derjenigen Fiebermaterie, welche das Blut ursprünglich entzündet, als auch der, die sich nach den Parorysmen aus dem Blute scheidet, und sich nach kurzer Zeit wieder in dasselbe ergießt, im Magen und in den Gedärmen sey, so werden sie alsdann ein System haben, das für sie hinreichend ist, um sowol die Natur der gewöhnlichsten Wechselstieber deutlich und gründlich zu beurtheilen, als auch um die Maafregeln einer vorsichtigen und gründlichen Diät und Cur wider dieselben daraus herzuleiten.

Ich könnte fast unzählige Beweisgründe von dieser Sache anführen. Allein, ich werde mich nur auf so viele einschränken, als ich zur Ueberzeugung für hinlänglich halte. Man wird finden, daß gemeiniglich schon eine Zeit vorher, ehe die Wechselstieber zum Ausbruche kommen, Zeichen der Ueberladung oder schlechter Verdauung, Mangel des Appetits, Ekel, Neigung zum Erbrechen, Schleim im Halse, Aufstossen, Blähungen, Verstopfung, oder Durchlauf, Drücken vor dem Magen, beschwerliche Verdauung, u. d. gl. vorhanden sind. Die Leute, welche schon oft Wechselstieber ausgestanden haben, können es aus diesem Befinden vorher sagen, wenn dieselben wieder kommen wollen; und die Aerzte, die hierauf aufmerksam sind, können ihnen das Fieber verhüten, wenn sie nur bald den Magen und die Gedärme durch Digestive und Abführungen reinigen. Diese Sache ist so gemein, daß nicht leicht ein im Fieber Erfahrner gefunden werden wird, der davon nicht an sich selbst Beispiele erlebt hätte. In den Wechselstiebern selbst bleiben die Beschwerden der übeln Verdauung beständig, sowol in als ausser den Parorysmen. Der Appetit kommt nicht eher, als nach völlig curirtem Fieber wieder; oder wenn er kommt, so ist er eine Fressucht von überflüssiger Schärfe im Magen. Die Neigung zum Erbrechen wird ein wirkliches Erbrechen, oder es erfolgt ein Durchlauf; und alles, was im Verlaufe des Fiebers entweder so, oder durch Arzneien ausgeführt wird, sind Cruditäten, fressende Schärfe, Säure, dicker Schleim, Galle, Winde, Würmer und faulende Massen. An empfindlichen Per-

Personen, die schwer verdauen, bemerkt man nach jeder Mahlzeit einen deutlichen Fieberparorysmum; denn gleich nach der Mahlzeit sind sie blaß und kalt, weiter hin aber werden sie matt, schläfrig, heiß, trocken, durstig, und bringen in diesem Zustande einige Stunden zu, bis sie zuletzt, ohne selbst zu wissen, wovon? wieder munter werden: so daß es scheint, als ob eine schwere Verdauung ein wirkliches kleines Fieber wäre. Die Parorysmen der Fieber harmoniren deutlich mit den Zeiten der Verdauung. Man bemerkt, daß Leute, die zu frühstücken gewohnt sind, den Parorysmum schon des Morgens, andre aber ihn in der Zeit der Mittagsverdauung bekommen. Endlich stimmen auch alle Umstände der Cur mit diesen Grundsätzen überein. Es giebt Leute, die das Fieber ganz allein durch strenges Fasten curiren. Die Reinigung der ersten Wege ist zur Cur aller Wechselstieber so unentbehrlich, daß man sich auf alle andre Weise kein Glück dabey versprechen kann. Die Natur selbst arbeitet fleißig auf diesen Wegen. Viele Aerzte curiren die hartnäckigsten Wechselstieber mit Digestivsalzen allein; und obgleich diese Cur etwas lange dauert, so ist sie doch, wie die Erfolge lehren, vollkommen gründlich. Keine Arzneien, die das Fieber vertreiben, ohne die ersten Wege zu reinigen, curiren es gründlich; hingegen sind sie oft entbehrlich, wenn die abführenden Mittel die Cur allein bewerkstelligen. Zu diesem allem kommt noch, daß ein guter Nahrungsfaß aus den Speisen, seiner Natur nach, die üble Mischung eines fiebrischen Blutes verhütet, und daß also von der entgegengesetzten Ursache desto gewisser das Gegentheil erfolgen müsse.

Man hat gefunden, daß alte langwierige Krankheiten von schlechter Verdauung durch dazu gekommene Wechselstieber curirt worden sind, weil nämlich die Cur dieser Fieber die Wiederherstellung der guten Verdauung zum Voraus setzt. So mußte schon Hippocrates, daß ein viertägiges Fieber convulsivische Krankheiten vertreibe, und de la Hire erfuhr an einem Kranken, daß ein heftiges und hartnäckiges Herzklopfen davon gewichen war; zwei Krankheiten, welche oft aus alten Fehlern der Verdauung zu entstehen pflegen.

Der Herr van Swieten hat oft bey grafirenden hartnäckigen dreytägigen Herbstfiebern beobachtet, daß die Fiebermaterie in der Gegend des Magens gewohnt; und wenn man diese Fieber ohne Abführung derselben Materie stopfte, so behielten die Kranken den ganzen Winter hindurch die Gelbsucht, bis sie im Februar das dreytägige Frühlingssieber bekamen, welches durch wenige Paroxysmos den in den Verdauungsweegen hangenden Schleim losmachte, und ihn in Gestalt einer schwarzen faulenden Feuchtigkeit von unten, gemeinlich mit dem besten Erfolge, abführte. Die galenischen Aerzte suchten wirklich den Grund aller Wechselfieber im Unterleibe; nämlich, des dreytägigen in der Galle, des täglichen im Schleim, und des viertägigen in der schwarzen Galle und dessen Cloacke, der Milz, wofür sie Galenus hielt. Sernelius und Selmontius hingegen suchten die Ursache aller Wechselfieber im Magen, im Zwölffingerdarme und in der großen Gefrösebrüse unter dem Magen; und wenn man wohl versteht, daß dieses nur von der entfernten Ursache gelten soll, so wird man nicht zu geschwind antworten müssen, wenn man sie widerlegen will. Denn gewiß, wenn man dem großen Boerhave glauben darf, welcher die Kennzeichen, und abführende Arzneyen vonnöthen wären, darinn setzt, daß in der Diät ein Fehler, oder eine Krankheit und andre Umstände vorhergegangen, die es vermuthen lassen, ferner daß Ekel, Erbrechen, Aufstoßen, Aufgeblasenheit, Geruch des Athems, unreine Zunge, dergleichen Gaum und Rachen, Mangel des Appetits, Bitterkeit des Mundes und Schwindel vorhanden sind, so werden gewiß die Wechselfieber ungemein selten seyn, woben die Verdauungswege rein wären. In der That erkennt dieses auch der vortreffliche Herr van Swieten, indem er sagt: »Es geschieht sehr oft (sæpillime) daß bey Wechselfiebern die Verdauungswege verschlammt sind, es mag nun dieses schon vor dem Fieber, oder unter seiner Dauer von genossenen übel verdaueten Speisen, oder von den durchs Fieber selbst veränderten Verdauungssäften, besonders der Galle, geschehen seyn. Jedermann sieht,

»daß

»daß diese Unreinigkeiten fortgeschafft werden müssen, da sie, so lange sie hier liegen, allen Appetit zu benehmen, und wenn sie durch ihr Verweilen mehr und mehr verderben, die argsten Zufälle, besonders faulenden Durchlauf und die Ruhr zu verursachen pflegen. — Es ist eine solche Verunreinigung der Verdauungswege zu vermuthen, wenn man vorher geschmauset, oder viel fettige, zähe und unverdauliche Speisen genossen hat. Oft bestätigen diese Vermuthung vorhergegangne Krankheiten, worinn die Verdauungswege mit dergleichen Unreinigkeiten beschwert gewesen sind. Zuweilen haben grafirende Wechselfieber durchgängig die Art, daß bey allen Kranken eine verdorbne Galle in der Gegend der Herzgrube sitzt, dergleichen Fieber Sydenham beobachtet hat. Unter den Kennzeichen dieses Umstandes ist besonders eine Angst und beschwerliche Spannung in derselben Gegend; zuweilen sind auch die Hypochondern geschwollen, welches Hippocrates in Wechselfiebern für ein Zeichen eines bevorstehenden Durchlaufs hielt., u. s. w. Ich sage nochmals, wenn diese Kennzeichen in Wechselfiebern einen verdorbenen Magen anzeigen, so werden gewiß wenig übrig bleiben, wo die Verdauung gut wäre. Stahl, der unter den praktischen Aerzten einen ansehnlichen Rang verdient und behauptet, leitet, nebst seinen Schülern, alle Wechselfieber von eben dieser entfernten Ursache her, und richtet außer dem Paroxysmo die ganze Cur wider dieselbe. Das tägliche und dreytägige hat, nach den Beobachtungen der Stahlianer, einen zähen Schleim, oder eine andre unverdaute Materie im Magen und in den Gedärmen, das viertägige aber eben dergleichen Materie in irgend einem hypochondrischen Eingeweide zum Grunde. Diese Aerzte verordnen in Wechselfiebern, außer den Paroxysmen, nichts anders, als Digestivsalze, Abführungen und Magenstärkungen, und curiren sie damit, ohne Fiebrinde, oder irgend ein andres fiebervertreibendes specifisches Mittel, eben so gründlich, aber etwas langsamer, als andre mit Specificis. Ich kann hierbey wegen dessen, was ich oben vom Ursprunge der faulenden Fieber aus verdorbner Verdauung gesagt habe,

nicht unangeführt lassen, was Junker beobachtet hat, „daß nämlich oft andre Fieber die Gestalt der dreytägigen annehmen, wenn sich dabey Schleim in den Verdauungswegen gesammelt hat.“ (Saburra ad primas vias congesta. aliis febribus concurrens, tertianarii typi complicationem haud raro adfert, quod tanto magis observandum, quo sapius tales febres anomalæ in nostris climatibus occurrunt. Faciunt hoc præcipue febres epidemicæ, paullo lentioris indolis, verno tempore obvenientes.) Die besten Practici gesehen diese Beobachtung ein, und noch Pringle gedenkt ihrer oft, daß nämlich die faulenden Fieber, insbesondre die faulenden Gallenfieber, wo gewiß die faulende Materie in den Verdauungswegen hängt, allzugern tertianisiren, oder die Gestalt anhaltender dreytägiger Fieber annehmen; und nach der Wahrscheinlichkeit, die ich wenigstens, nach meiner Erfahrung, und nach den Beobachtungen anderer aufmerksamer Aerzte, nicht klein finde, könnte dieser besondre Umstand den praktischen Aerzten bey bössartigen Fiebern zu einer vortheilhaften Richtschnur dienen, um wider einen Feind in den Verdauungswegen, in den Stunden des Nachlassens des Fiebers die nöthigen Maaßregeln zu nehmen, wie solches der weise und erfahrene Pringle in faulenden Gallenfiebern vortheilhaft beobachtet hat. Eben eine solche besondre Anzeige eines in den Verdauungswegen verborgnen Feindes, die zwar mehrentheils zum Unterrichte des Arztes zu spät kommt, dennoch aber hier, um der Bestätigung des Vorigen willen, angeführt zu werden verdient, ist der Ausschlag des Mundes, der Lippen und der Nase, welcher, wie Saly sagt, das dreytägige Fieber, statt einer Crisis, beschließt, doch aber, wie Junker beobachtet hat, nicht bloß dem dreytägigen Wechselfieber, sondern auch dem anhaltenden dreytägigen und vielen mit Herzensangst verbundenen hitzigen Fiebern, und leuten, die Würmer in den Gedärmen haben, gemein ist. (Efflorescentiæ ulcerosa in externo oris ambitu non tantum tertianis intermittentibus, sed et tertianis continuis, et aliis acutis, cum magna anxietate cardialgica conjunctis, imo in vermibus etiam sunt familiares. Junker.)

Meine

Meine Leser werden ein wenig ungeduldig seyn, daß ich mich zu viel in Sachen einlasse, die nur für Aerzte gehören: allein, wenn die Sache so wahr ist, wie ich sie dafür halte, daß nicht allein die meisten Wechselfieber eine Verunreinigung der Verdauungswege, oder ich will lieber, allgemeiner, sagen einen Fehler der Verdauung, zu ihrer entfernten Ursache haben, sondern daß auch, außer den Entzündungsfiebern, die übrigen anhaltenden, aus eben derselben ersten Quelle den Vorrath der Fäulniß schöpfen, damit sie das Geblüt erhitzen und verderben: so ist die Sache zum Vortheile vieler Kranken, und bey der gewöhnlichen Hintansetzung dieser Betrachtungen in der Praxi der Aerzte, von solcher ausnehmenden Wichtigkeit, daß ich den Eifer, womit ich mich an dieselben binde, für noch nicht stark genug halte, ob er mich gleich schon so weit verführt hat, daß ich die Lehre von der Cur der Wechselfieber bis in mein folgendes Blatt versparen muß.

N. S. Ich kann ich meinen Lesern die schöne Schrift des Herrn Hofrath Medicus, von den periodischen Krankheiten empfehlen, worin der Ursprung der Wechselfieber aus Fehlern der Verdauung überzeugend erwiesen worden ist.

* * *

Mein Herr,

Ich habe ohnlängst in meiner Praxi zweyen Casus bald hintereinander gehabt, die einen seltsamen Contrast zusammen machen. Es war eine gewisse Person am Miferere krank; und nachdem viele Hülfsmittel vergeblich angewendet waren, ertheilte ich ihr den Rath, ein halbes Pfund Quecksilber zu trinken, wie in dergleichen Fällen gebräuchlich und oft von gutem Erfolge ist. Ob sich gleich die kranke Person schwer hierzu entschloß, so würde sie es doch endlich gethan haben, wenn nicht ein ganzes Zimmer voller Anverwandten dawider protestirt, und behauptet hätte, daß dieses desperate Mittel ein Gift wäre, und daß man den Kranken auf seinem Gewissen haben würde, wenn er dem ungeachtet stürbe. Es mußte demnach unterbleiben; und da die Person nach einigen Tagen starb, so blieb das Gewissen der Anverwandten rein. Kurz nachher ward ich bey einem zu Rathe gezogen, der die Krätze hatte. Man fragte mich, wie gewöhnlich, nicht nach dem, was ich bey dieser Krankheit für gut hielte; sondern

nach dem allem, was man ihm schon selbst gerathen hatte, wovon ich nur sagen sollte, was das beste wäre? Es war dann unter andern auch ein mercurialischer Gürtel gerathen worden, welchen der Kranke um die Lenden gürten sollte. Ich machte einige Schwierigkeit, dieß zu gestatten, ehe nicht der Kranke besser vorher gereinigt worden wäre. Man kehrte sich aber hieran nicht; und nachdem er den Gürtel einige Tage getragen, verloren alle Theile unter demselben, nämlich die Schenkel, Beine und Füße, ihre Empfindung, und wurden gelähmt. Er ward auch, nach vielen vergeblichen Bemühungen, zuletzt auf keine andre Weise, als durch die Speichelkur wieder hergestellt.

Weil man einem historischen Berichte von einem Ungenannten nicht Glauben beymessen möchte, so muß ich anführen, daß Herr Allen eben einen solchen Fall beschrieben, wo der mercurialishe Gürtel bey einem Kräftigen dieselbe Wirkung gethan, und wo der Gelähmte durch gleiche Cur wieder hergestellt worden ist. Man darf also nur diesen Casum für den meinigen annehmen.

Sowol der erste als letzte zeigen, wenn man sie gegeneinander hält, ein herrschendes doppeltes Vorurtheil wegen des Quecksilbers, welches von beyden Seiten ganz irrig ist. Man fürchtet den innerlichen Gebrauch des rohen Quecksilbers, und macht sich nicht das mindeste Vordenken, wegen des äußerlichen. Gerade das Gegentheil von beyden würde vernünftig seyn. Ich will auf dem Gebrauche desselben im Miserere nicht bestehen, weil hier der Fall statt finden könnte, daß die Gedärme vom Brande ergriffen, oder in einander geschoben wären; in welchen Fällen es bedenklich oder unnütz seyn könnte, Quecksilber einzunehmen. Dagegen aber habe ich es häufig gesehen, daß Kinder und Erwachsene, wenn sie Würmer in den Gedärmen haben, dasselbe zu einigen Quentlein und mehr, trinken, daß es ihnen die Würmer oft abtreibt, und nachher bey der natürlichen Eröffnung des Leibes ganz unverändert wieder fort geht, ohne ihnen die mindesten Ungelegenheiten oder Folgen zu verursachen. Diese Sache ist eben so gewiß, als allen Ärzten und vielen Familien bekannt. Dahingegen ist der äußerliche Gebrauch des Quecksilbers nicht selten von großen und gefährlichen Folgen. Auch hier will ich bey dem obigen Beispiele nicht stehen bleiben. Es ist seltner, daß der äußerliche Gebrauch dieses Mittels eine völlige Lähmung, als daß er Zittern und Unempfindlichkeit der Glieder, Speichelfluß, und eine geheime Zerstörung des Körpers in den inwendigsten Theilen nach sich zieht, wovon man oft den Grund in ganz andern Ursachen sucht, und nach langer Zeit an nichts weniger mehr denkt, als an den überflüssigen Gebrauch der Quecksilbersalben wider kräftigte, venerische und andre Unreinigkeiten der Haut. Ich will hiermit den äußerlichen Gebrauch des Quecksilbers weder verdächtig machen, noch widerrathen. Allein, ich kann nicht umhin, bey diesen deutlichen Beyspielen die unglückliche Anwendung

dung der menschlichen Vorurtheile zu bedauern, da sie auch in Sachen, worin tägliche Erfahrungen die Wahrheit lehren, stets mit den Irrthümern Parthey machen, und nie unterlassen, die Menschen zu äffen. Ich hoffe, daß diese Anmerkung nicht unwürdig seyn werde, in Ihren Blättern zu erscheinen. Dürfen wir nicht von Ihnen einmal einen Aufsatz von den medicinischen Kräften dieses sehr besondern Metalls überhaupt hoffen? Ich bin, &c.

R. M. D.

Zwey hundert und sechszechntes Stück.

Gellert.

— Die Krankheit zu verdringen.

Galenus legte dem Hippocrates eine Meynung von der wesentlichen Uebereinstimmung der Fieberparoxysmen mit den anhaltenden Fiebern bey, die er vielleicht nicht gehabt hatte; aber Sydenham machte sich in den neuern Zeiten dieselbe Meynung eigen. Er glaubte nämlich, der Hauptunterschied der anhaltenden von den Wechselfiebern bestünde bloß darin, daß die Wechselfieber eben dasjenige, nur mit getheilten Kräften und zu verschiedenen Zeiten ausrichteten, was die anhaltenden in einer ununterbrochenen Fieberbewegung thaten; und da wollte er gefunden haben, daß beyderley Fieber, wenn man die einzelnen Paroxysmen der Wechselfieber zusammenrechnete, und mit der gemeinlich vierzehntägigen Dauer der anhaltenden vergliche, einerley Zeit gebrauchten, um die Fiebermaterie zu überwinden und auszuführen. Ich lasse diesen Gedanken dahin gestellt seyn; und da der Herr van Swieten demselben verschiedene Schwierigkeiten mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne entgegenzusetzen, so bin ich am wenigsten gesonnen, daraus für die

die Wiederkünfte der Paroxysmen einige Erläuterung zu ziehen. Nichtsdestoweniger kann ich etwas von diesen Gedanken behalten, das ganz unstreitig ist, nämlich die Mühigkeit des Ablaufs eines Paroxysmus der Wechselfieber mit dem ganzen Ablaufe eines anhaltenden. Beide fangen sich mehrentheils mit einem Schauer an. Hierauf folgt die trockne Hitze, mit dem ganzen Geleite ihrer Zufälle, welche in beyderley Krankheiten wesentlich einerley ist. In dieser Hitze wüthet die Fiebermaterie so lange, bis sie sich selbst gewissermaßen entkräftet, und sich die Wege zum Ausgange eröffnet. Was ist daran gelegen, daß diese Entscheidung im Paroxysmo der Wechselfieber nach einigen Stunden, in den anhaltenden aber nach so viel Tagen erfolgt? Dieser Unterschied kann in einer größern Zähigkeit der Säfte, in hartnäckigerer Verstopfung der kleinsten Canäle, und in andern Umständen gegründet seyn, welche den Sieg der Natur länger zweifelhaft machen. Allein, um ihrentwillen kan man nicht behaupten, daß beyde Krankheiten von ganz verschiedener Natur wären. Nach dem Kampfe folgt die Entscheidung. Die Fiebermaterie findet einen Weg ihres Ausganges, sie eröffnet sich inwendig und auswendig die kleinsten Canäle, bald hier, bald dort, wo der Widerstand am geringsten ist; und durch diese Wege strömt sie mit Ungestüm fort. In beyderley Fiebern geschieht dieses auf gleiche Weise, und der beträchtlichste Unterschied besteht auch hierinn bloß in den Graden. Die Paroxysmen der Wechselfieber sind, wenn sie sich brechen, eben solche Crisen, als die anhaltenden Fieber. Die Ausführungen durch Schweiß und Urin, zc. sind nach Proportion des vorhergehenden hitzigen Streites reichlich, und von einerley Art und Folgen. Sie stillen die Hitze, und entscheiden das Fieber. Die Niederlage eines Theils der Fiebermaterie in den inwendigen Theilen macht eben so wenig Unterschied. Man stirbt zwar nicht in der Hitze oder mit der instehenden Entscheidung des Paroxysmus in Wechselfiebern; welches hingegen oft bey den anhaltenden geschieht. Allein, ein viel schwererer Sieg kann leichter verloren werden, als ein leichterer; und der Unterschied beruhet wieder-

um

um bloß auf Graden. Man sieht endlich auch aus der Erfahrung, daß nichts mehr erfordert wird, um einen Paroxysmus der Wechselfieber in ein anhaltendes zu verwandeln, als daß man die Schwierigkeiten der Entwicklung der Fiebermaterie vergrößere, daß man im Paroxysmo hitzige Sachen nehme, die das entzündete Blut mehr erhitzen, und die feindliche Parthey, wider welche die Lebenskräfte streiten, verstärke, so ist es geschehen. Da nun außer dem allen noch niemand hat zeigen können, daß in der Hitze eines Paroxysmus der Zustand des Bluts und der Säfte und der Gefäße des Umlaufs von entgegengesetzter Beschaffenheit sey, als in der Hitze eines anhaltenden Fiebers; so kann man, wie ich glaube, ohne einen Irrthum zu besorgen, annehmen, daß beyde Krankheiten im Grunde einerley Natur haben, und daß eben dieselbe Fiebermaterie, und eben dieselben Bewegungen wider dieselbe, wenn sie von der Art sind, daß ihr letzter Effect, welcher die entscheidende Ausführung oder Niederlage der Fiebermaterie im Körper ist, bald erfolgen kann, bloß einen Paroxysmus eines Wechselfiebers, wenn er aber viel längere Zeit erfordert, ein anhaltendes Fieber formiren. Solchergestalt stelle ich mir die langweilige Fieberhitze und die kurze der Paroxysmen als einerley Krankheiten von verschiedenen Graden vor, und halte ein Wechselfieber für eine unnatürliche Hitze von kurzer Dauer, die öftere regelmäßige Recidive formirt, welche in der That manche anhaltende Fieber auch häufig genug haben. Was von diese regelmäßigen Wiederkünfte der kurzen Fieber herühren, davon habe ich im 211ten Blatte einige Muthmaßungen geäußert. Warum die längern Fieber sie nicht so leicht, so oft, so regelmäßig haben? Kann ich nicht genauer sagen, als daß vielleicht nach einem langwierigen Streite die Entscheidung gründlicher ist, als in den kleinen Schürmüßeln der Wechselfieber. Ich will noch die Muthmaßungen des Herrn van Swieten hierüber beyflügen. „Ueberwindet und jagt vielleicht das Wechselfieber in jedem Paroxysmo einen Theil der Fiebermaterie aus dem Körper heraus? Entsteht vielleicht, nach der Ausführung und Entkräftung der Fieber-

materie.

„materie, die in jedem Paroxysmo vorhanden ist, nach einer gewissen Zeit ein neuer Vorrath derselben, welcher den Paroxysmus verneuert? Die Speculation scheint sehr subtil zu seyn.“ Wir wollen sie den Aerzten überlassen, und uns ist dasjenige zu Nütze machen, was wir davon wissen.

Wenn der Paroxysmus eines Wechselfiebers wie ein kurzes, leicht entschiedenes anhaltendes Fieber betrachtet werden kann, so kommt alles, was man dabey als Arzt thun kann, darauf an, daß man die Entscheidung des Paroxysmus auf möglichste erleichtre, den unterdessen leidenden Kranken unterstütze und erquickte, und am Ende den Ausgang der Fiebermaterie befördere. Dieses ist die Cur für ein jedes anhaltendes Fieber; folglich auch für den Paroxysmus der Wechselfieber, wo man nicht Zeit noch Gelegenheit hat, wider die außerhalb dem Blute entfernten Ursachen der Krankheit, sondern nur wider die unmittelbaren im Blute selbst kämpfenden Feinde, welche den hitzigen Aufstand erregen, zu streiten, und auf die Vernichtung und Austreibung der unmittelbaren Fiebermaterie bedacht zu seyn. Nachdem diese dringendste Sache abgethan, und der Paroxysmus entschieden, das Blut von der Fiebermaterie wenigstens großen Theils gereinigt, und die Hitze völlig gedämpft ist, muß man auf die Austreibung der entfernten Ursache des Fiebers denken, von welcher wir nun aus meinem letztem Blatte wissen, daß sie in den allermeisten Fällen in den Verdauungswegen liege. Hieraus entsteht eine doppelte Cur für die Wechselfieber, wovon die eine, im Paroxysmo, auf die Fiebermaterie im Blute gerichtet ist, die durch die kleinsten Gefäße, und gemeiniglich durch den Schweiß fortgeht; die andre aber die Fiebermaterie außerhalb dem Blute betrifft, die gemeiniglich durch den Magen und die Gedärme ausgetrieben wird. Hierauf scheint Sydenham gezielt zu haben, wenn er sagt, daß zur gründlichen Reinigung des Bluts in Fiebern eine doppelte Absonderung erfordert werde, nämlich eine, die durch die unmerkliche Ausdünstung, und eine, die durch die Gedärme bewerkstelligt wird. Ich will

nummehr

nummehr zeigen, durch welche Hülfsmittel diese beyderley Absichten am besten erreicht werden können.

Da ich nicht sowol für Aerzte, als für die Kranken selbst schreibe, so werde ich nur hauptsächlich solche Hülfsmittel in Vorschlag bringen, die sich in einen solchen Unterricht schicken, und überlasse übrigens den Aerzten die Wahl und Verordnung der übrigen, so wie ihnen ihre gelehrten Einsichten dieselben darbieten.

Wenn man nach einem merklichen Schauer oder Froste eine allgemeine Hitze im ganzen Körper verspürt, und dadurch von der Gegenwart eines Fiebers vergewissert ist, so kann man nicht wissen, wie lange es dauern werde, ehe sich diese Hitze im Blute entscheidet, und ob sie zu einem kurzen Wechselfieber oder zu einem anhaltenden ausschlagen werde; daher ist es nöthig, im Anfange mit dem Gebrauche der Arzneien langsam zu eilen, und nicht gleich mit Gewalt wider einen Feind zu streiten, den man noch nicht kennt. Diesen Rath haben die besten Aerzte gegeben. „Ben neuen Fiebern, sagt Sydenham, muß man ein wenig warten, und nicht gleich zu großen Arzneymitteln schreiten, sondern erst das Genie der Krankheit sorgfältig beobachten; — und ich scheue mich nicht, zu bekennen, daß ich oft mir und andern Kranken durch diese Abwartung des mir noch unbekannten Fiebers am besten gerathen, indem ich bey bloßer Beobachtung desselben, ohne etwas dagegen zu unternehmen, gesehen, daß es entweder von selbst nach und nach wieder verschwunden, oder sich so in Ordnung gebracht, daß ich hernach gewußt habe, mit welchen Waffen es bestritten werden müsse. Einem rechtschaffnen Manne ist es kein geringer Trost, in zweifelhaften Fällen, wo er leicht irren könnte, sich wenigstens unschuldig zu wissen, wenn er auch nicht hat nützlich seyn können.“ Eben dasselbe rath Baglivi eifrig bey hitzigen, bey allgemeinen Blutz- und Entzündungsfiebern, woben, wie er sagt, wenige Arzneien nöthig sind; sondern nur fleißig beobachtet werden muß, welchen Ausgang die Natur selbst nehmen wolle, um ihr darin zu Hülfe zu kommen. „Diesenigen irren gar sehr, wiederholt die-

ser

„Der gelehrte Mann, die diese Krankheit mit einer Menge Arzneien so lange bekriegen, bis die Natur selbst nicht weiß, wohin sie sich wenden soll, und theils unter der Last der Krankheit, theils der Arzneien, erliegen muß.“

In dieser Ungewißheit der ersten Zeiten des Fiebers, wie auch hernach in den folgenden Zeiten der Paroxysmen, muß es also bloß dabey sein Bewenden haben, daß man die Entscheidung der Hitze im Blute auf eine vorsichtige Weise befördere. Zu dieser Zeit haben sich die Laugensalze im Blute entwickelt, und den schweflichten Theilen die Freiheit geschafft, die Blutmasse zu entzünden, und die empfindlichen Theile zu den heftigsten Bewegungen zu reizen. In der Hitze dieses Streits kann man nichts bessers thun, als durch verdünnende, kühlende, und den Laugensalzen entgegen wirkende Mittel, die Uebermacht des im Blute tobenden Feindes zu schwächen, damit er sich selbst desto leichter zerstöhre, und den Ausweg durch die kleinsten Gefäße finde. Bei einem solchen Verfahren kann man nicht irren, weil es sich für die Hitze der anhaltenden und der Wechselfieber gleich gut schickt.

Der gelehrte Herr Senac, Verfasser eines im Jahre 1759 zu Amsterdam gedruckten Werks, de recondita febrium intermittentium tum remittentium natura, beobachtet diese Maximen aufs genaueste, und empfiehlt den Kranken in den Paroxysmen nichts als warmes Wasser, mit ein wenig Syrup oder Rheinwein, und ganz schwache Herzstärkungen; hingegen keine Brechmittel im Froste, obgleich der Herr van Swieten Schriftsteller anführt, die es rathen. Unstreitig sind diese angepriesenen Mittel die sichersten, und vollkommen hinlänglich, das erhitzte Blut zu verdünnen, die Laugensalze durch eine sanfte Säure zu dämpfen, und den schwachen Zustand der Natur zu bessern. Man findet sie auch von andern bewährten Aerzten angepriesen. Riverius gab in der größten Hitze und im stärksten Durste ein Pfund kaltes Wasser, mit zwanzig Tropfen Schwefelgeist säuerlich gemacht, zum Getränke. Chomel ließ denen, die im dreitägigen Fieber lagen, kurz vor dem Froste einen Becher kal-

tes Wasser trinken, um das Blut auszusaugen, und öffnete ihnen darauf die Ader; und so curirte er oft die Paroxysmen, daß sie nur wenig Gewalt äußerten. Amatus Lusitanus erwarb sich mit dieser Methode von einem freigebigen vornehmen Herrn ein Geschenk von drey hundert Ducaten, indem er ihm erlaubte, in der Hitze so viel kaltes Wasser zu trinken, als er wollte, wovon ihn, nachdem er viel Galle ausgebrochen, sein dreitägiges Fieber glücklich verließ. Eben dieselbe Wirkung erhielt dieser Arzt von einem Becher voll Rosenwasser, welchen er im Anfange des Frosts bey dem viertägigen Fieber austrinken ließ, worauf ein häufiges gallisches Erbrechen und die Cur des Paroxysmus erfolgte. Russland vermischte ein Pfund Brunnenvasser mit zwölf Tropfen Vitriolsspiritus, um es säuerlich zu machen, und ließ den Kranken vor dem Paroxysmo davon trinken. Thorner pries das säuerliche Wasser der Acetosella für das beste kühlende, stärkende und austreibende Mittel in anhaltender Fieberhitze; und alle neuere Aerzte kommen überein, daß die säuerlichen Ptsanen und Panaden von Citronensaft, Eremor Tartari und etwas weißem Weine, säuerliche Mollen, u. d. gl. die vortrefflichste Erleichterung und Stärkung in der Fieberhitze geben. Doch dienet der Wein mehr im schwachen Zustande der anhaltenden faulenden Fieber, als in der Hitze der Wechselfieber, wo die Lebenskräfte mächtig genug arbeiten (S. das 214te Stück.) Diesen Umstand bemerkte schon Riverius, welcher den Wein in diesen Fiebern nur in gewissen Umständen (aliquando) als eine gute Herzstärkung und Arznei wider die Fäulniß anpries; und Thomas Bartholin erzählt von einem Bedienten, daß er, in der alleräußersten Schwachheit, nur noch ein Glas Rheinwein gefordert, um sich zum Tode zu stärken, welches ihm aber, durch die Beförderung eines Schweißes, zum Leben gereichte. Er selbst und nach ihm die neuern besten Aerzte, besonders Pringle, haben mehr solche schöne Wirkungen vom Weine in der anhaltenden Fieberhitze, aber nur im schwachen Zustande desselben gesehen, wovon ich unlängst ausführlich geschrieben habe. (im 214ten St.)

Bei den Wechselfiebern kann man in der Hitze, außer den obigen Mitteln, noch einige kühlende Salze gebrauchen, welche die Hitze mäßigen. Der Salpeter kann hierzu hinreichen, und der bekannte Cremor Tartari, in so fern er als eine Säure wirkt. Man kann von diesen Salzen etwas ins Wasser, oder in Hirschhornpflaster, oder in Kirschen- Citronen-Rosenwasser, u. s. w. mischen, und davon im ganzen Verlaufe der trocknen Hitze trinken.

Hierbey kann man aber auch mit geringen Mitteln den beschwerlichen Zufällen Einhalt thun, welche die trockne Hitze begleiten. Für die Trockenheit des Mundes dienen Citronen- oder, weil sie für den Magen besser sind, Pommeranzscheiben, mit Zucker, auf die Zunge genommen, oder Kirschensteine, auf die man beißt, um durch den Reiz der Drüsen den Speichel in den Mund zu locken. Für das Kopfschmerz dient ein Umschlag von geriebenem Brodte, welcher, so oft es trocken geworden, inwendig mit Eßig ein wenig angefeuchtet wird, doch so, daß davon das Tuch nicht zu feucht werde. Crato ließ Kettig an die Füße oder im Nacken legen; und dünne Citronschalen an den Schläfen thun ebenfalls gute Wirkung, wie ich schon im 73sten Blatte gelehrt habe. Hierbey kommt auch der Gebrauch der kühlenden Salze wohl zu statten. Wider die Schmerzen im Halse ist ein Gurgelwasser aus Brunnenwasser, mit ein wenig Weinessig säuerlich gemacht, nur kalt, öfters gebraucht, gemeinlich von ausnehmender Wirkung; und man kann nichts anders als alles Gute davon erwarten, wenn man es auch zuweilen hinunter schluckt. Wider die Schmerzen des Magens, das Erbrechen und den Durchlauf preiset Herr Senac in der obbenannten Schrift den Theriak, wovon man besonders gegen das Ende der trocknen Hitze etwas nehmen kann. Crato ließ Leinwandbeutel, mit Aquavit befeuchtet, in die Herzgrube legen; und er will, wenn es vor dem Paroxismo geschehn, gar das viertägige Fieber damit vertrieben haben; welches ich doch eben nicht fürchte. Ausserdem könnte man sowol in dieser Absicht, als um den Frost zu mäßigen, nach Baglivi's Rathe, das Nelkenöl äußerlich auf den Magen streichen. Allein

Allein ich muß bekennen, daß alle diese Curen der Zufälle im Fieber selbst nur selten viel fruchten, und daß die wahre Erleichterung auf den Augenblick der Entscheidung des Fiebers ankomme. Denn, so bald die Fiebermaterie zum Durchbruche gelangt, verschwindet zusehends ein Zufall nach dem andern.

Wenn die trockne Hitze einige Stunden angehalten hat, dann ist es erst Zeit, auf die Beförderung dieses Durchbruchs bedacht zu seyn; denn zubereitet wird er schon durch alle die Mittel, deren Gebrauch in der trocknen Hitze empfohlen worden ist. Viele nehmen alsdann ihre Zuflucht zum Bezoar, einer berühmten Arznei, von der ich selten zuverlässige Wirkungen gesehn habe, und glaube, daß man sie gänzlich entbehren könnte. Ich finde, daß dieses schon längst mehrere bemerkt haben. So sagt Mercurialis, man gebrauche den Bezoar häufig in bössartigen Fiebern; wenn er aber frey reden sollte, so habe er davon nie besondern Nutzen gesehn, lasse ihn aber als eine Arznei, die weder hilft noch schadet, hingehen. Hercules Saxonia erzählt, er habe in seiner Praxi zu Venedig eine große Menge Bezoar ohne gute Wirkung verbraucht. Er wisse viele, die dabey gesund geworden wären, welches er aber diesem Steine nicht zuschreibe. Die Schriftsteller versprächen von ihm, daß er durch einen starken Schweiß das Fieber erleichtre. Er habe aber nicht gefunden, daß er Schweiß treibe; und wenn er es etwa gethan haben möchte, daß es nur ein unordentlicher Schweiß gewesen; so daß er alle Hoffnung verlohren habe, in Fiebern etwas damit auszurichten. Wenn die Aerzte, die genau beobachtet, eben so aufrichtig reden wollten, wie diese beyden, so müßte des Vertrauens zu dieser Arznei gewiß fallen. Ich rathe demnach vielmehr, gegen das Ende der trocknen Hitze das obervähnte Wasser, mit einigen Tropfen Schwefelspiritus vermischt, zu trinken, welches den Schweiß gewisser treibt, oder, nach Chomels Rathe, eine Tasse voll mit Chamillenblumen abgekochtes Wasser, worin etwas Cremor Tartari aufgelöst worden, zu trinken, oder dann und wann einige Schlücke warmes Wasser, mit ein wenig Weinessig versäuert,

versäuret, oder auch einen Bissen Theriak, zu nehmen. Zu gleichem Zwecke kann auch Scordienwasser, oder bloß warmes Theewasser, öfters getrunken werden, und der Schweiß wird desto geschwinder erfolgen, je ruhiger sich der Kranke im Bette hält, doch ohne sich allzu ängstlich zuzudecken, noch weniger das Zimmer mit Dünsten zu erhitzen.

Unter dem Gebrauche dieser Mittel ist der Schweiß aufs beste abzuwarten; denn er ist, wie ich schon erklärt habe, die Frucht des ganzen Fieberstreits, und der Ausgang der Fiebermaterie. Man kann sich dabey gar wohl durch untergesteckte warme Tücher trocken legen, ja gar die Wäsche verändern, wenn es nur geschwind und behutsam bewerkstelligt wird, damit der Kranke nicht zu lange mit nackender Haut einer zu kühlen Luft ausgesetzt bleibe. Es ist sehr nöthig, diese Reinlichkeit und Bequemlichkeit den schwitzenden Kranken zu geben, weil die zurückführenden Röhren den Schweiß allzu leicht wieder in sich saugen. Daher ist es ein schlimmes Vorurtheil in unsern Gegenden, daß man glaubt man dürfe die Wäsche nicht eher verwechseln, als bis sie nach dem Schweiß wieder trocken geworden sey. Es ist davon schon in meinem 17ten und 119ten Blatte geredet worden.

So leicht ist nun die Cur der Fieber in den Paroxysmen; und man kann sich darauf verlassen, daß diese simple Methode in ihren Wirkungen den allergelehrtesten wenig nachgeben werde. Inzwischen ist es bey den Wechselfiebern, wie gesagt, bloß eine Palliativcur, welche nur die ins Blut gegangene Fiebermaterie austreibt, wovon sich doch ein Theil in den Höhlen unsers Körpers birgt, der wieder ins Blut geht, und deren Quelle ganz wo anders zu suchen und zu verstopfen ist.

Ich habe im vorigen Stücke bewiesen, daß die entfernte Ursache der Wechselfieber mehrentheils in den Verdauungswegen liege; und daher lehren die Beobachtungen, daß die meisten glücklichen Fieberturen durch solche Arzneyen erhalten werden, welche diese Wege reinigen. Um hiervon überhaupt einige Beweise zu führen, so will ich zuerst den großen Nutzen

Nutzen des Fastens bey allen Wechselfiebern anführen, welches fast allein die Paroxysmen vertreiben kann. Wer dieses Geheimniß versteht, dem wird kein Wechselfieber zu stark seyn; nur muß er nicht bange werden, daß er verhungre. Denn, wie schon **Ettmüller** sagte: ich habe noch keinen Febricitanten gesehen, der Hungers gestorben wäre, so kann man kühn behaupten, daß ein vielwöchentliches Fasten bey dem Mangel des Appetits mehr stärke, als tägliches Essen, weil es die Ursache der Krankheit vermindert. Herr **Senac** versichert, daß die allerrebellischsten Fieber durch nichts gewisser curirt werden, als durch strenges Fasten, wenn man dabey drey bis vier Tage lang täglich acht Pfund Wasser trinkt. **Vallionieri** curirte ein entsetzliches Fieber eines siebenjährigen Mädchens damit, daß sie vier Wochen lang nichts anders, als ein wenig süß gemachtes Wasser genießen durfte. Durch dergleichen Enthaltung werden die Gedärme nach und nach von allem Unrathe befreyet, der dem Blute die Fiebermaterie liefert. Inzwischen ist diese Cur langweilig und unangenehm. Daher haben die Aerzte gesucht, durch abführende Mittel, außer dem Paroxismo, der Sache zu helfen, und es gelingt ihnen vorreflich. **Ruland**, **Morton**, **Riverius**, **Jormius**, und viel andre, haben den bekannten Rulandschen Brechwein fast specifisch wider das Fieber gefunden. Der erste behauptet, aus langer Erfahrung, daß er die rebellischsten Fieber bald zähme, und er gab ihn, zu zwey Loth, mit eben so viel kaltem Wasser vermischt, sieben Stunden vor dem Paroxismo. **Morton**, der ihn nur drey Stunden vorher gab, zeugt, daß er damit oft das dreitägige Fieber curirt habe. **Jormius** hat gesehen, daß zwey Loth desselben einen Wurm abgetrieben, und dem Fieber abgeholfen haben. **Gianella** fand die Ipecacuanne fast eben so specifisch fürs Fieber; und **Senac** behauptet, daß sie Erwachsenen für diese Krankheit eben so nothwendig sey, als Kindern der Brechweinstein. Außer dem hat er ein gesehen, daß das bey den Frühlingsfiebern wahr sey, was die Stahlischen Aerzte behaupten und aus der Erfahrung beweisen, nämlich daß die eröffnenden Mittel und Digestio-

salze zu ihrer Cur allein hinlänglich sind, und daß man dieselben nicht, wie andre, erst eine Zeitlang fortdauern lassen müsse, da sie die Natur nicht selbst würde überwinden können. **Barbette** hatte ein solches Digestiv im Gebrauche, wovon er versicherte, daß es die Fieber eben so zuverlässig vertriebe, als die Fiebrinde. Es bestand aus funfzehn Gran **Wermuth** und **Cardobenedictensalz**, sechs Granen **vitriolischen Weinsteine**, und einem halben Quentlein **Perlzucker**. Er gab diese Portion unmittelbar vor den **Paroxysmen** der **Wechselfieber**. Die **Salzmixtur** des **Riverius** übertrifft dieses Mittel noch in der Wirkung. **Petrus Borellus** curirte das drehtägige Fieber mit einem Trunke heißen weißen Weins, der zur Hälfte eingekocht war; allein er mußte alsdann als ein Brechmittel wirken, und vieles Wasser abführen. Dergleichen Curen that **Ruland** auch mit andern Arzneyen, wenn sie ein Brechen erregten; z. E. mit sechs Loth **Cardobenedictendecoct** mit zween Skrupel **Wolfsmilchextract** (elula) vermischt, wovon viel gallichter Schleim weggebrochen worden, da er dann, neun Tage lang, lange vor dem **Paroxysmo**, des Morgens, dem Kranken sechs Unzen eines zur Hälfte eingekochten **Tausendgüldenkrautdecoct**s verordnet, wovon er viel scharfe Säfte verschluckt, und nach zehn Tagen genesen ist. Eben so glücklich wirken auch die wohlverordneten Purganzen. Ich finde bey **Petrus Monavius**, daß er das Fieber mit Purganzen vertrieben, die er so verordnet, daß ihre Wirkung eben auf die Zeit des **Paroxysmus** getroffen; wobey er die Behutsamkeit empfiehlt, dieses im drehtägigen Fieber erst nach drey oder vier **Paroxysmen**, im täglichen noch später, und im viertägigen nicht vor dem dreißigsten Tage zu thun. **Sydenham** und andre verworfen den Gebrauch der Purganzen gegen die Zeit der **Paroxysmen**, weil sie entweder das Fieber ärger, oder doch Rückfälle machten; allein Herr **Senac** behauptet, nach seinen neuern Versuchen, daß von gelinden wiederholten Purganzen, welche sieben bis acht Stunden vor dem **Paroxysmo** gegeben, und mit eröffnenden seifenhaften Kräutern, und hernach mit Fiebertreibenden Mitteln vermischt werden, weder das eine noch

noch das andre zu befürchten sey. Ich muß indessen gestehn, daß ich glaube, es werden sich die Aerzte, die die Kraft der Brechmittel und Digestive erfahren haben, nicht leicht an die gemeinen Purganzen halten, um die gründliche Cur des Fiebers ausser den **Paroxysmen** damit zu bewerkstelligen.

Ich habe dieses alles bloß darum angeführt, damit meine Leser eine Auslese machen sollen; denn ihnen allein kann ich den Gebrauch der Brechmittel und Purganzen nicht anvertrauen. Wer strenge fasten, viel Wasser trinken, und oft Digestive einnehmen will, der wird in kurzer Zeit den entfernten Grund der **Wechselfieber** ausrotten können; allein er muß alle Zwischenzeiten der **Paroxysmen** in Acht nehmen, um diesen Regeln aufs strengste Genüge zu leisten. Wenn er dabey in den **Paroxysmen** selbst die obigen Maaßregeln nimmt, so wird er, nach sechs oder acht Wiederkünften der **Paroxysmen**, mit völliger Sicherheit die Fiebrinde gebrauchen können, um dieselben zu verhüten, und die ganze Cur zu vollenden.

Aerzten von Profession kann ich bey dieser Gelegenheit empfehlen, daß sie sich, zur Cur der **Wechselfieber** ausser den **Paroxysmen**, um solche Arzneyen bemühen, die specifische Abführungen in diesen Krankheiten genannt zu werden verdienen, und die Fiebrmaterie, wenn sie auch nicht in den Gedärmen verborgen läge, überall ausjagen, wo sie dieselbe finden, so daß sie zuweilen, ohne daß sie es vorher wissen könnten, durch Erbrechen, zuweilen durch Purgiren, zuweilen durch Schweiß, zuweilen durch den Urin, oder durch andre Wege wirken. Durch eine solche Wahl werden sie vermögend seyn, ein **Wechselfieber** zuweilen ohne irgend eine andre Arznei, zuweilen mit sehr wenig Fiebrinde, nach drey oder vier wohl abgewarteten **Paroxysmen**, aufs gründlichste zu curiren. Es giebt in der That solche Arzneyen; und ich werde im 293 und 294 Bl. davon reden.

Nachdem ich meinen Lesern gesagt habe, wie sie sich ausser den **Paroxysmen** zu verhalten haben, um die entfernte Ursache des Fiebers zu vertreiben, so wird es ihnen nunmehr, nach der Abwartung von sechs bis acht **Paroxysmen**, leicht seyn,

seyn, sich von der Wiederkehr derselben ohne allen ihren Nachtheil zu befreien. Dieses einzige muß ich noch lehren.

So bald die entfernte Ursache der Wechselfieber vertrieben, ja wenn sie auch nur größtentheils erschöpft ist, so sind unter allen Mitteln, die die Paroxysmen verhüten, vornehmlich zweyerley, die ich vorzüglich anpreisen kann. Erstlich solche, die durch einen zur Zeit des Frostes erregten Schweiß dem Blute gerade die entgegengesetzte Beschaffenheit der trocknen Hitze geben. Diese Methode ist unstreitig besser, als der Gebrauch der Brechmittel und Purganzen auf die Zeit des Frostes: denn die sind gerade nicht die Arzneien für den Paroxysmus und die Ursache desselben, die schon im Blute ist, sondern sie sind für die entfernte Ursache, ehe sie ins Blut gelangt. Alles hingegen, was zur Zeit, da sich die Hitze erzeugen will, die zähen Säfte, welche die kleinsten Gefäße verstopfen, auflöst, und die Fiebermaterie zwingt, sich durch dieselben zu ergießen, ehe sie im Blute abtoben kann, paßt sich vortreflich, um einen Paroxysmus zu vertreiben, dem ohnedem fürs künftige die Nahrung abgeschnitten ist. So vertrieb *Riverius* das dreytägige Fieber mit einem Schweißtreibenden Julepe aus sechs Loth Sichorienwasser, einem halben Quentlein Bernuthsalze und einem Skrupel Schwefelgeist. *Piso* hat zu mehrmalen glückliche Erfolge davon gesehn, daß er bey'm Anfange des Paroxysmus einen heißen Trunk Limonensaft, mit etwas Zucker und Wasser vermischt, einigemal nehmen lassen, indem davon die Hitze entweder auffen geblieben, oder doch mit dem Durste gleich gelindert worden, und nach einigen Tagen, nach Beförderung starker Schweißes und des Urins, gänzlich verschwunden. In so fern die Brechmittel die Ausführung durch die Haut ausnehmend befördern, kann man sich ihrer in dieser Absicht zuweilen mit Nutzen bedienen, ob sie gleich das Fieber alsdann auf eine ganz andre Weise vertreiben, als wenn sie ausser dem Paroxysmo gebraucht werden. In dieser Absicht kann man *Etmüllers* Grundsatz annehmen, daß im Anfange des Fiebers Brechmittel und Schweißtreibende Arzneien stets gut sind. Uebrigens hat schon *Plater* für robuste Leute den besten

besten Vorschlag gethan, sich gegen die Zeit des Frostes, nachdem die entfernte Ursache des Fiebers vertrieben worden, durch Leibesübungen in einen starken Schweiß zu setzen; und wer hierzu die Kräfte hat, der wird keiner Arzneien wider den Paroxysmen bedürfen.

Andre Leute müssen das zweyte Mittel, nämlich die Fieberrinde erwählen, um nach der gründlichsten Cur des Fiebers den Paroxysmus zu vertreiben. Ein Paar Loth des Pulvers dieser Rinde, welche in der Zwischenzeit zweener Paroxysmen, in kleinen oft wiederholten Dosen mit einem beliebigen Getränke genommen werden, machen des Spiels alsobald ein Ende. Damit aber nicht so leicht Rückfälle zu befürchten sind, wird man wohl thun, diese Arznei auch nachher noch eine Zeitlang in täglich verminderter Dose, zu nehmen, und durch eine strenge Enthaltung von blähenden, unverdaulichen, groben und fettigen, wie auch von purgirenden Speisen, die Verdauungskräfte aufs beste zu schonen.

Nach dieser Methode wird es leicht seyn, gemeine Wechselfieber gründlich zu curiren; allein man sieht wol ein, daß es hierbey nicht bloß auf den Gebrauch der Arzneimitteln, sondern vornehmlich auf die Unterscheidung der Zeiten des Fiebers ankomme, und daß durch eine verkehrte Ordnung der Gebrauch der besten Fieberarzneien schädlich werden müsse. Ich überlasse es nun meinen Lesern selbst, zu urtheilen, was sie sich von den berühmten Arzneien wider das Fieber, die in allen Zeitungen gerühmt werden, zu versprechen haben, zumal da sie eigentlich nur dazu bestimmt sind, die Paroxysmen zu vertreiben, welches gerade das leichteste und geringste von der ganzen Cur ist. Wenn solche Arzneien, ohne die vorhergegangene doppelte Reinigung des Körpers gebraucht werden, so werden sie wahre Gifte, weil sie die Operationen der Natur hemmen, und die Paroxysmos vertreiben, die ein wesentlicher Theil der Fiebercur sind, worin man die Natur zwar unterstützen, aber nicht hindern sollte.





Zwey hundert und siebenzehntes Stück.



von Hagedorn.

Was hilft es uns, nach Weisheit schnappen,
Die oft dem Wirbel wehe thut?
Den Thoren stehen ihre Kappen
So zierlich, als ein Doctorhut.

Bey einem vornehmen Herrn, welcher an Gliederreißen krank lag, wurden zweyen berühmte Aerzte zugleich beschieden, um seinen Zustand zu untersuchen, und ihm alsdann mit ihrem Rathe beizustehen. Der eine von diesen war der hochberühmte und grundgelehrte Herr Doctor Logus, dessen Name so bekannt ist, daß er ihm statt derjenigen Lobrede dienen kann, die ich ihm hier halten würde, wenn es mir nicht seine Bescheidenheit verböte, welche so weit geht, daß er selbst niemanden in seinem Leben gelobt hat, um Keinem Anlaß zu geben, ihn wieder zu loben. Eben um deswillen sahe er es sehr ungern, daß der andre eben so berühmte, wohlgereisete und glücklich nach Hause gekommene Doctor, Herr Artist, welcher mit ihm hierher berufen war, und dessen Lobrede ich darum nicht schreibe, weil niemand, als er selbst, geschickter ist, sie zu verfassen, ihm gleich beim Eintritt ins Vorzimmer ins Angesicht sagte, daß er sich glücklich schätzte, einen der größten Aerzte seiner Zeit allhier in der Dämmerung noch eben so zu sehen. Denn der Abend brach an; und man weiß, daß vornehme Herrn, wenn es ihnen einfällt, ihre Aerzte zu sprechen, keine Zeit für ungelogen halten. Der gegenwärtige Herr Patient war einer von denen, die sich ein Vergnügen daraus machen, gelehrte Leute nicht sowol zu sprechen, als vielmehr gesprochen zu haben;

ben; weil er, so lange sie gegenwärtig waren, dieselben nur ausstund, nachher aber sich desto ungehinderter über sie lustig machte. Ich will über dieses Verfahren der Leute von Stande keine Anmerkungen machen, weil ihnen die Gelehrten diesen Spott oft genug wieder vergelten, und ich kein dritter bin, der entscheiden könnte, welcher von beyden die meisten Ursachen hat, über den andern zu lachen. Ein Sittenlehrer möchte vielleicht sagen, das beste Mittel, einander nicht lächerlich zu scheinen, wäre das, nicht lächerlich zu seyn. Allein, diese Maxime ist darum falsch, weil man nur selbst thöricht zu seyn braucht, um einen Klagen lächerlich zu finden. Daher will ich mir alle Moralen verbitten; zumal, da ich meine Erzählung nicht angefangen habe, um Sitten zu richten, sondern um sie zu beschreiben.

Die beyden Aerzte waren im Vorzimmer, und sagten sich einander viel Gelehrtes, das nicht angemerkt zu werden verdient. Sie baten dreyimal einen Bedienten, wenn er durchs Vorzimmer gieng, daß er sie anmelden möchte; ohne zu bedenken, daß ein Laquay eines großen Mannes gegen Leute, die seinem Herrn mit mehr Ehre dienen, als er, weit mehr Verachtung und Stolz blicken läßt, als man ihm nach Proportion wieder blicken lassen kann. Er antwortete ihnen eben zum drittenmale, daß sie warten müßten, als die Thür des Zimmers aufgieng, und der Herr Patient selbst herausruste, daß die Herrn Doctores eintreten möchten, wenn sie schon da wären. Der D. Logus war am nächsten an der Thür; weil er aber, wie schon gesagt ist, gar sehr bescheiden war, so trat er zurück, und nöthigte den Herrn Artist, zuerst zu gehen. Dieser unterließ nicht, ihm vorzustellen, wie er nicht anders glaubte, als daß Herr Logus ein halbes Jahr früher, als er, promovirt hätte; folglich auch, alle übrige Vorzüge ungerechnet, den Vorrang haben müßte. Worauf aber Herr Logus erwiederte, daß er sich auf seinem Diplom viel lieber sechs Monate abschreiben lassen, als wider die Bescheidenheit handeln wollte, die er sich zur Richtschnur alles seines Umgangs gemacht hätte. Ich weiß nicht, welcher von diesen Herren zuerst ins Zimmer getreten

getreten seyn würde, wenn ihnen nicht der Patient zugerufen hätte: Eilen Sie, meine Herren, hier sind hundert Thaler zu verdienen! worauf es geschah, daß sie mit gleichen Schritten ins Zimmer und zum Bette kamen.

Meine Herren, sagte der Kranke, ich habe Gliederreißen schon seit vier Wochen. Morgen muß ich auf einem Balle gegenwärtig seyn, und tanzen; und damit Sie sehen, daß das Vertrauen, welches ich in Sie setze, Ihnen nicht schimpflich sey, so lasse ich Sie erst heut Abend rufen, und zweifle nicht, daß Sie mich gegen Morgen Mittag gesund schaffen können. Sollte diese Zeit noch zu lang seyn, um eine Probe Ihrer Geschicklichkeit zu zeigen; so rechnen Sie es meiner Unwissenheit in medizinischen Dingen zu. Aber vor allen Dingen gehen Sie hin in dieß Nebenzimmer, und berathschlagen sich über die Cur.

Dieses letztere war die Hauptsache. Der gnädige Herr war ein Liebhaber von der Lectüre, das ist, es war kein Roman und keine Comödie mehr übrig, die er nicht schon gelesen hatte. Ich habe lange Zeit nicht erfahren können, warum er, bey diesem Mangel der neuen Bücher nicht Zeitungen las, bis ichs nach einigen Jahren errieth, da er irgendwo erzählte, daß er bey allen Schlachten und Begebenheiten, die damals in den Zeitungen stunden, selbst gegenwärtig gewesen wäre; worunter besonders eine große Seeschlacht war, die sich in eben der Dämmerung im Oceane entschied, da er diese beyden gelehrten Männer in seinem Zimmer bey sich hatte. Man konnte ihm nicht verdenken, daß er dasjenige nicht lesen wollte, was er selbst gethan hatte. Weil er aber gleichwol diesen Abend gar nichts sonst zu lesen hatte, so hatte er einige Schreiber hinter die Tapeten des Abtrittszimmers gesetzt, worinn die beyden Aerzte ihre Unterredung hielten, damit sie ihnen alles von Wort zu Wort nachschreiben, und es ihm diesen Abend zum Zeitvertreibe vorlesen möchten. Er bildete sich, ich weiß nicht aus welchem Grunde, ein, daß er hieran etwas Lustiges hören würde. Aber wie sehr fand er sich nicht in seiner Hoffnung betrogen! Er war den Atheisten ähnlich, die in eine Predigt gehn, um sich darüber lustig zu machen, und die davon dergestalt um-

umgekehrt werden, daß sie sogar Gespenster glauben. Die beyden Aerzte hatten wol eine Stunde mit einander gesprochen; und nachdem man sie bis auf weitem Bescheid hatte fortgehen lassen, brachte man die Bogen ins Zimmer des Patienten, und fing an, sie ihm vorzulesen. Der Herr Doctor Logus stellte in einer langen Rede vor, wie gefährlich das Gliederreißen wäre, und wie er in seiner vieljährigen Praxi wol einige hundert Kranke von der Art, mit eben den Kennzeichen, auch sogar mit eben der Munterkeit des Herrn Patienten, gesehen hätte, welche in vier und zwanzig Stunden todt gewesen wären. Der Patient lachte anfänglich hierüber, und spottete. In der Antwort des Herrn Artist wollte dieser gelehrte Mann seinem Collegem zeigen, daß er in solchen Curen ebenfalls kein Fremdling wäre, und erzählte demnach die Kennzeichen, welche ein Kranker bey einem solchen gefährlichen Umstande empfindet. Der Patient hörte einige derselben, die er in dem Augenblicke an sich wahrzunehmen glaubte. Er hörte noch einige, die ihm auch bekannt zu seyn schienen. Seine Aufmerksamkeit vermehrte sich bey jeder Zeile; und er konnte nicht unterlassen, einmal zu sagen: Dieser raisonnirt schon besser, als der erste! Sehr gut; aber Herr Artist raisonnirt fort. Es kommt eine Stelle, wo er schwört, daß ein Mann, der diesen Zufall empfinde, keinen Tag länger leben könne. Der gnädige Herr, dessen Gicht überhaupt wenig zu bedenten, und der diesen Zufall noch nie empfunden hatte, schien gleichwol zu versuchen, ob er nicht einen Anfaß dazu hätte; und der Anfaß schien wirklich da zu seyn, und selbst unter dem Lesen zuzunehmen. Der Patient wird ernsthaft, und wiederholt, daß dieser Mann nicht dumm raisonnire. Unterdessen liest der Schreiber unbarmherzig fort, und der bösen Zeichen werden immer mehr. Es entsteht einige Unruhe bey dem gnädigen Herrn. Er befiehlt einigemal, das Blatt wegzulegen; befiehlt wieder, weiter zu lesen, und sagt oft dazwischen: Der Mann ist wahrhaftig kein Narr; der kennt meine Natur; er weiß alles; er redet, als ob ichs selbst wäre; er muß den Teufel haben! u. s. w.

Als es zu den Berathschlagungen wegen der Cur kam, hoffte der Patient, wieder Trost zu finden und hielt sich, besonders an die Vorschläge des Herrn Artift. Aber wie erstaunte er nicht, als er die beyden Herrn in ihren Meynungen so widersprechend fand, daß er, ausser allen den vorhin erkannten Anzeigen, nunmehr gar keinen Zweifel mehr hegen durfte, daß er in vier und zwanzig Stunden durch die Theorie des einen sterben würde, wenn er die Cur des andern gebrauchte. Dieses erregte bey ihm eine solche Unruhe, daß er am folgenden Morgen selbst sagte, er habe nie eine entseßlichere Nacht gehabt, als diese letzte. Man besuchte ihn, und er erzählte seinen Freunden die Geschichte. In dieser Erzählung bemerkte er es endlich selbst, und die Mienen seiner Freunde bestätigten es allzu deutlich, daß er sich selbst betrogen hatte. Gleichwol, beliebte er zu sagen, ob er sich gleich, nach seiner Art wohl befände, getraute er sich dennoch nicht, dieses Geschwäß noch einmal anzuhören, weil er befürchtete, daß es ihm das andremal eben wieder so gehen könnte, als das erste. Daher befahl er, diese Handschrift sogleich zu verbrennen, damit er nie befehlen könnte, daß sie ihm wieder vorgelesen würde.

Die Laquayen waren der Meynung, daß es Schade wäre, ein Werk zu verbrennen, wofür sie noch etwas Geld zu lösen hofften, wenn sie es, als eine wichtige Berathschlagung zweener großer Männer, einem jungen Anfänger in der Arzneykunst verkauften; daher übergaben sie es einem Büchertrödler, welcher es mir brachte; und so bin ich für vier Schillinge der rechtmäßige Besitzer desselben geworden. Als ich es durchlas, und an die Stellen kam, die den gnädigen Herrn so sehr beunruhigt hatten, blieb ich dabey mit einer gewissen Ehrfurcht stehn, und betrachtete sie, wie die unsterblichen Reden des Cicero und Demosthenes, welche, durch gleiche Kraft der Wörter, die Herzen ganzer Völker in alle Leidenschaften jagten, und sie von allem überredeten, was sie wollten. Es kam mir selbst so vor, als ob ich wol etwas Sichtliches in mir hätte; und ich mußte über manche Stellen schnell hin eilen, wie man über ein sumpfiges Moorland jagt,

jagt, um nicht darinn zu versinken. Damit ich aber nicht eben so, wie mein gnädiger Herr, von dieser Handschrift nur lauter Schaden anstatt des Vortheils hätte, beschloß ich, mir eine Arbeit damit zu ersparen, und meinen Lesern einmal einen Theil dieser gelehrten Unterredung abzuschreiben. Ich wähle heute die Materie von der Art und Weise Krankheiten zu curiren, wozu, wie man sehn wird, der Zweck der Unterredung natürlicher Weise Anlaß gab. Man wird hier zwey ganz entgegengesetzte Meynungen der größten Aerzte unsrer Zeit lesen; und ich selbst wollte wünschen, daß jemand käme, und mir sagte, welcher von diesen beyden Herren Vernunft hat?

D. Artift. Lassen Sie uns nun davon sprechen, wie wir den Herrn curiren wollen.

D. Logus. Was ist leichter, als dieses, nachdem wir den Namen seiner Krankheit entdeckt haben? Der Herr hat die Gicht. Sie werden so gut, als ich, eine Methode erwählt haben, wie Sie die Gicht curiren. Lassen Sie uns demnach nur zusehen, ob unsre Arzneyen übereinkommen?

D. Artift. Ich sollte eine Methode erwählt haben, die Gicht zu curiren? Wie verstehen sie dieses?

D. Logus. Sie werden mich gleich verstehen, wenn ich ihnen meine Methode erzähle. Ich mache damit den Anfang, daß ich am ersten Tage des Morgens dem Patienten am Fuße neun Unzen Blut abzapfe. An demselben Tage, nach Mittage, lasse ich ihn alle zwey Stunden ein rothes Pulver wider die Krämpfe mit viel Zimmobernemen, und dieses alle Tage nach Mittage fortsetzen. Vor Mittage hingegen verordne ich gelinde Schweißtreibende Tropfen mit warmen Getränken; und wenn die Schmerzen auf solche Weise noch nicht nachlassen wollen, so lasse ich des Abends, bey Schlafenszeit, ein rothes Pulver, mit Opium und Specificis versehen, außerordentlich nehmen. Unter den Specificis wähle ich am liebsten das Pulver vom Hirnsches del eines unbegrabnen Leichnams.

D. Artift. Ich will nicht hoffen, daß Sie mich zum Besten haben wollen?

D.

D. Logus. Ey was! ich habe nichts gesagt, was nicht mein völliger Ernst wäre.

D. Artist. Ist das ihr Ernst, daß Sie sich für jede Krankheit eine solche Methode parat halten? Sie wollen Ihren Spott mit mir treiben! Am ersten Tage, sagen Sie, lassen Sie Blut? Welches ist der erste Tag? Der, da Sie gerufen worden, oder der, da der Patient krank geworden? Wenn dieser Sie erst am achten Tage rufen läßt, lassen Sie dann auch Blut?

D. Logus. Ja, wenn er nach meiner Methode curirt seyn will, so muß ers thun, wo es nicht schon geschehen ist.

D. Artist. Und, wenn er nach Ihrer Methode curirt seyn will, so wissen Sie, daß es ihm nöthig sey, Blut zu lassen, und zwar neun Unzen, und am Fuße? Macht ihn denn Ihre Methode vollblütig, oder fiebrisch? oder wie geht es zu, daß vielen Gichtischen das Blutlassen höchst schädlich seyn würde? Macht ihre Methode, daß er gerade um neun Unzen zu vollblütig ist? und hindert Sie das nicht, am Fuße Blut zu lassen, die Gicht sey in welchem Gelenke sie wolle?

D. Logus. Sie sind ja wol kein Boerhaavianer, Herr College, weil Sie so viel Unterschiede und Schwierigkeiten machen? Ich muß Ihnen aber sagen, daß in der Schule, worin ich angelernt habe, dieß die Methode der Gichtcur erfodere, sie mit Blutlassen anzufangen. Herz nach —

D. Artist. Ja, mein Gott, ich höre es wohl, hernach kommen die rothen Pulver mit viel Zinnober und die Schweißtropfen. Aber, wozu diese beyde?

D. Logus. Um die Krämpfe zu besänftigen, und die Materie durch den Schweiß auszutreiben.

D. Artist. Bringt es denn Dero Methode so mit sich, daß die Krämpfe in der Gicht nur nach Mittage kommen, und daß die gichtische Materie nur vor Mittage ausgeht?

D. Logus. O, mein Herr, Sie wissen ja wohl, daß es wenigstens gemeinlich so zu geschehen pflegt, daß die Zufälle der Gicht gegen die Nacht heftiger werden, und Morgens

Morgens leidlicher sind. Man muß doch eine Regel haben, wornach man zu Werke geht.

D. Artist. Ich habe geglaubt, daß diese Regel der Zustand des Kranken seyn müßte. Weil es aber so nicht seyn soll, wissen Sie wohl, daß Sydenhams Beobachtungen von den Verschlimmerungen der Gicht ganz anders sind? Aber es sey darum! wenn Sie mir nur sagen wollen, wer Ihnen entdeckt habe, daß der Zinnober die Krämpfe lindere, und wer befohlen hat, daß schweißtreibende Arzneyen durchaus Tropfen seyn sollen? Wie viel Tropfen nimmt man nach ihrer Methode?

D. Logus. Bierzig, alle Stunden.

D. Artist. Und wenn diese nicht helfen, wie lange warten sie darauf?

D. Logus. Einige Tage, oder nach der Heftigkeit der Schmerzen.

D. Artist. Und dann?

D. Logus. So schreiten wir zu den Specificis und zum Opium.

D. Artist. Wodurch macht Ihre Methode, daß diese Arzneyen den gichtischen Kranken nicht schaden? Denn es giebt viel vernünftige Leute, die das Opium bey der Gicht schädlich finden, und die mit den Hirnschedeln der Menschen keine Zaubereysünden treiben.

D. Logus. Wir geben das erstere auch nur im Nothfalle; und wer an die Specifica nicht glauben will, wie Sie, der kann sie mir lassen. Genug, ich cure die Gicht so glücklich, als Sie.

D. Artist. Ist es Ihnen nie widerfahren, daß Sie mit Ihrer Methode die Gicht nicht curirt haben?

D. Logus. O ja, das wird einem jeden bey seiner Methode widerfahren, und wenn sie noch so künstlich wäre.

D. Artist. Zu welchen Mitteln pflegen sie alsdann Ihre Zuflucht zu nehmen?

D. Logus. Zu keinen andern. Denn, wenn mein guter Rath erschöpft ist, so überlasse ich klüglich den Rest der Natur selbst.

Der Arzt. IX. Th. Berth. Ausg.

S

D.

D. Artift. Warum thun Sie aber dieß nicht lieber gleich vom Anfange?

D. Logus. Mein Gott, ich muß doch meine Methoden erst versuchen. Denn, wofür habe ich sie? Aber andre Sachen zu versuchen, die ich nicht gelernt habe, dazu bin ich zu gewissenhaft.

D. Artift. Haben Sie zu allen Krankheiten solche Methoden, welche dergestalt mit Pallisaden umgeben sind, daß Sie nie weiter gehn können?

D. Logus. O ja, Sie können dieselben hier in meinem Handbuche lesen, wenn Sie belieben. Ich bin so geheim nicht mit meinen Künften.

D. Artift. Inzwischen will ich Ihnen doch empfehlen, sich zu hüten, damit Sie dieses Werk nicht verlieren.

D. Logus. Wie so? wiewol freylich —

D. Artift. Sie würden von dem Augenblicke an aufhören, ein Arzt zu seyn; und ein Handwerksmann, der es vielleicht fände, würde die Kunst in Händen haben, alle Krankheiten zu curiren; und für jeden Tag und jede Stunde der Krankheiten so lange etwas zu verordnen, bis das Blatt herunter wäre.

D. Logus. Sie scheinen sich über diese Art zu practiciren überhaupt aufzuhalten?

D. Artift. Ich würde so einen Pfscher auslernen, aber keinen Arzt; und nach meiner Einsicht werden Sie nach Dero Methode unserm Herrn Patienten mit Ihrem Blutlassen, rothem Pulver, Schweißtropfen, Opium und Hirnschdel vor Morgen Mittage, eher zum Todten tanze, als zum Balle verhelfen.

D. Logus. Sehr gelehrter Herr, welcher die Grundsätze nicht leiden mag, unterrichten Sie mich doch, anstatt unanständige Dinge zu sagen, in Ihrer eignen Gelehrsamkeit; und sagen Sie mir, nach welcher Methode Sie Krankheiten curiren?

D. Artift. Das will ich gerne thun. Belieben Sie einmal sich krank zu stellen. Was fehlt Ihnen, Herr

D. Logus. Ich habe, wofür mich Gott behüte! einen Stich in der Seite.

D. Artift. Das ist schlimm. Lassen Sie Blut, und nehmen Sie alsobald Opium.

D. Logus. Sie wissen aber noch nicht, wovon mein Stich herrührt.

D. Artift. Ohne Wiederrede! thun Sie, was ich verlange. Nach einigen Stunden bin ich wieder bey Ihnen. —

D. Logus. Ich habe sehnlich auf Sie gewartet. Mein Stich ist so arg, als zuvor; und das Blutlassen und Opium hat ihn nur kurze Zeit erleichtert. Ich bin seit vier Tagen verstopft, und glaube gewiß, daß es nur Blähungen sind, die mich ängstigen.

D. Artift. Nehmen Sie diese Purganz, und legen Sie dieß Pflaster auf den Magen. Wenn die erste in drey Stunden nicht durchschlägt, so nehmen Sie dieß Clystier.

D. Logus. Ich habe dabey heftige Kopfschmerzen.

D. Artift. Gebrauchen Sie zwischen durch den spiritum mineralium anodynum.

D. Logus. Sie können leicht erachten, daß mir dabey der Appetit mangelt.

D. Artift. Sobald die Purganz gewirkt hat, nehmen Sie den Corticem.

D. Logus. Ich fürchte, daß ich ihn wegbrechen werde; denn ich habe viel Ekel und Neigung zum Erbrechen.

D. Artift. Nehmen Sie zuvor alle Stunden Rhabarber mit Vermuthsalz, bis Sie es bey sich behalten, und fangen Sie dann den Corticem an. —

D. Logus. Ich habe Ihrem Rathe gefolgt. Nach der Wirkung der Arzney hat sich der Stich in die andre Seite gesetzt. Der Ekel hält an. Ich habe noch viel Schleim und Blähungen; und die Füße beginnen mir zu schwellen.

D. Artift. Nehmen Sie ein Brechmittel wider den Ekel und Schleim. Hernach alle zwei Stunden einige Tropfen Cajeputöl wider die Blähungen, und Umschläge von zertheilten Kräutern auf die Füße. —

D. Logus. Ihre Cur hat mich sehr angegriffen. Das Brechmittel und das Del haben mein Blut in große Wallung gesetzt, und ich habe ein wirkliches Fieber.

D. Artift. Das Extract der Fieberrinde, im verfüßten Salzgeiste aufgelöst, wird gut seyn. Vorher aber wollen wir das Laudanum versuchen.

D. Logus. Wann werden Sie dann endlich aufhören, mehr zu verordnen? Welche Wust und welch einen Mischmasch von Arzneyen haben Sie mir nicht schon gegeben?

D. Artift. So bald sie aufhören zu klagen, werde ich aufhören Arzneyen zu verordnen.

D. Logus. Ich würde längst nichts mehr zu klagen gehabt haben, wenn mir nicht Ihre Arzneyen immer neue Zufälle zugezogen hätten. Sie haben kein System in Ihrer Cur.

D. Artift. Warum haben Sie kein System in Ihren Klagen? Was kann ich Bessers thun, als daß ich einer jeden Ihrer Beschwerden eine gute und bewährte Arznei entgegensetze?

D. Logus. O! eine vortreffliche Methode, die einem Manne viel Ehre macht, welcher die meinige für pfuscherhaft erklärt! Ihr Patient klagt Ihnen zwanzig Beschwerden. Sie verordnen ihm dawider zwanzig verschiedene Arzneyen, davon jede einen Zufall heben soll. Gesezt, daß eine jede für sich dieses thun würde, so frage ich Sie, wenn sie sie alle zwanzig durcheinander mischten, und eine einzige Arznei daraus machten, ob sie wol alle Beschwerden des Kranken heben würde?

D. Artift. Nein, darum gebe ich eine nach der andern.

D. Logus. Wenn Sie aber dabey den ersten Grund der Krankheit aus den Augen verlieren, und sich von jeder neuen Klage des Kranken verleiten lassen, in eine andre Apothekerbüchse zu greifen, werden Sie ihn dann nicht mit Ihren Arzneyen in ganz neue Krankheiten verwickeln, deren er hätte überhoben seyn können, wenn Sie ihn, wegen den Nebenbeschwerden zur Geduld und Natur verwiesen hätten, und

dem System wider die ursprüngliche Ursache des Uebels getreu geblieben wären?

D. Artift. Sie stellen sich sehr gewissenhaft an: allein, was würden uns die vielen hundert Arzneyen wol helfen, die wir wider alle Zufälle der Menschen besitzen, wenn wir in ihrer Verordnung so haushälterisch seyn wollten? Womit soll man die klagenden Kranken trösten und in Geduld und Vertrauen halten, wenn man ihnen nicht für alles, was sie klagen, Arzneyen giebt, welche sie doch heißhungerig verlangen, und worauf sie alle ihre Hoffnung setzen? Würden sie nicht glauben, daß man entweder nur einerley Mittel wüßte, oder sie vernachlässigte, wenn man nicht ihren Willen thäte? Gesezt nun, wir irren mit einer oder der andern Arznei; gesezt, wir geben sie zum Ueberflusse, und sie verschlimmert den Kranken: so sind wir bey dieser Methode am sichersten, weil wir auf diese seine neuen Klagen gleich wieder andre Arzneyen geben, und bey den vorigen schädlichen nicht lange beharren. Sie hingegen werden, wo Ihre Methode übel paßt, stets damit anhalten, und nicht eher aufhören, als bis Ihr Blut herunter und ihr Patient todt ist. Stirbt mir ein Kranker, so habe ich wenigstens den Trost in meinem Gewissen, daß ich an ihm von allem, was ich wußte, nichts gespart habe. Ich verändere meine Arzneyen täglich wohl sechsmal; und meine Patienten sind mit mir eben so gut zufrieden, als mein Apotheker und ich selbst.

D. Logus. Sie entschuldigen sich nur; aber Sie recht fertigen sich nicht; und noch entschuldigen Sie sich schlecht. Wissen Sie, woher die allgemeine Verachtung unsrer Kunst, und woher der Vorwurf am meisten rührt, daß wir nur schädliche Marktschreyer sind? Davon, daß viele von uns so ungewissenhaft und eigennützig, wie Sie, sind. Es giebt noch immer so viel Vernunft unter den Menschen, als nöthig ist, um einzusehen, daß die Ueberhäufung mit Arzneyen die Kranken weit elender mache, als sie ihre Krankheiten machen; daß die Hülfe der Natur in den meisten Krankheiten das vornehmste Werkzeug zur Genesung, und die Kunst, sie zu unterstützen,

stücken, oder hier und da zurecht zu weisen, weit mehr auf die gute Einsicht der Krankheit und weise Wahl eines zuverlässigen Mittels, als auf den Wust so vieler Arzneyen gegründet sey, deren besondere Wirkungen bey einzelnen Personen gar nicht so ausgemacht und untrüglich sind, als sie in Büchern stehen. Wenn Sie meine Methode mit der Ihrigen vergleichen, so verlieren Sie von allen Seiten. Ihr ganzes Verfahren ist ein unaufhörliches blindes Probiren, so lange Sie es mit gutem Herzen beybehalten. So bald Sie es aber aus Eigennuß fortsetzen, um die Krankheiten zu verlängern, um die Arzneyen zu verkaufen, ja auch nur um den Beyfall des Kranken nicht zu verlieren; so ist es noch etwas viel Uergeres; so ist es —

D. Artst. Klugheit, und weiter nichts. Sie haben gut sagen, daß wir uns bloß an die ursprünglichen Ursachen der Krankheiten halten sollten: allein Sie sagen nicht, wer uns die Lehren soll? Man sollte glauben, daß Sie eine Art von Algebra gebrauchten, um Ihre Patienten auszuforschen; und gleichwol gebrauchen Sie nichts, als Ihr Handbuch. Ich will doch sehen, wie Sie unsern Herrn Patienten curiren werden.

D. Logus. Ich möchte viel lieber sehen, wie Sie ihn curirten. Er klagt über Gliederschmerzen. Was werden Sie thun?

D. Artst. Ich werde den Schmerz vertreiben; und der Herr wird zufrieden seyn.

D. Logus. Der Schmerz wird vergehen; und er wird Herzensangst, Ekel und Erbrechen dafür haben.

D. Artst. Ich werde die Herzensangst, den Ekel und das Erbrechen mit dreyerley andern Arzneyen vertreiben.

D. Logus. Wenn dies gut geht, so wird die Gicht wieder kommen.

D. Artst. Dieses Recidiv werde ich curiren, wie vorher.

D. Logus. Wenn dieß übel geht, so wird der Patient morgen todt seyn, und Sie werden versichert seyn können —

D. Arz

Zwey hundert und siebenzehntes Stück. 119

D. Artst. Daß er nicht wieder auflebt. Genug, ich habe ihn bis an sein Ende treulich beygestanden.

Nachricht.

Man erinnert mich zum öftern, und schon seit langer Zeit, daß ich doch in einem meiner Blätter die Vortheile der Inoculation der Blattern in ihr Licht setzen, und diese vortreffliche Erfindung auch an meinem Theile befördern und unterstützen möchte. Ich habe meine Ursachen, warum ich mir, nach den vergeblichen Bemühungen so vieler großen Leute von den meinigen gar nichts verspreche. Diese Ursachen werde ich, bloß um mich zu rechtfertigen, und die Sache von mir abzulehnen, in meinem 219ten Blatte ausführlich anzeigen.

Zwey hundert und achtzehntes Stück.

von Haller.

Wie jedes Glied sich regt zu nützlichen Geschäften.

So oft es Gelegenheit gegeben, habe ich in meinen Blättern die Natur des menschlichen Körpers so vorzustellen gesucht, daß alle seine Kräfte zu den vorherbestimmten allgemeinen Zwecken seiner Erhaltung, Vertheidigung und Fortpflanzung, mit einer bewundernswürdigen Uebereinstimmung, nach einer Weisheit wirkten, welche nicht in uns ist, und die weit über alle unsre Vernunft und Gelehrsamkeit hinweg geht. Dies war der erste Begriff, den die Aerzte von der Natur unsers Körpers hatten; nach der Zeit aber hat man ihn durch viel hundert Verbesserungen eben so vielmal verhungt. Man fand ihn zu dunkel, oder zu einfältig. Er erklärte die Sache nicht, die er anzeigte;

und weil man sie durchaus erklären wollte, so verwarf man ihn ohne Barmherzigkeit. Man suchte mit vieler Spitzfindigkeit die Weisheit, nach welcher unsre Kräfte wirken, bald, in einer Menge Geistern, die sie regieren sollten, deren Daseyn aber doch nicht einmal erwiesen werden konnte; bald in einem verborgnen Verstande der Seele, welchen man aus eben den Erscheinungen bewies, die man daraus erklären wollte: und kurz, nachdem man alles Unglaubliche versucht hatte, um etwas, das wir nicht begreifen sollen, daraus begreiflich zu machen, so kam man endlich wieder zu demjenigen Begriffe zurück, bey dem die ersten Aerzte weislicher stehen geblieben waren. Hippocrates wollte es nicht wagen, das Wesen der menschlichen Natur zu bestimmen. Er sagte aber von ihr, „daß sie gelehrt wäre, ob sie gleich nicht erlernt hätte, zu thun, was ihr gehörte.“ Sein gelehrter Ausleger, Galenus, hat diesen Begriff in vielen Stellen mehr erläutert, indem er sagt: „Die ungelehrte und ununterrichtete Natur thut gleichwol alles, was nöthig ist; die Natur der Thiere, die ohne Kunst gelehrt ist, hat es durch die Bildung und Vollkommenheit der Theile des Körpers dahin gebracht, daß jeder von ihnen, ohne Anweisung, seine ihm eignen Geschäfte bewerkstelligt; die Natur thut freywillig, und aus eigener Bewegung, was uns heilsam ist; sie ist bey allem, was sie thut, aus sich selbst gelehrt, und durch sich selbst unterwiesen; die Wirkung der Natur selbst ist an sich unerklärbar, verborgen, und geht weit tiefer, als unsre Einsichten,“ u. s. w. So redete Galenus von der Natur des menschlichen Körpers; und wie viele unnütze Speculationen hätte man nicht vermieden, wenn man es dabey gelassen hätte?

Ich werde zu diesen Aussprüchen des Hippocrates und Galenus nie etwas mehrers hinzusetzen, als: so ist; denn da noch niemand erklärt hat, wie es zugehe, so halte ich mich für glücklich genug, zu wissen, daß es so sey. Der die erste Zeichnung und Anlage der Thiere gemacht hat, der muß diesen geheimen Mechanismus und dessen Triebfedern verstehen; wir andern sind ein für allemal so klug nicht, wenn

ichs

ichs sagen darf. Indessen genießen wir bloß von der Entdeckung, daß die Sache so sey, ausnehmende Vortheile; und gleichwie ich dies schon in andern Absichten gelegentlich öfters bewiesen, so will ich es heute, durch einige Betrachtungen, hauptsächlich in Absicht auf unser Verhalten in Krankheiten, darzuthun suchen.

Wenn die Kräfte des menschlichen Körpers in den ihnen anbestimmten natürlichen Verrichtungen gehindert werden, so ist dieser Zustand der gehinderten Natur eine Krankheit. Alle unsre Kräfte setzen einander auf eine gewisse Weise zum Voraus, und stehen in einer Subordination. Ohne den Kreislauf der Säfte, welchen das Herz und die Adern betreiben, würden viele Absonderungen verschiedner Arten von Säften in unserm Körper unmöglich erfolgen können, und eine Hinderniß, welche sich den Hauptkräften entgegen setzt, wird solchergestalt auch diejenigen in ihren Verrichtungen aufhalten, welche jene zum Voraus setzen. Von dieser Art sind die Lebenskräfte; und da ich ehemals gezeigt habe, daß die Fieber Krankheiten derselben sind, so begreift man hieraus den Grund, warum ein Arzt, in der Cur einer andern Krankheit, so bald sich ein Fieber zu ihr gesellet, dieselbe entweder verlassen, und das Fieber respectiren, oder doch wenigstens, neben der Pflege der ersten, sein Hauptaugenmerk zugleich auf das letztere richten müsse. Hieraus erhellet, daß ein Arzt, um der Oekonomie der thierischen Kräfte, und um ihrer Subordination willen, einen Rang unter den Krankheiten festzustellen habe, und daß er einige um andrer willen hintansetzen, oder vorziehen müsse. Da dieses nun unmöglich seyn würde, wenn er nicht die ganze Subordination der Kräfte im natürlichen Zustande wüßte, diese Wissenschaft aber die Theorie der Gesundheit ist; so wird man hieraus schon allein überzeugend einsehen, daß die theoretische Gelehrsamkeit vom menschlichen Körper einem praktischen Arzte nothwendig, und daß jeder Kranker in der augenscheinlichsten Gefahr sey, übel gepflegt zu werden, der sich einem sogenannten Arzte ohne theoretische Gelehrsamkeit übergibt, wosern dieser nicht nach der Anleitung eines besser unterrichteten

teten Arztes handelt. Wenn solchen Leuten Curen gelingen, so sind sie ein bloßer Hazard, und keine gute Vernunft kann um deswillen die Vertheidigung unangelegter Aerzte übernehmen. Ich stelle dieses ohne alle Kunst der Beredsamkeit in trocknen Schüssen vor, um die Ueberzeugung von einer so wichtigen Sache bey niemanden zu erschleichen.

Man kann nicht behaupten, daß die Subordination der Kräfte dergestalt abnehme, daß die von den ersten Hauptkräften stets weiter entfernten immer weniger andre unter ihrer Subordination hätten, so daß es endlich einige gäbe, welche, wenn sie gehindert würden, in keine, die wieder unter ihnen stünden, einen Einfluß hätten; sondern die Natur macht vielmehr einen Circul, und führt oft die in der Subordination am weitesten entfernten Kräfte wiederum zu den ersten Hauptkräften zurück. Die Absonderung und Ausdampfung der Materie der Transpiration, die eine sehr entfernte Folge der Kräfte des Herzens und des Umlaufs überhaupt ist, wird nicht gehindert, ohne daß nicht dadurch fast zu gleicher Zeit die ersten Hauptkräfte der Lebensbewegungen gehindert werden, und ein Fieber entstehen sollte. So hat man Beispiele, daß oft aus den geringsten Krankheiten die größten, und der Tod selbst, erfolgt sind. Ein zu tief abgeschnittener Nagel macht einen Schmerz, dieser Schmerz einen Zufluß der Säfte, der Zufluß eine Stockung mit Schmerzen, diese eine Entzündung, die Entzündung ein Fieber, das Fieber eine unnatürliche Mischung der Säfte, diese vielleicht eine Fäulnis, und diese verursacht den Tod. Es ist demnach, um der besondern Dekonomie und Subordination unsrer Kräfte willen, nöthig, die Folgen der Hindernisse auch der geringern Kräfte in Erwägung zu ziehen, und zu dem Ende die Krankheiten aller Arten mit einem weitsehenden Auge oft zu beobachten. Man sieht wiederum, daß hierzu ein gelehrter Arzt erfordert werde, der die Geschichte des Ablaufs ähnlicher Krankheiten mit dem gegenwärtigen Zustande einer einzelnen zu vergleichen weiß; eine Sache, die einem Practico ohne medicinische Gelehrsamkeit nimmermehr zugetrauet werden kann.

Es sind demnach gelehrte Aerzte bey Krankheiten nöthig, wofern jemals Krankheiten Aerzte erfordern. Dieses letztere ist eine andre Frage, die untersucht zu werden verdient.

Wenn gewisse Hindernisse der Kräfte der Natur durch sie selbst nicht hinweggeräumt werden können, die Hülfe des Arztes hingegen dieses thun kann; so ist ein Arzt dabey nöthwendig. Dieser Zufall ereignet sich zuweilen, wiewol weit seltener, als der, wo die der Natur selbst überlassene Hinwegräumung der Ursache der Krankheit zwar endlich wirklich, aber mit weit mehr Gefahr, mit größern Schmerzen, nach längerer Dauer der Krankheit, oder viel unvollkommener, als wenn man ihr Hülfe leistete, bewerkstelligt wird. In diesem Falle ist die Hülfe des Arztes noch nöthwendig. Es trägt sich zu, daß die Natur das Fell des grauen Staares vor den Augen hinwegschaffet: allein, zu selten und zu langsam. Die Hülfe des Arztes bewerkstelligt es gewisser und in unendlich viel kürzerer Zeit. Die Natur heilet zuweilen einen Beinbruch, und leert einen überladenen Magen durch einen Durchfall aus. Allein, ohne die Hülfe der Kunst geschieht beydes fast allezeit unvollkommen; das Bein heilt schief; der Magen wird nicht genug gereinigt: beydes geschieht mit weit mehr Schmerzen, beydes mit längerer Gefahr. Der Wundarzt richtet das Bein ein; aller Schmerz verschwindet, und die Heilung erfolgt ohne Entzündung, ohne Fieber. Der Arzt reinigt mit einem Brechmittel den Magen; das Drücken, die Spannungen hören sogleich auf, und ein Magenfieber von einigen Wochen wird verhütet.

Es giebt noch Fälle, wo ein Arzt, ob er gleich entbehrlich wäre, doch darum noch nützlich ist, weil er die Methode der Heilungskunst der Natur von gewissen Nebenbeschwerden befreyen kann, die man nicht auszustehn nöthig hat, ohne daß der Cur der Natur darum an ihrer Vollkommenheit etwas abginge. So erquickt der Arzt den in der Fiebersitze, der, ohne ihn, gewiß seinen Paroxysmum überstehn würde, wenn er ihm einen labenden durststillenden Julep reicht.

Endlich giebt es auch Fälle, wo der Arzt darum ganz unentbehrlich ist, weil die Kräfte der Natur des Kranken gerade auf seinen Ruin arbeiten. Ich muß hierbei meine Leser an das erinnern, was ich in meinem 155ten Blatte von den Trieben der Natur in Krankheiten ausgeführt habe. Sie betrügen sich gewiß, wenn sie glauben, daß das, was wir die Natur nennen, eine weise Person wäre, die nach willkührlichen Entschlüssen zu unserm Besten handelte. Nein, diese Natur ist nichts anders, als der Inbegriff der Kräfte aller dieser Automaten oder abgerichteten Maschinen, welche zwar ihren gesetzmäßigen Lauf im ungehinderten Zustande, ja auch, nachdem die Hindernisse treffen, zuweilen in Krankheiten zum Vortheile des Körpers fortsetzen, oft aber durch unglücklicher passende Hindernisse zu den nachtheiligsten Unordnungen gezwungen werden, welche sie nicht vermeiden, weil sie zwar künstlich, aber nicht nach Einsichten wirken. Wenn ein Stein, der durch die Uringänge geht, einen Krampf in denselben erregt, welcher ihn fest hält, und dadurch unerträgliche und tödtliche Schmerzen erregt; wenn ein Tropfen stockendes Blut eine Entzündung und ein Fieber macht, die uns des Lebens berauben; wenn ein wund gewordener Nerve die gräßlichsten Convulsionen verursacht; wenn ein irriges Bild der Einbildungskraft uns die Leibeskräfte verzehrt, und unsern Körper bis auf die Gebeine ausmergelt; so müßte man sich sehr eigensinnig vorgesetzt haben, weise Absichten zu finden, wo keine sind, wenn man hier der Natur die Lobrede halten wollte, die sie im ungehinderten Zustande, und auch bey manchen andern, aber gewiß nicht bey diesen Hindernissen, verdient. Niemand wird hierin etwas Bedenkliches finden, ausser der nicht weiß, wen er unter dem Namen der Natur lobt. Die Kräfte, deren Inbegriff sie ist, sind ihren Zwecken angemessen, und wirken diesen nur unter der Bedingung gemäß, daß sie nicht daran gehindert werden. Wer kann aber hieraus wol schliessen, daß sie, auch wenn sie gehindert werden, dieselben Zwecke erreichen müßten? Dem Blene ist sein Weg in die Tiefe gewiesen, und es geht diesen Weg vermöge seiner Natur, so lange sie unge-

ungehindert wirken kann. Eine Musquetenkugel nimmt den gerade entgegengesetzten Weg, weil die Kraft der Schwere durch die ihr ist entgegengesetzte Kraft des Pulvers gehindert wird. Nur ein Unsinniger könnte sich einfallen lassen, man müsse zur Ehre der Natur des Blenes, oder zur Ehre des Schöpfers behaupten, daß eine in die Luft steigende Kugel izt dennoch sinke.

In solchen Fällen nun, wo die Hindernisse der Natur so unglücklich passen, daß ihre Kräfte wider ihre natürlichen Zwecke selbst gerichtet werden, ist die Hülfe des Arztes schlechterdings nöthig, um den Ruin des Körpers abzuwenden. Wer sich von der Natur überhaupt chimärische Begriffe macht, der wird behaupten, daß sie durch keine Hindernisse gezwungen werden könne, ihren natürlichen Absichten zuwider zu handeln, und der wird endlich anfangen, zu glauben, daß ein Arzt nirgend nöthig sey. Allein ich kann nicht glauben, daß deren Viele seyn werden. Hingegen vermurthe ich, daß desto mehrere sich wundern werden, warum ich mit so viel Umständen die Nothwendigkeit der Aerzte bey manchen Krankheiten beweise. Indem ich diesen antworten werde, gelange ich zu dem wahren Zwecke meiner heutigen speculativischen Betrachtungen.

Ich will meinen Lesern sagen, daß die Hülfe der Aerzte in vielen Krankheiten entbehrlich, unnütz, überflüssig, und in einigen sogar schädlich sey. Ich will sie vor der Bereitwilligkeit der dienstfertigen Aerzte warnen. Ich will ihnen die Gefahr vorstellen, in die sie sich begeben, wenn sie zu leichtsinnig mediciniren. Viele würden hieraus allzu geschwind ein Vorurtheil wider die gesammte Heilungskunst schöpfen, und, wie Herr Rousseau, alles Mediciniren verwünschen. Meine Zunftgenossen würden sich wider mich entrüsten, und ich würde aus guter Meynung etwas sagen, das schlimme Folgen haben könnte. Allem diesem ist dadurch vorgebeugt, daß ich zuvor bewiesen habe, wie nicht allein die Hülfe der Aerzte zuweilen unentbehrlich nothwendig, zuweilen nützlich, hilfreich und angenehm sey, sondern wie auch Aerzte von Profession, die in der theoretischen Arznei-

kunst wohl unterrichtet sind, hierin vor allen Usurpatoren unsrer Gerechtsame den Vorzug verdienen.

Es ist keine Maschine so schlecht und einfach, daß es nicht Fälle geben sollte, wo sie sich durch ihren natürlichen Mechanismus aus einigen Schwierigkeiten, die man ihr in den Weg legt, selbst heraus helfen könnte. Man klemme ein Rad in einer Maschine durch ein zwischengestecktes Papier, doch so, daß es dadurch nicht völlig zum Stillstande gebracht werde. Es wird durch diese Hinderniß eine Zeitlang unordentlich oder zu langsam gehn; aber bald wird das Papier zerrieben seyn, und die Maschine ist wieder hergestellt. Wie oft bemerkt man nicht dergleichen an Uhren, die sich selbst wieder herstellen, nachdem sie eine Zeitlang unordentlich gegangen sind? Da dieses schon bey künstlichen Maschinen geschieht, welche gegen die natürlichen allesammt nur nach einer sehr superficiellen Weisheit angelegt sind, wie vielmehr ist es nicht von den natürlichen zu erwarten, die in einer so innigen und gleichsam verabredeten Gemeinschaft unter einander stehn, und deren Kräfte sich so sichtbarlich einander beystehn und unterstützen, daß dieses selbst Weltweise veranlaßt hat, sie unter die Direction eines verständigen Wesens zu setzen? Wir sehen schon an den Pflanzern, wie oft und wie glücklich sie sich von ihren Krankheiten wieder erholen, ohne daß dazu die wenigen Dienste des Gärtners erfordert werden, die ohnedem größtentheils auf Vorurtheil, Aberglauben und falschen Voraussetzungen beruhn. Die thierischen Körper sind unter den natürlichen Maschinen auf Erden unstreitig die vollkommensten, und die mannichfaltigen Entwicklungen, Unterstützungen und Subordinationen ihrer Kräfte müssen ihnen noch weit mehr, als den Pflanzern, zu statten kommen, um verschiedene Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sich ihnen zuweilen widersetzen, wosern sie nur nicht von der Art sind, daß sie die ganze Maschine so gleich zum Stillstande bringen.

Meine Leser haben hiervon ein Beyspiel, das ihnen schon bekannt ist, an den Paroxysmen der Fieber, von welchen ich in meinem 21ten Blatte gezeigt habe, daß sie nichts

andere

anders, als eine wahre natürliche Cur des Fiebers, sind. Unter den Ursachen, welche ein Fieber erregen, will ich nur hier die deutlichste zur Erläuterung nehmen. Die kleinsten Gefäße, die nur die letzten Endungen der größern sind, werden von einer in ihnen stockenden zähen Materie verstopft. Die schweflichten Theile des Bluts werden hierdurch gehindert, durch die Haut auszudünsten. Weil sie nun in der Blutmasse zurück bleiben, und sich darin anhäufen, so erhitzen sie ihrer Natur nach das Blut; und diese allgemeine Erhitzung des Körpers ist die Krankheit, welche wir das Fieber nennen. Durch diese Erhitzung des Bluts werden die Adern und das Herz gereizt, und die Bewegung der Blutmasse wird sehr heftig. Hierdurch werden die schweflichten Theile im Blute mehr und mehr subtilisirt, so, daß sie endlich anfangen, selbst in die verstopften kleinsten Gefäße hineinzubringen, und die zähen Säfte aufzulösen. Dieses wird fortgesetzt, bis sie völlig aufgelöst, und die Gefäße eröffnet sind. Das erhitzte Blut findet hier einen Ausgang, und der starke Trieb, den ihm die angestregten Adern geben, treibt es durch denselben überall aus den Adern heraus, so, daß ein Theil der Fiebermaterie durch die Haut, als ein Schweiß in die Luft, der übrige aber in die inwendigen Höhlen des Körpers entweicht. Kaum ist das Blut von der Fiebermaterie frey, so ist die vorige Ruhe wieder hergestellt, und das Fieber ist curirt. Diese ganze Sache ist ein Werk der Natur, das, ohne die unmittelbare Direction einer willkürlichen Weisheit, bloß von den mechanischen Kräften der thierischen Maschine bewerkstelligt wird. Eben so ist es aber in unzähligen andern Fällen; und es kommt hierbey bloß darauf an, ob die Hindernisse, welche unsern Kräften entgegen wirken, von der Art sind, daß entweder die übrigen ungehinderten Kräfte durch die Fortsetzung ihrer natürlichen Verrichtungen, oder die gehinderten selbst, durch die Art und Weise, wie sie gehindert werden, solche Effecte hervor bringen, welche die Hinderniß nach und nach zu vernichten, oder abzutreiben vermögend sind. Etwas Näheres läßt sich hiervon schwerlich bestimmen, weil es mehr

Einsichten

Einsichten in die geheime Oekonomie unsrer Kräfte zum Voraus setzen würde, als Menschen jemals besitzen werden. Inzwischen ist dieses genug, um uns aus dem Irrthume zu reißen, als ob die helfende Kraft in Krankheiten ein nach Einsichten handelndes Wesen wäre, deren Unternehmungen man eine gewisse Unfehlbarkeit zugestehn, und die man jederzeit schlechterdings respectiren müßte. Ich habe oben Beispiele angeführt, wo die Hindernisse der Kräfte dieselben auf eine Art reizen und aufwiegeln, die ihnen ihren eignen Ruin befördern würde, wenn man sie nicht verbesserte. Ob ich also gleich nicht glauben kann, daß diejenigen Aerzte Grund hätten, die von der Natur immer alles, oder immer das Beste erwarten, die alle ihre Wendungen in Krankheiten ohne Unterschied auf gute Absichten zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit reduciren, und sich nicht einbilden, daß man irren könnte, wenn man sie nur immer unterstützte; so kann ich mir doch noch viel weniger von denen einen guten Begriff machen, die nie daran denken, daß sich oft die Natur selbst wieder herstelle, die sich einbilden, daß alle Krankheiten nothwendig Arzneyen erforderten, und nicht begreifen, daß die Arzneyen selbst neue Hindernisse der Natur sind, deren man sich bey der unüberwindlichen Unwissenheit im geheimern Mechanismo sehr vorsichtig bedienen müsse, wenn sie nicht den Zweck stets mehr verwirren sollen.

Ohne zweifelhafte Gründe zu suchen, will ich mich bloß auf die Erfahrungen berufen, wogegen der scharfsinnigste Schwäger nicht mehr disputiren kann. Der Augenschein sagt, daß die Natur eine große Menge unsrer Krankheiten fast allezeit selbst zu curiren hinlänglich sey, und daß ihr die Cur dieser nicht öfter mißlinge, als die Cur andrer, die nothwendiger Arzneyen erfordern, den Aerzten. So sind die Paroxysmen der Wechselfieber, wie ich schon gesagt habe. So sind die Stockungen der Säfte, die durch eine Vereiterung curirt werden müssen: denn in unzähligen Fällen bringt diese die Natur allein zu Stande. So sind die Schmerzen der Nerven, welche von einer Schärfe entstehen, die sich von ihnen

ihnen abspülen läßt: denn die Natur führt die Säfte in größter Menge hinzu, um es zu bewerkstelligen. So sind die Blattern und Masern, die ohne übermäßige Entzündung und ohne faulende Fieber bleiben, und die man gutartige nennt. Bey dieser langwierigen Arbeit sind tausendmal die Kräfte der Natur allein hinlänglich, u. s. w. Man würde sich um das menschliche Geschlecht sehr verdient machen, wenn man diese Krankheiten, deren Cur die Natur fast jederzeit allein bewerkstelligt, von den übrigen unterschiede, und jedermann warnte, sich in denselben mit nicht zu viel Arzneyen überhäufen zu lassen: denn wie ich oben gesagt habe, so können doch einige Arzneyen dabey, obgleich nicht nothwendig, dennoch nützlich seyn, um die Kräfte der Natur zu unterstützen, ihnen, durch Uebernehmung eines Theils der Arbeit, die Mühe zu erleichtern, die Zeit des Leidens dem Kranken zu verkürzen, das Leiden selbst ihm erträglicher zu machen, und ihn darin zu laben und zu erquickern. Aber beym großen Mangel guter und uneigennütziger Aerzte, bey der großen Wahrscheinlichkeit, daß sie irren könnten, und bey der Gefahr, die stets allzu gefällige und überflüssige Liebdiensste begleitet, halte ich immer die Kranken für glücklicher, die in solchen Curen der Natur keinen fremden Beystand, zumal der sehr gelehrt ist, und weit von der Einfalt der Natur abweicht, annehmen, und besser standhaft zu leiden, als viel einzunehmen wissen.

In andern Arten von Krankheiten geschieht es zwar nicht so unfehlbar, aber doch auch oft, daß die Natur die Cur selbst bewerkstelligt; und wenn die Aerzte dergleichen Krankheiten mit Arzneyen zu heilen wissen, so mißlingen ihnen diese künstliche Curen beynahe so oft, als der Natur die ihrigen. Das Heer der faulenden Fieber ist hier ein großes Beispiel, und war es noch mehr, ehe man sich unterstand, den Gebrauch der Fiebereinde, des Weins, und einiger andrer neuer Arzneyen dabey einzuführen. Wenn faulende Fieber grassiren, so sieht man oft die Landleute, die nichts dawider gebrauchen, in größrer Menge davon genesen, als die den Ueberfluß an Arzneyen haben; und noch ist die Frage,

ob die Genesenden unter den letztern ihre Wiederherstellung der Cur durch die Arzneyen, oder der Cur der Natur zu verdanken haben.

Da, wo die Hülfe des Arztes notwendiger ist, ist es doch selten die Menge der Arzneyen. Ich kann in dem heutigen Zusammenhange die Gründe, welche dieses beweisen, nicht hinlänglich erörtern; allein man wird sich dessen erinnern, was davon in meinem 217ten Blatte gesagt worden ist. Ich will ich nur dieses sagen, daß selbst in den Krankheiten, die die Natur höchst selten ohne Behülfe des Arztes curirt, dennoch oft das meiste durch ihre Kräfte geschehe, ob ihnen gleich die Arzneyen erst dazu behülflich seyn müssen, so nützlich zu arbeiten. Mehrertheils besteht hier der Ruhm der Arzneyen nur darin, ihnen die Hindernisse aus dem Wege geräumt zu haben, warum sie in solchen Krankheiten nicht der Absicht zur Genesung gemäß wirken konnten. Eine einzige Arzney, ein Verhalten, eine diätetische Kleinigkeit ist oft dazu hinreichend; aber gemeinlich scheinen die Aerzte zu glauben, daß eine Krankheit, die Arzneyen erfordert, sie beynahe alle erfordere, und daß dabei die Natur gar nichts zu thun habe.

Man sieht demnach aus diesem allen, welch ein Meisterstück eines Arztes das sey, die Bemühungen der Natur in Krankheiten wohl zu beobachten; wie nützlich er den Kranken dadurch werde, wenn er gleichsam mit den Sitten der Natur bekannt ist, und weiß, was von den Wendungen, die sie nimmt, guten Beobachtungen ähnlicher Fälle zufolge, für Effecte zu hoffen sind, ob diese wahrscheinlicher Weise zum Vortheile des Kranken ausschlagen können, mithin ob die Natur auf diesem Wege zu lassen, oder ob und wodurch sie davon abzuwenden sey, und wenn er sich das Gesetz gemacht hat, nie eine Arzney zu verordnen, ohne vorher die Verhältniß derselben gegen die ighen Bemühungen der Natur selbst in Erwägung gezogen zu haben. Ich lege diesen ganzen Aufsatz bloß zum Grunde, um von Zeit zu Zeit bey den Abhandlungen besondrer Krankheiten meine Maximen darauf mit zu gründen, und ihn selbst bey solchen Gelegenheiten so

zu

zu erläutern und zu unterstützen, wie ihn schon alle meine bisherigen praktischen Blätter vorläufig ins Licht gesetzt haben.

Beym Schlusse dieses Aufsatzes erhalte ich ein Schreiben aus Sorde, worin mir ein merkwürdiges Beispiel von einer durch die Natur selbst bewerkstelligten Cur einer Krankheit, worin sonst die Behülfe der Arzneykunst fast am allerunentbehrlichsten ist, mitgetheilt wird, und welches hauptsächlich beweiset, was ich oben gesagt habe, daß es nur darauf ankomme, wie sich gewisse Hindernisse der Kräfte der Natur passen, um sie zu solchen Bemühungen aufzuwiegeln, die diese Hindernisse selbst vernichten können. Beym kalten Brande bemerkt man diese glückliche Zusammenstimmung der Wirkungen selten. Hier ist aber ein Fall, wo sie statt gefunden hat, und er ist nicht der einzige.

Mein Herr,

Ich theile Ihnen einen besondern Fall mit, den ich dazu würdig finde, weil ich glaube, daß er außerordentlich ist, und weil er hier viel Aufsehen gemacht hat. Wenigstens gehört er zu den besondern Fällen, worinn die Natur zeigt, wie viel sie vermöge, wenn sie nur mit einem Feinde allein zu schaffen hat, und ihr nicht, (mit Erlaubniß!) der Herr Arzt und theure Arzneyen unnötige Arbeiter zu thun geben. Indessen würde ich doch nicht so höflich seyn, und meine Natur in einem gleichen Falle allein rathen lassen, weil man nicht weiß, ob sie allemal eine so gute Laune haben möchte. Doch zur Sache.

Ein Drescher auf dem hiesigen Gute, von etwa funfzig Jahren, der stark und vollkommen gesund ist, steht im Herbst 1761 täglich, und drischt, bis ihn ein anfänglich nur kleiner Schmerz im rechten Unterfuße, seiner zunehmenden Festigkeit wegen, nöthigt, seine gewöhnliche Arbeit zu unterbrechen. Er schreibt das Reissen einer Erhaltung zu, und verbindet den Fuß mit warmen Tüchern. Allein, der Schmerz wird heftiger, und er muß sich endlich im vorigen Frühjahre zu Bette legen. Seine Frau verordnet ihm Baucenmittel; aber der Fuß verschlimmert sich, und schwillt. Der Verwalter des Orts sucht Rath bey einem Feldscheerer, der in der Nähe ist, und dieser verordnet ihm, Blut zu lassen. Aus Dummheit, oder auf Befehl, läßt der Drescher sich auf dem kranken Fuße die Ader öffnen. Allein, gleich den folgenden Tag wird der Fuß feuriger, und die

Vein entseßlich. Da der Mann die Kosten scheuet, und der Verwalter keinen Arzt in der Nähe hat, so verzögert sich die Sache bis in den Sommer. Indessen beginnen die Fußzehen blau, und endlich schwarz und fühllos zu werden, und dieses rückt nach und nach weiter. Der Verwalter sieht, daß er zu lange gewartet, und läßt den Drescher in ein Bett packen und nach Schlagelse zu einem Arzte fahren. Dieser findet den völligen Brand im ganzen Baue, und rät ihm, es schleunig am Knie abnehmen zu lassen. Der Kranke aber fürchtet die Operation, und kann nicht dazu überredet werden. Er liegt also hoffnungslos, und der Fuß wird endlich schwarz bis ans Knie. Der Gestank wird unendlich, und der Kranke sehr unruhig. In dieser Unruhe will er sich einstmals auf die andre Seite wenden, und indem er sich umkehrt, fühlt er daß sein Fuß bricht. Seine Frau kommt auf sein Verlangen zu ihm, steht hin, und findet den ganzen Fuß los im Bette liegen. Sie nimmt ihn geschwind heraus, und hängt ihn, so stinkend, so schwarz und verdorben er ist, in den Schornstein. Hernach kommt sie wieder zu ihrem Manne, macht ihm eine Salbe von Eiern, und legt ihm die, nebst andern Schmierereyen, auf den fühllosen Stumpf. Die Schwärze verliert sich; es setzt sich ein knorplichter Rand, und nach ein wenig Eiterung heilt die Wunde zu. Der Mann macht sich eine Stelze, auf der er so gut geht, als vorhin, und ist jetzt völlig gesund, und verrichtet seine vorige Arbeit wieder. Etwas Besondres scheint mir das zu seyn, daß der Fuß nicht in der Knie, welche jetzt eben so vollkommen biegsam ist, wie die andre, sondern daß die Schienbeinhöhle über der Wade entzwey gebrochen ist, da doch die Entzündung schon in der Knie, und das Fleisch vom Knochen ganz abgesondert war, u.

Soroe.

Zwey hundert und neunzehntes Stück.

Gellert.

Dich unterrichtet dieses Bild.

Im Monde ist, wie mir deucht, die Einrichtung für die Einwohner viel besser gemacht, als auf Erden. Die Natur hält dort, wenn ich so sagen soll, bessere Policen; ich

meyne,

meyne, sie macht mehr Anordnungen, die nicht gehalten werden. Ich will, aus verschiedenen Nachrichten, eine der neuesten heut erzählen, woraus die besondre gütige Vorsorge der Natur für die Mondbürger erhellt. Es ist nicht genug, sie aus ihrem Verfahren gegen uns kennen zu lernen. Man muß einmal sehen, wie sie mit andern Leuten umgeht.

Anstatt daß bey uns der ganze Erdboden überall mit Menschen bevölkert wird, als wenn sie darauf gesäet wären, so ist im Monde eine gewisse Insel, welche die Einwohner die Werkstatt der Natur nennen, auf welcher alle die gebohren werden, die sich hernach auf dem ganzen Planeten ausbreiten, um ihn zu bewohnen. Diese Insel ist so klein, daß nur eine geringe Anzahl von Leuten auf ihr Platz findet; und um deswillen ist es eine natürliche Nothwendigkeit, daß alle, so wie sie gebohren werden, nach dem besten Lande hinüber müssen, um sich daselbst zu etabliren. Damit aber dieses desto gewisser geschehe, und die Menschen, die, wenn sie ihrem Willkühr überlassen werden, gar ungern thun, was die Natur von ihnen fordert, nicht etwan aus Bequemlichkeit die Reise unterlassen, und sich auf dem Eylande überhäufen möchten; so ist die Einrichtung so getroffen worden, daß die Ebbe und Fluth desjenigen Meeres, welches die Insel umgiebt, dem Willen der Natur gleichsam zu Gebote stehn muß. Dieses Meer wird von Zeit zu Zeit unruhig, und schwillt auf, und überschwemmt alsdann die ganze kleine Insel. Eine solche Uberschwemmung hebt ordentlich den größten Theil derer auf, die sich zur selbigen Zeit darauf befinden; und wenn sich ja dann und wann eine kleine Anzahl von ihnen rettet, so kommt doch gar bald eine neue Fluth, die sie unversehends mit fort nimmt, so, daß dadurchnach und nach gewiß das Eyland von allen seinen Einwohnern befreyet wird, bis auf etliche wenige, die glücklicher Weise den Stürmen entrinne, und auf der Insel sterben; da aber diese Stürme oft und ganz unvermuthet kommen, so läßt sich leicht erachten, daß wenige Leute auf der Insel veralten, und daß die meisten, die darauf sterben, nur junge Kinder sind, die nicht so alt werden, daß sie eine Fluth erleben könnten, die sie mit fortnehme. Die

Anzahl derer, die sich glücklicher Weise in den Fluthen bergen, und auf der Insel erwachsen und sterben, ohne das feste Land zu erreichen, ist so klein, daß man im Monde selbst einmüthig glaubt, daß sie gegen die andern für Nichts zu rechnen sey.

Wenn nun die Fluth kommt, und oft Tausende auf der Insel mit einemmale überrascht, so legt sich alles auf Schwimmen, um so gut, als möglich, das Ufer des festen Landes zu erreichen. Man sieht hier jung und alt, kleine Kinder und Erwachsene, alle in Todesangst, ein Spiel der wilden Wellen sehn. Zu solcher Zeit finden sich Schwimmer vom festen Lande am Ufer ein, die denen, welche mit den Wellen kämpfen, zurufen, ihnen Rath erteilen, wie sie vortheilhaft schwimmen sollen, ihnen Seile entgegen werfen, um sich anzuhasten, u. s. w. Aber Gnade Gott denen, die da schwimmen! Die wenigsten hören den guten Rath, viele wissen es nicht anzufangen; und was ist wol für die armen kleinen Kinder übrig, als daß sie sich nur auf gut Glück den Wellen überlassen, die einen Theil eben so von ungefähr ans Land werfen, als sie den andern in der Tiefe begraben.

Dieses betrübte Loos der Mondbürger verminderte die Hoffnung ihres langen Daseyns gar sehr, und man erfuhr jedesmal, nachdem sich die Stürme gelegt hatten, vom festen Lande, daß von denen, die die Fluth von der Insel entführt, ordentlicher Weise der siebente, oft der fünfte, der vierte, ja, wenn die Stürme heftig waren, wol gar der dritte Theil mit den Fluthen fortgerissen, und ins Meer begraben worden war. Die Uebergekommenen waren noch dazu in großer Menge bald gelähmt und zerschmettert, bald dergestalt zugerichtet, daß man sie, so lange sie lebten, nicht anders als mit Erbarmen oder Abscheu betrachten konnte. Der Reisende, von dem ich diese Nachrichten habe, versicherte mich, aus einem genauen Verzeichnisse gesehen zu haben, daß vom ganzen Geschlechte der Mondbürger gewiß der vierte Theil durch diese unglücklichen Ueberschwemmungen entweder umkomme, oder doch auf die besagte Weise krüpplich und verunstaltet würde. So viel war unstreitig, daß von Tausenden wenig-

stens Zehne auf der Ueberfahrt untergingen, und daß die Summe dieses Verlustes zwar oft viel höher gestiegen, bey Menschen Gedenken aber nie geringer gewesen war.

Wäre unser Candide auf allen seinen Reisen jemals in den Mond gekommen, so würde er nicht unterlassen haben, sich über diese besondre Einrichtung der Mondenwelt aufzuhalten, und die Lehre von der Vorsicht daraus zu widerlegen. Allein, so viel Candide von der großen Policy der Natur zu verstehen glaubte, so gedachte er doch nicht daran, daß er sie ganz übersehen müßte, ehe er sie beurtheilen, und daß er sie erst besser zu machen wissen müßte, ehe er sie tadeln könnte. Genug, die Sache ist einmal nicht anders; und wer den Verstand nicht verlieren will, der wird sich wol hüten, sie zu ergrübeln.

Ich muß aber nun auch erzählen, was den Mondbürgern für ein Glück begegnete, das sie von ihrer großen Gefahr fast gänzlich befreyte.

Die Noth macht sinnreich; und ob sie dieß gleich schon vor vielen Jahrhunderten hätte gethan haben sollen, so währte es doch im Monde, wo man bey weitem so sinnreich nicht ist, als bey uns, einige Jahrtausende, ehe das glückliche Genie gebohren wurde, das einen Kahn erfand, um die Leute von der Insel ans feste Land überzusetzen. Erst in den neuern Zeiten ist die Idee von diesem Fahrzeuge im Monde bekannt geworden.

Man stelle sich selbst in die Stelle der Insulaner, als ihnen der Erfinder seine Entdeckung bekannt machte. Es war nun gar nicht mehr nöthig, die gefährlichen Fluthzeiten zu erwarten, welche die Insel unter Wasser setzten. An einem seichten Orte, wo das Meer am wenigsten gefährlich war, lag dieser Kahn beständig vor Anker, und war zum Abfahren bereit. Man konnte den heitersten Tag, die beste Jahreszeit, das stillste Wetter, zur Ueberfahrt erwählen; man ward nicht überrascht, sondern konnte die Abreise mit Vorberathung und gesehmem Muth ansetzen. Man konnte sich dabey so kleiden, daß, wenn es ja von Ungefähr ans Schwimmen gieng, man dazu in der besten Verfassung war. Alle

Gefahr, die bey den Fluthen zu befürchten war, schien gänzlich verschwunden zu seyn, wenn man es nur nicht darauf ankommen ließ, sie zu erwarten, sondern, da doch auf der Insel für keinen Einzigen Sicherheit war, in der guten Zeit der Ruhe eilte, um sich einzuschiffen, und die Ueberfahrt zu vollenden. War dieses einmal geschehen, so war man lebenslang vor dieser Reise gesichert: denn ob man gleich sagt, daß auch einige, die schon durch Schwimmen übergekommen waren, zuweilen nochmals in Gefahr von andern Ueberschwemmungen gerathen wären, so wären doch solche Beispiele sehr ungewiß und unendlich selten; und wenigstens hat man von den vielen Tausenden, die seit der Erfindung des Nachens auf demselben übergesetzt worden, kein einziges Beispiel erfahren, daß je einer in neue Gefahren von den Ueberschwemmungen gerathen wäre; vermuthlich weil sie der Schiffer an einem höhern Orte am besten Lande aussetzte, der mehr vor Ueberschwemmungen gesichert war. Denn die Schiffer waren wohlunterrichtete Leute, die alle Vortheile nach und nach ausgelernt hatten, und von denen im ganzen Monde die Rede geht, daß sie etwas von der Zauberern verstünden; welches ich aber nicht glaube. Jedoch muß ich gestehen, daß mir ein gewisser Umstand räthselhaft und bedenklich vorkomme. Ich will ihn ganz unpartheyisch erzählen, wie ich ihn gehört habe, ohne mein Urtheil darüber zu fällen.

Der Reisende hat mich auf Treu und Glauben versichert, daß es eine jedermann im Monde bekannte Sache wäre, daß Leute, die in ihrem Leben so glücklich seyn sollten, daß sie die Fluthen der Ueberschwemmungen niemals ergreifen würden, wenn sie auch gleich zu dem Nachen kämen, hineinstiegen und übergefahren seyn wollten, dennoch, aus einer verborgnen Ursache, nicht von der Stelle kommen könnten, ob sich gleich die Schiffer alle Mühe gäben, sie überzusetzen. Die Schiffer wissen dieses so genau, daß sie, wenn ein solcher Mensch in den Nachen getreten ist, ihn alsobald wieder an der Insel aussetzen, und ihn versichern, als ob sie allwissend wären, daß er nur ruhig auf der Insel bleiben, und sich vor den Ueberschwemmungen nicht fürchten sollte. Hierdurch überheben sie

sie viele der Angst, die sonst ihr ganzes Leben hindurch ihr Peiniger seyn würde; und man becheuret, daß dergleichen Leute mitten in den Fluthen bis an den Hals gestanden, ohne daß sie dieselben fortgeführt hätten.

Eben so zuverlässig wird versichert, und ist aus den Erfahrungen aller Zeiten, seit der Erfindung des Nachens bewiesen, daß selbst diejenigen, welche schon einmal ans feste Land übergesetzt worden, oder in einem Sturme glücklich übergeschwommen waren, wenn sie in den Nachen treten, um die Reise noch einmal zu thun, ebenfalls mit einer solchen Art von Bezauberung den Nachen aufhielten, so, daß er unmöglich aus der Stelle kommen könnte, und daß sie nöthiget wären, am Lande zu bleiben.

Ich gestehe gern, daß diese Umstände bey uns gewiß wenigstens alle Atheisten und Freigeister überreden würden, Zaubereyen zu glauben, und daß manche gute Obrigkeit so vorsichtig seyn würde, die Schiffer auf die Folter zu spannen, oder lebendig zu verbrennen. Im Monde rächt man seine eigne Unwissenheit so nicht an andern Leuten. Man läßt die Schiffer überfahren, und wieder an der Insel aussetzen, wenn sie nicht fortbringen können. Die Sache selbst wird für ausgemacht gehalten, wie sie auch ist; von welcher Art Geistern sie aber betrieben werde, darum bekümmert sich Niemand. Die Klügsten sehen hier eine besondre Vorsicht der Natur, wofür sie ihr danken, ohne sie nach dem Geheimnisse zu fragen.

Es ist nöthig, nachdem ich die großen Vortheile der neuen Erfindung angeführt habe, noch zu erzählen, wie dieselbe vorstatten gegangen, und wie sie aufgenommen worden sey? Im ersten Anfange waren, wie jedermann gesteht, die Schiffer noch nicht so geübt und erfahren, als ist. Man wird nicht gleich auf der ersten Reise ein guter Seemann. Jede Geschicklichkeit setzt Übung, Erfahrung und Nachdenken zum Voraus. Anfänglich wußte man das Wetter, die beste Jahreszeit, die Direction des Nachens und hundert kleine Vortheile noch nicht so genau; und daher geschah es, daß auf den ersten Reisen noch Mancher verunglückte. Gleichwol war der Vortheil gegen die Ueberschwemmungen gerechnet,

augenscheinlich. In diesen ersten Zeiten wollte man Nachrichten auf der Insel haben, daß einstmals zu Nostob von dreihundert Uebergesetzten fünfe, das ist, von sechzig eine ertrunken wäre; ja es sollte sogar von neun und vierzig eine geblieben seyn. Ich will es zugeben; und es war dennoch der Vortheil schon groß, weil die Uberschwemmungen ganz gewiß von Funfzig wenigstens Zehnen den Tod im Meere bereiteten. Dagegen erfuhr man schon damals weit glücklichere Nachrichten. Man setzte in einem unsrer Jahre zu Lepomitnost an zehn tausend Menschen über, wovon keiner erkrankt. Einstmals wurden, bey nicht wohlgeählter stürmischer Witterung, ein tausend Leute zu Anilorac übergesetzt; und doch verunglückten davon nur acht Personen, und zwar an einer Stelle, wo die Ueberfahrt stets gefährlich war. Von Eintausenden, die an einer sichern Stelle, nämlich in der Provinz Dnalgne, in spätern Zeiten binnen zwölf Erdenjahren übergesetzt worden, waren nur zwei Personen umgekommen, denen man, ihrer Kränklichkeit wegen, die Ueberfahrt widerrathen hatte. Einige derselben starben während des Transports zwar im Nachen, aber nicht von der Ueberfahrt; und da alle Tage Leute sterben, so konnte sich dieses bey der Menge derer, die überfuhren, unmöglich anders ereignen, es mußten einige darunter seyn, die in dieser Zeit auch auf der Insel, nicht in den Wellen, umgekommen seyn würden.

Je besser sich die Schiffer übten, desto geringer ward die Gefahr der Seereise. In der Zeit, da sich unser Reisebeschreiber im Monde aufgehalten, ist ihm ein zuverlässiges Verzeichniß gewiesen worden, da an einer gewissen Stelle der Ueberfahrt, nämlich Dnalgne, von dreihundert, fünfhundert, achthundert, tausend und mehr Personen nicht mehr als einer, dreye, viere, zuweilen gar keiner, und, in der zusammengezogenen Summe, von beynähe siebenthalb tausenden, welche übergesetzt worden, nur siebenzehn Personen, folglich von beynähe vierhundert nur einer verunglückt sind. Dieser erstaunliche Abschlag gegen zehn von funfzig, die durch die Uberschwemmungen umkamen, war eben so

zuver-

zuverlässig als erwünscht; und die Klügsten sagten vorher, daß bald kein einziger Insulaner mehr vor den Uberschwemmungen Sorge tragen, sondern je eher, je lieber die Ueberfahrt unternehmen, und ein jeder mit seinen Anverwandten und zartesten Kindern nach dem besten Lande hinüber eilen würde, so bald es die günstigen Umstände gestatteten, ohne erst die Gefahr der Stürme abzuwarten. So muthmaßten die Klügsten. Allein, ist muß ich meinen Lesern erst einige Züge von dem Charakter der Mondbürger zeichnen.

Wenn alles das wahr ist, was mir der Reisende von ihnen erzählt hat, so ist schwerlich eine seltsamere Nation im ganzen Weltgebäude; und so sind die Völker, welcher der unterirdische Kaiser und Küster zu Bergen in Norwegen, Herr Nicolaus Klim, sowol im Planeten Nizar, als am Firmamente, gesehen, noch wirkliche Muster von Vernunft gegen die Mondbürger. Er behauptet, daß nichts weniger auf ihren Verstand wirke, als der Augenschein, und daß sie, ehe sie einer alten Gewohnheit entsagten, tausendmal lieber ihr Leben wagen, und lustig hin Thoren bleiben würden. Es sollte mich wundern, wenn alles dieses gegründet wäre; wie wol es giebt auf Erden so viel alte Thoren, daß man im Monde wol neue glauben kann.

Ich hätte selbst gewettet, daß die Erfindung des Nachens alles entschieden haben würde. Allein, man hört die Geschichte von ihrem Fortgange, so wird man sehen, daß ich die Wette verlohren hätte.

Anfänglich trugen viele Insulaner Bedenken, sich in den Nachen zu setzen, weil sie fürchteten, daß sie sie Schiffer nicht ans beste Land, sondern an andre gefährliche Dörter führen möchten. Als sie überführt waren, daß viele tausend Uebergesetzte glücklich angekommen, und in völliger Sicherheit wären, wollten sie es doch lieber erst abwarten, ob man sie auch an solchen Gegenden ausgeset, welche vor diesen Uberschwemmungen, die man dadurch verhüten wollte, sicher waren. Man fand endlich auch diese Sicherheit, indem nach Verlauf vieler Jahre kein Beispiel aufzuweisen war

war

war, daß unter so vielen Tausenden auch nur ein einziger der gleichen Gefahr ausgestanden hatte; und die Schiffer zeigten selbst jedermann aus den überzählten Zaubergeschichten, daß das Wasser einen solchen Uebergesegten nicht einmal annehmen wollte.

Gleichwol war dieses noch nicht genug. Wer weiß, sagte man, wenn wir auf dem Rachen der Todesgefahr, zu ertrinken, entkommen, ob uns nicht diese Ueberfahrt andre Gefahren bringen kann? Auch dies widerlegte die Zeit und Erfahrung; und man zeigte den Zweiflern, daß von den beyderley Geretteten, die, so übergeschwommen waren, viele Gebrechliche und Ungestaltete, hingegen die Uebergefahrenen keinen einzigen solchen aufzuweisen hatten.

Ob nun gleich alle diese Schwierigkeiten gehoben waren, so versichert doch der Reisende aufs theuerste, ob es gleich kaum glaublich ist, daß dennoch noch bis diesen Tag die meisten Insulaner lieber die Stürme und Uberschwemmungen erwarten, als daß sie sich des Nachens bedienen sollten. Sie behaupteten, wie er sagt, daß man die Sache dem Schicksale überlassen, und an seinem Glücke nicht künfteln müsse. Wenn wir die Uberschwemmungen erwarten, die uns fortreißen, sagen sie, so überlassen wir unser Leben dem Glücke; und es ist unsre Schuld nicht, wenn wir ertrinken. Hätten wir aber das Unglück, auf der Ueberfahrt zu ertrinken, so würden wir uns dasselbe aus spißfindiger Vorsicht zugezogen, oder zum wenigsten beschleunigt haben. Wir hätten erwarten können, bis uns das Ungewitter hingerissen hätte. Wäre es uns mit Schwimmen geglückt, so wäre es gut gewesen; wären wir aber in der See geblieben, so war die Gefahr doch unser eignere Entschluß nicht. Vielleicht können wir, in der Erwartung unsers Schicksals, den Gefahren aller Uberschwemmungen entkommen; vielleicht wird unser Lebensziel auf der Insel ehe erreicht seyn, als derjenige Sturm kommt, der uns hinreißen würde. — Umsonst wendete man ein, daß die Entdeckung des Nachens als eine Direction der Vorsicht anzusehen wäre, die man, als ein Hülfsmittel wider ein unvermeidliches Uebel, von ihrer Hand mit Erkenntlichkeit annehmen

nehmen müsse. Umsonst sagte man, daß es thöricht wäre, sich für unschuldig zu halten, wenn man eine unendlich kleinere Gefahr einer größern und augenscheinlichen nicht vorzöge. Umsonst stellte man vor, wie höchst ungewiß und unwahrscheinlich die Hoffnung, den Uberschwemmungen zu entgehen oder hindurch zu schwimmen, und wie gewiß und höchst wahrscheinlich die wäre, sich durch die Ueberfahrt zu retten, und wenigstens von einer ewigen Furcht zu befreien. Alles umsonst! Man wendete beständig ein, daß gleichwol die Ueberfahrt nicht ohne Gefahr sey, ob sie gleich weit geringer wäre, als die Uberschwemmungen; und weil man sich zu der ersten freiwillig entschließen, ja sich sogar eilends hineinbegeben müßte, so wäre sie, eben darum, weil sie instehend wäre und alsobald entschieden werden müßte, weit grausamer, als die entfernte, der zu entgehen doch noch immer einige Hoffnung bliebe, wenn sie auch noch so schwach wäre.

Solchemnach — ich bitte alle Menschen auf dem Erdboden, mir zu sagen, ob sie sich wol vorstellen können! — solchemnach stehen noch bis diesen Tag die Nachen im Monde fast ledig; die Insulaner erwarten, mit der hartnäckigsten Standhaftigkeit, von einem Tage zum andern die gräßlichsten Uberschwemmungen, die sie ins Meer hinaustreiben, wo sie Millionenweise ihr Grab finden; die Schiffer rufen ihnen vergeblich zu, daß sie kommen, und sich retten lassen sollen; viele Tausende von denen, die übergesegnet worden, winken ihnen, daß sie eilen, und zu ihnen herüberkommen sollen, weil das Meer stille, und der Himmel heiter ist; sie zeigen ihnen ihre eignen triumphirenden Beyspiele; um morgen nicht zu ertrinken, rufen sie ihnen zu: so rettet euch und die ihr liebet, noch heute! Nein! Am andern Ufer stehen sie, und schütteln die Köpfe, und zucken die Schultern. Ihre Nachlässigkeit, ihre Unempfindlichkeit, ihre Sorglosigkeit bey allem, was sie nicht unmittelbar, nicht persönlich, nicht im gegenwärtigen Augenblicke angeht, eine Gleichgültigkeit, die sie für eine Tugend halten, und die einige ihrer Philosophen für die Frucht einer langen Erfahrung und Weisheit aus-

ausgeben, da sie doch nur eine Trägheit, eine Unentschlossenheit und ein Mangel scharfsinniger Vernunft genannt zu werden verdient, dieses sind die wahren Hindernisse, welche sie abhalten, eine vernünftige That zu begehen, die sie in keinem Erfolge strafbar machen, noch ihnen Reue verursachen könnte!

Man hat Hoffnung, wie mich der Reisende versichert, daß es die Schiffer durch ihren Fleiß endlich, und vielleicht bald, zu einem solchen Grade der Unfehlbarkeit in ihrer Kunst bringen werden, daß bey der Ueberfahrt keine Gefahr mehr zu besorgen seyn, und auch von Millionen, kein einziger verunglückt wird. Alsdann, glaubt er, daß niemand mehr anstehen werde, die Ueberfahrt zu erwählen. Allein, so, wie er mir mit seinem eignen Munde die Mondbürger beschreiben hat, glaube ich nimmermehr, daß sie sich jemals hierzu entschließen werden; und noch viel weniger, wenn gar nichts Vernünftiges mehr dawider zu sagen seyn wird. Denn, wenn dem nicht also wäre, so würde schon ist, da fast nichts mehr wider diese Entschließung streitet, wenigstens der größte Theil der Insulaner dieselbe genommen haben. Ja! wenn Vernunft die menschlichen Handlungen dirigirte: wie viel andrer Unsinn würde nicht längst schon von ihnen verbannt seyn!

Mein Herr,

So, wie gemeinlich in der großen Welt die größten Begebenheiten die kleinsten Bewegungsgründe und Veranlassungen haben, so hängt auch oft die Gesundheit und das Leben von einer Kleinigkeit ab, die eine Thorheit zum Grunde hat. Die Phantasien, so auszu-sehen, wie mans für schön hält, hat manchen guten Kerl ins Lazareth gebracht und manch himmlisches Mädchen buchtlich und schief gemacht. Die Aerzte eifern vergeblich über die Schnürleiber, die Knappen Schuhe, die Schminken, und zwanzig solche, auf bloßem Uebermuth beruhende Ursachen der Krankheiten des Frauenzimmers. Ich wundre mich nicht, daß sie, vom Winslow an bis auf Sie, mit allen ihren Warnungen, bey einem Geschlechte kein Gehör finden, das niemals die Aerzte für gültige Schiedsrichter in den Sachen der Mode erkannt hat, und das, in einer gewissen Zeit des Lebens, Gesundheit und Leben für nichts achtet, wenn es darauf ankommt, zu gefallen.

gefallen. Allein, bey uns Männern sollte ich hoffen, daß ihre Regeln ein bessres Glück machen würden, zumal wenn es auf Eitelkeiten ankommt, wovon sie sich wenig Vortheil zu versprechen haben. Ich will mir die Freyheit nehmen, von einer solchen Sache gegenwärtig etwas zu sagen, das Sie gewiß nicht werden mißbilligen können.

Es giebt Mannspersonen, die ein blutrothes Gesicht, mit strotzenden Adern und herausstreichenden Augen für eine besondere männliche Schönheit halten, und sich einbilden, daß dieses Ansehn eines Erwürgten dem Frauenzimmer nicht wenig gefalle. Um nun dieses desto gewisser zu erhalten, schnüren sie die Halsbinden so fest zusammen, daß sie, um zu gefallen, sich halb erdrosseln. Ein gewisser junger Herr, der ohnedem vollblütig und auf seine rothe Farbe und forcirte Augen eitel war, fragte ohnlängst in meiner Gegenwart ein Frauenzimmer, in der völligen Zuversicht, eine Lobeserhebung zu hören, was sie zu seinen Augen sagte, welche in der That sehr weit hervorragten. Sie antwortete ihm aber ganz kaltsinnig, daß er vermuthlich vor denselben lauter Finken sähe. Ich weiß auch gewiß nicht, was in einem solchen Anblicke Reizendes seyn könnte, und ob selbst das martialische Ansehn, was man sich dadurch zu geben meynt, damit erhalten werden könne, wenn man so aussieht, als ob man unter einer Presse läge. Gleichwol sind Beispiele bekannt, wo es die Befehlsgeber der Soldaten durchaus verlangen, daß ihre Leute, durch Hülfe der Halsbinden, diese gezwungne Gestalt annehmen sollen: und daher wird es nützlich seyn, die Gefahr einmal vorstellig zu machen, in die sie ihre eigne Leute hierdurch verleiten.

Der D. Jertzell in Schweden sahe vor ungefähr neun Jahren einen Studenten, welcher bey warmem Wetter Regel geschoben, und dem unter dem Spiele das Blut aus Mund und Nase gedrungen; wobey er ohne Empfindung und Bewegung mitten im Neden niedergefallen war. Man trug ihn in ein Zimmer, und rufte den Arzt herbey, welcher sein Gesicht schwarz, mit herausstehenden Augen und hängenden Lippen, und sonst an ihm weder Empfindung noch Bewegung, kein Schnarchen und keinen merklichen Puls fand. Dieser Anblick eines Erwürgten machte dem Arzte Verdacht wegen der Halsbinde, die er kaum hatte lösen lassen, als der Kranke den Athem von sich ließ und etwas Luft zog; wobey er dasjenige ausredete, was er halb gesagt hatte, ehe er hinfiel. Empfindung und Gesicht kam wieder, und er fieng auch wieder an, mühselig zu respiriren, wo: bey der Pulsschlag merklicher wurde. Nach wiederholtem Blutlassen und andern Vermittelungen erholte er sich endlich völlig, und war nach dreym Tagen wieder hergestellt.

Aus dieser Geschichte erheller, in welcher Gefahr ein Vollblütiger sey, wenn er des Morgens, da er noch nicht erhitzt ist, die Halsbinde

Binde zu genau anlegt. Denn wenn sie ihm in diesem Zustande nur eben gerecht ist, so wird sie ihm gewiß zu enge werden, und ihn halb erwürgen, so bald von der Sonnenhitze, von hitzigen Getränken oder von starker Bewegung, seine Adern und Muskeln anschwellen. Wenn nun gleich davon nicht, wie hier, ein förmlicher Schlagfluß entsteht, so erweitert doch das im Haupte zurückgehaltne Blut die Adern des Gehirns gewaltsam, und verursacht dadurch, wie Winslow schon beobachtet hat, nicht nur Kopfschmerzen, Augenkrankheiten, Bräune, Nasenbluten, Ohnmachten, Säusen der Ohren und Taubheit, Schwindel, und andre solche Zufälle, sondern es disponirt auch eben da durch das Gehirn zu Schlagflüssen, so, daß sie hernach von der kleinsten Veranlassung entstehen können. Herr Krüger erzählt von einem gewissen Daßischen Hauptmanne, daß er seine Soldaten allemal die Halstrücker und Strumpfbänder vest binden ließ, damit sie im Gesichte roth sehen und starke Waden haben sollten, daß aber nach einiger Zeit die meisten auf eine besondere Art krank geworden und viele gestorben seyn, an welchen man alle Hülfsmittel vergeblich versucht hatte. Ihre innern Theile waren verschiedentlich von Fäulnis angegriffen, und ihre Säfte waren scorbutisch geworden.

Herr D. Zerzell macht hierbey die Anmerkung, daß es nie gut sey, einen engen Hemdkragen, eine enge Halsbinde, ein enges Halsband, und dergleichen mehr, zu tragen. „Besonders, fährt er fort, müssen sich alle diejenigen, so lieb ihnen Gesundheit und Leben ist, davor hüten, die zu Schlagflüssen geneigt sind, einen kurzen Hals haben, und die mit schlechten Augen, und mit Schwindel beschwert sind, ferner alle, die laut reden oder singen müssen, die Leibesarbeit zu verrichten haben, wobey sie stark respiriren, u. s. w. Niemand gewöhne seine Kinder hierzu, damit sie nicht künftig unheilbare Kopfschmerzen bekommen.“

Man sollte glauben, daß es unnöthig wäre, eine so gefährliche Sache zu widerrufen, da sie sich selbst durch die Beschwerlichkeiten, welche sie bey sich führt, widerräth. Allein, in Sachen, welche die Moden, die Gewohnheit und die Eitelkeit, eingeführt haben, ist der Mensch nie ungeduldig über Beschwerden, und nie scheu vor Gefahren. Hier ist die Liebe zum Leben schwach, und die Gefahren sind gar nicht fürchterlich. Nur schreckhafte Beispiele machen den Warnungen einigen Eingang, und die obigen können wenigstens für diejenigen gut seyn, die bisher diesen Fehler aus bloßer Unwissenheit oder Sicherheit nicht vermieden haben. Ich verharre u.

Zwey hundert und zwanzigstes Stück.

von Hagedorn.

Wer dies vom Weisen lernt: sein eigier Freund zu werden,
Mit der Versuchung nicht sich heimlich zu verstecken.

Der D. Nathan Lacy nennt, in seinem kleinen Buche vom Podagra, die Gicht den Herrn der Krankheiten und die Krankheit der Herren. Dieser wenige Wiß soll eben meine Leser nicht vergnügen; aber er kann mich doch bey ihnen deswegen entschuldigen, daß ich in meinen Blättern von dieser Krankheit öfter, als von andern, rede. Heute will ich sie praktisch betrachten, zumal da ich bemerkt habe, daß sich mein 189stes Blatt, welches zu diesem den Grund legt, bey verschiedenen Kennern der Gicht Aufmerksamkeit erworben hat.

Wenn es wahr ist, daß die gichtischen Krankheiten ihren entfernten Grund in Fehlern der Verdauung haben, und daß die Verhütung und Cur der entfernten Ursachen der Krankheiten die gründlichsten Veranstaltungen sind, welche ein Arzt dagegen machen kann; so wird es niemanden befremden, wenn ich den gichtischen Leuten, anstatt der Pflege ihrer Glieder, worin der Schmerz wohnt, vielmehr die Pflege des Magens, und der Verdauungswerkzeuge überhaupt, vor allen andern empfehlen werde. Ja, wenn auch das Obige nicht wahr wäre, und alle die Beweise, die ich in meinem 189sten Blatte davon angeführt habe, widerlegt werden könnten, wie ich doch nicht befürchte; so wird man aus der Uebereinstimmung der Beobachtungen so vieler praktischer Aerzte überzeugt werden, daß man den Maaßregeln, die ich aus diesen Gründen herleite, folgen müsse, obgleich ihre Herleitung unrichtig wäre. Ich ermahne meine gichtischen Leser, wosern es ihr

Der Arzt. IX. Th. Berth. Aug. R wahrer

wahrer Ernst ist, von diesen schmerzhaften Krankheiten befreiet zu werden, daß sie mit Aufmerksamkeit lesen, und überlegen, was die aufmerksamsten Beobachter derselben, in lauter übereinstimmenden Zeugnissen, und von aller mißlichen Theorie unabhängig, von ihrer Verhütung und Cur gesammelt haben: denn dieses ist es, was ich ihnen vortragen will. Wen solche Gründe, die wirklich der Augenschein selbst sind, nicht befriedigen, der glaube meinerwegen, daß man die Maximen wider die Gicht nie entdecken werde; aber er glaube nur nimmermehr, daß jemand in der Welt ein Geheimniß dawider erfinden werde, das besser wäre.

Ich werde diese praktische Betrachtung der gichtischen Krankheiten überhaupt in zween Abschnitte einteilen. Im ersten will ich erzählen, welche zuverlässige Mittel man bisher entdeckt habe, die Gicht zu verhüten; im andern aber, durch welche sie curirt werde.

Die erste große Regel, welche alle Aerzte ohne Ausnahme zur Verhütung der Gicht anpreisen, und die Lister (in meinem 189ten Blatte) die einzige goldne Regel nennt, die er über alle andre setzte, ist die Schonung des Magens, die Enthaltbarkeit, die Verhütung aller Ueberladung und Ausschweifung in Speisen und Getränken. Ich könnte nur die Namen aller guten Aerzte, die von der Gicht geschrieben haben, hierher setzen, um zu beweisen, daß diese Beobachtung ganz allgemein sey. Allein, da ich hiervon schon in dem obervähnten Blatte verschiedene Zeugnisse angeführt, und es überhaupt nicht daran zu liegen scheint, daß man an der Wahrheit der Sache zweifelte; so will ich mich hier nur mit einigen wenigen begnügen, die ich damals übergangen, und die mir jetzt im Gedächtnisse schweben.

Crato hat hiervon besonders mit einem Nachdrucke geschrieben, der seine Ueberzeugung entdeckt. „Wer verhüten will, sagt er, daß die Gicht nicht bey ihm einreisse, der muß offenbar in der besten Diät im Speisen sein Heil suchen. Er muß die groben Speisen vermeiden, und, so bald er Ekel verspürt, nichts essen, ja wol gar, wenn es sonst nichts hindert, ein Brechmittel nehmen: denn es ist zur Verhütung

„tung der Gliederkrankheiten nichts zuträglicher, als das Erbrechen. Die Aerzte rathen, nach Vernunft und Erfahrung, daß sich die Gichtischen der Aepfel, des Capaunen- und Gänsefleisches und der Karpfen enthalten. — Nicht weniger ist alles schädlich, was den Körper mit Cruditäten anfüllt, und was die gichtische Materie erregt und in die Glieder treibt. Darum sind starke und saure Weine zu vermeiden, und besonders nie eher zu trinken, als bis man etwas von besten Speisen genossen hat. Es ist sehr schädlich, gleich nach der Suppe, oder nach wenig Speise Wein zu trinken, am schädlichsten aber, es nüchtern, oder ausser den Mahlzeiten, zu thun, wenn der Magen mit der Verdauung der Speisen beschäftigt ist. So weit Crato. Was den Wein betrifft, so bestärkt das Zeugniß Baglivs, der alle Hoffnung verlohren gab, wenn man nicht den Wein und Rausch meiden wollte, und des Riverti Beobachtung, den Ausspruch des Crato, sintemal der letztere versichert, daß bloß durch die Entsagung des Weins viele von der Gicht völlig befreiet worden wären, aller andrer zu geschweigen. Man muß hierher alle übrige starke Getränke, den Brantwein, die liqueurs, alle hitzige gewürzte Brühen, den starken Caffee und die gewürzte Chocolate rechnen. Die nahrhaften Brühen und Biere sind nicht unschuldiger; und kurz, das reine Wasser, und jedes Getränk, was dem am nächsten kommt, sollte das einzige tägliche Getränk der Gichtischen seyn.

Dieses Getränk der Gefangenen schickt sich zu ihren Speisen. Die magerste Kost, und die kaum satt, das ist die Diät der Gichtischen. (S. 189tes Stück.) So empfiehlt Mead den jungen Leuten, die die Gicht verhüten wollen, beym Wassertrinken gemeine Zugemüse, leichtes Fleisch, Fische, Milchspeisen, und dabey mäßige Leibesübungen. Man kann nicht glauben, was Wasser und Brodt, Zwieback, Graupen, trocknes Obst, und solche gemeine Speisen, die großen Herren gut nähren, und wie souverain sie dabey über ihre rebellischen Glieder herrschen. Crato führt aus dem Franz Alexandro das Beyspiel des Franz Pechius an, welcher funfzig Jahr alt, und mit Gliederreissen geplagt war,

als er ganze zwanzig Jahr in einen Thurm eingesperrt wurde, wo er nichts anders, als Brodt und Wasser zu genießen hatte. Diese vortreffliche Cur reinigte seine Säfte dergestalt von der gichtischen Materie, daß er in seinem Leben das Podagra nie wieder empfunden. Gleichwol ist es die schlechte Kost nicht allein, welche dem Uebel vorbeugt; sondern die Schonung des Magens, die Mäßigkeit, die Enthaltbarkeit muß hinzu kommen. Daher gab Plater den Leuten, die er vor der Gicht bewahren sollte, den Rath, kleine Mahlzeiten zu thun, und dennoch zuweilen einige Mahlzeiten ganz zu überschlagen.

Ach! meine Leser, wie werden wir diese erste Regel beobachten? Ich predige sie, weil sie wahr und notwendig ist; aber wir Kinder der Eva können sie nicht halten! Sie sey auf gutes Glück empfohlen. Entweder werden wir dadurch die Gicht verhüten, oder wir werden doch aufhören, zu sagen, daß die Aerzte ihr nicht vorzubeugen wissen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich die Frage von der Milch nicht unberührt lassen, welche zu einer Zeit in Paris selbst den podagratischen Leuten zum beständigen Getränke angerathen wurde. Hippocrates konnte hierzu den Grund gelegt haben, weil er podagratischen Leuten die Eselsmilch und Molken verordnet hatte, welche letztern er gekocht trinken ließ. Vielleicht aber wirkten dieselben das ganze Wunder bloß durch ein erregtes Purgiren, und nicht in so fern sie Theile der Milch waren. Nichts destoweniger fing man vor einiger Zeit an, die Milch ohne Einschränkung, ja gar zum einzigen Getränke, und fast auch zur einzigen Speise zu geben, und diese Mode hat sich lange erhalten. Chesneau rühmt, daß dadurch eine große Menge Leute von den Anfällen der Gicht frey geblieben, und Rumpf beruft sich auf die häufigen Beispiele der Pariser. Allen führt ein medicinisches Consilium an, welches der D. B. eine einem vornehmen gichtischen Engländer gegeben, worin Milch, mit zweymal so viel Wasser vermischet, zum einzigen Getränke gestattet, und zur Speise nichts anders, als Graupen, Reis, Hirse, Rüben, Bohnen, Erbsen, Spinat, reife Früchte, getrocknetes Obst, Zwieback mit

mit Milch, wenig ungesalzne Fische, hauptsächlich aber Brodt mit Milch erlaubt wird. Zum Beschlusse sagt der gedachte Arzt dieses: „Der Uebergang von ihrer bisherigen Lebensart zu dieser neuen, ist ganz sicher, und Sie haben von der schnellen Veränderung nichts zu befürchten. Ist sie aber einmal angefangen, so müssen Sie bis ans Ende Ihres Lebens dabey bleiben: denn der Rückgang zur Leppigkeit und ungebundenen Lebensart würde nicht ohne Gefahr seyn. Sowol die Erbgicht, als auch die zufällige, kann durch diese Lebensordnung verhütet werden, &c.“

Bei alle dem haben einige Aerzte nöthig gefunden, die Milchdiät zur Verhütung der Gicht mit großem Unterschiede zu erlauben. Willis gesteht, daß er einige gekannt habe, welche, nachdem sie drey bis vier Monate gar nichts anders, als Milch genossen, große Erleichterung empfunden; hingegen wisse er auch von andern, daß ihnen die Milch übel bekommen sey, und daß sie ihre Eingeweide verstopft habe: daher er die Gichtischen warnt, diese Diät nicht ohne vorhergängige Beurtheilung eines klugen Arztes anzufangen. Daignan sagt davon, daß sie zwar eine Zeitlang die Schmerzen lindre, gleichwol aber nicht verhüten könne, daß sie nicht desto heftiger wieder kommen. Eben so will auch Mead die Milchdiät besonders denen anpreisen, die schon viele Jahre lang gichtisch gewesen sind, weil diese, wenn die Gicht in den Gliedern auffen bleibt, nicht allein in der Gegend des Magens leiden, sondern auch so schwache Füße behalten, daß sie den Rest ihres Lebens elend vollbringen; und dieses, sagt er, ist denen nicht selten widerfahren, die statt aller andern Speisen nichts anders, als Milch und Zugemüse, genossen haben. Wenn demnach jemand, etwas versuchen und wagen will, so muß er noch jung seyn, und die Gicht noch nicht öfter, als etwa zwey oder drey mal, gehabt haben. Dann muß aller Wein und alles Bier schlechterdings unterlassen, und für seinen Durst nichts anders als Wasser hergegeben werden. Er genieße Milch und Milchspeisen, und Zugemüse, einmal des Tags zartes Fleisch von jungen Hühnern, &c. zuweilen Flußfische; dabey übe er seinen Leib

„durch anhaltende, aber nicht heftige Bewegungen. Ich weiß einige, die durch diese Lebensart vor der Gicht lebenslang sicher geblieben, und ohne den geringsten Anstoß vom Podagra zu einem hohen und vergnügten Alter gelangt sind. So nützlich ist es, der Natur gemäß, das ist, mäßig zu leben! und diese Lebensart müssen besonders diejenigen erwählen, die die Gicht als ein Erbweh zu fürchten haben. Ich muß es bey dieser Entscheidung lassen, weil ich noch keinen Gichtischen so treuherzig habe machen können, diese Kinderdiät mir zum Experimente zu halten.

Ausser dieser strengen Diät im Essen und Trinken wird die Gicht auch dadurch verhütet, daß man von Zeit zu Zeit, und, wie Sydenham sagt, lange vor dem zu besürchtenden Paroxysmo, einige Arzneey nehme, welche die Verdauungswege reinigt. Dergleichen Arzneeyen sind die Digestive, die Brechmittel und die Purganzen. Crato berührt den Grund dieser Nothwendigkeit, indem er sagt: „Weil auch bey der allergenauesten Diät einiger Ueberfluß gesammelt wird, so verordnen die Aerzte jährlich, besonders im Frühjahr und im Herbst, Purganzen, und Galenus versichert, daß er auf solche Weise viele vor der Gicht gesichert habe, besonders wenn sie auch Blut gelassen.“ Aus dem, was ich oben von diesem Schriftsteller angeführt habe, erhellt, wie viel Vertrauen er, zur Verhütung der Gicht, auch auf die Brechmittel setze; und was die Digestive betrifft, die entweder, als Salze, die Cruditäten der Verdauungswege auflösen, oder durch Erwärmung und Stärkung des Magens die Verdauungskräfte vermehren; so kann man dieselben um desto vortheilhafter gebrauchen, je allgemeiner sie sich für alle Naturen schicken, je weniger sie die Ueberhäufung der Verdauungswege dulden, und je gelinder die Wirkung ihrer Arzneykraft ist. Diese Vorthelle müssen die Gichtischen bey aller Strenge ihrer Diät dennoch mitnehmen, weil eben die schlechte Verdauung ihr ursprünglicher Fehler, folglich die Gefahr allzu wahrscheinlich ist, daß sie sich auch bey aller Mäßigkeit dennoch überladen. Die Brechmittel haben darin einen Vorzug, daß sie durch die Anstrengung den Ton der

vesten

vesten Theile zugleich vermehren, und solchergestalt den schwachen Gelenken öfters zu statten kommen.

Die besten Aerzte stimmen überein, daß diese periodischen Ausleerungen und Reinigungen des Magens und der Gedärme den Gichtischen zur Verhütung ihrer Zufälle nöthig sind; wiewol ein jeder in der Wahl der Mittel von dem andern abweicht, nachdem es etwa nöthig scheint, der Theorie etwas zu Gefallen zu thun, oder der Nebenumstände wegen eine Art von Arzneeyen der andern vorzuziehn. Die ältern Aerzte waren hierin sehr genau, und hatten Recht. Sie purgirten einen Gichtischen, den sie einer Ueberhäufung von Galle verdächtig fanden, mit Rhaborber, Scammoneum, u. d. gl. Wenn sie bey ihm einen dünnen Schleim vermutheten, so nahmen sie Manna, Agaricum, u. d. gl. Glaubten sie aber, daß ein dicker Schleim vorhanden wäre, so gaben sie das Turbich, Hermodatteln, Coloquinten, u. d. gl. Ich will keine Vermuthungen anstellen, wie oft sie sich in der Beurtheilung der feindlichen Materie betrogen haben mögen. Aber genug, sie wurden insgesamt darin bestätigt, daß wiederholte Abführungen der Gicht ihre Kräfte benehmen. Hierbey trug es sich zu, daß bald dieses bald jenes Purgirmittel wider die Gicht berühmt und angepriesen wurde; ohneachtet man, wenn man besser denkt, als der große Haufe, bey jeder einzelnen Person dasjenige aussuchen wird, was sich für ihren zusammengenommenen Zustand am besten schickt. Es geschah sogar, daß man die gute Wirkung der Purganzen auf die Rechnung thörichter Nebendinge schrieb, womit sie der Aberglaube verband; und so fing man an, Specifica und sympathetische Arzneeyen für die Gicht zu verfertigen. Wenn ein Arzt aus Turbich, Hermodatteln, Jalappe, Scammoneum, eine Purganz zusammensetzte, und, voll von Aberglauben, etwas vom geraspelten Hirnschädel eines ungrabenen Menschen hinzu that; so konnte es nicht fehlen, es mußte der Hirnschädel an den guten Wirkungen dieser Arzneey den größten Antheil haben. Die klügern Aerzte haben aber bald eingesehen, daß es hier nur bloß auf die Reinigung der Verdauungswege mit geschickten Arzneeyen ankam.

me, und daß der größte Vortheil darinn bestehe, diese Reinigung oft zu wiederholen, und sie nicht mit heftigen, sondern gelinden auflösenden, nicht hitzigen aber doch stärkenden Mitteln zu bewerkstelligen, welche die zarte und schwache Leibesbeschaffenheit der Gichtischen nicht beleidigen. Von dieser Einsicht findet man die Spuren bey allen guten praktischen Schriftstellern. So behauptete z. E. Riverius, man müsse das Purgiren nicht bloß im Herbst und Frühjahr, sondern viermal im Jahre, ja, nach Beschaffenheit, wol alle Monate wiederholen, und er bediente sich hierzu der Aloe, der Hermobatteln, u. d. gl. Das Pulver der Londonschen Aerzte, welches ich im 189ten Blatte mitgetheilt, und womit sie die Gicht zu verhüten pflegten, mußte alle Monate mit weißem Weine eingenommen werden. Junter empfiehlt ebenfalls ein viermaliges Purgiren im Jahre zur Verhütung der Gicht; und wie viel andre könnte ich nicht anführen, wenn es nöthig wäre! Man wird aber bey dieser Vorsicht dennoch unglücklich wählen, wenn man sein Vertrauen auf heftige Arzneyen setzt, welche die Kräfte schwächen. Die gelindesten und zugleich stärkenden und auflösenden Abführungen stiften durch ihre Wiederholung mehr Nutzen, und sind frey von allen Gefahren. Die Rhabarber, die bittern Digestivsalze, die Senne, die bittern erwärmenden Extracte von abführenden Vegetabilien, dergleichen in den sogenannten balsamischen oder Visceralpillen sind, die Mollen, die seifenartigen Arzneyen, die Meerzwiebel, das Gummi ammoniacum, und die abführenden Stahlwasser preisen sich auf eine vorzügliche Weise zu diesem Gebrauche an, und selbst die gelinden Brechmittel sind den heftigen Purganzen weit vorzuziehn. Ausser dem Lobe, das Crato ihnen gegeben, werden sich meine Leser aus dem 189ten Stücke, des Ausspruchs des Herrn Allen erinnern, welcher die Brechmittel, bey Schwachheit der Gelenke, und wider den herannahenden Parorysimum, als das allervortrefflichste Präservativ anpreiset. Es ist inzwischen bekannt, daß es viele Umstände bey Kranken gebe, welche den Gebrauch der Brechmittel verbieten, ob sie ihnen gleich sonst wol nützlich wären.

Solcher.

Solchergestalt bleibt, was den Punkt der östern Reinigung der Verdauungswege betrifft, kein besser Rath übrig, der meinen gichtischen Lesern brauchbar wäre, als daß sie, bey aller Mäßigkeit in der Diät, sich dennoch stets beobachten, um es zeitig zu entdecken, ob sie sich entweder unversehends, oder wegen schwacher Verdauung, nach und nach überladen haben, und daß sie, nicht so und so viel mal im Jahre, sondern so bald sie hiervon Kennzeichen spüren, so bald ihr Appetit anhaltend matt, die Leibesöffnung verzögert, vermindert, oder zu trocken, der Leib von Blähungen beschmert wird, oder, so bald sich ein Ekel, ein Magendrücken, einige Spannung im Unterleibe, u. d. gl. einfindet, gleich den Gebrauch der obigen Arzneyen anfangen, und diese Cur so lange fortsetzen, bis sich die Kennzeichen der guten Verdauung wieder eingefunden haben. Wenn es die Gelegenheit erlauben will, so kann eine Brunnencur die Stelle des vorigen vertreten, und hierzu passen sich die eisenhaltigen Wasser und die bittersalzigen vortreflich. Ich kenne eine ziemliche Anzahl gichtischer Leute, die in den Jahren, da sie die Brunnencur gebrauchen, von den Anfällen ihres Podagra frey bleiben; hingegen in jedem Jahre, da sie dieselbe versäumen, von der Gicht einen Besuch zu gewarten haben. Whytt rühmt die bittersten Arzneyen zur Verbesserung der Verdauung vor allen andern. Einer hat mit Nutzen täglich ein halbes Loth rother Enzianwurzel gekauet. Die Tinktur aus dieser Wurzel und der Fiebereinde ist von besonderm Nutzen gewesen. Ein Schwede hat sich mit dem Saft von Pomeranzen die Gicht vertrieben. Zur Stärkung des Magens und Dämpfung der Säure hat Whytt das Kalkwasser, anfangs lauwarm, und mit ein wenig Milch versezt, damit es der Magen besser annehme, und allenfalls auch mit Seife verbunden, gelobt, welches aber der Verfasser einer schwedischen Preisschrift von der Gicht unkräftig gefunden, und dagegen die Seife mit Rhabarber, Extract von rothen Enzian, und Weinsteinerde, die mineralischen Wasser und das Pulver des Herzogs von Portland, alles zum täglichen Gebrauche wechselsweise, auf Jahr und Tag fortzusetzen verordnet.

R 5

ordnet.

ordnet. Dieses herzogliche Pulver besteht aus bittern Magenarzneyen, nämlich aus gleichen Theilen von rother Enzianwurzel (gent. rubr.) runder Osterlucey (aristol. rot.) Tausendgüldenraut (centaur min.) Gamanderlein (chamadryos) und Schlafkraut (chamæpit.) Von dieser Vermischung nimmt man Morgens und Abends ein halbes Quentlein: aber wie wenige werden sich zu einer so ewigen Cur verstehen. Auch Liger hat die Rhabarber mit Enzianwurzel und Seife für das beste Mittel wider das Podagra erklärt, und ich habe dieselbe, mit Fiebereinde und Bittersalz, allezeit mit besonderm Nutzen verordnet, wo ich sie habe anbringen können.

Bei allen diesen Unternehmungen sind, ob sie gleich nicht darnach ansehen, einige Ueberlegungen für einzelne Personen anzustellen, die die Zuziehung der Aerzte nützlich machen, und andern unmöglich beygebracht werden können. Die Wahl der Digestive und Purganzen ist gewiß hier nicht gleichgültig. Oft sind die salzigen Digestive allein, oft zugleich die erwärmenden nöthig, zuweilen thun die auflösenden Mittel, als Seifen, Molkem, Meerzwiebeln und Gummi ammoniac, die besten Dienste; manchen Temperamenten dienen außer den Parorrhismen der Gicht die kühlendsten Arzneyen am besten; bey einigen wirken Arzneyen heftig, die bey andern die gelindesten sind; oft macht die glückliche oder weise Verbindung verschiedener Arzneymittel das Meisterstück der Cur aus; oft kann ein Mittel zur Abführung unvergleichlich dienen, das sonst nicht abführt, wie z. E. die Fiebereinde; oft kann die Rhabarber mit kühlenden Digestiven vortheilhaft verbunden werden; wenn sie allein einen trocknen Leib nachläßt. Die meisten Zusammensetzungen der sogenannten balsamischen Pillen enthalten hitzige, oder solche Arzneyen, welche Blutflüsse treiben, und darum passen sie nicht für alle Gichtische, und sind nicht solche unschädliche, allgemeine, und so zu sagen diätetische Purganzen, als sie seyn würden, wenn man dergleichen Arzneyen davon absonderte, wovon ich dereinst mehr sagen will, wenn ich von den Purganzen zur Präservacion überhaupt handeln werde; und endlich so sind auch nicht alle Stahlbrunnen für Gichtische gleich nützlich, indem der

mit

mit einigen verbundene Schwefel, oder auch der eingeführte übertriebene Gebrauch derselben, sie Manchen schädlich macht. Aus diesen und viel mehrern solchen Behutsamkeiten werden meine Leser den Schluß machen, warum die Aerzte über das Vorurtheil einiger starken Geister unter den Gichtischen lachen, nach welchem sie behaupten, daß man bey dieser Krankheit gar keinen Rath eines Arztes bedürfe, und daß man die Sache bloß der Natur allein überlassen müsse. Sie werden aus dieser ganzen Abhandlung sehen, daß die guten Aerzte selbst, so wol zur Verhütung, als zur Cur der Gicht, wenige Arzneyen verordnen: denn ich werde das, was ich davon sage, stets auf die Zeugnisse solcher Lehrer gründen. Allein, da sie von den Aerzten die wahre Veranlassung ihrer Krankheit, die Methode und Mittel sie zu verhüten, und die gründliche Cur derselben, die einzig und allein in der sorgfältigen Erhaltung einer guten Verdauung, und in der Stärkung der Gelenke besteht, und zugleich alle die kleinen Vorthelle erfahren könnten, ohne welche das Unternehmen nicht gelingen kann; so wird es in der That ein wenig lächerlich, einen solchen Mann jährlich ein- oder mehreremale in Gliederschmerzen schreyen, und die Arzneykunst schimpfen zu hören, der, wenn er nur nicht zu glauben beliebte, daß die Aerzte nichts wüßten, weder das eine, noch das andre nöthig haben würde. Die wahre Ursache, warum die Gichtischen so selten wiederhergestellt werden, ist nicht der Mangel der Methode, sie zu curiren, sondern der Mangel des Beliebens, sich ihr zu unterwerfen, den Wollüsten den Handel aufzukündigen, und der Natur gemäß zu leben; es ist der wunderliche Grundsatz der Menschen, daß sie leben wollen, wie sie belieben, und daß die Aerzte durch Arzneyen verhüten sollen, daß ihnen dieses nicht schade. So seltsam geht man mit uns um. Heute tadelt man uns, daß wir Arzneyen verordnen, weil die Arzneyen wider die Natur sind. Morgen tadelt man uns, daß wir die Gicht nicht anders, als durch die gute Diät, curiren, und sie nicht mit Arzneyen vertreiben wollen. Die starken Geister machen es mit uns, wie die schwachen mit Gott; er versahre mit ihnen, wie er wolle, so tadeln sie ihn.

Nach

Nach der guten Diät und der öftern Reinigung und Stärkung der Verdauungswege, ist zur Verhütung der Gicht auch die Stärkung der Gelenke und der festen Theile überhaupt nöthig. Man sieht augenscheinlich, daß sich die gichtische Materie in diesen von Natur schwächern Theilen am meisten versetzt; und ihre Stärkung wird dieses verhüten. Ich kann hiervon einen Beweis geben, den ich doch nicht zur Nachahmung, ohne Aufsicht eines Arztes, vorschlagen will. Wenn Reinerus Solenander einen bevorstehenden Parorysmum bey einem Gichtischen verhüten sollte, so umgab er das Gelenk, wohinein die gichtische Materie zu strömen dräute, mit einer Binde, von stark zusammenziehenden Arzneyen, und führte dieselbe zugleich alsobald durch eine Purganz aus dem Körper. Auf diese Weise verhütete er, durch die Stärkung der Gelenke, den Einfluß der gichtischen Materie in dieselben, mit einem Erfolge, den er selbst unglaublich nennt. Ich wiederhole nochmals, daß meine Leser für sich diesem Rathe nicht folgen sollen, ob ich ihn gleich, unter der Aufsicht eines guten Beobachters, für thünlich halte. Allein, er beweist, wie viel bey der Verhütung der Gicht auf die Stärkung der Gelenke ankomme. Wir wollen ein sichres Mittel suchen, das dem gleich kommt, und dessen gesamte Nebenwirkungen in ihrem ganzen Umfange noch das Jhrize zur allgemeinen Gesundheit beytragen. Es ist die Leibesübung. Durch die Uebung allein werden die Kniegelenke der Bauern und Knechte so stark, daß sie mit unglaublichen Lasten hinlaufen, wohin sie wollen. Dan und die Leibesübung ohnedem die Verdauungskräfte ausnehmend stärkt, alle Ausführungen des Körpers befördert, folglich die ganze Masse unsrer Säfte durch die natürlichen Wege von allen fremder Materien reinigt, und alle Fäserchen stärkt; so können wir nichts glücklicher wählen, als sie, um die Gicht aus unsren Gelenken zu verbannen.

Auch diese Maxime ist etwas mehr als eine Speculation. Die Stimme der Natur hat sie die Aerzte gelehrt. Aus einem Herrn ein Knecht zu werden, sagt Junker in seiner Abhandlung vom Podagra, das ist das Mittel, es zu verhüten.

hüten. Die träge Bequemlichkeit, die weiche Wollust zu fliehen, das lehrte auch Bagliv; und ohne mehr Aerzte zu nennen, so zeigt es uns der Arbeitsmann, dessen Gelenke das nie empfinden, was der Wollüstige in seinem Lehnstuhle erfährt. In der Gicht selbst ist uns dies Hülfsmittel unbrauchbar; aber um sie zu verhüten, dazu ist es gemacht. Man übe sich täglich; aber man überlastige die Gelenke nicht. Eine mäßige Uebung stärkt die Gelenke; Strapazen entkräften dieselben. Aber eine mäßige Uebung muß dennoch bis zu einiger Ermüdung fort dauern, wenn sie Nutzen stiften soll. In meinem 30sten Blatte habe ich die Geseze der Leibesübung beschrieben. Diese ganze Section ist hier einzuschalten; und wenn sie beobachtet wird, so wird alles gut gehn. Unfre Gelenke werden der gichtischen Materie tapfern Widerstand leisten; die Purganzen und Digestive werden ihr einen andern Ausgang zeigen, und die gute Diät wird verhüten, daß nicht immer neue erzeugt werde. Auf diese Weise können wir Solenanders zusammenziehende und zurücktreibende Arzneyen entbehren, und man sieht wieder, wie gern man die Diät über die Arzneykunst setzt, wo es sich thun lassen will. Die ersten Aerzte sahen diesen Vortheil noch nicht. Hippocrates gieng auf dem Pfade, den Solenander wieder fand. Er legte kaltes Wasser auf die schmerzenden Gelenke, und trieb damit die gichtische Materie zurück. Andere nahmen, nach dieser seiner Autorität, Schnee und Eiswasser, und kalten Eßig. Noch Plater erzählt diese gefährlichen Hülfsmittel. Wenn aber ja von dem allen etwas zu profitiren wäre, so möchte es die Erzählung des Rondelets seyn, daß einige, die angefangen, gichtisch zu werden, zum öftern in kaltem Wasser geschwommen, und hierdurch die Gicht glücklich verhütet haben. Diese Leibesübung im Wasser ist im Sommer ungefähr das, was eine starke Bewegung zu Fuße im Winter ist. Durch die starke Uebung der Gelenke wird die Gefahr verhütet, die das Wasser und die kalte Luft allein veranlassen würden. Die Gelenke werden gestärkt, die Gefäße zusammengezogen, und die gichtische Materie geht größtentheils durch die eröffneten Schweißlöcher aus dem Körper.

Zu dieser Maxime von der Stärkung der Gelenke gehört alles, was noch etwa einen Theil der Diät gichtischer Leute ausmacht. Alle große Entkräftungen sind schädlich; und was entnervet uns mehr, als die Ausschweifungen in der wollüstigen Liebe? Nichts hindert uns mehr an der Leibesübung, als die Verzärtelung, die Liebe zur Bequemlichkeit, der lange Schlaf, und der Schmeerbauch. Nichts greift unsre Gelenke mehr an, als der Zorn, der sie so schwach macht, daß sie beben. Viele von diesen Dingen wirken zugleich ungünstlich auf die Verdauungskräfte, und darum sollte bey allen der Spruch wiederholt werden: Gleich vor den Sünden, wie vor einer Schlange!

Bei dieser Gelegenheit kommt noch das Blutlassen in Betrachtung. Einige Aerzte halten dasselbe für notwendig zur Verhütung der Gicht. Riverius wollte es zweymal im Jahre wiederholt wissen. Die stählischen Aerzte, welche diese, wie die meisten übrigen Krankheiten, von der Vollblütigkeit herleiteten, verlangen nicht allein ein zwey- ja wol viermaliges Blutlassen, sondern auch noch das wiederholte Schröpfen, die Blutigel, u. s. w. Es hat indessen Aerzte gegeben, die es widerrathen, z. E. den Crato, und sein Urtheil gefällt mir auch hierinn. Ich weiß einige, die Erleichterung gefunden zu haben meyneten, wenn sie, ohne Schmerzen zu haben, einigemal im Jahre am Fuße Blut ließen, oder schröpften; allein, ich weiß auch wol, wie elend sie geworden sind. Im Anfange am Arme Blut zu lassen, ist sehr gut: wenn aber das Uebel oft von Unmäßigkeit widerkommt, ist es ganz und gar nicht gut.

Ich habe in meinem 65ten Blatte, S. 181, gezeigt, daß das Blutlassen schwäche und maste. Diese Wirkungen sind Gichtischen gerade entgegen. Es giebt aber Gichtische, die sehr vollblütig sind. Ich glaube nicht, daß die letztern durchs Blutlassen jemals die Gicht verhüten werden; aber sie müssen, um der Gefahren der Vollblütigkeit willen, zuweilen Blut lassen. Man rechnet hier einen kleinen Schaden nicht, um einen größern zu verhüten. Inzwischen ist es wahr, daß öftres Blutlassen den Körper vielmehr zur Glieder-

Gliedergicht disponire, als ihn davor behüte. Um deswillen kann ich nach meiner Ueberzeugung, und aus einer allgemeinen Erfahrung, wie vergeblich das öftre Blutlassen versucht worden sey, um die gichtischen Paroxysmen zu verhüten, dasselbe so wenig zu dieser Absicht empfehlen, daß ich vielmehr glaube, die zur Gicht geneigten Leute müßten auf die Weise, wie ehemals vorgeschlagen worden, (S. das 121ste Bl. S. 218.) nach und nach vom öftren Blutlassen abzukommen suchen. Selbst die, so die Gicht von der Vollblütigkeit herleiten, müßten von rechts wegen eben denselben Rath geben, weil nichts die Vollblütigkeit gewisser vermehrt, als das öftre Blutlassen. (S. das 65ste St.) Daß aber beim ersten Anfange der Gichtschmerzen das Uderlassen am leidenden Theile selbst zuweilen eine vortrefliche Wirkung thue, um dem Paroxismo vorzubeugen, wie der berühmte Herr Vogel in Göttingen versichert, solches ist mehr der geschwinden Ableitung und Befreyung der entzündeten Gelenke, als der Verminderung der Vollblütigkeit überhaupt zuzuschreiben.

Zwey hundert ein und zwanzigstes Stück.

Brem. Beytr.

Vertausche deinen alten Wein
Mit einem Apothekertrank.

Der lacedämonische Tyrann Nabis hatte sich eine Maschine in der Gestalt seiner Gemahlinn verfertigen lassen, die er Apega nannte. Diese Maschine konnte sich bewegen, von einem Orte zum andern gehen, und sogar Leute umfassen. Weil aber ihre Arme mit eisernen Zacken bewaffnet waren, so lief die Umarmung gemeiniglich blutig ab. Die Veranlassung zur Erfindung dieser Maschine war sonder.

sonderbar. Nabis ließ öfters wohlhabende Bürger von Lacedämon zu sich entbieten, um Geld von ihnen zu erpressen. Wenn nun zuweilen einer unter ihnen war, den er nicht bewegen konnte, sich gehorsam zu erweisen: so sendete er ihn hin, die Apega zu umarmen, und sagte, er hoffe, daß seine Gemahlin durch ihre Beredsamkeit mehr bey ihm auswirken würde; und dieses grausame Mittel half wirklich zuweilen.

Die Natur verfährt mit den Menschen eben so, wie Nabis mit seinen Bürgern; und der Unterschied besteht bloß darin, daß sie es mit mehr Gerechtigkeit thut. Sie fordert von unsern Reichen, daß sie ihr ihre Wollüste und Bequemlichkeiten aufopfern, und sich zum Gehorsam ihrer Gesetze bequemen sollen. Wenn sie widerspenstig findet, den sendet sie hin, um sich von ihrer Apega umarmen zu lassen; und dieses Ungeheuer ist die Gicht, die seine Gelenke verdreht, und seine Glieder auf die grausamste Weise mishandelt. Durch die Macht ihrer Beredsamkeit geschieht es zuweilen, daß sich die Reichen entschließen, den Willen der Natur zu thun, bey ihrem Ueberflusse zu darben, bey der Menge ihrer Bedienten selbst zu arbeiten, und die schmeichelhaftesten Wollüste abzudanken. Wenn ich einen solchen bußfertigen Gichtischen sehe, der seinen Schmeerbauch und seine Baden aufgeopfert hat, so erinnre ich mich des armen Tropfs im Caudide, von dem gesagt wird:

Il deslechoit en devenant heureux.

Ich würde noch mehr Mitleiden mit ihm haben, wenn ich nicht wüßte, daß die Gichtischen gemeiniglich abgesagte Feinde der Aerzte wären, die unsre Kunst verspotten, weil sie nicht vermögend ist, der Natur Trost zu bieten, deren Gesetze sie den Menschen nur auslegt. Diese Gesetze habe ich im vorhergehenden Blatte erklärt, und man dürfte sie nur halten, um die Gicht Zeit Lebens zu verhüten. Dieser Weg ist so zuverlässig, als keine Arznei auf Erden. Gleichwol bleibt jeder Gichtischer wider die Arzneikunst eingenommen; und wer könnte es uns also wol verdenken, wenn wir bey seinen Klagen lachten?

Wenn

Wenn ich inzwischen die Sache von einer andern Seite betrachte, so ist sie traurig genug, um Mitleid zu erregen. Wenn der fröhlichste Zecher, der leckerste Schmauser, der feurigste Liebhaber, der bequemste Müßiggänger, wie angeschmiedet da liegt, und ruht, und angelobt, und schwört, daß es den Himmel erbarmen möchte, es soll kein Tropfen Wein mehr seine Zunge berühren; es soll sein Gaum nichts mehr, als Wasser und Brodt, und Milch und Zugemüse schmecken; es soll keine Arbeit ihm zu beschwerlich seyn, und, was am allererbärmlichsten ist, es soll kein Mädchen mehr von ihm verführt werden: so müßte man der Menschlichkeit ganz entsagt haben, wenn man von dieser bitteren Buße, so kurz sie auch ist, nicht gerührt werden sollte.

Dieses rühmliche Mitleid bewegt mich, daß ich heute, wie der barmherzige Samariter, beyin Krankenbette der Gichtischen stehn bleiben, und ihnen, ohn Absicht auf den Dank, in ihrem Elende selbst einige Hülfe anbieten werde, nachdem sie zu schwach gewesen sind, den Versuchungen zu widerstehen, und den Gesetzen der Natur zu gehorsamen.

Ich weiß im Voraus, wie wenig man sich mir, wegen dieses angebornen Dienstes, für verbunden halten wird. Die rechten Kenner der Gicht würdigen nicht leicht einen Arzt, ihn bey ihren Schmerzen zu Rathe zu ziehen. Sie haben unglückliche Beispiele gehört, da die Gicht, zu viel größerm Nachtheile der Kranken, vertrieben worden ist. Sie haben erfahren, daß bey den größten medicinischen Veranstellungen dieses Elend dennoch eben so lange zu dauern, und eben so grausam zu wüthen pflege, als wenn man sich der Natur und ihrer Barmherzigkeit ganz allein überläßt. Sie wissen endlich, daß das Leiden nur einige Zeit daure, und daß sie, ohne Arzt, nicht länger gemartert werden, als ihr Schmerz dauert; da sie hingegen den Aerzten angeloben müssen, auch noch nach der Genesung die entseßliche gesunde Diät zu halten, die ärger ist, als die Gicht. Alles dieses macht ihnen die Aerzte verhaßt. Allein, ich muß aufrichtig reden; wir sind die Leute nicht, die sich so leicht abschrecken lassen, und die gleich gehen sollten, so bald man sie gehn heißt. Die Gichtischen

Der Arzt IX. Th. Berth. Aug.

1

sind

sind wohlhabende Leute, denen wir beweisen dürfen, daß ihnen ihr Reichthum unnütz und zur Last sey. Bey solchen Leuten verweilt man billig ein wenig, und läßt ihnen einige Zeit, damit die Ermahnungen Frucht bringen. Außerdem findet man auch zuweilen einige, die es begreifen, daß es noch wol möglich seyn könne, eine Krankheit, die oft schlecht curirt wird, gut zu curiren, und die zum wenigsten eine zuverlässig sichere Erleichterung eines nothwendig gewordenen Elendes nicht verschmähen. Ich habe vornehme Herren und Damen gekannt, die in ihren größten Schmerzen lieber gestorben seyn, als einen Arzt um Rath gefragt haben würden, und die doch mit vieler Herablassung einen geringen Rath von ihren Laquayen und Kammermädchen nicht verschmähet haben. Wenn ich solchen Leuten, ohne ihr Arzt zu seyn, noch es zu begehren, mit Aufrichtigkeit dasjenige nur bloß erzähle, was andre Gichtische entdeckt und versucht haben, um sich ihre Schmerzen zu erleichtern und zu verkürzen; wenn ich ihnen aus den eignen Erfahrungen ihrer Mitleidenden zeige, mit welcher Sicherheit oder Gefahr, mit welchem Nutzen oder Schaden sie die verschiednen bisher bekannt gewordenen Hülfsmittel gebraucht haben, und wenn ich dieß alles ganz rein, ohne Vermischung mit irgend einer Theorie, auch meiner eignen, vorstelle: so werden sie daraus gewiß Nutzen ziehen, und die übrigen, die lieber großmüthig leiden wollen, werden ja wol darüber nicht böse werden.

Man wird sich aus meinem 189sten Blatte erinnern, daß der berühmte Podagricus Sydenham angemerkt habe, wie die Anfälle der Gicht keine andre vorläufige Kennzeichen haben, welche sie ankündigen, ausser daß einige Wochen vorher der Magen mit Cruditäten und Unverdaulichkeit beschwert sey, und daß sich kurz vor dem Ausbruche ein ganz unnatürlicher Appetit zum Essen einfinde, der einer Fressucht gleich kommt. Wenn die Gichtischen auf diesen besondern Umstand aufmerksam seyn wollten, so könnten sie vielleicht den Ausbruch noch verhüten, oder ihm wenigstens seine größte Gewalt entziehen, daß er gelinder würde, und kürzere Zeit dauerte, wenn sie nur alsobald Anstalten machten, den Magen

und die Gedärme mit gelinden Abführungen, es sey nun durch Erbrechen oder durch Purgiren, wohl zu reinigen, und alsdann die Verdauungskräfte zu stärken. Dies ist das größte Kunststück, worauf das Glück der ganzen Cur beruhet. Sollte sich dem ungeachtet der Paroxismus der Gicht wirklich einstellen, so ist bey den Abführungen noch keine Gefahr, wenn sie nur der Arzt wohl zu wählen weiß. Er kann dabey die übrigen Hülfsmittel anbringen; aber die Reinigung der Gedärme muß vorher gegangen seyn; sonst ist alles andre schlechterdings zu widerrathen, oder doch wenigstens unnütz.

Dies ist das Resultat der besten Beobachtungen gichtischer Leute. Damit man es mir aber nicht bloß auf mein Wort glauben dürfe, so will ich die Zeugnisse der gichtischen Leute und ihrer Aerzte in solcher Anzahl und von solchem Gewichte, als ichs zur Ueberzeugung für hinlänglich halte, hier anführen.

Selix Plater hatte öfters Gelegenheit, gichtischen Leuten Rath zu ertheilen. Das erste, was er verordnete, wenn er sie in Schmerzen fand, waren gelinde Abführungen vom Agarico, Hermodacteln, Rhubarber und dergleichen, mit erwärmenden gewürzhaften Arzneyen versetzt; und die Kranken rühmten jederzeit die große Erleichterung, welche sie von diesen Arzneyen empfanden. Man findet ordentlich in den Beschreibungen dieses Practici, daß er erst die folgenden Tage andre Hülfsmittel verordnet, und bey erneuerten Schmerzen wiederum zu den Abführungen sich gewendet habe.

Petrus Bayer, ein Mann, der acht bis zehnmal selbst die heftigsten Gichtschmerzen erduldet, entdeckte an dem sogenannten Electuario caryocostino, einer gewürzhaften purgirenden Latwerge, ein Hülfsmittel, das er selbst mit diesen Worten preiset: „Diese Latwerge vertreibt recht wunderbar die Gliederschmerzen, indem sie schnell und ohne Beschwerde abführt, die Hitze dämpft, und die Glieder dergestalt beruhigt, daß der Kranke, ohne Beyhülfe, vom Nachtschlaf an seinen Ort gehn kann, wie ich an mir selbst erfahren habe. Ich habe acht bis zehnmal Gliederschmerzen gehabt, die aufs schnellste und wüthendste alle meine Gelenke in sehr kurzer Zeit überfielen. Ich nahm demnach ein Loth davon des

„Morgens, welches nach zwey Stunden stark, aber ohne alle „Beschwerlichkeit, zu wirken anfang. Ich war so ohnmäch- „tig, daß ich nur bloß die Zunge regen konnte; und es waren „vier Leute nöthig, die mich mit meiner großen Beschwerlich- „keit auf den Cofferstuhl tragen mußten. Nach der vierten „Wirkung der Arzney bemerkte ich, daß ich bey der fünften „ungemein vom Schmerze erleichtert war, so daß ich allein „zum Stuhle, und wieder zurück, auch noch am selbigen „Tage in meinem Zimmer umher gehn konnte. Am folgen- „den Tage war ich genesen, und eben dieselbe Cur habe ich „hernach noch zu zweyenmalen eben so glücklich bewerkstelligt. „Endlich hielt ichs für besser, die Erneuerung der Gicht zu „verhüten, als sie zu erwarten; und so bald ich Zeichen von „einiger Ueberladung bemerkte, nahm ich meine Latwerge, „und dieses zwar drey bis viermal im Jahre. Solcherge- „stalt bin ich nunmehr schon sechs und zwanzig Jahr von allen „Gliederschmerzen frey, und bediene mich noch immer der- „selben Vorsicht. Galenus hat schon dieser Latwerge ge- „dacht.“ Hieronymus Capivaccius pries eben dieselbe „zu einem halben oder höchstens zu einem ganzen Lothe des „Morgens, vier Stunden vor der Mahlzeit, alle Monat ein- „mal, zur Verhütung der Gicht an, weil sie in vielen Bey- „spielen bewährt befunden worden, und nicht nur den Leib „öffne, sondern auch die gichtische Materie selbst abführe. „Solenander verordnet ausdrücklich, daß man im Parorysmo „selbst, wenn die Materie schon in den Gliedern sitzt, die ge- „dachte Latwerge, nach Bayers Beispiele, zum Purgiren „nehmen soll. Ausserdem preiset er auch diejenigen Pillen zu „gleicher Absicht an, die Rhasis mit dem Lobspruche beehrte, „daß sie denen, die nicht gehn können, die Füße in Gang „brächten. Ihre Hauptingredienzien sind Aloe, Hermodat- „teln und das Diagrydium, lauter gemeine Purganzen. „Forestus verordnet vor allem zuerst Purganzen, besonders „die Cassien, und eher nichts äußerlich. Martin Ruland „verhielt sich eben so, und setzte die Abführungen wol einige „Tage fort, ehe er schweißtreibende und äußerliche Arzneyen „zu Hülfe nahm. Trallianus verordnete das Purgiren im „Anfange

Anfange der Schmerzen, und Solenander eiferte wider „das Vorurtheil einiger Aerzte, die es nicht wagen wollten. „Im Anfange, sagt er, muß die gichtische Materie alsobald „ausgetrieben, und von den Gliedern abgezogen werden, wel- „ches am bequemsten durch eine Purganz, oder durch ein „Brechmittel geschehn kann; und obgleich viele dieses mißbil- „ligen, so habe ich doch aus langer Erfahrung gelernt, daß „es recht wunderbar nützlich sey. Es ist auch gar nichts Neues „oder Ungewöhnliches: denn es sagt schon Trallianus aus- „drücklich, man müsse die Abführungen nicht nur zwischen „den Parorysmen zur Vorsicht, sondern in den Parorysmen „selbst geben.“ So oft dieser Arzt eine Abführung einge- „geben hatte, ließ er die Gelenke mit zusammenziehenden Arz- „neyen verwahren, wovon ich in meinem vorhergehenden „Blatte geredet habe.

Riverius erzählt von einem gewissen Apotheker, der in „Füßen, Armen und andern Theilen des Leibes die Gicht ge- „habt, wobey schon Entzündung, Geschwulst und ein kleines „Fieber gewesen, daß er in den ersten zwanzig Tagen, nach „seiner eignen Verordnung, neunmal Blut gelassen, und ei- „nigemal purgirt gehabt, da ihm endlich Riverius ein Pulver „von einem Skrupel Calomel, acht Granen Diagrydium und „einer Würznelke, in Suppe, verordnet, wovon er gelinde, „doch häufig, purgirt, und sich viel besser befunden hat. Am „andern Morgen und Abend reichte er dem Kranken einen „kühlenden Julep, in dessen Dosi am Morgen drey Quentlein „Senna mit einem halben Quentlein Coriander geweicht wor- „den. Am folgenden Tage geschah dasselbe, und am dritten „nahm der Kranke nochmals das Pulver mit gleichem Erfolge „und völliger Wiederherstellung. Dieses Beispiel beweiset, „wie wenig man Ursache habe, die Abführungen selbst im Fort- „gange der Krankheit zu fürchten. Riverius pflegte seine „übrigen Verordnungen bey der Gicht mit der Bedingung zu „begleiten: nachdem der Körper zuvor hinlänglich „gereinigt worden!

Ettmüller lehrte, daß bey dem Anfange des Podagra Brech- „mittel, auch wol gelinde Purganzen nützlich wären, die er „aber

aber im Fortgange der Krankheit widerrieth. Pitcarn erklärte sich ganz allein für die Brechmittel in der Gicht, und glaubte, daß mit Purganzen nichts ausgerichtet werden würde. Nach dem Brechmittel gebrauchte er das Quecksilber. Mead erlaubte die Purganzen bey der Gicht, in Abwesenheit des Fiebers, und verordnete den Gebrauch des Guaiacgummi, so, daß es täglich ein paar mal purgirte. Herr D. Lentin hat einen Podagrifen, dem er täglich zwey bis drey Quentlein Meerzwiebspillen verordnet, in vier Tagen curirt. Junker, welcher die Cur mit Blutlassen anfang, verordnete gleich darauf Digestive und Purganzen von Rhabarber, und Senna mit Digestiven verbunden, Clystiere mit Salpeter und Becherische Pillen; doch warnte er im Parorysmo vor den heftigen Purganzen. Odelius empfiehlt den öftern Gebrauch der Rhabarber und bitterer Sachen. Schrader, der sie, mit Weinsteinen versetzt, bey häufigem Gebrauche der Molken, verordnet, hat ihre Wirkung so schön befunden, daß er sie in diesem Uebel fast für specifisch hält. Ich habe sie anfangs nur mit Bittersalzen, nachher aber auch häufig mit der Fiebereinde versetzt, als eins der größten Arzneymittel in seiner Art, schon seit zwölf Jahren kennen gelernt.

Sylvius verordnete nicht allein gelinde Purganzen wider die Gicht, sondern rieth auch, sie auf solche Weise in kleinen Dosen zu geben, daß sie, nach Maaßgebung ihrer Wirkung, fortgesetzt werden könnten, um die Abführung so lange, als nöthig, zu unterhalten. Ausserdem rieth er auch zu den Brechmitteln, als den besten Arzneyen in dieser Krankheit. Er versichert, daß er durch ein einziges Brechmittel nicht nur den Parorysmum der Gicht mehr, als einmal, vertrieben, sondern auch die folgenden auf lange Zeit verhütet habe. „Dieses, schreibt er, ist dem Gouverneur zu Rheinberg, Herrn von Offenbergh, einem alten und schwachen Manne, zwey Jahr hinter einander wiederfahren, da er nämlich nach eingenommenem Brechmittel, ob es ihn gleich aufs heftigste angegriffen, sich vortreflich wohl befunden.“

Die grausamste Art von dieser Krankheit, nämlich die Hüftgicht, erfordert ganz besonders diese Methode. Ich bin oft

oft erstaunt, zu sehen, welch einen Vorrath von groben Unreinigkeiten die Purganzen von solchen Leuten abführen, die in der Hüftgicht seufzen; und wenn man dies sieht, so fängt man erst an, zu begreifen, warum die Aerzte, die an diese Ausleerung nicht denken, so schlecht damit fortkommen. Die große Mattigkeit der Kranken macht, daß sie es selten erlauben würden, wenn mans ihnen gestünde, daß man sie purgiren wollte. So bald sie aber die Erleichterung empfinden, die gleich auf die ersten Wirkungen zu folgen pflegt; so bitten sie oft um die Arzney wieder, wenn man sie schon nicht mehr für nöthig halten sollte. Man versage sie ihnen niemals; aber sie sey gleich anfangs so eingerichtet, daß sie nicht angreife. Ich habe auf solche Weise viel Tage lang damit fortfahren lassen, und niemals Grund gefunden, es zu bereuen. Lister muß dieses erkannt haben, da er für die Hüftgicht Coloquinten in den Clystieren verordnete. Am ausdrücklichsten aber empfiehlt es Mead, die Kranken in der Hüftgicht, nach dem Blutlassen, mit sechsmal sublimirten versüßtem Quecksilber, oder mit der Latwerge von Scammonum, so viel die Kräfte leiden wollen, zu oft wiederholtenmalen zu purgiren, und dazwischen die Tinctur oder den Balsam vom Guaiaco zur Beförderung der Oeffnung und des Urins zu geben.

Ich habe in meinem 189sten Blatte gezeigt, wie schnell die gichtische Materie durch uns bisher noch nicht genug bekannte Wege aus den Verdauungswegen in die Gelenke der Glieder, und aus diesen wieder in die Verdauungswege zurückströme. Wenn dem also ist, so kann man erachten, wie langweilig, wie unordentlich und wie hartnäckig die gichtischen Zufälle seyn müssen, wenn die Materie zum Theil schon in den Gelenken, zum Theil aber noch in den Verdauungswegen sitzt, oder daselbst beständig von neuem erzeugt wird. Hieraus entstehen die gefährlichsten Zufälle bey der Gicht, die Gichtcolik, der gichtische Durchlauf, und das darauf folgende Zurücktreten in den Leib. Um solch ein Unglück zu verhüten, wünschte ich, daß jeder Arzt und jeder Gichtischer, gleich vom ersten Anfange der Parorysmen, bloß nach dem einzigen

Grundsätze des *Mucgrave* handeln möchte, der ganz unschätzbar ist: „Hoffet nimmermehr, eine regelmäßige Gicht „in den Gliedern hervor zu bringen, so lange die Gedärme „unrein und mit groben Materien beschwert sind!“ Aus diesem Grunde stillte der gründliche Mann die Gichtcolik, die vor dem Durchlaufe vorhergeht, der so gefährlich wird, mit solchen Arzneien, die die Gedärme reinigten, und dann verschloß er den Leib mit dem Laudano, um den Durchlauf und die Ruhr zu verhüten, damit die gichtische Materie, die schon in den Gelenken fest saß, nicht zurück treten möchte, sondern durch die Ausdünstung der Gelenke fortgeschafft werden könnte.

Ohne diesen Grund wird man nie einen guten Begriff von der Art und Weise erhalten, wie man sich beym gichtischen Durchlaufe zu verhalten habe, und es wird in den Maximen der Aerzte, wenn sie in der Gicht selbst bald die Purganzen empfehlen, bald sie widerrathen, und stopfende Mittel anpreisen, alles verworren scheinen. Wenn man gleich anfangs die Gedärme hinlänglich gereinigt hat, und die ganze Masse der gichtischen Materie schon in die Gelenke ergossen ist, so wäre es unvernünftig, Purganzen zu verordnen, weil sie dieselbe nach den Gedärmen zurückziehen würden. Daher konnte *Mead*, der gleich anfangs Purganzen verordnete, behaupten, man müsse dieselben im Paroxysmo hinweglassen, und nur nachher gebrauchen, um etwa die Reliquien der gichtischen Materie auszuführen. Gleichwol war er es, welcher verordnete, man sollte beym Zurücktreten der Gicht erwärmende Purganzen geben, die nicht heftig wirkten, um die in den Gedärmen niedergelegte Materie auszuführen, und die, so noch in den Gelenken steckte, oder dahin zurückgezogen werden könnte, durch aufgelegte Blasenpflaster zur Haut leiten. Ein scharfsichtiger Arzt wird auf solche Weise leicht sehen, wann er im gichtischen Paroxysmo Brechmittel oder Purganzen verordnen, wann er sie zurücksetzen, wann er mit Opiaten den Leib verschließen, wann er den Schweiß der Gelenke befördern, und wann er ihn unterdrücken müsse, ohne sich an alle Aussprüche der Aerzte zu

zu kehren, die oft widersprechend scheinen, weil sie nicht durch ihre nothwendigen Bedingungen gehörig eingeschränkt sind. Es ist eben so unrichtig, überhaupt zu sagen, man müsse im Paroxysmo der Gicht purgiren, als, man müsse es nicht thun. Es kommt auch dabey nicht hauptsächlich, noch weniger einzig und allein auf die Gegenwart des Fiebers, sondern bloß auf den Zustand der Verdauungswege an; und kein Rath des Arztes ist bey dieser Krankheit sicher und gründlich, als der sich auf diese Einsicht stützet. Das Fieber kan den Arzt nöthigen, die abführenden Arzneien so zu verändern, wie sie sich dazu schicken, aber es darf ihn nicht abschrecken, Abführungen zu verordnen, so lange der Magen und die Gedärme noch unrein sind. Man traue den vorsichtigen Leuten nicht, deren Weisheit nur Furchtsamkeit aus Unwissenheit ist. Am allerwenigsten traue man denen, die sich rühmen, spezifische Arzneien wider die Gicht zu besitzen. Ich habe viele derselben, die in Schriften gerühmt werden, untersucht, und gefunden, daß sie oft mit Digestiven oder Purganzen versetzt sind, oder nach dem Gebrauche solcher Arzneien erst verordnet werden; und dann schreibt man den guten Erfolg, aus Blödigkeit, nicht den Purganzen und Digestiven, sondern den abergläubischen Mitteln zu, die man damit verbunden hat.

Aus dem allem, was ich bisher gesagt habe, erhellet zwar, daß die Reinigung und Stärkung der Verdauungswege, so wie zur Verhütung, also auch gleich anfänglich zur Cur der Gicht, die Hauptsache ausmache, und daß sie in den Paroxysmen der Gicht selbst nach Nothdurft so lange fortgesetzt werden müsse, bis man sicher seyn kan, die Absicht erhalten zu haben. Man hat aber auch aus den verschiedenen Ausführungen ersehen, daß die Wahl der hierzu dienlichen Mittel das Meisterstück eines klugen Arztes bleibe. Man kan Brechmittel dazu erwählen, wenn es die übrigen Umstände und die Leibesbeschaffenheit der Kranken erlauben. Man kan Purganzen dazu nehmen; man kan sich auch sogar mit den allergeindesten Abführungen, nämlich mit den Digestivsalzen, begnügen. Nur ist bey allen zu bemerken,

daß sie, nach der Beschaffenheit der Krankheit und des Kranken eingerichtet und verändert werden müssen. Ich will nur ein Beyspiel anführen, das bey der Sicht häufig vorkommt. Man erinnere sich dessen, was Mead vom Zustande des Magens beobachtet hat, wenn die gichtische Materie in ihm rebellirt. (S. das 189ste St.) Er wird nämlich davon so starr und unempfindlich, und der Empfindung nach so kalt gemacht, daß er die heizigsten Spiritus, und Wein wie Wasser verträgt. Daher rieth dieser gelehrte Mann den Aerzten, ihre Verordnung dem gemäß einzurichten, und bey zurückgetretener Sicht in den Magen, Brauntwein und Wein, mit Schlangengewurzel, Ingber und Knoblauch verstärkt, den Kranken zu gestatten. Der berühmte Gichtische, der Ritter Temple, rühmt besonders die Tugenden des letztern, und glaubt, daß, wofern man noch je ein specifisches Mittel wider die Sicht finden könne, der Knoblauch dasselbe seyn könnte. Er selbst und seine Bekannten haben davon große Proben erfahren, und stets einen guten Erfolg verspürt. Sydenham, der in dieser Krankheit nicht weniger erfahren war, pries die erwärmenden Digestive zur Verhütung der Sicht über alles; und wenn sich die gichtische Materie im Anfalle selbst auf den Magen wendete, so trank er erst Biermolkeln; und nachdem er dieselben wieder weggebrochen, bediente er sich des Canarischen Sects mit dem Laudano, und schätzte diesen Wein höher, als alle andre. Allen verstärkt denselben mit Zitwerwurzel, und behauptet, daß keine bessere Arznei wider den bey dieser Krankheit gewöhnlichen Eckel vorhanden wäre, als diese. Mead erlaubte sogar den Pfeffer, und kurz, jedermann erkannte die große Nothwendigkeit der erwärmenden Magenstärkungen bey den Anfällen der Sicht, auf den Magen. Was läßt sich hieraus vernünftiger schließen, als daß die Abführungen, welche zur Cur der Sicht nöthig sind, diesem Umstande gemäß eingerichtet werden müssen? und dies zum Voraus gesetzt, wird ein Gichtischer, im Paroxysmo selbst, Ursache haben, sich nicht, ohne Unterschied, jede Abführung gefallen zu lassen, die ihm befällt, oder gerathen wird. Hierin allein besteht

der

der Vorzug mancher purgirenden Arzneien vor andern, weshalb man sie für specifisch gehalten, und man hat nicht nöthig, dergleichen Vorschriften slavisch zu folgen, wenn man die Kunst versteht, Arzneien selbst zusammen zu setzen.

Wenn die Fiebrerrinde, wie sie gemeinlich im Anfange thut, die gichtischen Leute purgirt, so ist dieses vielleicht die außerlesenste Arznei um die Schmerzen zeitig zu zähmen, indem sie zugleich die herrlichste Stärkung des Magens und der Glieder ist. Der englische Lieutenant, zu Chester, Herr Joseph Winters, hat das, was er selbst von ihr erfahren, zum Trost andrer gichtischer Leute, bekannt gemacht. Er nahm sie bey dem geringsten Anfalle vom Podagra in rothem Portweine, und setzte sie so lange fort, bis alle Schmerzen verschwanden. Man muß aber, um von dieser Arznei einen dauerhaften Nutzen zu haben, die starken Getränke abschaffen und ordentlich leben; bey dem ersten Anstöße der Gichtschmerzen muß man täglich ein halbes Quentlein Fiebrerrinde, in einem Glase Portwein, nehmen, und wenn sie allensals nicht purgiren sollte, so kan man dieselbe mit etwas Rhabarber und einem bittern Mittelsalze versehen, wie ich schon oben gesagt habe.

Die Ausföhrung dieses ersten und wichtigsten Punkts bey der gründlichen Cur der Sicht hat sich, wider mein Vermuthen, so weit ausgedehnt, daß ich die hierzu gehörigen übrigen Maaßregeln bis in mein folgendes Blatt versparen muß.

Zwey hundert zwey und zwanzigstes Stück.

Brem. Beytr.

— — — Ener Glück zu gründen,
Müßt ihr euch selber überwinden,
Und über euch Monarchen seyn.

Herr Dorat sagt in seinem poetischen Sendschreiben, la vraie Philosophie ou l'art d'être heureux, zu einem, der durch ungerechten Tadel beleidigt wird:

— Voila le moment de la Philosophie!

Ich entlehne diesen Spruch von ihm, für meine Gichtischen, um damit die Lücken meiner Cur auszufüllen; denn so gut auch eine schon wirklich vorhandene Gicht curirt wird, so weh thut sie doch so lange, bis man damit zu Stande kommen kann, und dieß ist nicht allemal in wenig Tagen geschehen. Man kann dieß erachten, wenn man sich den gehörigen Begriff von einem gichtischen Anfälle formirt. Die Magazine, woraus die Gicht ihren Vorrath nimmt, sind die Verdauungswege. Allein in den Gelenken der Glieder verarbeitet sie ihn. Es ist kein Zweifel, daß man ihr einen bösen Streich spiele, wenn man ihre Magazine ruiniert, zu welcher Feindseligkeit ich in meinem vorigen Blatte die besten Anschläge gegeben habe, die mir bekannt sind. Unterdessen aber geht sie gleichwol in den Gelenken auf unsre Unkosten mit dem Vorrathe lustig zu Werke, den sie schon vorher aus ihren Magazinen dahin gerettet hat. Will man ihr auch diese Freude verkürzen, so muß man sich ihr noch mehr nähern, und ihr auch diesen geborgenen Unterhalt rauben. Man muß, sobald man ihr Magazin in seiner Gewalt, und die Verdauungswege von der gichtischen Materie gereinigt hat, auf Mittel bedacht seyn, auch die, welche schon in den Gelenken ihren Sitz genommen, aufs geschwindeste aus dem Körper herauszuschaffen. Dieses beschleunigt die Cur, und macht den peinlichen Schmerzen geschwinder ein Ende.

Die Gichtischen, welche wider die Hülfe der Arzneikunst Vorurtheile hegen, sind ganz blind, und sich selbst schädlich, wenn sie sich dadurch verleiten lassen, auch nicht einmal die Reinigung der Verdauungswege zu unternehmen, ohne welche gar keine Hoffnung zu einer gründlichen Wiederherstellung zu fassen ist. Hingegen will ich nicht so strenge wider sie reden, wenn sie meine heutigen Vorschläge insgesammt verworfen; denn in der That kann man auch ohne sie von der Gicht genesen, wenn man nur gewohnt ist, Schmerzen auszuhalten. Wenn der Quell der gichtischen Materie in den Verdauungswegen verstopft ist, so tobt zwar die, welche sich schon in die Gelenke ergossen hat, noch eine Zeitlang fort, allein,

allein, die Kräfte der Natur selbst ruhen nicht eher, bis sie sie ausgetrieben haben, und es wird endlich Friede in den Gelenken. Wer diesen Frieden ohne Vermittelung abwarten will, der mag es mit seiner Ungelegenheit thun. Es wird sich vielleicht zutragen, daß er noch einige Wochen viel Schmerzen ausstehn muß, die er nicht nöthig hätte:

Mais voilà le moment de la Philosophie.

Er kann doch aber auch Gefahr laufen, daß in dieser langweiligen und verdrießlichen Zeit ein ungefahrer Zufall, ein Schreck, eine Erkältung u. d. gl. die gichtische Materie aus den Gliedern zurück jage, und ihn in Lebensgefahr stürze. Daher muß er es andern Leuten, die ohnedem nicht so gut zu leiden wissen, nicht verdenken, wenn sie sich einiger Vermittelung bedienen, um die Ausführung der gichtischen Materie aus den Gelenken aufs möglichste zu beschleunigen, um längere Schmerzen und größre Gefahren zu verhüten. Ich werde ihm zeigen, durch welche Mittel dieses heilsame Werk, worauf wirklich alle Operationen der Natur im Paroxysmo der Gicht selbst abzielen, befördert werden könne.

Es würde nicht schwer, aber mißlich seyn, die gichtische Materie aus den Gelenken zu den Verdauungswegen wieder zurückzuführen. Hefrige Purganzen und äußerlich aufgelegte zurücktreibende Arzneyen würden es thun. Allein, die Stimme aller erfahrenen Aerzte widerräth diese beyderley Arzneyen in der Gicht mit den lebhaftesten Warnungen. Hieraus ist zu schließen, daß die Versuche von dieser Art oft unglücklich abgelaufen seyn müssen, und dieß ist genug, um sie schlechterdings zu verwerfen.

Wir wissen aber aus der Struktur unsers Körpers, so wie ich dieselbe in meinem 212ten Blatte beschrieben habe, daß der gichtischen Materie, außer den Verdauungswegen, überall noch tausend Wege offen stehn, auf welchen sie ausgejagt werden kann. Man muß also von diesen die besten erwählen, welches unstreitig diejenigen sind, die sich ihr an den Orten selbst öffnen, wo sie sich aufhält, damit sie nicht erst wieder mit unsern Säften vermischt, und in die edlern

edlern Theile des Körpers zurückgeführt werde. Alles dieses kann und muß aber vernünftiger Weise nicht eher, als nach geschäheener Reinigung der Gedärme geschehen, weil sonst stets von daher ein neuer Vorrath von gichtischer Materie den Abgang von jener ersetzen würde. Diese Regel ist allgemein, und ich setze sie bey allen den Unternehmungen ein für allemal zum Voraus, die ich nun vorschlagen werde.

Der kürzeste und bequemste Weg, die gichtische Materie aus den Gelenken zu treiben, sind die eröffneten Schweißlöcher der Gelenke. Man hat zwar auch Spuren, daß sie durch den Urin abgeführt worden. Allein, dieses scheint mehr ein Werk der Natur zu seyn, und würde sich wol selten mit Arzneyen erzwingen lassen. Ausserdem ist zu muthmaßen, daß in den Fällen, wo dergleichen geschehen, die gichtische Materie vielmehr aus den Verdauungsgliedern, als aus den Gelenken dahin gegangen sey; denn man weiß, daß sich oft flüssige Materien aus den Gedärmen zu den Nieren wenden. Jedoch, dem sey, wie ihm wolle; so ist es wahr, daß die Natur zuweilen die Gicht durch den Urin löst. Eine Verhütung derselben bey einem Herrn, der ein würdiger Candidat derselben gewesen, leitet der Herr Professor **Sundermark**, in einer schönen Abhandlung de urina cretacea, von einem langwierigen, milchigten, oder kalkhaften Harnflusse mit guter Wahrscheinlichkeit her. Eine wirkliche Cur der Gicht auf diesem Wege, erzählt **Forestus**: Ein gewisser Pensionair in **Mecheln**, Namens **Vastelinus**, hatte ihn versichert, als er an Gliederreissen bettlägrig, und keines Gelenks mächtig gewesen, auch durch keine Arznei gebessert worden; so habe er ein mit Klettenwurzel (*Lappa* oder *bardana*) abgekochtes Bier getrunken, wovon er vielen milchigten Urin gelassen, und von seinen Schmerzen befreiet worden. Noch vor wenigen Jahren hat der Herr D. **Crine** dieses Mittel erneuert, und wider das *Podagra* hoch gepriesen. Er läßt zwey Loth große Klettenwurzel zerschneiden, waschen, und in einem verschlossenen steinernen Gefäße anderthalb Maaß kochendes Wasser darauf stehen, bis es kalt geworden, da es unausgepreßt abgegossen, und

die

die Hälfte dieser Portion mit einem halben Maaße Milch und einem Loth Honig des Morgens lau warm, und, wenn es gefällig ist, statt des Frühstückes mit Brodt, die andre Hälfte aber eben so Abends, statt der Abendmahlzeit genossen wird. Die ganze Wirkung besteht darin, daß die Arznei den Urin, und die gypfigte Materie treibt, welche zur Gicht und zu den Harnsteinen den Grund legt.

Anstatt im Paroxysmo der Gicht, wo man der Ausdünstung der Haut doch nicht entbehren kann, mit diesem ungewissen Versuche lange Zeit zu verschwenden, ist es rathsamer, nur ungesäumt, nach der hinlänglichen Reinigung der Gedärme, alles anzuwenden, um der gichtischen Materie die Haut zu ihrer Ausflucht zu eröffnen. Dieses kann aber wieder auf verschiedene Weise geschehen.

Erstlich kann man durch innerliche Arzneyen einen allgemeinen Schweiß befördern, woben nichts sonst zu fürchten ist, als daß durch hitzige schweißtreibende Arzneyen der Zweck nicht erhalten, sondern nur febrische Hitze entzündet, und die Empfindlichkeit vermehrt werde. Ein geschickter Arzt wird dieses durch kluge Wahl der Mittel zu verhüten wissen. Diese Methode hat **Selix Plater**, **Martin Ruland**, u. a. welche, nach den Purganzen und in den Zwischenzeiten, schweißtreibende Arzneyen verordneten.

Bey meinen Lesern habe ich Ursache, diejenige Hilfe am meisten zu empfehlen, die sie ohne eigentliche und besonders ohne innerliche Arzneyen gleich gut erhalten können. Daher will ich ihnen die übrigen Methoden erzählen, wie sie die gichtische Materie durch die Haut austreiben können. Ich werde eine jede, nach eigenen und anderer Erfahrungen, anpreisen, wie sie es verdient, und überlasse übrigens einem jeden die Wahl.

Man kann also zum andern denselben Zweck erhalten, wenn man nur die leidenden Gelenke allein in einen starken und anhaltenden Schweiß setzt. Der Ritter **Temple** hat hierzu, aus seiner eignen Erfahrung, Vorschläge gethan. Er bewegte das Glied, wo der Schmerz anfieng, so lange, als es ihm möglich war, wol fünf bis sechshundertmal,

wovon

wovon im Anfange eine merkliche Hitze in demselben Gliede entstand, die sich hernach in eine Ausdünstung verwandelte. Hierdurch ist er manchen Drohungen der heftigsten Schmerzen entkommen. Man muß dieses Hülfsmittel nicht mit Heftigkeit anfangen, wiewol es der Schmerz ohnedem schon verbietet. Auf ähnliche Weise loben einige das Spinnen bey der Sicht in den Füßen. Wenn die Schmerzen dem ungeachtet zunahmten, so bedeckte er die Glieder mit Wolle vom Unterleibe eines fetten Schaafes, welches aber nur kurze Zeit Linderung verschaffte. Sein bestes Mittel bey den stärksten Schmerzen bestand darin, daß er ein Stück Scharlach Tuch in heißen Brantwein getaucht, und aufgelegt, und die Wärme dadurch beständig unterhalten, dafier den Brantwein, so heiß, als leidlich, auf den Scharlach tröpfeln lassen. Er versichert, daß die Erfolge hiervon der von der Moxa gleich gewesen, ohne daß die Haut aufgebrochen, oder eine Narbe zurückgeblieben wäre. Uebrigens wissen die Podagrifen sehr wohl, daß ein Stück weicher Flanell, um die Füße geschlagen, eine ganz gute Linderung gebe.

Ich kam in die Stelle dieser Mittel aus meiner eigenen Erfahrung ein andres weit bequemer vorschlagen, das fast allezeit Nutzen stiftet, und zuweilen wunderbar hilft. Es besteht darin, daß man die schmerzhaften Glieder, so dicht als möglich, mit ganz dünnem Wachstuche dergestalt bekleide, daß die glatte Seite desselben die Haut unmittelbar berühre. Die Dichtigkeit des Wachstuchs verhindert die Materie der Ausdünstung, schnell davon zu fliegen; und indem sie solchergestalt die Haut wie eine warme Wolke umhüllt, so setzt sie die Glieder in einen so starken Schweiß, daß man öfters die Handschuhe, oder die Strümpfe vom Wachstuche abnehmen, und trocknen muß, da man dann zuweilen das Wasser herausgießen kann. Ich habe oft gesehen, daß dieser Schweiß die Haut der Glieder wund und voll Blasen gefressen, und die Erleichterung der Schmerzen ist schnell und merklich, ja nach vorhergegangnem hinlänglichem Purgiren, auch anhaltend und dauerhaft. Mit Vergnügen habe ich gefunden, daß dem Herrn Tissot dieses Mittel auch gelungen

gelungen ist. Er zieht das grüne Wachstuch andern vor. Es gehört noch in diese Reihe der Mittel, die Ausdünstung der gichtischen Glieder zu befördern, der äußerliche Gebrauch des Wedelschen Bezoards, welches nichts anders, als eine Auflösung des Camphers in ausgepreßtem Mandelöle ist. Herr Schulze hat in einer zu Upsal herausgekommenen Abhandlung die Tugenden dieser Arzney wider die Sicht gerühmt.

Weit berühmter sind noch die warmen Breyumschläge aus Brodtrumen, Chamillen- und Fliederblumen, und etwas Saffran, in Milch gekocht. Ein ganzes Heer von Schriftstellern rühmt ihre Tugenden. Forestus erzählt, daß das mit ein Wundarzt zu Leiden die Gichtschmerzen zum Wunde curirt habe. Plater hat einen ähnlichen solchen Umschlag bey einem Gonagrifen vortreflich befunden. Bayer pries heiße Milch allein, in leinenen Tüchern stets aufgelegt, und Forestus zog dieses Mittel dem Sälblein aus Opium vor. Aus ähnlicher Zusammensetzung machte Montagnana Umschläge. Lister verordnete dergleichen mit gerbsteter Aloe. Verulamius ließ solche Umschläge lauwarm auflegen, und verwechselte sie nach drey Stunden mit einem medicinischen Eisenwasser. Herr Keller hat denselbigen Breyumschlag noch angepriesen, und ein gewisser französischer Leibarzt vertrieb mit einem Bade von lauer Milch, worin Fliederblumen gekocht waren, und womit er die Glieder badete, und warm begoß, den Schmerzen sehr oft, wie er versichert, in einer Viertelstunde. Ich gestehe, daß ich, so vieler Autorität ungeachtet, dieses Mittel, weil ich es nicht bedurft, zu wenig versucht habe, als daß ich zu seinem Lobe mein Zeugniß hinzufügen könnte. Ich erwähne es hier in der Reihe der schweißtreibenden äußerlichen Mittel, wiewol es vielleicht unter den krampflindernden oder erschlaffenden seinen Platz füglich erhalten möchte. Ich werde unten sagen, wie viel ich den Mitteln von dieser letztern Art zutraue.

Die dritte Methode, die gichtische Materie durch die Haut auszutreiben, besteht darin, daß man die dickern Säfte, Der Arzt. IX. Th. Berth. Ausg. M ja

ja das Blut selbst, in natürlicher Gestalt, aus den Gelenken herauszieht, und hierdurch der gichtischen Materie zugleich den Ausgang befördert. Diese Methode ist beschwerlicher und schmerzhafter, als die vorhergehenden. Wenn aber jene nicht helfen, der muß sie ausstehen.

Voilà le moment de la Philosophie.

Unter diesen Mitteln verdient die *Moxa* oben an zu stehen, welche durch den Brand die Haut verwundet, und die Säfte aus den Gelenken zieht. Sie ist nur in den Fällen brauchbar, wo der gichtische Schmerz gleichsam einen gewissen Brennpunkt formirt, worinn er sich vereinigt. Sobald er sich weiter ausbreitet, kann sie nicht angebracht werden. Die Wunden, welche die *Moxa* zurückläßt, müssen hernach besonders curirt werden. Schon *Hippocrates* und *Celsus* ließen in der Hüftgicht über den Hüften an drey oder vier Stellen mit glühenden Eisen Wunden in die Haut einbrennen, und die Cur der *Moxa* ist nur eine Nachahmung dieser uralten Methode. Mein 93tes Blatt beschreibt diese Cur so umständlich, daß ich hier nichts mehr davon sagen darf. Sonst kann davon in den *Melanges de Chirurgie* des Herrn *Pouteau* eine schöne Abhandlung gelesen werden.

Man kann ihre Stelle durch Blasenpflaster ersetzen, welche von vielen großen Aerzten angepriesen werden. *Sennert* versetzte sie mit schmerzstillenden Arzneien; allein, sie haben dieser Verbesserung nicht nöthig. *Warandäus* hat schon mit dem gemeinen spanischen Fliegenpflaster ein *Gonagra* (eine Kniegicht) mit großer Geschwulst glücklich curirt, wozu viele purgirende, schweißtreibende und äusserliche Arzneien ohne Nutzen gebraucht worden waren. *Ettmüller* schrieb den Blasenplastern in der Hüftgicht große Tugenden zu, wiewol Herr *Medicus* das Brennen oft vorzieht, und auch *Mead* weniger davon verspricht, als von andern Mitteln, die ich bald anführen werde. Inzwischen rieth er doch, bey zurückgetretener Gicht, nach den erwärmenden milden Purganzen, die Cordiale und Blasenpflaster. In einer Preisschrift von der Gicht, welche in Schweden

net worden, rath der Verfasser beym Zurücktreten der Gicht, oder, wenn die entzündete Stelle eitern will, die Blasenpflaster an den leidenden Theil zu legen, und dabey innerlich Hirschhornsalz mit Rheinwein gesättigt, zu einem Löffel voll, einzunehmen. *Liger* nimmt in solchem Falle, beym Blasenlassen und Brechmitteln und Purganzen, ebenfalls die Blasenpflaster zu Hülfe. *Coste* fügt hinzu, daß man mit dem *balsamo arcaei* die Wunde lange offen halten müsse. Eben so versichert *Hundertmark*, daß nichts geschickter sey, das zurückgetretene *Podagra* geschwind wiederherzustellen, als Blasenpflaster an den Fußsohlen. Aber auch außer diesem Endzwecke, schreibt *Mead*, in der ordentlichen Gicht den Gebrauch der Blasenpflaster mit vor. Gleichergestalt legte *Linnaeus* einem Gichtischen, der vom zurückgetretenen *Podagra* ganz vergeßlich geworden war, Blasenpflaster in den Nacken. Der Herr von *Haen* erzählt, daß der große *Boerhaave* seinen Zuhörern oft gesagt habe, wenn er eine geheime Arzney ausgeben möchte, so würden es spanische Fliegen in verborgener Gestalt wider die Hüftgicht seyn. Er legte ein handbreites Blasenpflaster an die Lende, und heilte hernach die Wunde. Wollte der Schmerz nicht weichen, so wiederholte er es nach acht Zwischentagen, und so fort, da er es denn nie über drey oder viermal nöthig hatte. Der Herr von *Haen* selbst hat durch dieses Mittel Unzählige von alt eingewurzelten gichtischen Hüftschmerzen befreit, und Herr *Störck* preiset es in den Fällen an, wo die Entzündung einen Mittelpunkt formirt, damit die Schärfe die Knochen nicht anfreße.

Es ist aber nicht schlechterdings nöthig, sich bloß an die spanischen Fliegen zu halten. Denn es haben andre Aerzte mit gleich gutem Erfolge auch andre blasenziehende und dergleichen Mittel gebraucht. Die Blätter des *Ranunculus* sind darum berühmt. *Bagliv* gebrauchte sie, wenn andre Mittel nicht helfen wollten. *Ettmüller* legte sie, gestoßen, sechs Stunden lang, bis sie Blasen gezogen hatten, wider die Hüftgicht an die Lenden, und vertrieb damit den Schmerz vollkommen. Herr *Allen*, der sich dieses Mittels ebenfalls

mit Nasen bedient hat, erwähnt, daß ein umher ziehender Arzt einstmals mit diesen Blättern (*Ranunculi flammulae minoris palustris*) wunderbare Curen verrichtet habe. Dieser legte sie ein wenig unter das Knie, und vielleicht war dies das ganze Geheimniß, wodurch er so viel damit ausrichtete; denn es kommt allerdings auf die Wahl der Stelle an, wo man dergleichen Mittel applicirt. Nach dem vernünftigen Rathe des Herrn *Corunnus* müssen die Blasenpflaster da, wo der Nerve unter der Haut liegt, das ist, oben an der kleinen Schiene, unten an derselben beyh Gelenke des Fußes und oben am Rücken desselben, applicirt werden. Den Blättern des *Ranunculus* machen in verschiedner Absicht, die Pflaster von Mastix und Brantwein, und besonders die Salbe aus Honig und ungelöschtem Kalk, womit das ganze Hüftbein bedeckt wird, den Rang streitig, welche der Herr von *Saen*, und nach ihm auch Herr *Tissot* angepriesen hat.

Mead schlägt bey der Hüftgicht, statt der Blasenpflaster, ein Haarseil, oder ein Fontanell am Schenkel, unter der schmerzhaften Stelle vor. Das erstere rühmt er, als sehr vortreflich; das letztere soll, vermittelt einer äßenden Arznei, an der inwendigen Seite über dem Knie angelegt, und lange Zeit bis zur völligen Sicherheit offen erhalten werden. Die Blasenpflaster verwirft er, nebst den Schröpsköpfen, aus keiner andern Ursache bey der Hüftgicht, als weil sie hier zu wenig helfen, da die Materie zu tief sitzt. Er trauet einem Pflaster aus Burgundischem Pech, mit dem achten Theile Euphorbium versetzt, und mit Terpentin zubereitet, mehr Kräfte zu. Herr *Allen* rühmt ein ähnliches Pflaster aus burgundischem Pech, mit ausgepresstem Senfölemalaxirt. Ein Pflaster aus Mastix, in Weingeist aufgelöst, hat, nach des Herrn von *Saen* Versicherung, ein rebellisches Lendenweh glücklich vertrieben.

Bei großer Geschwulst und Entzündung der Gelenke möchte man Bedenken und Schwierigkeiten finden, alle die unter dieser letztern dritten Methode vergeschlagenen Mittel an den schmerzhaften Theilen selbst ohne Unterschied anzubringen.

bringen, und anderer Orten könnten sie wol zu wenig helfen. Daher will ich noch eine vierte Classe von Mitteln vorschlagen, die sich zu geschwollenen, erhisten und entzündeten Gelenken gut schicken. Es sind diejenigen, die wirkliches Blut aus den schmerzhaften Theilen ziehen. Die Türken in *Smirna*, lassen sich, wenn sie, trotz ihrer großen Mäßigkeit, dennoch einmal das *Podagra* bekommen, welches doch selten geschieht, die Fußsolen so lange prügeln, bis sie stark schwellen: schneiden sie hernach auf, drücken das geronnene Blut aus, und legen den Balsam von *Mecca* darauf, und so glauben sie versichert zu seyn, daß das *Podagra* nie wieder komme. Die *Japoneser* stechen sich mit Nadeln. Wir Schröpfer preisen das letztere an den leidenden Theilen, und verlangen, daß sie tief verwundet werden. Ich will ohne Umschweife sagen, daß ich die Blutigel fürs Beste unter allen diesen Mitteln halte; und es ist sonst nichts daran auszusetzen, als daß sie zuweilen an den entzündeten Stellen nicht saugen wollen. Ihr Effect ist vortreflich. Ich finde, daß sie *Riverius* an die schmerzhaften Gelenke setzte, nachdem er den Leib mit Purganzen gereinigt hatte, und zwar am meisten, wenn die Adern stark aufgetrieben und voller Blut waren. Herr *Gisler* erzählt in den Abhandlungen der Königlich-Schwedischen Akademie, daß ein *podagrischer* Mann, welcher an den Füßen dünne Haut und hitzige Wasserblasen mit Sichtsmerzen gehabt, unten an den Fußknöcheln und an den Zehen Blutigel gebraucht, und dadurch jedesmal auf sechs Monate von diesen Uebeln befreit worden sey. Er führt vom *Sacutus* an, daß er sie bey unleidlichen Lendenschmerzen, zu acht großen Thieren auf einmal, an die Lendenmuskeln, wie auch beyh *Chiragra*, *Podagra* und *Gonagra*, nach vorhergegangener Reinigung des Körpers, verordnet. *Pringle* will ebenfalls, daß man, bey reißenden Schmerzen mit Geschwulst, an dem Orte, wo die Entzündung und Geschwulst am größten sind, drey bis vier Blutigel setzen, und das Blut so lange laufen lassen soll, bis es von selbst aufhört. Wo weder Geschwulst noch Entzündung ist, helfen die Blutigel nichts, und da sind

die Mittel aus der vorigen dritten Classe brauchbarer. Ein jeder kann aus allen Classen diejenigen wählen, die sich für ihn und seine Umstände am besten schicken; und da fast alles Hülfsmittel oder chirurgische sind, so kann kein Gichtischer sich beschweren, daß ich ihn, außer den Purganzen, mit innerlichen Arzneien überhäufen wolle.

Das, was ich bis hierher erwähnt habe, könnte zur gründlichsten Cur der Gicht allein hinlänglich seyn. Die Digestive und Purganzen und Brechmittel verstopfen die Quelle der gichtischen Materie, und die heute von mir beschriebenen Arzneimitteln führen die, so sich schon weiter im Körper verlaufen hat, aus ihm heraus. Diejenigen, welche den Ursprung der gichtischen Materie im Blute suchen, setzen ihre Hoffnung fast allein in auflösende Arzneien, wohin insbesondre die Seife gehört, die Boerhaave gern bey der Gicht brauchte. Bey der alt eingewurzelten knorrigten Gicht sind dergleichen Arzneien am brauchbarsten; und überhaupt sind sie, wie ich schon im vorigen Blatte gesagt habe, zur Cur der Gicht dienlich, wenn sie auch gleich nicht aus dem Blute, sondern aus dem Magen entspringt. In den Paroxysmen würden sie allein zu langsam wirken, und außer denselben bleiben sie die Zuflucht der Ärzte in solchen Fällen, wo sie die Gicht durch Arzneien verhüten sollen, weil man nicht beliebt, sie durch diejenige Diät zu verhüten, die ich im 220sten Blatte erklärt habe. Daß man sich betrogen würde, wenn man, um der Ähnlichkeit der gichtischen und Steinmaterie willen, und da die Seife gut thut, das Kalkwasser mit besondrer Hoffnung hierzu wählen wollte, erhellt aus einer Stelle von Herrn A. Byrr, die ich anführen will.

„Wegen der großen Verwandtschaft, welche von den Schriftstellern in der Arzneykunst zwischen dem Podagra und Steine vorausgesetzt wird, möchte es sich vielleicht der Mühe verlohnen, die Wirkungen des Kalkwassers auch bey dem Podagra zu versuchen; und da der gelehrte D. Cheyne versichert, daß der podagrische Kalk und der Blasenstein in Ansehung aller ihrer wesentlichen Eigenschaften von einerley Art sind, und bey der chymischen Untersuchung beyde einerley
» Grunds

» Grundtheilchen darbieten, so suchte ich etwas davon zu überkommen, und weichte ihn in Kalkwasser ein. Weil er leichter als das Wasser ist, so schwamm er anfänglich oben; als er aber viele Luftbläschen von sich gegeben hatte, so fiel er bald zu Boden, und in einem bis zween Tagen war er so weich wie Butter geworden. Als ich aber nachgehends ein Stück von diesem podagrischen Kalk in gemeines Wasser einwässerte, so bemerkte ich vollkommen eben die Wirkungen davon, als von dem Kalkwasser, so daß sich bey aller Wahrscheinlichkeit, die man von dem Nutzen des Kalkwassers in Ansehung podagrischer Personen, wegen der vorausgesetzten Verwandtschaft zwischen dem Podagra und Steine haben kann, dennoch nichts aus diesen Versuchen schließen läßt.

Ist will ich noch von etlichen andern wider die Gicht gewöhnlichen Hülfsmitteln einige Anmerkungen mittheilen.

Man hat die Electricität bey der Gicht versucht, und gefunden, daß sie dieselbe nicht nur nicht lindere, sondern auch die gichtische Materie zurück treibe. Daher wird man sich eine vergebliche und gefährliche Mühe ersparen, wenn man bey ihr sein Heil nicht sucht. Die glücklichen Erfolge sind immer rar geblieben.

Die eigentlichen schmerzstillenden Arzneien, besonders vom Opium, sind von so zweydeutiger und undanerhafter Wirkung, und erhitzen das Blut so sehr, daß man sie nie anders, als in besondern Umständen, die sehr bedingt sind, sicher verordnen kann. Ich weiß wohl, daß Sydenham das Laudanum gebrauchte; aber er besaß auch die Einsichten, welche wenige andre haben. Er selbst, und Pringle, Mead und Junker widerrathen den innerlichen Gebrauch des Opium und ähnlicher Arzneien aufs redlichste, und Mead warnt davor, besonders aus dem Grunde, weil sie das Zurücktreten der Gicht leicht veranlassen, hauptsächlich wenn man sie äußerlich gebraucht. Schon Bayer mißbilligte die Salben aus Opiaten, weil sie die Materie nur fester setzen und unauflösbarer machen, worin ihm Forestus beypflichtet. Ettmüller sagt, man könne die Opiate fast niemals mit Nutzen

Nutzen verordnen, weil sie das Uebel ärger machten, und die Operationen der Natur hinderten. Junker mißbilligt sie darum, weil sie das Verkrümmen der Glieder befördern. Besonders aber warnt er vor den innerlichen Anodynis im heftigen Paroxysmo, als wovon ein schneller Tod, zehrende Fieber, und weil sie den Leib verschließen, grausame Colicken entstehn. „Vor dem Paroxysmo genommen, sagt er, können sie zwar so viel wirken, daß er nicht so gar lange dauret; aber er wird desto geschwinder wieder kommen, und unter dessen bereiten sie den Körper nach und nach zu Lähmflüssen zu. Auch in kleiner Dosi genommen, schaden sie, weil sie die Zufälle nur unordentlicher und hartnäckiger machen.“ Diese Erfahrungen müssen billig Jedermann warnen, sich den Schmerz nicht auf eine so gefährliche Weise vertreiben zu lassen; und ich habe befunden, was auch die Natur der Sache selbst lehrt, daß die neuen Ansätze der Schmerzen, nach der genossenen kleinen Ruhe von den betäubenden Arzneien, weit unerträglicher sind, als die man in einem fort toben läßt.

Um die Knoten, welche die oft wiederkehrende Sicht in den Gelenken nachzulassen pflegt, zu erweichen, muß man aus gemeinem Weinstein und ungelöschtem Kalk in Wasser aufgelöst, eine Salzmasse verfertigen, welche man mit leinenen Tüchern warm auflegt, welches Mittel der Herr van Swieten gerathen hat. Sonst hat der Herr Hofrath Daniel in Halle die warmen Bäder, erweichende Hausbäder, Seife und stinkendes Weinsteinöl, vorgeschlagen, und Herr Baumer das Dippelische Del mit Nutzen versucht. Die aufgesprungenen Glieder an Händen und Füßen, müssen durch einen langen Gebrauch des Palmöls curirt werden.

Es giebt noch eine große Menge andrer, sowol äußerlicher als innerlicher Arzneien, die man in der Sicht zu gebrauchen pflegt, welche ich aber mit Bedacht verschweige, theils weil ich sie für überflüssig und unnütz, theils weil ich sie für gefährlich und schädlich halte. Viele werden verordnet, um die gichtische Materie aufzulösen, und zur Ausfuhrung erst geschickt zu machen, unter welchem Vorwande man oft der Theorie auf Kosten der Kranken ein Opfer bringt, und viel

viel gelehrten Unsinns verbirgt, wiewol ich nicht leugnen will, daß es einige wenige Aerzte gebe, die hierin mit Grunde und Weisheit verfahren, wie es die besondern Umstände bey einzelnen Kranken erfordern. Unter den äußerlichen Mitteln sind die zurücktreibenden und die schlaffmachenden (relaxantia) oder erweichenden am gemeinsten. Die erstern sind gefährlich; die letztern sind den Kranken angenehm, und werden von ihnen oft erbeten. Allein sie unterhalten die Schwachheit der Gelenke, und machen eine Palliativcur der Schmerzen, die nie gestattet werden muß, außer in dem äußersten Falle, wo dieser von ihnen gestiftete Schade ein kleineres Uebel seyn würde, als der, den sie verhüten. In solchem Falle mag man den Rath des Cotunnus versuchen, die Gelenke mit kaltem, aber ja nicht mit warmen Oele, zu reiben, als welches letztre die Schmerzen vermehrt.

Das Froeschlechwasser wird von Vielen gerühmt, noch weit mehr aber die gekochten und gequetschten Rüben, wam umgeschlagen, wie Benedictus Veronensis schon gerathen, welchem Forestus darin beypflichtet, und ihren Gebrauch, nach den Purganzen, lobt. Ein gewisser französischer Leibarzt und Mitglied der medicinischen Facultät zu Paris, hat noch neuerlich von diesem letztern Mittel große Dienste versprochen, und Herr Chevalier zieht es den Bädern von Gliedern still vor. Man legt geriebene Steckrüben, davon die kleine schwärzliche Art die beste ist, zweyen Quersfinger hoch, über drey bis vier Finger dick gehechelten Flachs gestrichen, auf, damit es nicht so bald trocken werde, und erneuret diesen Umschlag, che die Rüben ganz vertrocknen. Ein Mann, welcher oft langwierige und schmerzhaftige Umschläge von der Sicht gehabt, hatte sich damit seit vielen Jahren völlig davon befreiet. Bey einer gichtischen Jungfer, deren Fuß, Schenkel und Lende außerordentlich entzündet und schmerzhaft waren, und die fast ein Jahr hatte zu Bette liegen müssen, erfolgte von dem Umschlage ein erstaunlicher Schweiß über den ganzen Leib, wodurch ihre Krankheit auf immer vertrieben wurde. Bey andern hat dieses Mittel die Schmerzen ohne Schweiß vertrieben, wenigstens allezeit

erleichtert. Ich will es seinem Glücke überlassen, und halte dafür, daß es, nach der gehörigen innerlichen Cur, sicher genug versucht werden könne.

Statt aller übrigen äußerlichen Arzneyen möchte ich den flüssigen Balsam aus harzigten Bäumen allein empfehlen, wie dann auch schon oben der daraus zubereiteten Pflaster gedacht worden. Man hält dafür, daß er die gichtische Materie auflöse und erweiche. **Potterius** bereitete das Pechpflaster mit Schwefel; und obgleich **Ermüller** dasselbe in der Hüftgicht anpreiset, so scheint doch diese Verbesserung so überflüssig als unsicher zu seyn. Das reine Pech leistet alles, was man verlangen kann. „Unsre Bauern, sagt **Thomas Bartholin**, beschmieren, so oft sie Gichtschmerzen empfinden, den ganzen Vorderarm, wie auch den Untersfuß, bis an die Fingerspitzen und Zähne, mit Pech, oder mit norrischem Wagentheer, ganzer vierzehn Tage lang, wovon nicht allein die Schmerzen verschwinden, sondern auch selbst die Knoten aufgelöst, und die Glieder, wo nicht gänzlich, doch auf viele Jahre, befreiet werden, da dann eben dasselbe Mittel wiederum Dienste leistet.“ Vom innerlichen Gebrauche dieser balsamischen Arzneyen wider die Gicht habe ich im 144ten Blatte Beobachtungen erzählt, welche hierbey verglichen zu werden verdienen.

Ich muß zum Beschlusse noch ein Wort vom Blutlassen im Paroxysmo der Gicht sagen. Wie viel davon zur Verhütung der Gicht zu halten sey, habe ich im 220sten Blatte gesagt. Es giebt Aerzte, die jede Cur der Gicht mit Blutlassen angefangen wissen wollen. **Junker** verordnet erst nach dem Blutlassen den Gebrauch der Digestive und Purganzen. **Mead** setzt dasselbe in der Ordnung vor die Blasenpflaster und Purganzen. Allein wenn man den wahren Sinn dieser Männer begreift, so wird man überführt, daß sie dadurch die Hauptcur nicht zu bewerkstelligen gedenken, sondern es als eine Nebensache betrachten. **Junker** leitete die Gicht ursprünglich von der Vollblütigkeit her, und doch war der Anfang seiner Cur mit Blutlassen kein bloßes Compliment, das er der Theorie machte, sondern er wußte, daß wirklich die

die Gichtischen oft vollblütig sind, und daher konnte ihnen einiger Verlust des Bluts nützlich seyn. Uebrigens erklärt er sich ganz deutlich wider das Blutlassen im Paroxysmo, indem er sagt, „daß es alsdann nicht nur öfters die Krankheit hartnäckiger mache, sondern auch die Recidive beschleunige und verschlimmere, und wenn man es nicht wiederholen wollte, die übrige Cur vergeblich machen würde. Wenn es aber gleich im Anfange, oder bey dem Beschlusse angestellt werde, so thue es zuweilen einigen Nutzen, wiewol alsdann vier bis fünf Blutegel an den Hämorrhoidalörtern, oder ein tiefes und reichliches Schröpfen der leidenden Theile selbst, weit besser wären, und man damit oft die Hüftgicht vollkommen vertrieben habe.“ Der Herr Leibarzt **Vogel**, in Göttingen, zieht selbst das eigentliche Ueberlassen an den gichtischen Theilen, allen übrigen Blutausführungen, in Absicht der Wirksamkeit, vor. **Mead** erklärt sich eben so, wie **Junker**, indem er das Blutlassen im Paroxysmo nur dann, zur Linderung der Schmerzen und zur Beförderung des Ausbruchs der gichtischen Materie, für dienlich erachtet, wann bey der Gicht das heftigste Fieber, mit Rasereyen oder mit Erstickungen, vorhanden ist. Es sind demnach jederzeit nur gewisse Nebenumstände, welche das Blutlassen bey der Gicht nützlich machen, eigentlich aber so unwesentlich damit verbunden sind, daß man behaupten kann, es sey bey der Gicht das Blutlassen eben so wenig eine Regel, als bey dem verdorbenen Magen. Ich weiß zwar, daß **Pringle** und **Tissot** bey Rheumatismen mit Hitze und Geschwulst der Gelenke, ein öfteres Blutlassen für nöthig halten; allein diese hitzigen Rheumatismen sind eine wahre Entzündungskrankheit, die in einer Erhitzung des Bluts von unterbrochener Ausdünstung besteht, und die man also auch mit Recht, wie eine Entzündung curirt, welches gemeinlich in vierzehn Tagen vollbracht ist. Mehr Aehnlichkeit hat die Gicht mit denjenigen Rheumatismen, welche Herr **Tissot** langwierige nennt, und von diesen beyden sind auch die Curarten übereinstimmiger. (S. das 303 Bl.) Nichts desto weniger sind auch diese letztern keine wahre Gicht, weder in ihrem Ursprunge,

sprünge, noch in ihrem Laufe, weder in der Materie, noch in der Form, weder in Absicht auf die Diät, noch in Absicht auf die Cur. Man unterscheidet alle diese ähnliche Krankheiten im gemeinen Leben, ohne besondre Gelehrsamkeit ziemlich richtig, und kennt sie, ohne zu wissen an welchem Unterscheidungszeichen. Hierbey muß ich es bewenden lassen, wo nicht meine Blätter zu sophistisch werden sollen.

Wenn meine Leser nunmehr den ganzen Plan der Cur aller Arten der Gicht übersehn, so werden sie finden, daß das Vorurtheil ungegründet sey, als ob man die Gichtischen mit Arzneyen überhäufen müßte, oder als ob dies alle Aerzte thäten. Bloß die Verdauungswege erfordern einige Arzneyen, weil hier die Quelle des Uebels verstopft werden muß. Die ganze übrige Cur besteht in der Ausführung der gichtischen Materie durch die Haut, und erfordert keine innerliche Arznei. Nach der Gicht ist die Diät, welche die Gicht verhütet, die beste Nachcur. Auch diese Diät erfordert, außer einer erwärmenden Purganz, keine Arzneyen, und ich weiß in Wahrheit nicht, wie man weniger von einem Arzte verlangen könne. Gleichwol ist es gewiß, daß diese höchst simple Methode unendlich mehr Nutzen stiftet, als die gelehrteste und gesuchteste, und ich zweifle nicht, daß alle, die sie versuchen, sich Glück dazu wünschen werden, ihr gefolgt zu haben. Wollten diese zugleich die Diät der Gichtischen halten, so würden sie von dieser Krankheit lebenslang frey bleiben. Sie ist aber eine der allerbeschwerlichsten Verleugnungen seiner selbst.

Voilà le moment de la Philosophie.



Zwey hundert drey und zwanzigstes Stück.

Belust. des B. u. B.

Forscht, ob der Schluß aus klaren Gründen fließt?

Mein Herr,

Seitdem ich den Abriss Ihres Lehrgebäudes von der Sinnlichkeit thierischer Körper, (S. das 101 und 102 Bl.) und darin Ihre Meynung vom Gefühle der Nerven, und von dessen Einflüsse in die Bewegungen der Muskeln gelesen habe, welcher letztere auch in den Fällen erfolgt, wann die Eindrücke in die Nerven keine Empfindungen in der Seele hervorbringen: bin ich wegen desjenigen Grundsatzes ganz zweifelhaft geworden, welchen der Prof. Krüger in seiner Physiologie festgesetzt hat, daß nämlich auf eine jede Empfindung eine Bewegung erfolge, die der Empfindung proportional wäre. Es würde keine ganz unnütze Erläuterung seyn, wenn Sie uns von diesem Lehrsatze, der in das System von der Sinnlichkeit thierischer Körper gehört, Ihre Gedanken sagten. Uebrigens muß ich Ihnen berichten, daß Herr Schlichting der einzige nicht sey, wie Sie glauben, der das Gefühl in die Nerven selbst gesetzt hat; und da sich derselbe kein Bedenken machen würde, dasselbe zu behaupten, wenn von wirklich vorgestellten Empfindungen die Rede wäre, so kommt seine Meynung mit der ihrigen weit weniger überein, als es wohl anfangs scheinen möchte. Wissen Sie wohl, daß im Micromegas der Sekretaire aus dem Saturne schon unter die dortigen wesentlich von einander unterschiedenen Substanzen solche Wesen zählt, wie Ihre Nerven sind: nämlich erst die Materie, dann die ausgedehnten Wesen, welche Gefühl haben, ferner die ausgedehnten Wesen, welche Gefühl haben und denken, und endlich die denkenden Wesen, welche keine Ausdehnung haben. Diese ausgedehnten fühlenden, nicht denkenden Wesen sind eigentlich die Nerven, wie Sie es meynen, und hier finden Sie also Ihren Gedanken schon richtiger. Nügend aber habe ich ihn so deutlich gelesen, als vom Herrn v. Buffon, im ersten Bande des vierten Theils seiner Histoire der Natur (S. 7. der Uebers.) „Lasset uns, sagt er daselbst, „die

„die sinnliche Nahrung, (Sensation,) Sie mein Herr, würden sagen, „das Gefühl) von der Empfindung (Sentiment) unterscheiden. Die „ertere ist bloß eine Erschütterung, die in den Sinnen (Nerven, „Sensorium,) vorgeht. Die letztere aber besteht darin, wenn jene „sinnliche Nahrung, mittelst ihrer Fortpflanzung in das ganze Sy- „stem der Sinnen (zum Gehirn,) angenehm oder unangenehm gewor- „den ist: (Es sollte heißen: vorgestellt wird; denn nur dadurch kann „sie angenehm werden.) Denn hierinn besteht das Wesen der Em- „pfindung, der Seele.) Sehen Sie hier Ihren Gedanken: allein „der Herr v. Buffon wendet ihn unrichtig an, und verwirrt immer „das Gefühl und die Empfindung, wie man bisher schon gethan hat. „Alle äußerliche Bewegung der Thiere, und alle Anwendung ihrer „Kräfte, sagt er, hängt von der Empfindung ab. „Nichts weniger: „denn das Gefühl hat wenigstens eben so viel Theil daran. Er setzt „den Sitz der Empfindung, aus einer wunderlichen Verwirrung, ins „Zwerchfell, weil in dieser Gegend bey den Leidenschaften ein besonde- „rer Eindruck empfunden wird, welches doch bloß eine Wirkung der „Leidenschaften in die Lebensbewegungen ist. Kurz, der Herr von Buf- „fon verbrudelt alles wieder in demselben Augenblicke, nachdem er die „Wahrheit erkannt hat. Genug aber, er hat das Gefühl, das nicht „vorgestellt wird und bloß im Nerven wohnt, von dem, das die „Seele denkt, deutlich unterschieden, ja er hat auch sogar erkannt, „daß die Thiere, die kein solches Sensorium wie die Denkenden ha- „ben, wenig empfinden, und es würde nicht viel Mühe kosten, ihn „auf Ihre Seite zu bringen, daß sie gar nicht gedenken und keine „Seelen haben.

Wollte man sagen, daß solche fühlende Maschinen keine Thiere „wären, so würde man den Redebrauch beleidigen: denn es würde „viel seltsamer klingen, daß die Schnecken, Auster, Polypen, Läuse, „Ameisen, kurz, alle thierische Substanzen, die kein solches Gehirn „und Sensorium, wie die denkenden Thiere haben, keine Thiere wä- „ren, als wenn man sie nur für eine besondre Art derselben hält. Das „Gefühl unterscheidet das Thierreich vom Pflanzenreiche: nicht das „Denken, nicht der Willkühr: allein es giebt fühlende Wesen, die „denken, und das sind also denkende Thiere, gleichwie jene eine be- „sondre Art von ihnen sind, die nur die Spuren des Gefühls, das „ist, die in ihren Bewegungen einen solchen Mechanismus äußern, „welcher sich nach den uns aus der Erfahrung bekannten Gesetzen der „Sinnlichkeit in allen Arten der Thiere richtet.

Sch propheteizte Ihnen aber, mein Herr, daß es lange währen „wird, ehe Sie den Leuten das ausreden werden, daß die künstlichen „Handlungen der Thiere, der Bau und die Ordnung der Bienen und „Ameisen, das Weben der Spinne und des Seidenwurms, die Deco- „nomie und die Kriege der Insekten, und viel andre Dinge, von „Wesen

Wesen die nicht denken, bewerkstelligt werden sollten, theils weil „man immer glaubt, daß das, was nach Vernunftschlüssen erklärt wer- „den kann, auch wirklich darnach geschehen, und daß das, was nach „Absichten erklärt werden kann, nach Absichten geschehen müsse, da „doch dieses nicht einmal bey denkenden Thieren, ja selbst bey dem Men- „schen so befunden wird; theils, weil man die Gesetze der bloßen Sinn- „lichkeit, ohne das Zuthun der Vorstellungskraft, so wenig kennt, „daß man den Grad, wie weit jene reiche, noch gar nicht bestimmen „kann. Inzwischen haben doch auch hiervon schon einige Naturforscher „Muthmaßungen geäußert, z. E. Krüger von den Bienen, Ny- „tris von den Seidenwürmern, u. s. w. daß sie ohne Zuthun der Vor- „stellungskraft handeln. — Jedoch wohin bin ich gerathen! Ent- „schuldigen Sie, daß ich mich ungerufen in Ihre Sachen mische, „Ich bin u.

Antwort.

Ohne mich in alles das Uebrige hier weiter einzulassen, als ich schon „anderwärts gethan habe, bleibe ich lediglich bey der Anfrage, „wegen des Krügerischen physiologischen Grundsatzes, bestehen, den „ich selbst lange für richtig gehalten, und selbst in diesen Blättern, ehe „ich das System von der Sinnlichkeit, im 101 und 102 Bl. vorge- „tragen, ohne die ihm nöthigen Einschränkungen, weil sie mich zu weit „abgeleitet haben würden, beygehalten habe. Ich will ich klarlich „zeigen, daß er ganz unbestimmt, schwankend und wenig brauchbar „sey, wenn man ihn so hinnimmt, wie ihn uns Herr Krüger ge- „geben hat.

Auf eine jede Empfindung soll eine Bewegung erfolgen. Ist hier „nur von Empfindungen der Seele die Rede, so ist der Satz zwar wahr: „aber er ist kein Gesetz der Empfindungen, sondern aller Vorstellungen „ohne Unterschied. Eine jede Vorstellung macht einen Eindruck ins „Gehirn, der sich zuweilen weit in die Maschine fortpflanzt, zuweilen „nicht, wenigstens uns unmerklich. Man möchte diesen Satz lieber „ein Gesetz der Begehrungs-Kraft, als der Empfindungen genennt „haben: denn die Begehrten sind es, die die lebhaftesten Bewegungen „nach sich ziehen, theils indem sie die Lebensbewegungen verändern, „theils indem sie die Muskeln willkürlich bewegen. Weil die Empfin- „dungen der Seele insgesammt entweder angenehm oder unangenehm „sind, mithin die Begehrungskraft in Wirkung setzen, und weil sie „zugleich die lebhaftesten unter allen Vorstellungen sind, so werden „fast alle Empfindungen der Seele von lebhaften Begehrten oder Ver- „absicherungen begleitet, und diese wirken mit proportionirlicher Leb- „haftigkeit sowol in die Lebensbewegungen, als in die Muskeln, die „zur willkürlichen Bewegung dienen. So muß man also diesen Satz „ver-

verstehen, wenn er von Empfindungen der Seele gelten soll, und so hat man ihn auch wirklich oft verstanden: aber noch viel öfter auch auf die bloßen Gefühle angewendet, und alles damit verwirrt, weil er sich darauf nicht anwenden läßt. Es giebt zweyerley Arten der Nerven: einige, die bloß fühlen, ohne sich in gewisse Muskeln zu vertheilen, die sie durch dies ihr Gefühl bewegen sollten. Dies heißen bloße Empfindungsnerven, und auf dieser ihr Gefühl erfolgen keine andre Bewegungen, als die die Empfindungen der Seele begleiten, wie ich eben gesagt habe. Die Gefühle der Nerven, die sich zugleich in gewisse Muskeln vertheilen, und Bewegungsnerven heißen, setzen diese Muskeln in Bewegung. Dieß ist das Gesetz des Gefühls. Wenn die Eindrücke in diese Nerven bis dahin gelangen, wo sie die Seele empfindet, das ist, wenn sie mit Empfindungen der Seele vergesellschaftet sind, so gesellen sich zu diesen vom Gefühle hervorührenden Bewegungen auch die, so von den Empfindungen der Seele herrühren, wie ich vorhin gewiesen, und diese sollte man billig stets von einander wohl unterscheiden. Nicht alle Eindrücke in die Nerven machen Empfindungen in der Seele: nichts desto weniger aber erfolgen die zu diesen Eindrücken gehörigen Bewegungen durch die Bewegungsnerven auf einerley Weise, sie mögen nun vorgefellt werden, oder nicht. Die Empfindung der Seele kommt hierbey nicht in Betrachtung, und man kann von diesen Bewegungen aus dem Gefühle nicht sagen, daß sie den Eindrücken in die Nerven, die sie hervorbringen, proportionirt wären. Beides ist erweislich. Ein abgeschnittener Nerv bewegt noch seinen Muskel bey jedem Eindrucke, so lange er lebt. Die starke Ausdehnung des Magens von elastischen Dünsten, bey den Ohnmächten und der Epilepsie, giebt seinen Nerven den heftigen Eindruck, welcher so gräßliche Convulsionen im ganzen Körper nach sich zieht, und gleichwol empfindet die Seele wenig oder nichts von diesem Eindrucke. Wenigstens kann man von der kleinen beängstigten Empfindung vor dem Wagn nicht behaupten, daß sie der Lebhaftigkeit der Convulsionen proportionirt wäre. Wenn also unter den Bewegungen, die auf Empfindungen folgen, diejenigen verstanden werden, welche das Gefühl eines Bewegungsnerven in seinen Muskeln hervorbringt, so sind diese keinesweges der Lebhaftigkeit der Empfindung, welche die Seele davon hat, proportional, vielmehr würden sie ohne alle Empfindung der Seele eben dieselben seyn. Daß sich aber auch die Bewegungen, die vom Gefühle der Bewegungsnerven kommen, nicht bloß nach der Stärke des Eindruckes, der ihnen gegeben wird, richten, ist offenbar, da oft ein heftiger Schlag, der Mark und Bein erschütteret, wenig Bewegungen nach sich zieht, wogegen die zarreste Berührung des Nervenmarks mit einer Nadelspitze allgemeine Convulsionen machen kann. Es kommt hier mehr auf die Beschaffenheit, als auf die Stärke der Eindrücke an

an, vielmehr ist hier etwas, das wir noch gar nicht verstehen. Man kann nicht sagen, daß ein Loth Quecksilber, welches man trinkt, einen schwächeren Eindruck im Magen machen sollte, als einige Tropfen Vitriolöl. Gleichwol geschieht das erste ohne Schaden, und auf das letztere erfolgen Convulsionen. Kein Nerve verhält sich gegen verschiedene Eindrücke gleich, sowol was seine Wirkung ins Gehirn, als die in die Muskeln betrifft: denn oft macht der eine Eindruck in eben den Nerven eine Empfindung in der Seele, da es ein anderer, von dem man es eben sowol vermuthen sollte, nicht thut, obgleich die Gemeinschaft mit dem Gehirne eben so ungehindert geblieben; man fühlt eine Schärfe in den Gedärmen oft nicht, wenn sie gleich einen Durchlauf erregt, da man doch von ein Paar Granen Jaspelharz, das empfindlichste Kneipen verspüren wird, wenn man es vor oder nachher einnimmt. Das Kitzeln eines Haars macht eine weit lebhaftere Empfindung in der Seele, als wenn man denselben Nerven mit einem Pfundgewichte beschweret, ja viele weit stärkere Eindrücke, als der Kitzel des Haars ist, werden in der Seele gar nicht empfunden. Oft macht der eine Eindruck in eben den Nerven, Bewegungen, die ein anderer, der dazu noch tüchtiger scheinen möchte, nicht erregt. Wenn Thiere an manchen Theilen das Schneiden und die schärfften Reizungen ausstehen können, ohne Convulsionen zu leiden, so können sie doch das Kratzen mit Drahtbürsten und gewisse andre Reizungen nicht ertragen, ohne daß man sagen könnte, daß diese von heftigerer Art wären. Kurz die ganze Meinung, daß die Bewegungen, welche auf ein Gefühl der Bewegungsnerven erfolgen, diesem Gefühle proportionirt wären, ist unbestimmt, schwankend und unsicher, es mögen nun diese Gefühle von der Seele empfunden werden, oder nicht, weil im ersten Falle nicht folgt, daß die Empfindungen der Seele desto lebhafter wären, je stärker der Eindruck in die Bewegungsnerven, oder ihr Gefühl ist, und im letztern Falle selbst die Bewegungen vom Gefühle der Nerven nicht mit der Stärke des Reizes derselben harmoniren. Wihin verdient gewiß diese Sache noch ganz besonders das Nachforschen der Naturbeobachter.

Wenn ich recht muthe, so liegt der ganze Grund der bisherigen Verwirrung der Begriffe darin, daß man die folgenden zweyen Sätze allzuvoreilig für ausgemachte Wahrheiten angenommen hat: Ein jeder sinnlicher Eindruck in die Nerven macht eine Empfindung, und: Jede Empfindung ist eine Vorstellung in der Seele. Wenn man diese beyden Sätze ohne nähere Einschränkung mit einander verband, so folgte nothwendig, daß jeder sinnliche Eindruck in die Nerven eine Vorstellung in der Seele hervorbringe. Da nun eine jede Vorstellung von gewissen Bewegungen im Körper begleitet wird, welche man Seelenwirkungen zu nennen pflegt; so schloß man, daß auf jeden sinnlichen Eindruck in die Nerven keine

andre als solche Bewegungen im Körper erfolgten, die Seelenwirkungen wären. Hier ist die Verwirrung offenbar, und sie liegt daran, weil man keinen Ausdruck hatte, wodurch man die sinnlichen Eindrücke in die Nerven, die bis zum Gehirn fortgehen und vorgestellt werden, von denen unterscheiden könnte, die dieses nicht thun. Es ist falsch, daß jeder sinnliche Eindruck in die Nerven eine Empfindung mache, wosern Empfindungen Vorstellungen sind. Der Eindruck in einen gebundenen Nerven macht keine Vorstellung. Gleichwol macht dieser Eindruck eben dieselbe Bewegung in den Muskeln, als wenn er vorgestellt, d. i. empfunden wird. Nithin liegt diese bewogende Kraft nicht in der Vorstellung der Seele vom Eindrucke, sondern in der eigenen Kraft des Nerven, seinen Muskel zu regen, wann er berührt wird, und diese Bewegung ist also keine Seelenwirkung. Wie heißt nun diese besondere Kraft des Nerven? Ich habe sie seine Sinnlichkeit, und den Eindruck selbst Gefühl genannt. Man muß also bey den Bewegungen, die auf die Eindrücke in die Nerven erfolgen, folgendermaßen philosophiren. Wenn ein Nerve berührt wird, so bewegt er, nach den uns unerklärbaren Gesetzen der thierischen Natur, den Muskel, in den er sich ausbreitet, es mag nun diese Verührung eine Empfindung in der Seele veranlassen, oder nicht. Dieß ist das Gesetz der Sinnlichkeit. Wird der Eindruck in den Nerven von der Seele zugleich empfunden, so zieht diese Vorstellung der Seele andre Bewegungen, die aus dem Gehirn kommen, nach sich, und dieß sind Seelenwirkungen. Wird er nicht im Haupte empfunden, so erfolgen davon keine Seelenwirkungen: in beyden Fällen aber sind die Bewegungen, die der Eindruck in den Nerven bloß nach dem Gesetze der Sinnlichkeit hervorbringt, einerley und eben dieselben. Es macht also nicht jeder Eindruck in die Nerven eine Empfindung, sondern nur ein Gefühl: oder, wenn das nicht gelten soll; so ist nicht jede Empfindung eine Vorstellung der Seele. Da aber dieß letzte von Jedermann angenommen ist, so muß man den ersten Satz leugnen, und dieß ist, was ich im 101 und 102 Bl. gethan habe. Auf jede Empfindung erfolgt eine Bewegung, und die ist eine Seelenwirkung. Auf jeden Eindruck in die Nerven erfolgt eine Bewegung, wenn sie sich in Muskeln theilen, die aber keine Seelenwirkung ist. Etwas bloß Mechanisches ist sie gleichwol auch nicht, denn eben dieselbe Verührung wird in keinem einzigen andern thierischen Theile zur bewogenden Kraft, außer in den Nerven. Die Nerven haben also, außer ihrer Empfindlichkeit eine eigenthümliche Kraft, durchs Anrühren Muskeln in Bewegung zu setzen, die von der Vorstellungskraft auf keine Weise abhängt, die gar nicht zu ihrer Kraft, der Seele Empfindungen zu geben, gehört, und die dennoch ein großes Principium der thierischen Bewegungen ist. Diese Kraft ist meine Sinnlichkeit. Man streite über das Wort, so viel man will.

Genug

Genug, daß diese Kraft vorhanden ist, daß man sie bisher unrichtig mit der Empfindlichkeit verwechselt, daß man daraus fälschlich alle die Bewegungen, welche die Nerven hervorbringen, wenn sie berührt werden, für Seelenwirkungen gehalten, und daß man dadurch in der Lehre von der Gesundheit, den Krankheiten und ihren Curen eine allgemeine Verwirrung der Begriffe eingeführt hat, die wirklich der Ausnahme der Arzneykunst bisher im Wege gestanden. Man wird ist erkennen, daß die Nerven in thierischen Körpern zweyerley thierische Kräfte besitzen. Eine, ihre Eindrücke zum Gehirn zu bringen, und der Seele Vorstellungen davon zu geben. Dieß ist ihre Empfindlichkeit. Eine andre, durch ihre Eindrücke ihre Muskeln zu bewegen. Dieß ist ihre Sinnlichkeit oder ihr Gefühl. Die Bewegungen, welche vom Gefühl herrühren, haben ihren Grund im Nerven selbst, unabhängig von der Seele und vom Gehirn; die, so von der Empfindlichkeit herrühren, werden durchs Gehirn auf eben dieselbe Weise, wie die willkürlichen Bewegungen und wie die körperlichen Leidenschaften bewerkstelligt, und zu diesen trägt der Eindruck in die Nerven nichts mehr bey, als daß er nur der Seele die Empfindung, die Vorstellung giebt, die ins Gehirn zurück bis in die Glieder wirkt: nichts mehr, als was ein Gedanke dazu beyträgt, der einen andern erzeugt, wodurch ich bewogen werde, eine gewisse Handlung zu verrichten. Man wird diesemnach, wenn man die Quelle einer thierischen Bewegung bestimmen soll, künftig nicht mehr so schließen, wie es noch in unsern neuesten und allerbesten Lehrbüchern steht: Weil diese Bewegung keine Seelenwirkung ist, da sie ohne Vorstellungen und in abgeschnittenen Gliedern erfolgt; so muß sie von der Reizbarkeit herrühren: denn es giebt noch die dritte thierische bewogende Kraft, die Sinnlichkeit, und um zu beweisen, daß sie von der nicht komme, muß man nicht darthun, daß keine Empfindung, kein Gehirn und keine Seele dazu nöthig sey, denn eben die Sinnlichkeit erfordert auch nichts von dem allen: sondern man muß beweisen, daß nicht die Verührung der Nerven, sondern der muskulösen Fasern, dieselbe Bewegung hervorbringe. Hieraus allein wird folgen, daß sie vom Reize herrühre. Man wird endlich auch den falschen practischen Grundsatz nicht mehr lesen: daß die Krankheiten der Nerven vom Gehirn entspringen, daß es Verlegungen der Seelenwirkungen wären, und daß sie durch eine Cur des Fehlers im Gehirn gehoben werden müßten. Es ist mir geantwortet worden, daß dieses ist die wenigsten Aerzte noch behaupteten. Wie lieb ist mirs, dieß zu hören! Noch lieber aber würde mirs seyn, es in unsern neuesten besten Schriftten auch wirklich zu lesen!

Man wird mich entschuldigen, wenn ich mich allzuweitläufig über diese Sache erkläre. Sie ist zu wichtig und zu unlegbar, als daß ich sie nicht mit allen Kräften ausbreiten, auslegen und vertheidigen sollte.

solte. Aus fast allen Beurtheilungen, die ich über dieses vorläufig bekannt gemachte System von der Sinnlichkeit thierischer Körper gelesen, habe ich ersehen, daß man meine eigentliche Meinung gar nicht verstanden habe. Nur der vortrefliche Herr D. Keimarius hat im Hamb. Correspondenten eine Recension dieses meines Lehrgebäudes bekannt gemacht, worinn meine Meinung erkannt ist. Einige von ihm dagegen gemachte Einwendungen betreffen eigentlich nur Nebensachen, die ich zum Theil gebessert habe; es ist mir aber desto erfreulicher gewesen, daß ein so scharfsichtiger und forschender Beurtheiler, wider das System selbst, so wichtig es gleichwol für alle Aerzte ist, die den igiten Stand unsrer Erklärungsarten der Gesetze der thierischen Oeconomie, des Reizes und der Empfindlichkeit, kennen, nichts eingewendet hat. Wenn ich nicht glaubte, daß wirklich wider die Hauptsache mit Grunde nichts eingewendet werden könnte, so würde mich die Zeit gereuen, die ich auf die Ausarbeitung desselben gewendet habe.

Mein Herr,

In Ihrem 107ten Blatte erwähnen Sie des Jorns als einer Lebensregel, und sagen, daß es zuweilen gesund wäre, sich ein wenig zu zanken. Seit dieser Zeit habe ich, weil ich gallreich bin, und doch nie Gelegenheit genug fand, mich zu erzürnen, das gewöhnliche Mittel ergriffen, zu heyrathen, und ich kann nicht anders sagen, als daß es mir so weit noch gut genug damit gelungen ist. Ich habe auf anderthalb Jahr keinen Tag ohne Zank gelebt, und ich und meine Frau, die zuvor bleichsüchtig und elend war, haben dabey zugenommen, weil wir, so bald nur einem von uns das mindeste fehlte, durch einen wohlthätigen Zank, die beste Präservationskur für alle weitere böse Folgen gebrauchten. Wollte ja zuweilen eine Unpäßlichkeit nicht gleich aufs erstemal weichen, so trieben wir die Sache aufs höchste, und es war wegen einer Verstopfung der Leber, da ich mich zum erstenmale genöthigt sahe, meine Ehelieste zu priegeln, welches Mittels sie sich nachher, mit gleich glücklichem Erfolge, bediente, als sie mir, bey einer Unverdaulichkeit, die sie neun Tage, bloß mit kleinen Palliativzänken, vergeblich bestritten, eine unversehrliche Ohrfeige gab, worauf sie denselben Abend zum erstenmale wieder mit dem besten Appetite speiste. Dieses Hausmittel hatte uns nichts vom Bestande, und die beste Glückseligkeit schon wieder dahin ist, ehe man sie noch recht genossen; so bin auch ich leider! meiner vortreflichen Panacee gar bald verlustig gegangen, indem meine werthe Frau

Grau mir durch einen plötzlichen Tod aufs schmerzlichste entrisen worden. Jedoch ihr Bleibens war nicht hier, und

Sie eilte zur Unterwelt,
Die Furien zu überschreien.

Weil nun die Gesetze verbieten, vor Verlaufe des Trauerjahrs wieder zu freuen, und ich in dieser langen Zeit gewiß mein Leben und meine Gesundheit zusehen würde, wenn ich nicht ein Zwischenmittel, bis zu meiner zwoten Ehe, hätte, so wende ich mich zu Ihnen, als einem in solchen Sachen wohl belehrten Manne, und ersuche Sie, mir irgending eine Arznei vorzuschlagen, deren ich mich bedienen könne, um mich täglich nach Nothdurft zu ärgern und zu zanken. Für diese Güte werde ich allezeit verharren, u.

Lattrator.

Antwort.

Mein Herr,

Wenn ich es nicht um meiner Ehre willen thäte, so sollte mich mein Gewissen gewiß nicht dazu überreden haben, Ihnen eine Arznei aufzusuchen, die sie zänklich machte. Allein, wenn es auf Ehre ankommt, so fallen alle übrige Schwierigkeiten hinweg; und da der Ehrgeiz sogar die Duell erlaubt, so bin ich Ihnen noch Dank schuldig, daß Sie mich nicht noch etwas Ärgers gefragt haben. Es wäre zu ungelehrt, wenn ich Ihnen zu Ihrer Absicht den Wein und Brantwein empfehlen wollte; denn dieses Mittel ist nicht aus der Apotheke, ob es gleich eben so gut Zank macht.

Erweckt der Wein den Muth
In ungefalteten wilden Seelen;
So weiß sich, in entflammter Wuth,
Der Thracier nicht zu verheelen.
Die Zobsucht reicht Gefäße her;
Da wird die Flasche zum Gewehr;
Da wechselt man, statt Kugeln, Krüge,
Da stößt das erste Glas alsdann
Geselligkeit und Freundschaft an;
Und Eris mischt die letzten Züge.

Außerdem verfehlt auch der Wein zuweilen seines Zwecks, und macht die zänkischen Leute freundlich, wie solches die glaubwürdigsten Dichter versichern, die von ihm singen:

Du ertränkst den Groll,
Und Versöhnungsvoll

Sieht und zecht mein Feind.
Er verwundert sich,
Sinn, und lacht auf mich,
Nacht, und ist mein Freund.

Ich will Ihnen also, für das Trauerjahr, ein zuverlässigeres und gelichteteres Mittel zum Zank vorschlagen, das man nur aus Schriften kennt, und das ist das *Bilsenkraut*, eine Art Gift, das Sie schon aus meinem 32sten Blatte einigermaßen kennen werden, und das Sie auf alle Weise gebrauchen können, weil es auf jede Weise Zank macht. Man mag die Wurzeln, die Blätter oder den Saamen einnehmen, oder die Decocte davon in Clystieren gebrauchen, oder den Dampf der Umschläge, oder vom Rosten derselben, in die Nase ziehen, oder auch nur die Luft riechen, wo sie liegen; so geräth man in diejenige Verrückung des Gemüths, worin man sich Handel sucht und macht. *Scribonius Largus* glaubt sogar, daß darum diese Pflanze den Namen *Altercum*, von *Altercari*, erhalten habe, da doch *Plinius* schon gesagt hat, daß dieses ein altes arabisches Wort wäre. Ich habe schon im obangeführten Blatte seltsame Wirkungen von dieser Pflanze erzählt; aber das, was *Goffroy* von ihrer Zankmachenden Tugend gesammelt hat, habe ich noch nie so gut anzubringen Gelegenheit gefunden, als ist.

Simon Schulze erzählt von vier Schülern in *Breslau*, die, aus Versehen, *Bilsenkraut* gegessen, daß sie sich anfangs gezankt, und hernach so geschmissen, daß sie sich umgebracht haben würden, wenn man sie nicht mit Gewalt von einander gerissen hätte. Ein Priester, dem man, im Clystiere, das Decoct von *Bilsenkraute*, unter andern Arzneien beygebracht, zog seinen Ornat über das Hemd, nahm die Bibel, und ging in die Küche um zu predigen. Als man ihn davon abhielt, fing er, der sonst der gelassenste Mann war, einen so greulichen Zank an, daß er sogar ein Gewehr ergriff, und kaum gehindert werden konnte, daß er nicht jemand verletzete. Vom Geruche der Kräuterbeutel, worin etwas *Bilsenkraut* gewesen, sind zwei Mägde, die sie ihrer Kranken Frau auflegen mußten, so rasend gegen einander geworden, daß sie sich die Haare ausgerissen, und die Gesichter zerkratzt haben. Ob man nun gleich endlich Frieden zwischen ihnen stiftete, so fielen sie doch einander gleich wieder an, so bald sie ihre Frau wieder mit den Kräuterbeuteln bedienten. Ein Apothekerbursch ließ, aus Versehen, *Bilsenkrautsaamen* im Laboratorio anbrennen. Von diesem Dampfe wird er närrisch, und fängt viel verdräufliche Handel an. Der Gesell kommt hinzu, und hat kaum den Dampf ein wenig gerochen, als er sich mit dem Jungen in einen gräßlichen Zank und in eine Schlägerey einläßt, wo beyde einander auf der Erde bey den Haaren herum gezogen haben. Der arme Junge ist davon Zeit Lebens albern geblieben. Die folgende Geschichte ist eigentlich recht für sie,

sie, Herr *Latrator*. *Garmann* erzählt sie, wie folgt: „Ein ehrlicher Tuchmacher und seine Frau, welche einige Jahr verträglich, und einig zusammen gelebt, fangen auf einmal an, die Sprache zu ändern, werden erzürnt, und fluchen auf einander, so daß sie auch mit Schlägen an einander gerathen; und wiewol sie sehr einig gewesen, merken sie doch, da sie in der Stube sind, die Gemüthsveränderung, in der sie bis zur Raserey kommen. Erst zanken sie sich, hernach schlagen sie einander, daß das Blut darnach läuft. Wenn sie aus der Stube sind, beseufzen sie ihr unglückliches Schicksal, und ihre Nachbarn betrüben sich über die neue Zwierracht unter ihnen. Weil man eine Hererey vermuthete, so durchsuchte man alles im Hause, und fand oben auf dem Weberstuhle in der Stube eine Menge *Bilsenkrautsaamen* in einem Papiere. So bald dieses hinweggenommen war, hörte von Stund an alle Uneinigkeit der Eheleute auf.“

Sie sehen hieraus, mein Herr, daß sie am *Bilsenkraute* eine wahre *Panacee* fürs Trauerjahr haben. Ich hätte große Lust, über die wahrhaften Wirkungen desselben einige Betrachtungen anzustellen; aber Sie sind der Mann nicht, bey dem sie angebracht wären. Sonst könnte man daraus zeigen, wie sogar der moralische Zustand der Menschen zuweilen von solchen geheimen physikalischen Wirkungen abhängt, daß man mit eben dem Rechte über die Leute lachen könnte, die sich einbilden, Herren ihres willkürlichen Charakters zu seyn, als *Boerhaave* über die lachte, die sich überreden, als ob es bey ihnen stünde, zu denken, was sie wollen, da man ihnen doch oft mit einer physikalischen Kleinigkeit ihre ganze Kraft zu denken zerrütten kann, so daß sie die Vernunft nicht anders, als wie ein Hummer seine Scheere, ablegen. Man könnte ferner aus diesen und ähnlichen Geschichten die Spur zeigen, wie manche wunderliche und unerklärbar scheinende Zauberergeschichte auf solchen Umständen beruhen können, die nur ein verschmitzter Mensch zu wissen braucht, um sie andern zum Vossen zu gebrauchen. Man könnte vielleicht die prophetische Raserey der *Pythia*, und der brasilianischen Zauberer, die sich, nach dem Berichte des *Pedro Alvarez von Cabral*, mit dem Rauche einer Pflanze entzückt machen, und weissagen, ja selbst die Schwärmerereyen der neuen Propheten bey uns, aus den Wirkungen dummachender Dünste erklären. Endlich könnte man auch, da alle Theile dieser Pflanze ohne Unterschied so schädlich und giftig sind, über die Unbesonnenheit vieler Aerzte Reflexionen machen, die dieselbe wider so mancherley Krankheiten, wider die Gicht, die fallende Sucht, die Steinschmerzen, die äußerlichen Entzündungen, die Kopf- und Zahnschmerzen, die Frostbeulen, Catarrhen, Bluthusten, u. s. w. in mancherley Gestalten, als eine vortrefliche Arznei anpreisen und verordnen. Allein, wie gesagt, alle diese Sachen sind nicht für Sie, mein Herr; und

da meine Blätter ist praktisch seyn sollen, so will ich Ihnen, mit der Menge gemeiner praktischer Aerzte, das Mittel ins Gelack hinein nur dazu rathen, wozu es wirklich hilft, nämlich Sie in Zorn und Zank zu bringen. Wenn sie nicht unvernünftig genug sind, es hierzu zu gebrauchen, und glauben, daß ich nur damit umginge, Sie verrückt im Kopfe zu machen, so dürfen sie sich nur zu mir her bemühen, um sich mit mir darüber zu zanken. Sie werden dadurch ihren Zweck eben so gut erreichen, als mit dem Bilsenkraute selbst, und ich, der ich schuldig bin, Ihnen in ihrer Cur behülflich zu seyn, werde nichts unterlassen, was Sie ausser sich setzen kann: denn, wenn ich Sie anders recht kenne, so gehören Sie zu dem großen Haufen derjenigen Menschen, die nirgends ein schlechteres Quartier haben, als wenn sie bey sich selbst sind.

Der Arzt.

Mein Herr,

Der Aufenthalt der Störche im Winter ist meines Wissens, wenigstens in den hiesigen Gegenden, bisher noch eine ziemlich unbekante Sache gewesen. Sie behaupten in dem 200ten Stücke Ihrer Wochenschrift, daß sie sich eben so, wie die Schwalben, gegen den Winter ins Wasser stürzen, und im Frühjahr wieder hervor kommen. Von den Schwalben ist solches ausgemacht. Und ob ich zwar glaube, daß Sie es mit eben der Gewisheit auch von den Störchen sagen können; so wünschte ich doch einige Umstände davon zu wissen. Erweisen Sie daher meinen Landsleuten und mir die Gefälligkeit, und lehren Sie uns unsre gewöhnlichen Sommergäste näher kennen. Sagen Sie uns, in welchem Meere sie sind gefunden worden; wie alt die Entdeckung ist, und wer sie zuerst gemacht hat? Gönnen Sie der Beantwortung dieser Fragen einen kleinen Platz in Ihrem Wochenblatte. Ich bin &c.

Curiosus.

Antwort.

Mein Herr,

Wäre die Sache, um die Sie mir die Ehre thun, mich zu fragen, meinem Zwecke näher verwandt, so würde ich vielleicht mehr Zeit und Raum daran wenden können, sie zu beantworten. Ist werden Sie mich entschuldigen, wenn ich nur so viel, als nöthig ist, erwiedere, um meinen Gehorsam nach Möglichkeit zu zeigen.

Die älteste Observation von lebendig im Wasser gefundenen Störchen, die mir bekannt ist, ist ohngefähr aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts,

Jahrhunderts, und die hat Baptista Fulgosius, gewesener Doge zu Genua, im ersten Buche seiner Factorum & Dictorum memorabilium, in dem Capitel: De avibus animalibusque aliis admirandis, mitgetheilt. Er erzählt nämlich, daß der Marschall von Artes, Gervasius Tibellesius, Ortopi dem Vierten geschrieben, man habe, als man einen dasigen Teich im Winter gefischt, viele Störche, wie todt, mit den Netzen herausgezogen, welche mit in einander gesteckten Schnäbeln gleichsam wie angereihet gewesen, und nachdem man sie in die Wärme gebracht, wieder aufgelebt wären; (quæ tanquam simul junctæ mutuo rostra hamo infixæ habebant, & calefactæ vivæ fuerunt inventæ.) Bey dieser Gelegenheit erzählt eben dieser Fulgosius, daß man im Jahre 1467, bey Metz, in Lothringen, in einem andern Teiche viel andre Störche auf gleiche Weise gefunden, welche man in warmen Bädern wieder lebendig gemacht hätte. „Hieraus,“ sagt er, haben einige geschlossen, daß sich die Störche, wie andre Vögel, im Wasser verbergen, &c.

Im vorigen Jahrhunderte ward von dieser Winterherberge der Störche unter dem Wasser, als von einer ausgemachten Sache geteget. So schreibt Isaac Vossius im Appendice ad scriptum de Natura & proprietate lucis, im ersten Capitel, p. m. 86, „daß glaubwürdige Leute diese Sache von den Störchen behauptet haben, und daß diejenigen gewiß irren, welche glauben, daß sie in wärmere Länder, besonders nach Aegypten, ziehn. Denn auch daselbst, ja aller Orten, sind sie im Winter nicht zu finden. Es ist gewiß,“ fährt Vossius fort, daß sie (die Störche) und die meisten andern dafür gehaltenen Zugvögel, wirklich nicht wegziehen, sondern sich in entfernte und abgelegne Derter verbergen, wo sie entweder sterben, oder für todt liegen. Die Störche, Reiher, und andre Vögel, begeben sich in die Moräste und Graben.“ So weit Isaac Vossius, welchem nachgehends auch Frank von Frankenau in seiner ersten Satyre p. m. 32 beystimmt, indem er dessen Worte genau anführt, um den Linschor, Guesius, Lauremberg, Bochart, Kemmersam, Johann Franken, u. a. zu widerlegen, welche die Züge der Störche in warme Länder behauptet hatten. Ohne viel Zeugnisse aus neuern Schriftstellern zu suchen, will ich nur anmerken, daß der Herr Professor Jancke in Leipzig, in der Uebersetzung von Herrn Brühier's Abhandlung von der Ungewisheit der Todeszeichen, S. 550 bey der vom Herrn Brühier angeführten Beobachtung aus dem Fulgosius, in einer Anmerkung versichert, daß man auch ohnweit Leipzig einstmals eine Menge Störche in eben derselben Lage, wie Fulgosius beschreibt, in einem Teiche gefunden habe. Ich hoffe, daß diese Zeugnisse hinreichend seyn können.

Der Arzt.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Zwey hundert vier und zwanzigstes Stück.



von Haller.

Wie

Der Kreislauf uns belebt, und auch vor Fäulung schützt.

Wenn man sich den menschlichen Körper als ein Geflecht von unendlich vielen und größtentheils recht wunderbaren Schläuchen vorstellt, in welchen unsre Säfte ihren beständigen Umlauf halten: so kann man nicht umhin, die weise Vorsicht der Natur zu bewundern, welche bey einer solchen Einrichtung der Maschine gleichwol verhütet hat, daß sich nicht täglich und stündlich einige dieser Röhren verstopfen, und den Gang der Maschine in Unordnung bringen. Man weiß, daß die künstlichen Maschinen, wenn sie sehr zusammengesetzt, und fein ausgearbeitet sind, nur allzu oft einer Nachbesserung bedürfen, und daß daran immer etwas schadhast sey. Die aller künstlichste ist aber nur ein grobes Gewebe, wenn man sie mit den Werken der Natur in Vergleichung stellt; und dieser Vergleichung nach würde jeden Augenblick in der Maschine des menschlichen Körpers eine Stockung und Verlesung zu befürchten seyn, wenn nicht die Weisheit ihrer Werkmeisterin gleich bey der Anlage dafür gesorgt hätte, daß sich dergleichen unglückliche Zufälle entweder nicht oft zutragen, oder doch sich selbst bald wieder verbessern können. Es wird eine interessante Betrachtung für weise Leser seyn, wenn ich ihnen erzähle, was für Umstalten die Natur wider diese unsre so höchst wahrscheinliche Gefahren gemacht habe, und da ich von dieser Sache noch nie in meinen Blättern gehandelt, so werde ich ihnen zugleich dadurch einen neuen Schauplatz vom menschlichen Elende zeigen, worwider ich in Zukunft die Hülfe der Arzneykunst vorzuschlagen gedenke.

Es

Es geschieht wol unstreitig sehr oft, daß sich von den allerfeinsten Schläuchen, in die die Säfte durch den gewaltigen Druck der Lebenskräfte hineingetrieben werden, einige verstopfen, indem entweder die in sie hineingedrucknen Säfte zu grob, zu zähe, oder in großer Menge eingetreten, oder die Gefäße durch irgend eine Veranlassung unnatürlich erschlaft sind, daß sie den weitem Fortgang der Säfte nicht befördern können. In jedem solchen Falle müssen einige Aderu mit Säften überhäuft, oder verstopft werden, so daß sie in ihnen entweder langsam und mühselig fortrücken, oder wol gar völlig zum Stillstande kommen. Das erste wird eine **Stemmung** (stagnatio) das letztere eine **Stockung** (stasis) genennet.

Weil der Umlauf nie einen Stillstand leidet, sondern die Ader, worinn sich Säfte stemmen oder stocken, von hinten her stets mehrere empfängt, die ihr die Lebenskräfte zuführen; so kann es durch diesen natürlichen Nachdruck zuweilen geschehen, daß die Hindernisse überwältigt, und die zögernden oder stockenden Säfte dennoch gerades Weges hindurch gepreßt werden, wodurch der Canal wieder befreit wird. Dieser Fall mag sich vielleicht in unserm Körper wol täglich ereignen; jedoch weil hier die Genesung des leidenden Theils unmittelbar auf seine Verlesung folgt, so wird er fast niemals bemerkt. Indessen ist dieses die erste Manier, wie die Kräfte der Natur selbst eine Verstopfung in den Aderu wieder vertreiben; und so kann es geschehen, daß die stockenden Säfte, ohne in ihrer Mischung eine Veränderung zu leiden, weiter gehen. Am wahrscheinlichsten ist dieser Fall alsdann, wenn sich die Verstopfung an dem äußersten Ende einer Pulsader befindet, da dann ein neuer Nachdruck die stockenden Säfte nicht in eine größere Enge, sondern entweder in sich erweiternde Gefäße, oder in Höhlen hineintreibt, in die sich das Gefäß öffnet. Wir sehen es an den kleinsten Endungen der Pulsadern in der Haut, welche die Materie der unmerklichen Ausdünstung in die Luft hauchen. Wenn eine etwas kalte Luft diese kleinen Oeffnungen zusammenzieht, so bleibt die Materie der Ausdünstung in ihren Endungen

stecken, und macht daselbst eine kleine Erhöhung oder Geschwulst, die den Hirsekörnern gleicht, welche Erscheinung man, von der Aehnlichkeit, eine Gänsehaut nennt. So bald man sich in derselben kalten Luft ein wenig bewegt, und dadurch die Kraft des Herzens und der Adern vermehrt, welche die Materie vorwärts treibt, so befreit dieser Nachdruck die vollgefüllten Endungen der Schweißröhren, indem er die Materie der Ausdünstung hindurch preßt, und augenblicklich ist mit der Wiederherstellung der Ausdünstung diese superficielle Verstopfung wieder gehoben.

Die Canäle unsers Körpers sind wunderbarlich durch einander geflochten, und eine jede beträchtliche Röhre kann als ein großer Stamm betrachtet werden, der eine Menge Zweige von sich ausschiesst, die das, was er in sich enthält, einnehmen, und in vertheilten kleinern Massen weiter führen. Diese Nebenröhren eröffnen sich in andre; zuweilen in eben dieselben, in die sich der Stamm selbst eingießt; zuweilen in solche, mit denen der Stamm in keiner unmittelbaren Gemeinschaft steht. Was ist aber daran gelegen, da die Gemeinschaft doch endlich ganz allgemein wird? Eben so öffnen sich die Nebenröhren bald in eben die Höhlen, bald in andre, als in die sich der Stamm öffnet; ja oft führen die Nebenröhren ihren Saft in eine Höhle, oder in die Luft, oder in eine andre Ader, wenn ihn der Stamm in keine Höhle, sondern in eine Ader, in keine Ader, sondern in eine Höhle oder durch die Haut geleitet haben würde. Es geschehe nun aber, was da wolle, so ist diese Behülfe der Nebenzweige an den kleinsten Pulsadern ein neues Mittel, wie die Natur eine Stämmung oder Stockung zertheilen kann. Gesezt, daß sich der Durchgang eines kleinen Stammes verstopfte, so saugen ihn seine Nebenröhren aus, indem sie seine Säfte in sich nehmen, und sie weiter führen. Sie bringen sie vielleicht anders wohin, als sie der Stamm geführt haben würde; aber genug, daß sie sie fortbringen, und den Stamm lediger machen. Nach dieser Hülfe kann der folgende Nachdruck des Umlaufs die verdämmte Oeffnung vielleicht wieder herstellen; vielleicht kann er es nicht, und der

der Stamm bleibt verstopft, ohne daß etwas daran gelegen wäre, weil von nun an die Nebenzweige stets seine Stelle vertreten. Auch dieser Fall ereignet sich oft im menschlichen Körper. Man findet bey alten Leuten viele sonst weiche Theile, die einen ordentlichen Umlauf hatten, völlig verhärtet, und ihre Röhren verstopft, ohne daß davon merkliche Folgen entstanden wären. Wenn wir dieses Hülfsmittel nicht hätten, so könnten wir nie ohne die größte Gefahr stehen, sitzen, liegen oder uns kleiden; denn hierbey werden jederzeit einige kleine Gefäße zusammengebrückt, und der Umlauf in ihnen wird dergestalt unterbrochen, daß sie für verstopft zu halten sind. Fänden die Säfte keine Auswege, um ihren Umlauf fortzusetzen, bis diese Canäle wieder frey gemacht sind, so würde bald der ganze Umlauf aufhören müssen.

Unsre gesunde Säfte sind das, was sie sind, größtentheils durch den Umlauf. Ohne ihn sind sie weder in ihrer gehörigen Mischung, noch in ihren Theilchen auf diejenige Weise wirksam, wie sie es bey einem Gesunden seyn müssen. Alles Brennbare im Blute erzeugt keine Wärme, ob es sich gleich tausendfältig entwickelt; aber der Umlauf entwickelt es durchs Reiben auf diejenige Weise, wie es die natürliche Wärme erzeugen kann. Keine chymische Kunst, keine natürliche bloß physikalische Scheidung schafft aus dem Blute Galle, Speichel, u. d. gl. Durch den Umlauf bewerkstelligt die Natur dies uns verborgne Kunststück. Da nun stockende Säfte nicht mehr am Umlaufe Theil nehmen; so verlieren sie auch die Eigenschaften, die ihnen der Umlauf allein gewährt. Ein Blut, das nicht mehr umläuft, geräth in einer warmen Luft nach kurzer Zeit in Fäulniß. Seine Bestandtheile lösen sich nach bloß physikalischen Gesetzen auf, scheiden sich von einander, und zerfallen in ihre ersten Urstoffe. Wenn demnach ein Theil unsrer Säfte in einem Gefäße stockt, so erhält er in kurzer Zeit eine Neigung zur Fäulniß, besonders, da er in der lauen Wärme des Körpers verweilt. Schon die ersten Grade der Fäulniß sind eine Art der Auflösung und eine Auseinandersehung der Bestandtheile des faulenden Körpers. Durch diese Auflösung

fung, welche zuletzt Fäulniß werden würde, kann ein zu zäher und dicker Saft, der eine Ader verstopft, verdünnt und flüssiger gemacht, und durch den Nachdruck des Umlaufs da durchgetrieben werden, wo er zuvor stockte. Dieß ist eine dritte Manier, wie die Natur manche Stockungen zertheilen kann, und hieraus läßt sich schon genugsam schließen, daß, bey der größten Wahrscheinlichkeit täglicher, ja stündlicher Stemmungen und Stockungen in unsern Adern, dennoch die Fälle vergleichungsweise nur selten seyn müssen, wo eine solche Stockung übel, und zwar zum Nachtheile der allgemeinen Gesundheit des Körpers, ausschlägt.

Auch dieser letzte Fall ist gemein im menschlichen Leben. Wie oft erzeugt sich nicht von der Verstopfung einer Ader der Haut eine hitzige Geschwulst, ein Rothlauf, eine harte erhigte Beule, u. d. gl. welche nach wenigen Tagen von selbst wieder verschwinden, ohne daß man selbst weiß, wo sie geblieben seyn? Die stockenden Säfte haben sich durch ihr Verweilen außerhalb den Wirbeln des Umlaufs zu ihrer Zerlegung und Fäulniß zubereitet. In dieser Auflösung sind sie geschickter geworden, die Röhren zu durchdringen, für die sie vorhin zu zähe oder zu grob waren. Der wiederhergestellte Umlauf durch den verstopften Canal riß sie wider mit fort, und die sich geäußerten Spuren der Stockung verschwinden wieder.

Dieses Kunststück der Natur befördern die Aerzte durch ihre Arzneyen. Da, wo sie die Spuren einer Stockung wahrnehmen, welche noch Hoffnung übrig läßt, sich zertheilen zu lassen, bedienen sie sich solcher Arzneyen und andrer Hülfsmittel, welche theils die zähen Säfte auflösen, theils die zu engen Gefäße schlaff machen, und erweitern. Sie erhalten hierdurch oft den Zweck der Zertheilung, auch da, wo ihn die Kräfte der Natur allein nicht erhalten haben würden. Der Rothlauf, welcher durch Wärme und auflösende Umschläge curirt wird, ist davon ein deutliches Beyspiel.

Man wird fragen, was das für Zeichen sind, woran man eine Verstopfung in den Adern erkennt? Ich will diese Frage beantworten, ohne den Leitfaden meiner Betrachtungen

gen zu verlieren. Indem ich die noch übrigen Manieren beschreiben werde, wie die Natur die Verstopfungen hebt, wird sich diese Frage von selbst beantworten.

Wenn alle bisher beschriebne Hülfsmittel unzulänglich sind, die stockenden Säfte zu befreien, so würden sie in kurzer Zeit völlig faulend werden, und der Theil, worinn sie stockten, würde absterben. Um ein solches großes Unglück zu verhüten, hat die Natur eine bewundernswürdige Kunst in die Maschine gebracht, wodurch sie es selbst glücklich abwendet. Um aber hiervon den gehörigen Begriff zu erhalten, muß ich erzählen, was geschehe, so bald eine Stockung in den Adern erfolgt.

Weil der Umlauf stets forwährt, so dengen die nachkommenden Säfte natürlicher Weise auf die stockenden; und da diese nicht ausweichen können, so dehnen sie das Gefäß übermäßig aus, worinn die Stockung geschehen ist. Dieses Gefäß ist empfindlich, und die Ausdehnung, die es leidet, verursacht einen Schmerz, welcher wiederkehrt, so oft es gedehnt wird. Da nun bey jedem Pulschlage eine neue Menge Blut in die Adern getrieben wird, wovon die Ausdehnung des verstopften Gefäßes herrührt, so wird der Schmerz bey jedem Pulschlage erneuert, und diesen mit dem Pulse harmonirenden Schmerz nennt man ein Pochen. Der pochende Schmerz, der eine Verstopfung begleitet, ist eine lebhafteste Empfindung, die einen stärkern Zufluß der Säfte nach dem Orte, wo die Stockung geschehen ist, hinlockt. Hierdurch werden die benachbarten Gefäße im leidenden Theile ungewöhnlich angehäuft und vollblütig; sie werden stärker gespannt, als im natürlichen Zustande. Diese zu heftige Ausspannung verursacht ebenfalls eine unnatürliche Empfindung im ganzen Theile, die auch pochend ist; das Blut wird mit größrer Gewalt in seine Adern gepreßt, und schwellt nicht nur die kleinsten Blutgefäße ungewöhnlich auf, sondern dringt auch wol durch die gewaltige Pressung in solche Gefäße, die sonst kein Blut führen. Man sieht alsdann den vom häufigen Blute aufgetriebnen Theil, worinn die Stockung und der pochende Schmerz ist, unnatürlich erröthen, indem das

das Blut in den Gefäßen sichtbar wird, die sonst keinen rothen Saft führten; und weil durch dieses heftige Reiben des Bluts in den Adern seine Wärme unnatürlich vermehrt wird, so leidet der kranke Theil einen ganz ungewöhnlichen Grad der Hitze. Solchergegestalt entstehen nach einander die vier Hauptkennzeichen, welche die alten Aerzte bey jeder Stockung für nothwendig hielten, nämlich ein pochender Schmerz, eine Geschwulst, eine unnatürliche Röthe und ungewöhnliche Hitze. Diese Umstände vermehren sich in ihren Graden, nicht sowol nach dem Grade der Stockung, als vielmehr nach dem Grade der Empfindlichkeit des leidenden Theils; und da eben diese Empfindlichkeit die Triebfeder der thierischen Bewegungen ist, so hat auch bey einer Stockung der empfindliche Schmerz der Nerven selbst seinen Einfluß auf die Lebensbewegungen, die er beträchtlich vermehrt. Es ist eine gemeine, aber nicht mit den Gesetzen der Naturlehre übereinstimmige Meinung, wie Krüger wohl eingesehen, daß diese Vermehrung der Lebensbewegungen auf eine bloß physikalische Weise von dem Widerstande oder dem Hindernissen des Umlaufs herrührte, welchen die Stockung der Säfte im leidenden Theile verursachte. Nie kann ein größerer Widerstand auf eine bloß physikalische Weise die bewegende Kraft vermehren, der er entgegen wirkt. Allein, im thierischen Körper, wo sich die Empfindlichkeit, die nach ganz andern Gesetzen wirkt, in die Reihe der physischen und mechanischen Erscheinungen mischt, erfolgt bey jeder Stockung die heftige Schmerzen begleiten, ein allgemeiner Aufstand der Lebensbewegungen; und nun wird man errathen, was das für ein Zustand sey, in welchen der Kranke versetzt wird. Die heftigern Lebensbewegungen erregen das ganze Blut, der Puls wird geschwinder, und das Blut erhitze sich durch seine vermehrte Bewegung. Ich habe im 21ten Blatte gesagt, daß ein solcher Zustand der heftigern Lebensbewegungen, welcher eine ungewöhnliche Hitze im ganzen Körper bey sich führt, ein Fieber genannt werde; und man erkennt hieraus, daß jede wichtige Stockung, die ihre Folgen weit ausbreitet, mit einem Fieber im ganzen Körper verbunden sey.

Der.

Derjenige Zustand des leidenden Theils, da er von einer Stockung der Säfte mit Schmerz, Geschwulst, Hitze und Röthe angegriffen ist, wird eine **Entzündung** genannt, und das ihn begleitende Fieber heißt ein **Entzündungsfieber**. Galenus sagte von den Entzündungen, daß sie ein Fieber eines besondern Theils des Körpers wären; und in der That, wenn der vermehrte Pulsschlag und eine unnatürliche Hitze eines ganzen Theils unsers Körpers mit einer Krankheit verglichen werden sollen, die sonst nur dem ganzen Körper überhaupt eigen ist, so muß man die Entzündungen Fieber besonderer Theile des menschlichen Körpers nennen. Doch, was sollen uns diese Speculationen?

Die Entzündung ist das Mittel, wovon ich oben sagte, daß die Natur es erfunden hätte, um eine nicht mehr zu zersetzende Stockung der Säfte dergestalt zu entscheiden, daß die Säfte nicht schlechterdings faulend werden, und der leidende Theil gänzlich absterben müßte. Die ungemaine Hitze, welche im leidenden Theile die stockenden Säfte umgiebt, verrichtet an ihnen das, was das Küchenfeuer an unsern Speisen verrichtet; es kocht sie gar, ehe sie verderben können. Es wäre zu sehr auf Meinung gegründet, zu speculativisch, und für meine Leser zu uninteressant, wenn ich ihnen auf die Weise, wie es ist die besten Aerzte thun, erklären wollte, wie die Entzündungshitze die Theilchen des Bluts aus einander setzt, und wie sie dieses auf eine solche Weise bewerkstelligt, die einen ganz andern Effect hat, als wenn es die Fäulniß verrichtet. Es ist genug, zu wissen, daß die Entzündungshitze, wenn sie die stockenden Säfte auflöst, entweder, durch ihre Verdünnung, die Stockung auf diejenige Weise zertheilt, die ich schon oben beschrieben habe, oder, wenn solche Zertheilung nicht Statt findet, daß sie, anstatt die Säfte faulen zu lassen, eine gewisse unschädliche, milde und ölige Materie daraus kocht, welche man Eiter nennt; eine Materie, welche zwar wirklich auch selbst zur Fäulniß geneigt ist, und vielleicht nur wenig von ihr abweicht, die aber doch hier mit diesem ihrem kleinen Unterschiede eine der gräßlichsten Gefahren von uns abwendet. Wenn solcher Eiter wohl gekocht ist, so ist er gleich.

Der Arzt. IX. Th. Berth. Ausg.

gleichförmig weiß, ohne Geruch, ölig und säßlig von Geschmack. In ihn verwandelt die Natur, vermittelt des thierischen Mechanismus der Entzündung, das stockende Blut, das sie aus seiner Gefangenschaft nicht erlösen kann, und es erhellt hieraus von selbst, daß alle wesentliche Stücke der Entzündung Schmerz, Geschwulst, Hitze und Röthe, bis zur völligen Reifung oder Bollendung des Eiters fortdauern müssen.

Die Entzündungshitze, welche das stockende Blut so mächtig auflöst und in einen Eiter verwandelt, befördert eben hierdurch, daß das sich auflösende Blut auch zugleich die unendlich zarten Häute der kleinen meist unsichtbaren Gefäße zerstört und mit auflöst, die es bisher gefangen gehalten hatten. Solchergehalt entsteht an der Stelle, wo die Stockung war, nach und nach eine Zerrüttung der Struktur, und das ganze Gewebe der verstopften Adern wird mit dem, was es in sich hielt, einerley allgemeine Masse, und ein Behältniß voller Eiter, welches man ein **Eitergeschwür** nennt. Da diese Stelle von der Verstopfung vorher hart und höchst empfindlich war, so wird sie nun, nach vollbrachter Verwandlung, weich und unempfindlich, und in diesem Zustande nennt man sie reif.

Der Eiter hat die Gefäße zernagt, in denen er stockte, als er noch Blut war. Er würde immer weiter um sich her alle die benachbarten kleinen Gefäße zernagen, die an ihn reichen, und der ganze entzündete Theil, der in diesem seinem Zustande der Vollblütigkeit ohnedem aus lauter fast verstopften Gefäßen besteht, würde zu Eiter werden, wenn er sich nicht durch sein Nagen selbst einen Ausgang eröffnete, durch welchen er abströmt. Wenn ein Eitergeschwür dicht am Umfange des Körpers entsteht, so zernagt der reife Eiter gar bald die Haut, und man sagt alsdann, daß das **Geschwür aufbreche**. Es ist alsdann weiter nichts nöthig, als die offene Stelle von allem Eiter wohl zu reinigen, so verschließen sich in kurzem die Wunden der kleinen zernagten Blutgefäße, und heilen zusammen, womit dann alle Folgen der ehemaligen Stockung gehoben sind, und mit der Ursache

auch

auch die Entzündung des Theils, nebst allen ihren wesentlichen Umständen, aufhört. Ist aber das Eitergeschwür in einem inneren Theile des Körpers, so ergoßt sich der Eiter entweder in eine Höhle, wo er, nach Beschaffenheit, Gefahr bringen kann, oder er wird von den zurückführenden Gefäßen eingesogen und ins Blut geführt, oder er zieht sich an solche Orte, wo er seinen Ausgang aus dem Körper mittelbar findet, oder er bleibt auch endlich in seiner verschlossenen Höhle, und wird durch eine glückliche Zusammenstreuung der Umstände von der natürlichen Wärme nach und nach verdickt, und in eine feste Masse verwandelt, welche, als ein harter Knoten, (Scirrhus) an der Stelle, wo sich der Eiter erzeugte, sitzen bleibt, wo man ihn öfters in eine besondre feste Haut eingeschlossen findet.

Auf solche Weise macht die Natur öfters den Stockungen, Entzündungen und allen ihren Folgen durch die Vereiterung ein Ende, ohne daß davon derjenige Theil absterben müßte, dem diese Gefahr drohte. Zuweilen mißlingt aber diese vortrefliche Kunst der Natur, und dann ist das größte Uebel zu fürchten, was einen solchen unglücklichen Theil unsers Körpers betreffen kann, nämlich sein Tod. Wenn stockende Säfte durch die Hülfe der Entzündung dennoch nicht in Eiter verwandelt werden, sondern in Fäulniß gehn, so sagt man von dem entzündeten Theile, daß der heisse Brand darin sey. Hier ist noch Rettung durch die Arzneikunst möglich, wenn die Arzneyen der Entzündung zu Hülfe kommen, um aus dem verderbenden Blute noch Eiter zu kochen. So bald aber die Fäulniß wirklich erfolgt ist, so ist der davon ergriffne Theil aller Empfindung, alles Umlaufs, aller Wärme, alles Lebens beraubt, und ist das, was er an einem Leichname wäre. Dieser Zustand heißt der kalte Brand, und die einzige Hülfe, die hier die Kunst noch leisten kann, ist die, daß sie den erstorbenen Theil von dem Körper absondert, weil sonst in kurzer Zeit die Fäulniß weiter um sich greift, und der entsetzliche Tod erfolgt, wovon man sagen kann, daß ein Mensch, der ihn leidet, an der Verwesung sterbe.

So ist der Ablauf der Stockungen der Säfte in thierischen Körpern. Ist es nöthig, daß ich noch die vornehmsten Ursachen erzähle, welche dergleichen Stockungen zu veranlassen pflegen.

Es ist natürlich wahrscheinlich, daß allzu dicke und zähe Säfte in den kleinsten Gefäßen gar leicht stocken können. Nichts desto weniger geschieht dieses wirklich viel seltener, als man es glauben sollte, wenn nicht zugleich andre Umstände hinzu kommen, welche entweder die Säfte mit allzu großer Gewalt in die Gefäße hinein pressen, oder die Gefäße selbst so angreifen, daß sie zum Umlaufe ihrer Säfte das ihrige nicht gehörig beitragen können; eine Beobachtung, von welcher ich finde, daß sie auch **Junker** schon gemacht hat. Ursachen von dieser Art können gewiß desto leichter Stockungen verursachen, je zäher die Säfte sind; aber sie thun oft eben dasselbe, ob gleich die Säfte ihre natürliche Beschaffenheit haben. Daher wiederfährt es nicht selten den gesündesten Leuten, daß sie nach heftigen Bewegungen vom Tanzen, vom Tragen schwerer Lasten, und von Erhitzungen durch geistreiche Getränke, oder durch Zorn, Stockungen in den Eingeweiden bekommen, die von Entzündungen und Fiebern begleitet werden. Hierdurch wird nicht allein das Blut verdickt, sondern auch mit der größten Gewalt in die kleinsten Adern getrieben, wo es sich anhäuft. Bey vollblütigen Leuten, deren Adern schon ohnedem vom häufigen Blute vollgestopft sind, können Ursachen von dieser Art leicht Stockungen veranlassen, und daher sind diese so oft den Brustentzündungen und andern Stockungen der Säfte in den Eingeweiden unterworfen, wenn sie eine Diät führen, die ihr Geblüt in heftige Bewegungen setzt.

Da die Pulsadern durch ihren Puls den Umlauf der Säfte befördern, so kann alles, was sie in dieser Verrichtung hindert, Stockungen verursachen. Sie können aber auf zweyerley Weise daran gehindert werden, theils, wenn sie zu schwach gemacht werden, ihre Säfte weiter zu treiben, theils, wenn sie so sehr zusammen gezogen werden, daß sich ihr Durchgang zu viel verengert. Hierzu kommt noch ihre

unmittelbare Verletzung, die sie zu ihren Verrichtungen untauglich macht. Solchergegestalt kann ein heftiger Druck, ein Schlag oder Stoß auf gewisse Theile, eine Verwundung, ein allzu heftiger Reiz, ein starkes Zusammenziehen der Gefäße durch Arzneyen, Kälte oder Feuer, und eine große Erschlaffung der Gefäße nach lange anhaltenden, entkräftenden Blutflüssen, leichtlich zu Stockungen Gelegenheit geben. Eben der Grund, daß die Gefäße durch ihre Lebenskraft dem Umlauf in sich selbst zu befördern gehindert werden, erklärt es, warum sich die Stockungen in den Adern gemeinlich an solchen Stellen äussern, wo sie den andringenden Säften den wenigsten Widerstand leisten können, und dieses findet besonders Statt, wo sie in der weichen Fetthaut liegen, die ohnedem durch die Benetzung mit ihrem Oele die Häute der Adern schlaff, und zu nachdrücklichen Gegenwirkungen ungeschickter macht. (*)

In den allermeisten Fällen, wo sich Stockungen ereignen, kommen mehrere solcher Veranlassungen zusammen. Wenn z. E. ein heftiger Stoß eine Stockung und Entzündung verursacht, so werden nicht allein die Gefäße durch die erlittne Gewalt ihrer Federkraft beraubt und schlaff gemacht; sondern es leitet auch der lebhafteste Schmerz einen starken Zufluß der Säfte nach dem leidenden Theile; und wo zweien solche Umstände zusammen kommen, ist die Stockung ganz unvermeidlich. Wenn eine Wunde die Blutgefäße verletzt hat, deren zerschnittne Endungen sich endlich, nachdem sie ausgeblutet, durch ihre Federkraft wieder zusammen ziehen und schließen, so stockt in den zerschnittnen Stumpfen der Adern das letzte Tröpfgen Blut, welches das sich zusammenziehende Gefäß fest hält, und der Nachtrieb der Lebenskräfte bringt endlich diejenige heilsame Entzündung hervor, welches dies stockende Blut zu Eiter kocht, von welchem es die Hand des Wundarztes reinigt; und dieses ist der Grund, warum die meisten Wunden durch die Eiterung geheilt werden müssen. Wenn

D 3

eine

(*) Hierüber ist besonders das Vordrucken im 231sten Blatte zu vergleichen.

eine solche Verwundung in den innern Theilen entsteht, wie wenn z. E. von irgend einer Ursache ein beträchtliches Blutgefäß in der Lunge zerspringt, und den Bluthusten hervorbringt; so erfolgt auf eben dieselbe Weise ein Lungengeschwür, dessen Reinigung um desto schwerer zu bewerkstelligen ist, je weniger man den Eiter in solchen Theilen, so wie bey auswendigen Wunden, unmittelbar hindern kann, stets weiter um sich zu fressen, und nach und nach die ganze Substanz der Lunge zu verzehren.

Unter allen gelegentlichen Ursachen der Stockungen ist die gemeinste und zugleich eine der mächtigsten, der Schmerz. Dieser erregt nicht nur einen ungestümen Zufluß der Säfte zum leidenden Theile, sondern er reizt auch die Fäserchen desselben zu Krämpfen und starken Zusammenziehungen, welche die herbegezognen Säfte fest halten. Zugleich erregt er, durch seinen Eindruck in die Nerven, die Lebensbewegungen, welche den Umlauf und die Erhizung des Bluts vermehren, und das Fieber entzünden. Man sieht leicht, daß bey andern Ursachen der Stockungen der Schmerz, welcher die schon geschehene Stockung begleitet, oft mit wirken könne, um sie zu vermehren, oder zu unterhalten. Er wird bey schmerzhaften Wunden die Entzündung beschleunigen und vermehren, und es lassen sich hier eben so viel Fälle finden, wo dieser Schmerz zum glücklichen, als wo er zum unglücklichen Ablaufe einer geschehenen Stockung etwas beitragen kann, so daß man auch hier sieht, daß die Mitwirkung der Naturkräfte bey Krankheiten nicht immer so passe, daß sie zum Besten des Kranken gereichen sollte.

Dieser kurze Abriss der Theorie von den Stockungen der Säfte, von den Entzündungen, und von der Art, wie sie entschieden werden, in so fern die Natur allein wirkt, soll zu meinen praktischen Abhandlungen von den Entzündungskrankheiten aller Arten, die ich nach und nach bereinst zu liefern gedenke, den Grund legen, und ich kann mit keiner Hoffnung wünschen, daß meine Leser von diesen künftigen Betrachtungen Nutzen haben, wenn ich nicht zum Voraus setzen darf, daß sie das gegenwärtige Blatt wohl begriffen

begriffen haben. Bey der Cur der Entzündungskrankheiten kommt alles darauf an, daß man dem gegenwärtigen Zustande der Stockung der Säfte gemäß handle; daß man ihre Auflösung und Zertheilung befördern helfe, so lange dazu noch Hoffnung vorhanden ist; daß man, so bald diese Hoffnung verschwindet, das Geschäfte der Eiterung unterstütze, um den Brand zu verhüten; daß man, wenn der Brand schon droht, die ganze Macht der Kunst ihm entgegen setze; daß man das Entzündungsfieber gehörig abwarte, und daß man, wenn keine andre Rettung mehr möglich ist, die erstorbenen Theile bald von den lebendigen absandre. Hier wird sich zeigen, daß die Arzneykunst etwas vermöge.

Zwey hundert fünf und zwanzigstes Stück.



von Haller.

Von flüchtigem Metalle.

Jedermann kennt das Quecksilber. Wir sehen an ihm mit Bewunderung ein trocknes flüchtiges Wesen, das, außer dem Golde, alle Metalle auf sich schwimmend erhält, und sie, ohne Ausnahme, durchdringt, auflöst und brüchig macht. In diesem metallischen Wasser, oder mineralischen Saft, wie es der Herr Leibmedicus Vogel nennt, verschwinden, außer dem Golde selbst, alle Hoffnungen der Alchimisten, es zu machen. Man hat es für die erste Materie der Metalle, und für sehr leicht gehalten, Silber und Gold daraus zu verfertigen, wenn nur die einzige Schwierigkeit erst überwunden wäre, es in einen festen Körper zu verwandeln, welcher im Feuer nicht flüchtig würde. Weise und Habgüchtige sind unermüdet gewesen, es dahin zu bringen; und es man gleich in der Sache selbst keinen Widerspruch

entdecken kann, so ist doch das kein günstiger Umstand das bey, daß die erstern, nach vielen Versuchen, die Hoffnung aufgegeben, die letztern aber, die es nicht gethan haben, darüber zu Bettlern geworden sind. Ich bin in den Geheimnissen der großen Kunst viel zu wenig erfahren, als daß ich mich unterstehn sollte, das Quecksilber aus dem Gesichtspunkte der Goldmacher zu betrachten. Wenn ich aber auch nur als Arzt davon reden soll, so werde ich dennoch in diesen Blättern weit mehr von seinen Eigenschaften übergehen, als anführen müssen, weil vieles, was davon gesagt werden könnte, nur Aerzten von Profession verständlich, hingegen meinen meisten Lesern weder angenehm, noch nützlich seyn würde. Um mich demnach nicht aus meinen Grenzen heraus zu begeben, werde ich mich heute bloß an das halten, wovon ich mir eins von beyden versprechen kann.

Ich habe oben das Quecksilber ein metallisches Wasser genannt, und so ungeschickt dieser Ausdruck auch seyn mag, so habe ich ihn dennoch behalten wollen. Es läßt sich in der That etwas anführen, das ihn entschuldigt. Boerhaave nannte das Wasser ein Glas, das bey dem gewöhnlichen Grade der Wärme der Luft schmilzt, und flüssig bleibt. Warum sollte man nicht das Quecksilber ein Metall nennen, welches bey eben diesem Grade der Wärme stets fließt? Herr Macquet hat diesen Gedanken schon geäußert. „Weil das Quecksilber vorzüglich die Undurchsichtigkeit, den Glanz und vornehmlich die metallische Schwere besitzt, sagt er, denn nach dem Golde ist es der schwerste von allen Körpern: so kann man dasselbe als ein wahres Metall betrachten, welches nur darinnen von den andern unterschieden ist, daß es beständig im Flusse bleibt, wenn man voraussetzt, daß es bey einem kleinen Grade der Hitze schmilzt; daß auch der allergeringste Grad der Wärme, der nur auf Erden zu finden wäre, es beständig in der Schmelzung erhalten, und daß es dicht und schmiedbar werden würde, wofern es möglich wäre, dasselbe einem Grade der Kälte zu übergeben, der hierzu heftig genug wäre.“ Nach der Zeit hat man wirklich in Rußland Quecksilber gesehen, das durch die Kälte in einen festen

festen Körper verwandelt worden ist, den man mit vielem Grunde ein metallisches Eis nennen könnte. Hierzu kommt noch die Unveränderlichkeit des Quecksilbers in seinen Theilen, welche eben so unendlich ist, als bey dem Wasser. So wie sich ein Tropfen Wasser in unendlich viele Dünste auflösen läßt, die dennoch stets Wasser bleiben, so kann man auch aus dem Quecksilber durch keine Kunst der Theilung etwas anders als Quecksilber herausbringen. Die Chymisten wissen dies aus unzähligen Versuchen. Die Naturforscher stimmen ihnen bey. Keyßler führt gelegentlich an, daß sich ein Tropfen Quecksilber, von der Größe eines Corianderkorns, mit dem Finger in sieben und zwanzig Millionen kleine zerdrücken lasse, die immer noch Quecksilber bleiben. Die Aerzte finden ebenfalls die Art der Wirkung des Quecksilbers in unserm Körper mit der vom reinsten Wasser vollkommen übereinstimmig. Keins von beyden wirkt auf eine solche Weise, daß es in unserm Körper in seine wesentlichen Bestandtheile aufgelöst würde: sondern beyde zertheilen sich nur in unendlich kleinere Theilchen, welche durch ihre Subtilität alle Röhrchen unsers Körpers durchdringen, ohne je eine andre Gestalt anzunehmen, als des Wassers und des Quecksilbers. Um deswillen, sagt Herr Cartheuser, kann es die Aerzte wenig bekümmern, aus welchen Bestandtheilen das Quecksilber bestehe: „denn im menschlichen Körper wird es niemals in seine ersten Bestandtheile aufgelöst, sondern bloß in die kleinsten Kügelchen von eben derselben Art zertheilt, welche in die Gefäße eindringen, und endlich, ohne ihre vorige Mischung im geringsten geändert zu haben, durch die Oeffnungen der Gefäße auf der Haut, in den Drüsen, und andrer Orten, wieder davon gehen.“

Die Geschichtschreiber der Natur bezeugen nicht weniger, daß sie dieses wunderbare Wesen zuweilen wirklich als einen flüssigen Körper in den Höhlen der Erde finden. Es fließt aus den Gängen der Bergwerke in kleinen Teichen zusammen, wo es gesammelt, gewaschen und gereinigt, und alsdann mit dem Namen des Jungfernquecksilbers beehrt wird. Inzwischen wird es auch in ganzen Stücken, und in der Gestalt

rother schweflichter Quecksilberminern, welche Zinnoberminern heißen, oder auch, in Gestalt einer steinernen Masse von verschiedenen Farben, ausgegraben, in welchen letztern eigentlich sogenannten Quecksilberminern es gleichwol durch Destillation, ohne einigen Zusatz, herausgebracht wird. Die wegen der Quecksilberminern berühmtesten Provinzen sind Spanien, Böhmen, Ungarn, Kärnthén, Crain, Trient, die Normandie, Peru in America, u. a.

In einem Sendschreiben, welches in mein 215tes Blatt eingerückt worden, ermunterte mich ein ungenannter Arzt zu einer Abhandlung vom medicinischen Gebrauche des Quecksilbers. Er beschwerte sich über zwey irrige Vorurtheile, welche bey Vielen, die keine Aerzte sind, herrschen, und wovon das eine für den äußerlichen, das andre aber wider den innerlichen Gebrauch des rohen Quecksilbers gerichtet war. Ich kann nicht umhin, diesem Tadel beizutreten, zumal da schon Herr Allen, bey der damals von ihm erzählten Geschichte, dieselben Klagen geführt hat. Es wird sich dieses aus demjenigen rechtfertigen, was ich vom rohen Quecksilber zu sagen gedenke.

Die Alten zählten es unter die Gifte. Hippocrates zwar scheint es gar nicht, wenigstens nicht als eine Arznei gekannt zu haben; hingegen beschrieb es Dioscorides als eine schädliche Sache, die er in der Wirkung mit der Glette für einerley hielt. Er und Plinius glaubten, daß es alle Gefäße im menschlichen Körper durchdringe und zerfresse, und der letzte, der es das Gift aller Dinge nannte, hielt bloß darum den medicinischen Gebrauch der Mennige für unbesonnen, weil Quecksilber herausgebracht werden könne. Galen, der es doch nie selbst versucht hatte, hielt es vom Hörensagen für heizend. Zu den Zeiten des Avicenna wurde es äußerlich, selten innerlich, gebraucht, obgleich dieser Schriftsteller selbst schon angemerkt, daß viele ohne einigen Schaden das Quecksilber getrunken, und unverändert durch den Stuhl wieder von sich gegeben. Gleichwol ward es zur selben Zeit von den meisten Aerzten noch unter die Gifte gerechnet, wie man bey dem Actuarius, der es unter die tödtlichen Arz-

neyen gezählt, und beyrn Mesues sehn kann, der es nur zur Heilung der Krankheiten der Haut gebrauchte.

Herr Geoffroy, dessen ich mich hier bediene, rettet das Quecksilber von diesem bösen Verbachte. Ob es gleich noch seit ungefähr zwey hundert Jahren von einigen für Gift gehalten worden, so haben es doch nicht wenige zum innerlichen Gebrauche angewendet. Denn seitdem man bemerkt, daß es, wie Gallopius bezeugt, die Hirten, ohne einigen Schaden dem Viehe wider die Würmer gegeben, so hat man auch angefangen, es dem Menschen ohne Furcht zu reichen. Brassavolus und Musitan versichern, daß sie davon bis zu einem Scrupel, den Kindern wider die Würmer mit Erleichterung eingegeben; und obgleich einige Neuere, worunter Herr Cartheuser ist, noch zweifeln, ob es dieselben wirklich vertreiben könne, so bezeugen es doch andre neue Practici, und ich selbst habe erfahren, daß es sie abtreibe, wosern sie nicht von schlimmer Art sind. (Mercurius vivus tritus cum saccharo pueris verminantibus felici successu offertur. Junker.) Einige Wehmütter geben den gebährenden Frauens zur Beförderung der schweren Geburt einen Scrupel, oder ein halbes Quentlein; und ob es gleich, wie Junker wohl angemerkt, schwerlich zu diesem Zwecke behülflich seyn kann, so ist es doch ohne Schaden geschehen. Matthiolus meldet, daß einige Weiber, die sich eine unzeitige Geburt haben befördern wollen, ohne Schaden ein ganzes Pfund Quecksilber genommen haben. Ausserdem ist bekannt genug, daß diejenigen, so das Quecksilber ausgraben, aus Diebstahl, eine nicht geringe Menge desselben trinken, und, nachdem es durch den Stuhl fortgegangen, es abwaschen, reinigen und verkaufen; eine sonderbare Praxis, die eine ökonomische Anwendung leidet, und die der Herr von Caniz gut zu dem Charakter seines Sarpa hätte gebrauchen können.

Die neuern Aerzte sind aus vielen Beobachtungen hinlänglich davon überführt, daß das rohe Quecksilber, nachdem es eingenommen worden, bloß durch die Gedärme unverändert hindurch rinne, und aus den Excrementen, in eben dem Ge-

wichte, wie es eingenommen worden, wieder gesammelt, und, indem man es wäscht, und einigemal durch Leder drückt, völlig gereinigt werden könne. Da es von unsern Säften nicht aufgelöst, noch durch die gelinde Wärme der Gedärme in Dünste verwandelt werden kann; so schließt hieraus Herr **Cartheuser**, daß es weder in die Milchgefäße, noch Adern dringen, sondern in seiner ganzen Menge unverseht wieder fortgehen müsse. Es ist wahr, daß **Sydenham** und verschiedene andre Aerzte den Gebrauch des Quecksilbers, zu einigen Pfunden, bey der erbärmlichen Verstopfung des Leibes, die man das *Miserere* nennt, nicht gut heißen. Allein, der Grund hiervon liegt nicht in der Schädlichkeit des Quecksilbers an sich betrachtet, sondern in zufälligen Umständen der Kranken, welche besonders **Errmüller** anführt, nämlich, wenn die Gedärme entzündet, oder schon vom Brande ergriffen; wenn ein eingezwängter Bruch vorhanden, oder die Gedärme ineinander geschoben sind, als in welchen Fällen das Mittel nicht allein unnütz, sondern auch durch die Schwere, womit es die Gedärme belästigt, da es nicht durchgehen kann, schädlich seyn würde. Gleichwol ward dieser gelehrte Mann selbst von der übrigen Unschädlichkeit dieser Arznei in besagter Krankheit durch einen Fall überzeugt, da eine mit Würmern behaftete Person, bey einer Verstopfung, welche kein andres Mittel heben wollte, am vierten Tage, da sie völlig erschöpft war, und in kaltem Schweiß lag, auf sein Anrathen ein halbes Pfund Quecksilber trank, und nach einigen Stunden einen großen Spulwurm von sich brach, und zweymal Eröffnung bekam, nichts destoweniger aber das Quecksilber erst am achten Tage wieder von sich gab, und noch vierzehn Jahr gesund lebte, ohne daß ihr das so lange bey ihr gebliebene Quecksilber die allergeringsten Beschwerden oder Folgen verursacht hätte. Alles Unheil, was etwa davon zu befürchten wäre, wenn bey solchen Verstopfungen eine große Menge Quecksilber zu lange in den Gedärmen bliebe, möchte ein geringer Speichelfluß seyn, der wenig zu fürchten ist. Dergleichen Fall erzählt ebenfalls **Errmüller** von einer Person, welche zwey Pfund desselben ganzer acht Tage bey sich behal-

gehalten hat, und genesen ist. (*Sed non sine salivatione excitata.*)

Wo keine Verstopfung des Leibes ist, kann man vom rohen Quecksilber mit Grunde nichts Nachtheiliges fürchten; daher es bis zu einem Quentlein wider die Würmer ganz sicher genommen werden kann. Man reibt es in einem gläsernen Mörser mit Zucker, (nicht in Metall, auch nicht mit metallenen Stämpfeln!) damit es in unsichtbare Theile aufgelöst werde, und setzt ein paar Tropfen süßes Mandelöl hinzu, damit es seine vorige Gestalt nicht wieder annehme. Das Decoct des Quecksilbers, da man ein Pfund desselben in drey Kannen reinem Wasser eine Stundelang kocht, und dieses klare abgeseigerte Wasser den Kindern statt des gewöhnlichen Getränks trinken läßt, scheint vorsichtiger zu seyn, und ist es nicht; scheint eben so viel zu wirken, und wirkt fast nichts. Viele Kinder trinken das rohe Quecksilber, wie ich gesehen, ohne alle Umstände, so wie Wasser, und bey der Freude, die sie sich hernach daraus machen, es wieder zu suchen, bringen sie oft handgreifliche Beweise mit, daß es Würmer abtreibt.

Alles dieses wird, wie ich glaube, das gemeine Vorurtheil wider den innerlichen Gebrauch des rohen Quecksilbers sattfam widerlegen. Indessen gestehe ich, daß dieß ein noch ziemlich unschädlicher Irrthum sey, weil der innerliche Gebrauch des rohen Quecksilbers gar leicht durch andre Arzneyen ersetzt werden kann, ohne daß dabey die Kranken viel verlieren. Hingegen ist es mit dem Vorurtheile für den äußerlichen Gebrauch desselben ganz anders beschaffen. Für Leute, die keine Aerzte sind, ist es sehr nachtheilig, viel davon zu halten, und ich werde mich bemühen, dieß zu erweisen.

Das Quecksilber dringt, wenn es entweder in die Haut eingerieben wird, oder dieselbe, in seine Dünste aufgelöst, berührt, bis in die inwendigsten Theile unsers Körpers, und man hat es selbst in den Knochen in kleinen Silbertröpfchen wiedergefunden. **Boyle** erzählt, daß ein gewisser Arzt einem vornehmen Herrn, welcher auf beyden Augen nach und nach blind geworden, nur zwey Gran eines Quecksilberpul-

vers (turbith minerale) als Schnustoback in die Nase ziehen lassen, wovon alsobald Erbrechen, Schweiß, Durchlauf, Harnfluß, Speichel und Thränenfluß erregt worden, und zehn bis zwölf Stunden angehalten, wobei ihm der Kopf emfestlich aufgeschwollen. Nach drey bis vier Tagen sey das Gesicht wiedergekommen, und bald darauf sey es schärfer gewesen, als jemals zuvor. Alles dieses verrichtete ein wenig Staub des Quecksilbers, welcher nur bloß die innwendige Haut der Nase berührt hatte. Weder diese besondre durchdringende Kraft noch die übrigen Wirkungen, welche ein in unserm Anwendigen sich ausbreitendes Quecksilber veranlaßt, will ich meinen Lesern aus physikalischen Gründen erklären; und wenn sie darum glauben, daß ich mit meiner Einsicht neidisch wäre, so will ichs ihnen lieber bekennen, daß ich selbst wenig davon begreife, ohnerachtet ich eine Menge gelehrter Schriftsteller gelesen habe, die es insgesammt vollkommen begriffen zu haben glauben. Wir, meine Leser und ich, sind schon gewohnt, schwere Lectionen zu überschlagen, und uns zu begnügen, etwas zu wissen, wenn wir es auch gleich nicht begreifen. Die guten Wirkungen des Quecksilbers, wenn es von innen oder von außen in die Säfte oder Gefäße unsers Körpers gebracht ist, bestehen in Ausführungen durch die Leibesöffnung und durch den Schweiß, hauptsächlich aber in einem anhaltenden schleimigen Speichelfluße, welches eine neue Art von Ausführungen ist, die einer neuen Art von Krankheiten vortreflich zu statten kommt, von welchen beyden die Alten nichts wußten. Der Bononische Arzt, Jacob Carpenzis, ist der Erfinder dieser neuen Cur; und so bald ich sie mit einem gebräuchlichen Namen die *Salvationscur* nenne, so wordex alle meine Leser auch die neue Krankheit errathen, welche ich myenne.

Außer diesen Ausführungen eröffnet auch das Quecksilber die von einer zähen Gallert im Blute verstopften und verhärteten Eingeweide und Drüsen der Haut, wenn man es in Salben, Pflastern, oder auf irgend eine andre Weise, auch innerlich, dahin bringt. Da die Erfahrung lehrt, daß es mit unvorfießlicher Gewalt bis in unsre härtesten Theile dringe, und sich

sich unendlich subtilisire und zerteile; so läßt sich diese auflösende Tugend als eine unmittelbare Folge hiervon betrachten. Es reinigt ganz ausnehmend die verdorbenen Säfte von ihrer freßenden Schärfe, und dieses zwar vermuthlich auf die Weise, wie es Herr Cartheuser erklärt, weil es die sauren Salze schnell an sich ziehe, welche aber hinwiederum, nach der Vereinigung, dasselbe so freßend, scharf und schädlich machen, daß davon alle die gräßlichen Folgen entstehen, welche es äußert, wenn es in einem zumal unreinem Körper zu lange verweilt, und nicht aufs baldigste ausgeführt wird. Man sieht hieraus den Grund, warum die Quecksilbercuren zur Blutreinigung nothwendig mit andern abführenden und dazu gehörigen Nebenarzneien verbunden werden müssen, wenn sie nicht unglückliche Folgen haben sollen. Diese Folgen von einem allzulangen Gebrauche des Quecksilbers, oder von unbehutsamer Anwendung desselben, sind es nun eben, wovor ich meine Leser warne muß.

Wenn das Quecksilber durch starke Hitze in Dünste aufgelöst wird, so dringt es schon so, ohne weitere Beyhülfe, in unsre innwendigsten Theile, und richtet darin die größte Verwüstung an. Eben dasselbe erfolgt, wenn man es, mit Fett vermischt, auf die Haut streicht, und damit eine Zeitlang anhält. Das erste erfahren die Vergleute und Künstler, welche über Quecksilber arbeiten. Denn, wenn sie auch gleich die stärkste Leibesbeschaffenheit gehabt haben, so leben sie doch in dieser Verrichtung kaum vier Jahre gesund, sondern bekommen Zittern und Lähmungen der Glieder, und sterben in den elendesten Umständen. Das letzte erfahren die venerischen Sünder, wenn sie in der übrigen Cur vernachlässigt werden. Das Quecksilber scheint den Nerven ein ganz unerträgliches Gift zu seyn, zumal, so bald es sich mit der unreinen Schärfe verdorbener Säfte beladen hat. Es verleast und schwächt, und zieht sie zusammen, und eben darum sind contracte und verlähmte Glieder, schwache Beine und behebende Nacken und Hände die gewissten Folgen seines langen und unbehutsamen Gebrauchs. Außerdem verursacht

es oft einen unhaltbaren und tödlichen Speichelfluß mit Mund und Halsgeschwüren und übermäßiges Purgiren.

Wenn wir diese Wirkungen des rohen Quecksilbers, das durch die Haut ins Blut gebracht wird, mit jenen, wenn man es eingenommen hat, in Vergleichung stellen, so sieht man un widersprechlich ein, daß die vernünftige Furchtsamkeit nicht auf den innerlichen, sondern vielmehr auf den äußerlichen Gebrauch fallen müsse, und daß es ganz verkehrt sey, bey'm Legtern zu leichtsinnig zu seyn. Dieses, und mehr nicht, will ich behaupten; denn es ist meine Absicht keinesweges, auch den Gebrauch des Quecksilbers in unsern Säften und inwendigsten Theilen überhaupt schwürig oder verdächtig zu machen. Nein. Wer mögte wohl gern ein Arzt seyn, wenn er dies göttliche Mittel gänzlich entbehren sollte? Allein, die Aerzte wissen die Gesehe seines sichern Gebrauchs, und unter ihrer Aufsicht muß auch der häufige Gebrauch des Quecksilbers nicht schaden, ja nie einmal zweydeutig seyn. Hingegen ist der Mißbrauch, den andre Leute mit Mercurialsalben, und andern äußerlichen Arzneyen aus Quecksilber, treiben, stets unsicher, und oft höchst schädlich.

Die lobhafte Erkenntniß und das große Gefühl ihres Elendes bewahrt die Venerischen mehrentheils vor dem Unfuge eines solchen eigenmächtigen Gebrauchs, und sie wenden sich lieber zu den Aerzten, als daß sie auf ihre eigne Gefahr eine Speichelcur unternehmen sollten. Was aber die andern Unreinen betrifft, die ihre Wollust zwischen den Fingern, und auf ihrem eignen Grund und Boden ansässige Thiere haben, so sieht man alle Tage die Meisterstücke ihres Unverständes.

Es ist wahr, daß das Quecksilber die menschlichen Würmer und Insecten tödtet, und daß es dem Ungeziefer, was die Köpfe der Kinder bewohnt, eben so fatal sey, als den Würmern in den Gedärmen. Es ist auch wahrscheinlich, daß die Krätze, und noch mehr andre Ausschläge der Haut, von kleinen fast unsichtbaren Insecten herrühren, die darin nisten, so bald sie bey unreinlichen Leuten darin festen Fuß fassen können, und daß diesen Thieren ebenfalls das Quecksilber den Untergang bereite. Daher kann ich nicht behaupten, daß

die

die mercurialischen äußerlichen Arzneyen wider diese Krankheiten nicht die wahren Hülfsmittel wären; allein, ich behauptete, daß sie nicht die klügsten sind. Der Bär, der auf der Stirn seines schlafenden Freundes, des Eremiten, eine Raupe sah, traf das wahre Mittel, als er einen großen Stein nahm, um sie zu zerknirschen; allein, es war nicht das klügste, weil er zugleich seinen Freund damit todt schlug. Wenn das Quecksilber Vernunft hätte, so würde es sich mit dem Siege über die Insecten in unsrer Haut begnügen, und nicht weiter gehen. Weil es aber von der Haut ins Blut geht, und wir, die wir dies weder argwohnen, noch Gegenanstalten vorkehren, dasselbe von unserm Inwendigen ruhig Besitz nehmen lassen; so fügen wir uns durch diese Curen ein Leid zu, das wir, wenn es uns ein Feind zusügte, mit einem unauslöschlichen Haß belohnen würden. Viele hundert Kinder werden mit Kopf- und Kräßsalben von ihren eignen Aeltern umgebracht, oder doch gelähmt, und zum frühen Tode vorbereitet. Der sogenannte Weisheitsgürtel, welcher aus einer baumwollenen Binde besteht, die in einem aus Quecksilber und Eyweiß zusammengerührten Schaum eingetaucht, und, nachdem sie getrocknet worden, über den Lenden getragen wird, um die Krätze und andern Ausschlag zu vertreiben, vertreibt sie wirklich; allein, man muß dabey bedenken, daß Lähmung und Unempfindlichkeit der Schenkel und Füße die Zugabe zur Cur seyn können, wie solches Herr Allen gesehen hat. Solche Lücke beweiset das Quecksilber oft wider Vermuthen, wenn es sich, mit der auf seinem Wege angetroffenen unreinen Schärfe beladen, auf die Nerven wirft, und sie nicht eher wieder verläßt, als bis es in einem so geschickten Arzte, wie Herr Allen war, seinen Feind findet, der es durch die Speicheldrüsen aus dem Körper herausjagt. Wie oft ist es nicht geschehen, daß die Kopfsalben aus Quecksilber, Blindheit, Taubheit, Schwindel, Convulsionen, ein nie zu curirendes Stammeln, und hundert andre schlimmere Folgen nach sich gezogen haben, als die Krankheit gewesen, die sie vertrieben haben. Ich muß demnach alle meine Leser bitten, daß sie sich mit dergleichen Curen gar nicht abgeben,

Der Arzt. IX. Theil. Berth. Ausg.

P

sondern

sondern, daß sie vielmehr aus dem, was ich davon gesagt habe, ein Beispiel nehmen, wie sehr sie sich mit ihrer Pflückerung unglücklich machen können, wenn sie auch, ihrer Meinung nach, alle Vernunft und Vorsicht dabey anwenden. Ein Freund, der einem Krägigen eine Quecksilbersalbe rath, kann behaupten, daß sie helfen werde, und ein jeder Arzt selbst wird gestehen müssen, daß das Mittel gut und zuverlässig sey. Gleichwol erhellt aus dem Vorhergehenden, daß man noch viel weiter, als bloß auf das sehen müsse, was eine Arznei wider das Uebel thut, welchem man sie entgegen setzt. Ein kluger Arzt, der dieses vorher sähe, würde sogleich Veranstellungen machen, um das in den Körper gedrungene Quecksilber wieder herauszuschaffen, und so kann eine äußerliche Cur innerliche Arzneien erfordern, wenn sie gleich die Krankheit nicht erfordert hätte.

Ich habe umständlich von dieser Sache geredet, weil sie eine wahre Angelegenheit vieler Menschen ist. Unterdessen habe ich den Raum für noch Manches verloren, das zu dieser Materie gehört, und meinen Lesern auf andre Weise auch nützlich seyn könnte. Ich behalte mirs aber vor, es in meinem folgenden Blatte nachzuholen.

Mein Herr,

In Ihrem 102ten Stücke liest man sehr wahrscheinliche Gründe, daß die in den thierischen und menschlichen Körpern gewöhnlichen Würmer keinesweges von außen in sie hineingebracht, sondern aus dem jedem Thiere von Natur eigner Wurmstoffe, bey einigen, wo die Umstände dazu günstig sind, ausgebrütet werden. Da es scheint, als ob Ihnen selbst diese Meinung gefalle, so werden Sie einer andern, die ich aus dem Journal des Savans, von 1752. Aout p. 194. ausgezeichnet, und die sich mit jenem System wohl zu vertragen scheint, vermuthlich auch gern einen Platz in Ihren Blättern gönnen. Sie betrifft die wahre Natur des sogenannten Bandwurms. Es ist vieles von diesem breiten Wurme der Menschen und Thiere geschrieben worden; und man hat lange gestritten, ob es ein einziges Thier sey, oder ob es aus einer Menge anderer kleinerer bestünde, die einzeln von den Kranken abgehen, und den Kürbskernen gleichen. Des Herrn Trembley Entdeckung der Polypen im süßen Wasser hat uns endlich gelehrt

gelehrt, daß der breite Wurm nichts anders, als ein Polype sey, der sich selbst wieder hervorbringe. Solchergehalt darf es uns nicht wundern, daß dieser Wurm nicht länger wird, wenn er gleich viele von seinen Gliedern verloren hat, und daß auch diese abgesonderten Glieder des Leben und Bewegung behalten. Herr Linnäus hat hierüber 1748, zu Upsal, eine merkwürdige Abhandlung herausgegeben, worin er vier Arten des breiten Wurms von einander unterscheidet. Bey denen von der ersten Art, welche am wenigsten breit sind, endigt sich jedes Glied an seiner Basis mit einem häutigen Rande, wodurch sie mit dem Vorhergehenden zusammenhängt. Diese Würmer haben an dem obern und untersten Rande eine kleine Oeffnung, aber keine an den breiten Seiten. Die andre Art hingegen hat lauter solche Glieder, die an der breiten Seite mit zweyen Löchern versehen sind, deren eins unten, nach der Basis zu, das andre aber gegen die Mitte befindlich ist. Das erstere endigt sich nach Art einer walzenförmigen Röhre. Diese Würmer sind viel platter, als die vorhergehenden, und zugleich die gemeinsten. Die dritte Art besteht aus so kurzen Ringen oder Gliedern, daß sie zehnmal breiter, als lang sind, und diese haben an der Basis nur ein Loch. Man findet sie nicht leicht anderswo, als bey Hunden. Die vierte Art hat außerordentlich feine und dünne Glieder, die aber über einen Zoll lang sind, und an ihren Enden zwey gegen einander über stehende Löcher haben. Diese letztere Art wird zuweilen bey den Menschen, am meisten aber bey Hunden angetroffen. Herr Kaulin hat einen breiten Wurm von sechs- zehn Fuß lang beschrieben, den er in dem Leichname eines Menschen gefunden, welcher fünf und zwanzig Jahr lang öfters mit heftigen Colicismerzen behaftet gewesen, und es erhellt aus seiner Beschreibung, daß er zur obigen zwoten Art dieser Würmer gehört habe. Er hat auch einen, von vier Fuß lang, einem Kinde abgetrieben, dessen Glieder immer desto kürzer waren, je näher sie an die kleinste Endung kamen, welche er den Kopf des Thiers nennt. Einige Glieder haben ihm zwey Löcher, andre drey, ja viere, mit einem Zihen, oder glaubt, mit dem Herrn Andry, daß diese Thiere einen Kopf und Schwanz haben; allein, nach den Beobachtungen des Herrn Linnäus, haben sie keinen andern Kopf, als diese Zihen, womit sie die Nahrung an sich zu saugen scheinen. Sie wachsen an beyden Endungen, deren eine jederzeit kleiner, als die andre ist, wie Polypen, gleich gut wieder aus. Herr Dionis erzählt in einer 1749 gedruckten Abhandlung, daß er einen breiten Wurm beobachtet habe, welcher in einer Haut eingeschlossen war, und daher fast eine walzenförmige Figur zu haben schien. Er bekam aber seine natürliche Gestalt, nach dem man ihn aus dieser Haut herausgezogen hatte. Man könnte den weitläufigen Streit von den breiten Würmern leicht endigen,

wenn man es nur mit den Wörtern nicht so genau nehmen wollte. So viel ist gewiß, daß diese Thiere aus vielen Gliedern bestehen, welche, wenn sie von einander abgerissen werden, nichts destoweniger leben, und sich bewegen, weil es blos thierische unbeseelte Maschinen sind. Es ist auch gewiß, daß Leute, von denen breite Würmer abgehen, zuweilen auch nur einzelne Glieder von eben der Art von sich geben, welche ebenfalls leben, und sich bewegen. Darf man wol ein solches einzelnes Glied mit dem Namen eines besondern Thiers belegen? Wenn dieses angeht, so besteht der breite Wurm aus vielen andern, die sich an einander fest gemacht haben. Wo nicht, so ist der breite Wurm ein einzelnes Thier, dessen Theile für sich bestehen können. Ich würde kein Bedenken finden, das erste anzunehmen, weil das letzte doch nur ein Wortspiel wäre. Die Natur hat viele Thiere angewiesen, stets in Gesellschaft zu leben. Einige, wie die Spuhlwürmer, schlingen sich in ihrem Lager um einander. Einige Schalthiere, wie die Auster, wachsen an einander fest. Warum sollten nicht einige Thiere von Natur bestimmt seyn, sich auf diese Weise, wie die Bandwürmer, aneinander zu befestigen, da doch ein jedes seine Saugeröhren, womit es sich ernährt, für sich hat und gebraucht, und oft einige Glieder aus der Mitte des Bandwurms verderben und abgehen, ohne daß ihn dies tödten sollte.

(* *)

Zweyhundert sechs und zwanzigstes Stück.

von Haller.

Da wirst, wie viel ihm fehlt, wie nichts man weiß, erfahren.

In Peru, in den spanischen Provinzen Andalusien und Biscaya, in Böhmen, Ungarn, Kärnten, Krain, Steiermark, in Italien und Frankreich, findet man in den Bergwerken eine rothe Quecksilberminer, welche Zinnobereyzt heißt. Man bereitet daraus den überall bekannten natürlichen Zinnober, dessen sich vormals die Mahler bedienten, ehe der wohlfeilere, welchen die Kunst nachmacht, bekannt war. Dieser nachgemachte künstliche Zinn-

zinnobers ist vom natürlichen so wenig unterschieden, daß man fast zu jedem Gebrauche den einen für den andern nehmen kann, und beyde sind, ihren Bestandtheilen nach, nichts anders, als ein mit Schwefel verbundnes Quecksilber. Es erhellt hieraus, mit wie vielem Rechte ich von diesem berühmten Arzneymittel unmittelbar nach der Abhandlung vom Quecksilber rede, von welcher die gegenwärtige eigentlich nur der Beschluß seyn soll.

Wenn die Natur, oder auch die Kunst der Chymisten, deren Verfahren in der Zubereitung des Zinnobers alle Kunstverständige wissen, und andre mit wenigem Nutzen hier lesen würden, den Schwefel und das Quecksilber aufs genaueste mit einander vereinigen; so werden hierdurch die Quecksilbertheilchen dergestalt von einander getrennt, daß sie nicht mehr in eine flüssige metallische Masse zusammenrinnen, sondern gleichsam einzeln von dem sie umgebenden Schwefel eingeschlossen gehalten werden, so daß sie auch kein von außen hinzukommender Körper mehr angreifen, oder auf irgend eine Weise auflösen kann, ehe sie nicht von ihrem Schwefel befreuet worden sind. Es ist dieses durch viel Versuche bestätigt worden, welche man in den Schriften der Chymisten und Naturgeschichtschreiber findet. Zwar kann man durch die Gewalt einer Hitze, welche den Grad des kochenden Wassers weit übertrifft, und durch die Kraft concentrirter Laugen, die Mischung des Zinnobers in etwas verändern. Allein, da dergleichen gewaltige Kräfte im menschlichen Körper nie angetroffen werden, so läßt sich davon auf die Wirkung des Zinnobers in demselben keine Anwendung machen. So lebhaft demnach das rohe Quecksilber für sich in unserm Körper als Arzney wirkt, so zweifelhaft und problematisch sind seine Arzneykräfte, so bald es im Zinnober durch die Uebermacht des Schwefels gebunden worden ist.

Es wird nicht leicht einem meiner Leser unbekannt seyn, wie häufig gleichwol die Aerzte den Zinnober zu ihren Arzneyen gebrauchen, und wie viele Tugenden sie von ihm rühmen. Man hält ihn für resolvirend, für nervenstärkend, und für beruhigend und schmerzstillend. Crato pries ihn wie hoch

wider die Epilepsie, und selbst die Chineser gebrauchen ihre Tchu:cha, eine Art von Zinnober oder Quecksilbererz, wider die Convulsionen der Kinder, indem sie diese Miner zu Pulver reiben und waschen, und das, was oben schwimmt, eingeben. Andre rühmen ihn wider den Schwindel, die Gicht und die Engbrüstigkeit, und ich weiß nicht, wie viele noch andre Tugenden sie ihm beylegen.

Was sollte man sich also nicht von ihm versprechen? und gleichwol muß ein jeder unparthenischer Arzt erkennen, daß fast keine einzige von allen diesen Lobeserhebungen auf entscheidende Versuche gegründet, und ganz unverdächtig sey. Ich habe bey dieser Gelegenheit das Urtheil nachgelesen, welches der berühmte ehemalige hallische Arzt, Herr Johann Junker, vom Zinnober fällt, ein Mann, der zwar wirklich den Kräften desselben viel zutraute, und ihn in seinen Schriften oft verordnete, der aber zugleich nie gewohnt war, wider seine Ueberzeugungen zu schreiben, oder etwas, das er sich zu loben vorsetzte, auf eine niedrige Weise mit Schminke von falschem Lobe anzustreichen. Er erkennt, daß dem Zinnober resolvirende, nervenstärkende und beruhigende Kräfte zugeschrieben werden. Er sagt auch, daß dieses nicht mit Unrecht geschehe; aber erinnert alsobald dabey, daß man dieselben nicht so weit ausdehnen müsse, als gemeinlich geschieht. In der Epilepsie, setzt er hinzu, betrügt er oft unsre Hoffnung, wenn er nicht durch kräftigere Mittel unterstützt wird, und im Schwindel in der hysterischen Krankheit, in der Gicht, und im Asthma giebt er die Erleichterung nicht, die davon versprochen wird. Dies ist die Sprache eines rechtschaffnen Mannes, der, ob er gleich für die Tugenden dieser Arznei selbst eingenommen war, dennoch ihr Lob in allen Absichten so minderte, wie es mit seinen Erfahrungen und seinem Gewissen übereinkam. „Der Zinnober, sagt er, kann indessen andern Arzneien zugesetzt werden, um ihre Kräfte zu schärfen und zu vermehren, und hierzu zieht er ihn dem Opium vor, weil er sicher ist.“ Wer sieht aber nicht, was das für schwache Arzneien seyn müßten, welchen der Zinnober, dessen Kräfte selbst kurz vorher so furchtsam behauptet

behauptet worden, noch zu Hülfe kommen könnte? und wie leicht eine von den ihm zugesellten Arzneien, denen man weniger zugetraut, den aufrichtigsten Beobachter verleitet haben könne, etwas von ihren Wirkungen auf die Rechnung des Zinnobers zu schreiben? Es ist wahrscheinlich, daß dieser Irrthum den redlichen Mann bewogen habe, in folgenden Worten den Zinnober wieder mehr zu erheben. „Ich habe bemerkt, schreibt er, daß in Kopfschmerzen, und besonders in der Migraine, die antispasmodischen Pulver, mit viel, E. acht, zehn und mehr Granen Zinnober vermischt, weit mehr genutzt haben, als worinn nur wenige Gran Zinnober gewesen.“ Gewiß ist dieß kein Weg, die Kräfte des Zinnobers zu erforschen, denn wie viel können nicht die kühlenden Salze des obgedachten Pulvers zur Mäßigung der Blutwellungen beigetragen haben; und wie kam es, da man hier den Zinnober so wirksam fand, daß man ihn nicht allein in öftern mäßigen Dosen versuchte, oder wie mögen diese Versuche wohl abgelaufen seyn? Auf die Bedenklichkeit, welche einige geäußert hatten, daß der Zinnober in den Gedärmen bliebe, nie ins Blut überginge, und in den Excrementen eben so roth, wie er genommen worden, wiedergefunden werde, antwortet Junker, daß man, um dieses größtentheils zu verhüten, den Zinnober aufs allerfeinstepulverisiren müsse, weil er solchergestalt den Magen nicht beschweren, und bestre Wirkung thun würde. Man bemerkt, wie vorsichtig der Schriftsteller verhütet, zu versichern, daß er glaube, es werde, auch nur das mindeste vom Zinnober in den Verdauungswegen aufgelöst, und so mit ins Blut geführt; denn hier wäre der Ort gewesen, wo ers unstreitig gesagt haben müßte. Wenn aber die Verdauungskräfte den Zinnober nicht verändern, so wird sein allersubtilstes Pulver, gesetzt auch, daß etwas von diesem Staube im Milchsafte bliebe, wahrscheinlicher Weise im Blute eben so wenig Veränderung leiden. Dieses ist es nun alles, was dieser berühmte Vertheidiger des Zinnobers von seinem bewährten Nutzen behauptet. „Ob er, wie einige meynen, das Herz stärke, und in bösartigen Fiebern besondere Tugenden äußere, daran

„ist mehr zu zweifeln. Auch in der Lustseuche und Krätze leistet er das nicht, was andre gute Arzneyen von Quecksilber thun; noch viel weniger wird der beste natürliche Zinnobers, äußerlich umgehungen, die Epilepsie, die Pest und die bössartigen Fieber verhüten. Eben so wenig können wir auch die Tugenden wahrnehmen, die viele den aus Zinnobers gemachten Arzneyen zuschreiben; ja, sie haben auch, aus Gründen, nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich.“ Hierauf geht der Verfasser die bekanntesten Zinnoberarzneyen durch, und verwirft eine mit der andern.

Wenn die Aufrichtigen unter den Lobrednern des Zinnobers aus einem solchen Tone von ihm reden; so kann es Niemanden wundern, wenn andre, die nicht schon im Voraus für denselben eingenommen gewesen, seine ganze Heilskraft überhaupt in Zweifel gezogen, und ihn zu den unnützen Dingen heruntergesetzt haben, die zu vielen Hunderten die beschwerliche Last der Apotheker sind. Der berühmte Herr Cartheuser ist, meines Wissens, der eifrigste unter denen, die sich über die Vorurtheile erhoben, und diesen alten Götzen gestürzt haben. Seine Gründe wider die Arzneykräfte des Zinnobers sind unendlich triftiger, als alles, was je für dieselben gesagt worden ist. Die mannichfaltigsten Versuche haben ihn überführt, daß keine von allen den Kräften, die sich in irgend einem kranken oder gesunden menschlichen Körper an ihn machen, das geringste in seiner Mischung zu verändern vermögend sind, sondern, daß sie ihn so lassen, wie er ist, und daß er so, wie er ist, in den Verdauungswegen bloß durch seine Schwere wirke, ins Blut aber schwerlich gelangen, und auch daselbst vermuthlich ganz und gar nichts wirken könne. „Wie kann man wohl fortfahren, sagt er, dem Zinnober schmerzstillende, antispasmodische, Haupt- und Herzkraftende, antepileptische und noch viel größere Tugenden beizulegen, da er weder von wässrigen, salzigen, sauren, laugenhaften Mitteln aufgelöst, noch durch mäßige Wärme, die nicht weit über den Grad des kochenden Wassers geht, in Dünste verwandelt, folglich auch von den Verdauungssäften nicht aufgelöst, noch von der

„seuchten

„seuchten gelinden Wärme des Körpers in Dünste verwandelt, mithin auch nicht ins Blut gebracht, noch in den entferntesten Theilen die geringste Wirkung von ihm gehofft werden kann. Es glauben zwar einige, daß der allerfeinste Staub des Zinnobers, ohne vorhergegangene Auflösung und Verwandlung in Dünste, auf dem gewöhnlichen Wege ins Blut gehen könne. Allein, alle Klügere werden die Unwahrscheinlichkeit hiervon einsehen. Denn der allerfeinste Staub des Zinnobers geht weder mit Wasser, noch andern Säften durchs Löschpapier, wenn man es gleich bey der Durchseigerung schüttelt, und überdem kann in die Haarröhrchen der Milch- und Wassergefäße kein Körper eindringen, welcher von schwererer Art ist, als ihre Häute. Es ist weit wahrscheinlicher, daß dieser schwere Staub den geraden Weg durch die Gedärme nehmen werde, die ihn daran auf keine Weise hindern.“

Ich finde, was den Uebergang des feinsten Zinnoberpulvers ins Blut betrifft, zwar eben dieselbe Unwahrscheinlichkeit; wollte aber um deswillen dennoch die Möglichkeit der Sache nicht ganz leugnen. Denn außerdem, daß sehr kleine Theilchen von schwererer Art in einem etwas dicken flüssigen Körper gar wohl erhalten, und, vielleicht in ihm glücklich verhüllt, mit durch die Gefäße hindurch schlüpfen können, scheinen auch andre ähnliche Erfahrungen eine solche Möglichkeit zu beweisen. Ich kann dieses aus der Wirkung des Quecksilbers, und besonders des sogenannten mineralischen Mohrs, der eigentlich nichts anders, als ein schwarzer Zinnober ist, beweisen. Er besteht, wie der Zinnober, aus einer Verbindung des Schwefels mit Quecksilber; nur hat er etwas mehr Schwefel, und dessen Verbindung mit dem Quecksilber ist schwächer. Nichtsdestoweniger rechnet ihn Herr Cartheuser in eben dieselbe Classe untauglicher Arzneyen, als den Zinnober, und hat selbst Boerhaaven für sich, welcher sagt: „daß er nicht in die Milch- oder Wassergefäße dringen, sondern bloß durch die Gedärme hindurch gehen, und daselbst etwa die Wärmer verjagen könne; daß er nie die übrigen von ihm gerühmten Tugenden

»davon erlebt habe; daß es unbehutsam sey, ihn besonders
 »zarten Kindern in solcher Menge zu geben, weil er zu lange
 »bey ihnen bleibe, und sie beschwere; daß er keinen Spei-
 »schelfluss mache; daß man aber nicht wissen könne, was
 »seine Materie wirken möchte, die, so lange sie zusammen-
 »gesetzt bleibt, nicht mehr Kräfte zu haben scheint, als jede
 »andre schwere, unschmackhafte Erde.« Nach diesen bey-
 den Autoritäten lese ich gleichwol im ersten Theile der Lon-
 donschen medicinischen Bemerkungen, daß ein Kranker, der
 an den Füßen einen alten scorbutischen fließenden Ausschlag
 gehabt, nach einer großen Menge andrer vergeblich gebrach-
 ter Arzneyen, den mineralischen Mochr erst zu zwanzig Gra-
 nen auf einmal, hernach aber immer häufiger, ja sogar Löf-
 felweise, und so lange gebraucht habe, bis er sich so schwarz,
 wie er eingenommen worden, (folglich ohne aufgelöst, oder
 in Dünste verwandelt worden zu seyn,) in den Wunden ge-
 zeigt, ohne doch etwas gebessert zu haben. Wenn nun wider
 die Richtigkeit dieser Beobachtung nichts eingewendet werden
 kann; so beweist sie unstreitig den Uebergang eines so schwe-
 ren Pulvers, wie der Zinnober ist, in Gefäße, und diesen
 zwar in großer Menge. Sie lehrt aber zugleich, wie we-
 nig man von dieser Arzney und dem Zinnober zu hoffen habe,
 wenn sie auch wirklich ins Blut gebracht würden; und dies
 ist eben das, was ich eigentlich rüge, und woraus dasjenige
 einigermassen beantwortet werden kann, was ich irgendwo,
 wider den Herrn Cartheuser, wegen seines Unglaubens an
 den Zinnober gelesen habe, daß er nämlich dem ungeachtet
 Arzneykräfte äußern könnte, ob er gleich nicht aufgelöst
 würde, gleichwie eben dieses das Quecksilber, das Spieß-
 glas, und andre Arzneyen thun. Könnte man nur un-
 zweifelhafte Beobachtungen von guten und unverdächtigen
 Wirkungen des Zinnobers, und des mineralischen Mochrs
 in andern Theilen des Körpers, außer dem Magen und
 den Gedärmen, aufbringen, so würde sich mancher Arzt
 finden, der seine Theorien eben so gern, als ich eine jede,
 für gute Beobachtungen verschenke. Allein, wo finden
 wir diese Beobachtungen? denn sie müßten schon längst ge-
 macht

macht seyn. Was hat uns Herr Junter oben vom Zin-
 nober gerühmt, als zu schwache Tugenden, die stets zwey-
 deutig bleiben werden? Was rühmt er uns vom minerali-
 schen Mochre? »Er wird am meisten wider die Würmer ge-
 »lobt; allein, wenn er nicht sehr fein gerieben worden, be-
 »schwert eine reichliche Dose desselben den Magen. Was er
 »wider die veraltete Krätze, und verhärtete Ohren- und an-
 »dre Drüsen, nach langwierigem innern Gebrauche, aus-
 »richten soll, empfehlen wir vorsichtigen Beobachtungen.«
 Dies ist sein Lob; und aus dem obigen Beispiele sehn wir,
 was sein langwieriger und bis zur Ausschweifung häufiger
 Gebrauch wider alte verdorbne Säfte und Schäden vermag.

Der Schwefelgeruch allein kann die Würmer verjagen;
 aber der Zinnober wird es dem ungeachtet nicht einmal thun.
 Hingegen wird er leicht den Magen mit ängstlichem Drücken
 beschweren, und ihn von nichts reinigen, und auf keine Weise
 stärken. Wollte man ihm zutrauen, daß er die Säure
 in den Verdauungswegen an sich zöge; so würde dies nicht
 geschehen können, ohne daß er davon in etwas, entweder
 an der Form oder Gestalt, verändert und angegriffen würde.
 Allein, er bleibt, nach den Versuchen des Herrn Cartheu-
 sers, in den concentrirten sauren Säften so unverändert,
 daß dessen Pulver nicht einmal seinen metallischen Glanz ver-
 liert. Was würde er demnach wol wider die viel gelindere
 Säure im Magen und in den Gedärmen ausrichten?

Solchergehalt würde der Zinnober bald an die Mahler
 zurückfallen, wenn nicht die Aerzte zuweilen auch Mahler
 seyn müßten, um ihren Arzneyen andre Gestalten und Far-
 ben zu geben. Wir müssen allzu oft den Schwachheiten und
 Vorurtheilen der Menschen nachgeben; und um ihnen eine
 Arzney, die ihnen gut ist, länger zu geben, als sie Geduld
 haben, sie fortzugebrauchen, müssen wir ihnen dieselbe zu-
 weilen in einer andern Farbe reichen, und dazu ist der Zin-
 nober gut. Damit unsre Kranken glauben, daß wir ihnen
 antispasmodische Pulver geben, wenn sie dergleichen verlan-
 gen, so müssen wir sie roth färben, es mögen nun solche
 seyn oder nicht. Daher hilft der Zinnober, wo nicht zur

Sur selbst, doch wenigstens zum Betrüge der Euren; nur sollte er nicht, wie gemeinlich geschieht, in solcher Menge gegeben werden, daß er den Magen beschwerte. (*)

Nachdem ich das Quecksilber und den Zinnober mit medicinischen Nutzen betrachtet habe, sollte ich meinen Lesern noch etwas von den verschiedenen Zubereitungen des Quecksilbers zu Arzneien sagen. Allein, diese Sachen gehen zu tief in die Profession hinein, und interessieren einen fremden Leser zu wenig. Inzwischen kann ich nicht umhin, überhaupt etwas von den Quecksilberarzneien zu erinnern.

Man hat davon Viele von ganz widersprechenden Kräften. Das rohe Quecksilber wird innerlich gemeinlich ohne alle Wirkung genommen; äußerlich bringt es bis in die Gebeine, und erregt den Speichelfluß. Das Quecksilber, mit Schwefel verbunden, ist innerlich und äußerlich eine nichtswürdige Arznei, die nur mit ihrer Farbe prahlt. Wenn das Quecksilber, durch die Gewalt eines allmählig verstärkten Feuers, in ein rothes Pulver verwandelt ist, so erregt ein wenig Staub desselben Erbrechen, Durchlauf und Schweiß. Löst man es in Salpetersäure auf, und läßt hernach die Auflösung auf dem Sande verdunsten, und die überbleibende gelbe Masse durch stärkeres Feuer roth werden; so erhält man ein äßendes Arzneimittel, welches das wilde Fleisch wegbeißt. Zieht man hierüber etlichemal guten Weingeist ab, so kann man das rückständige Pulver innerlich zum Purgiren oder zum Schwitzen gebrauchen. Wenn man die Auflösung des Quecksilbers in Salpetersäure mit einer Auflösung gemeines Salzes, in heißem Wasser vermischt, und das zu Boden fallende Quecksilberpulver einnimmt, so macht es bald Erbrechen, bald Durchlauf, bald Speichelfluß, und heilt in Salben und Pomaden die Flecken, die Krätze, und andre Unreinigkeiten der Haut. Ohne mich bey der Beschreibung der Zubereitungen aufzuhalten, will ich nur so viel sagen, daß es, ausser den vorigen Arzneien aus Quecksilber, noch eine andre gebe, die eine der heftigsten Purganzen (Turbit) ist,

(*) Man vergleiche mit diesem Aufsatze vom Zinnober das 229. Stück.

ist; eine mit Kupfer zubereitete, welche den unreinen Fluß der Lustseuche stopft; eine, (mercurius diaphoreticus) die Schweiß treibt, und in Flüssen, Kröpfen, venerischen Krankheiten und der Engbrüstigkeit gebraucht wird; eine, welche das wüthendste unter allen Giften, nebst dem Arsenick, ist, und den unvermeidlichen Tod verursacht, und gleichwol ist es eben diese, von welcher der Herr van Swieten die Aerzte in Europa, die nun davon genug überzeugt sind, gelehrt hat, wie man sie, in viel Branntwein oder Wasser verdünnt, in den verzweifeltsten Krankheiten, der Lustseuche, dem Krebs, u. s. w. ohne die mindeste Ungelegenheit, mit großem Nutzen gebrauchen könne. Aus diesem entsetzlichen Gifte verfertigt man eine andre Arznei, unter dem Namen des versüßten Quecksilbers, die auf die gelindeste Weise purgirt, den Schleim auflöst, die davon verstopften Drüsen eröffnet, die Wärmer tödtet, und die verunreinigten Säfte sicher und vortreflich reinigt, ja auch den Speichelfluß, innerlich genommen, erregt, wiewol man damit die Lustseuche, bey andern purgirenden Mitteln, ohne Speichelfluß heben kann. Aus diesem versüßten Quecksilber macht man die Mercurialpanacee, welche Ludwig XIV. bekannt machen lassen, und die die Kräfte des vorigen noch übertrifft. Kurz, man findet in dem einzigen Quecksilber einen solchen Schatz von Arzne Kräften, daß man es als ein besondres Geschenk der Vorsicht zum Nutzen vieler tausend Glenden betrachten kann.

Die Haupttugend der Quecksilber Arzneien besteht darin, daß sie ein specifisches Gegengift wider die unreine Krankheit sind, indem sie die Säfte bald durch den Stuhlgang, bald durch den Schweiß, bald durch den Speichelfluß auf eine fast untrügliche Weise davon befreien. Diejenigen, welche in die Zuverlässigkeit der Wirkungen der Arzneien überhaupt ein Mißtrauen setzen, und dadurch die Gewisheit der Arzneykunst verdächtig machen wollen, sollten sich billig zu einer Mercurialcur verstehen. Denn, um zu versuchen, ob ihnen ein Arzt vorherzusagen könne, was für Veränderungen in ihrem Körper erfolgen würden, wenn sie diese Arznei nach seiner Vorschrift gebrauchten, könnten sie keine Wahl treffen, die sie,

sie besser überzeugen würde; und ich glaube auch, daß sie, nach vollbrachtem Versuche, Zeit Lebens daran gedenken, und in die Gewissheit der Kunst nie wieder einen Zweifel setzen würden.

Mein Herr,

Da Sie uns zuweilen den Zustand der Arzneykunst bey den Nationen in andern Welttheilen beschreiben wollen, so müßten Sie die Chineser zuerst genommen haben, die sich für die klügste Nation in der Welt halten, und außer Europa es unstreitig wohl sind. Ich habe für Sie verschiedenes von ihrer Arzneykunst aus Reisebeschreibungen gesammelt, und theile es Ihnen zum Gebrauche mit.

Die Arzneykunst wird bey den Chinesern sehr hoch gehalten, weil sie glauben, daß dieselbe mit der Astronomie in genauer Verbindung stehe. Vordem waren zur Erlernung derselben kaiserliche Schulen angelegt: ist aber erbt sie von Vater auf Sohn, welches wir also in Europa auch noch zu gewarten haben. Die Chineser geben zwei Ursachen von dem natürlichen Ursprunge des Lebens an: Yang, oder die Lebenswärme, und Yin, oder die Grundfeuchtigkeit, deren Hüllen oder Vesicula die Lebensgeister und das Blut sind. Ihr theoretisches Hauptsystem ist, daß der menschliche Körper einer Laute, oder einem andern musikalischen Instrumente gleich sey, dessen Nerven, Muskeln, Puls- und Blutadern verschiedene Töne geben, oder eine ihnen eigne Temperatur haben: und daß diesem zufolge die verschiedenen Pulse mit den Tönen und Pausen des Instruments übereinkommen, woraus man auf die Beschaffenheit des Körpers eben so schließen könne, wie eine Saite, die an verschiedenen Orten schwach oder stark berührt wird, verschiedene Töne giebt und anzeigt, ob sie zu scharf oder zu schlaff gespannt sey. Es ist merkwürdig, daß einige europäische Aerzte, und besonders Krüger, eben dieselbe Vergleichung beliebt, erweitert, und sogar auf die Temperature des menschlichen Körpers ausgedehnt haben. Außerdem nehmen die Chineser zwölf Quellen des Lebens an, worin ihre Vorsicht um desto mehr zu loben ist, da man der Quellen des Lebens so viel umsonst haben kann, als einem beliebt, und glauben, am Kopfe sichere Kennzeichen von deren innerlichem Zustande zu finden, weil sie zwischen den Sinnen und Lebensquellen eine notwendige Verknüpfung beobachtet haben wollen. Daher behaupten sie z. E. es sey zwischen der Zunge und dem Herzen, der Nase und der Lunge, dem Munde und der Milz, den Ohren und den Nieren, den Augen und der Leber, eine Gleichförmigkeit. Sie wollen aus der Gesichtsfarbe, aus den Augen, der Nase,

Nase und den Ohren, aus dem Klange der Stimme und dem Geschmacke, welchen die Zunge entweder empfindet oder liebt, mit Gewissheit von dem Temperamente des Körpers, und von dem Leben und Tode einer kranken Person urtheilen. Sie halten auch dafür, daß jedes Eingeweide mit einem gewissen Elemente und einer gewissen Himmelsgegend eine besondre Gemeinschaft habe, nämlich das Herz mit dem Feuer und Süden, daher dessen Zustand im Sommer am besten beobachtet werden kann; die Leber und Gallenblase mit der Luft und mit Osten; die Nieren und Harngänge mit dem Wasser und Norden, wovon eben um deswillen diese im Winter und jene im Frühjahr beobachtet werden müssen: und endlich die Milz und der Magen mit der Erde, und diese werden zur Mitte des Himmels, zwischen die vier Hauptgegenenden gerechnet, wie dann auch der dritte Monat in jeder Jahreszeit vornehmlich die Zeit ist, da sie etwas anzeigen. Man kann hieraus schon abnehmen, wie undeutlich und geheimnißvoll die Sprache der Chinesischen Aerzte seyn müsse; und da sie die Ursachen der Krankheiten aus der Uebereinstimmung der Elemente mit dem menschlichen Körper herleiten, so ist zu vermuthen, daß sie in der hohen Gelehrsamkeit unsern Feinsinn nichts nachgeben.

Der Puls ist das einzige Merkmal, woraus sie die Krankheiten beurtheilen. Wenn sie denselben untersuchen wollen, so legen sie dem Kranken erst ein Kissen unter den Arm; nachher berühren sie mit vier Fingern die Arter bald sanft, bald hart, und nehmen sich lange Zeit, um den Schlag zu untersuchen. Ihre medicinischen Schriftsteller handeln weitläufig von den verschiedenen Orten, wo man den Puls finden kann, weil sie ihn für jede Krankheit an einer andern Stelle suchen. So muß er z. E. in den Krankheiten des Herzens und der Leber an der linken, bey Magen- und Lungenkrankheiten hingegen an der rechten Hand gefühlt werden. Aus den verschiedenen Arten des Pulses bestimmen sie die Krankheiten. So sagt, z. E. einer ihrer Schriftsteller: Der superficielle deute Wind an, der hohle, Mangel des Bluts, der schlüpfrige Ueberfluß der Feuchtigkeiten, der lange zitternde Müdigkeit, und der kurz zitternde, scharfe Schmerzen, der harte, Verlust des Nervensaftes oder Geblüts, u. s. w. Eben dieser Schriftsteller erklärt die Empfindung bey dem Gefühle des Pulses auf eine Art, die unsern Aerzten ganz besonders vorkommen muß. Er sagt, z. E. der superficielle mache eine Empfindung, wie das Blatt von einer kleinen Zwiebel; der schlüpfrige lasse sich als Perlen unter den Fingern fühlen; der scharfe mache einen Eindruck, als ein Messer, womit man Bambusrohr schäbt; der bewegliche, als wenn man einem Stein im Wasser anföhle. Nach langweiliger Untersuchung des Pulses heben sie an zu prophezeihen, und der Arzt sagt alsdann ohngefähr: ihr werdet nie mit Kopfschmerz beschwert, sondern mit einer Trägheit, die euch schläfrig macht, oder; ihr habt die Lust zum Essen verloren,

lohren, doch werdet ihr sie in dreyen Tagen wiederbekommen; diesen Abend nach Untergang der Sonnen wird euer Kopf freyer werden; euer Puls zeigt Leibesbeschmerzen an, wofern ihr nicht dies und das gegessen habt; diese Unpäßlichkeit wird fünf Tage dauern, und hernach aufhören. Von dem unterbrochnen Pulse urtheilen sie, wenn er nach dem vierzigsten Schlage ausbleibt, daß die Person nach vier Jahren im Frühlinge sterben werde; bleibt er nach dem fünfzigsten male ausen, so stirbt die Person nach fünf Jahren, u. s. w.

Sie leiten die meisten Krankheiten von bösen und verdorbnen Winden her, die sich in die Muskeln schleichen, und alle Theile des Leibes schmerzhaft ausdehnen sollen, und diese Winde zertheilen sie dadurch, daß sie an verschiednen Orten glühende Nadeln oder Feuerknöpfgen auflegen. Als einmahl ein Europäer hierüber erstaunte, antwortete ihm ein Chineser, daß wir in Europa das Eisen, womit er das Blutlassen meinte, sie aber das Feuer gebrauchten, um die Kranken zu martern, und daß sich beyde Moden so leicht nicht verändern würden, weil die Aerzte den Schmerz nicht fühlten, und einerley Belohnung für ihre Martern und Curen bekämen. Ihre gewöhnlichste Arzneey sind schweißtreibende Pillen, die selten abführen. Das Blutlassen, die Clystire und Purganzen verordnen sie niemals. Rhubarber gebrauchen sie sehr wenig, hingegen destomehr Fulin, das ist, Chinawurzel. Hingegen zwingen sie viele Krankheiten durch die Diät, denn ihre Kranken dürfen fast nichts, keine Fische, kein Fleisch, noch Eyer, sondern nur Weißbrod, dünn gekochten Reis, einige gesalzne Kräuter, und bey der Genesung trockne und geröstete Salzische essen.

Die Ausübung der Arzneykunst ist in China einem jeden erlaubt, und daher giebt es daselbst Quacksalber in Menge, welche auf gezähmten Tigern oder andern wilden Thieren langsam durch die Städte und Dörfer reiten. Diese Thiere tragen Zweige von Bäumen in den Nasen, und wedeln mit den Schwänzen. Der darauf reitet, hat gemeinlich über seinen gewöhnlichen Kleidern einen weiten Rock mit sehr langen Ärmeln, und ein Gehenke, das er, wie ein Ordensband, über der rechten Schulter und unter dem linken Arme trägt. In der linken Hand hält er ein Schwert, welches er von Zeit zu Zeit schwingt, und dabey seinen Balsam, sein Pflaster und andre Arzneyen als untrügliche Mittel wider alle Wunden und Krankheiten herausschreiet. Gemeinlich hat er häßliche Leute mit Krücken und Klappern in seinem Gefolge, die meist nackend, oder in weiten bunten gesteckten Kleidern, oder mit Flügeln an den Schläfen einhergehn. Das gemeine Volk hat viel Zutrauen zu diesen Leuten. Wenn es aber ihre Verrügeren entdeckt, so rächt es sich auch an ihnen. Ein gewisser Mann verlor durch die Unwissenheit eines solchen Quacksalbers seine Tochter. Er ließ deswegen an allen Ecken der Straßen

Zettuls

Zettuls anheften, worinn die Ungeschicklichkeit des Stümpers mit vielen Umständen erzählt wurde, wodurch er sein Ansehn völlig verlor, und genöthigt war, das Metier zu verändern, und den Bettelstab zu ergreifen. Vielleicht wäre dieß letzte in Europa auch noch wol einzuführen. Denn, da es den Aerzten frey steht, ihren Ruhm an die Ecken der Straßen zu kleben, warum sollte es den Kranken nicht auch frey sehn, ihre Schande hinzuzufügen?

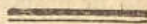


Zwey hundert sieben und zwanzigstes Stück.



von Haller.

Uns ist : : ein gesundes Blut
: : des Lebens wahres Gut.



Es giebt Modekrankheiten und Modearzneyen, welche den Zugvögeln gleichen, die man zu einer Zeit überall und hernach nirgends mehr sieht. Als ich noch sehr jung war, (es ist der Ritter William Temple, der hier redet,) fürchtete man sich vor nichts allgemeiner, als vor der englischen Krankheit bey Kindern, und vor der Schwindsucht bey andern jungen Leuten. Nach diesem ward die Hypochondrie die allgemeine Krankheit. Hierauf kam der Scharbock, und Jedermann klagte darüber. Nach der Zeit wurden alle Krankheiten von einer Entzündung des Bluts erregt, und endlich folgten die Vapeurs. Eben so ging es mit den Arzneymitteln. Ich erinnere mich, daß, zu einer Zeit das Tobackfranchen, zu einer andern das warme Bier, Universalarzneyen waren. Nach diesem folgte das Verschlucken kleiner Steine, weil die Falkenirer die Falken auf diese Art curirten. Ein gewisser Arzt brachte die Mode auf, alle hitzige Krankheiten und Fieber mit kaltem Wasser zu heilen, wovon man so viel als möglich war, trinken mußte. Zu einer andern Zeit ward ein Löffel voll Kleingeld

Der Arzt. IX. Th. Berth. Ausg.

2

»riebe

„riebeues Schiffsbrod, welches man nach dem Essen einnahm, für ein untrügliches Mittel wider alle Unverdaulichkeit gehalten. Hierauf kam der Coffee und Thee an die Reihe. Die ausgepreßten Arzneyssäfte und die Stahlpulver folgten in der Ordnung, wie auch gewisse Tropfen, die sehr zusammengesetzt waren. Es geht mit diesen Dingen, wie mit den Kleidertrachten, welche ein Jeder nachahmt, und sie, so lange sie neu sind, für die besten hält; sie aber wegwirft, so bald sie aus der Mode kommen.“

Ich kann in diesem Tone fortfahren. Es war einmal eine Zeit, da die Aerzte fast alle Krankheiten von gewissen Säften und scharfen Unreinigkeiten im Geblüte herleiteten, und man kann den Tachenius und Sylvius für die Stifter dieser Modetheorie annehmen. Nachdem sie von ihren Schülern so übertrieben worden war, daß ihr Ungrund allzu sehr in die Augen fiel, schaffte man sie wieder ab, und sie gehört ist unter den alten Plunder in der Arzneykunst, woraus die Buchhändler ihren Trödel machen.

Damals waren die blutreinigenden Arzneyen fast die einzigen, die in der Praxi Mode blieben, und die Kranken verschlangen sie, aufs gute Glück der Theorie. Nach der Verbesserung der Begriffe sind auch diese Arzneyen wieder auf ihren alten Cours zurückgesetzt worden; und die guten Aerzte glauben noch bis diesen Tag nicht mehr von ihnen, daß sie Universalarzneyen wären. Unter den alten Leuten hingegen, bey denen alte Meynungen fester sitzen, bemerkt man noch immer eine Verehrung der Blutreinigungen, welche viel weiter geht, als sie sollte. So bald das Frühjahr gekommen ist, bekümmert sich auch schon der größte Haufe der Menschen um eine Cur zur Blutreinigung; und eine Hausapotheke, worin keine blutreinigende Arzney wäre, würde von den ächten Kennern unter den Käufern für sehr unvollständig gehalten werden. Man scheint überzeugt zu seyn, daß solche Arzneyen immer nützlich wären, und wenigstens nie schaden, daß man keine unschuldigere Präservationscur gebrauchen könne, als mit ihnen, und daß unser Geblüt

Geblüt immer verdorben genug sey, um einer solchen Verbesserung zu bedürfen.

Ich bin weit davon entfernt, die große Nützlichkeit vieler blutreinigenden Arzneyen in Zweifel zu ziehen. Wie könnte ich auch dieses wol thun, da ich billig wissen muß, mit wie glücklichen Erfolgen die Arzneyen wider den Scharbock, wider die Lustseuche, wider die Fäulniß, wider den Schleim, wider die unreinen Ausschläge, wider die Galle und Schärfe im Blute, u. a. m. zur Reinigung unsrer Säfte gebraucht werden. Es ist aber auch meine Sache nicht, von dem Nutzen dieser Arzneyen in formirten Krankheiten, wo ihre Verordnung Männern von Einsicht überlassen wird, in meinen Blättern zu handeln. In der völligen Ueberzeugung, daß sie praktischen Aerzten ganz unentbehrlich sind, will ich heute nur allein darzuthun suchen, daß andre Leute sich wenig um sie zu bekümmern haben.

Meine Leser wissen aus meiner ganzen Art zu denken, wie wenig ich vom Mediciniren gesunder Leute halte. Ist ist das Frühjahr da, wo alle diese Leute mediciniren wollen, und da sie, wenn sie sonst keine Ursache anzugeben wissen, warum sie es für nöthig halten, den Grundsatz aussagen: daß eine kleine Blutreinigung wol nicht schaden werde. Diesen Leuten werde ich einen wahren Dienst erweisen, wenn ich sie überzeuge, daß eine unnütze Blutreinigung allerdings schade; daß sie das Verderben eines guten Geblüts nie verhüte, sondern vielmehr befördere; daß es thünliche Mittel gebe, ohne alle Arzneyen ein gutes Blut stets gesund zu erhalten, welches von keiner Arzney versprochen werden kann; daß eben diese Mittel bey dem Gebrauche blutreinigender Arzneyen, wenn diese wirkliche Dienste leisten sollen, schlechterdings unentbehrlich, folglich, ohne sie, alle Blutreinigung unnütz, und daß hingegen bey ihnen alle Blutreinigungen entbehrlich, folglich zu keinen Präservationscuren und in keinen wohleingerichteten Hausapotheken dergleichen Arzneyen jemals nöthig sind. Der Beweis von allen diesen Sätzen wird in den Frühlingscuren derer, die ihre Handlungen durch die Vernunft regieren, eine große Veränderung machen;

und sie werden nun anfangen, eine Gewohnheit abzuschaffen, die sich bloß auf Vorurtheile und eine spißfindige Furchtsamkeit gründet, wovon niemand einen Vortheil zieht, als die Arzneykrämer.

Von den Arzneyen, die für blutreinigend gehalten werden, sind einige so schwach von Kräften, daß man fast alles, was sie thun, dem Wasser zuschreiben muß, worin sie gekocht werden, als welches unsre Säfte verdünnt und auslaugt. So sind viele von den schöngefärbten Ptisanen, die manche Leute im ganzen Jahre statt des Biers trinken, als welches selbst eine solche Ptisane ist. Wider diese Arzneyen habe ich das wenigste einzuwenden, weil sie das wenigste wirken. Allein man bemerke, daß dieses kein Lob einer Arzney sey. Wenn man mich fragte, ob es einem Gesunden erlaubt wäre, eine solche Blutreinigung für den Durst zu trinken, so würde ich nicht mehr Bedenken haben, ja! dazu zu sagen, als wenn die Rede von einem Biere wäre. Fragte man aber, ob ein solches Mittel verhüten würde, daß sich das Blut nicht verunreinige, so müßte ich nein! sagen; und viele, die in zwanzig Jahren nichts anders, als solche Getränke genossen hätten, würden mir beystimmen, und sagen, daß ihre Säfte in dieser langen Zeit eben so veränderlich gewesen, als andrer ihre. Solchergegestalt kann man von diesen Blutreinigungen nichts hoffen, was nicht auch von einem reinen Wasser zu hoffen wäre; und wenn ein gesunder Mensch zwischen zwey solchen Getränken die Wahl hat, so wählt er noch immer das beste, wenn er das simpelste wählt. Ich habe in meiner Abhandlung vom Wasser (116tes St.) gezeigt, daß das allerreinste Wasser, welches nicht schon mit Theilchen fremder Art gleichsam gesättigt ist, alle Arten von Unreinigkeiten im Blute besser in sich nehme, als jedes andre. Zugleich schießt es sich zu allen Speisen, und thut keine Nebenwirkungen, die bey Arzneyen, welche ins Inwendigste unsrer Säfte hinein dringen müssen, immer zu bedenken sind. Die blutreinigenden Wurzeln und Kräuter, die am unschuldigsten sind, überladen dennoch das Wasser mit fremden Theilen, die entweder schleimig, oder süß oder säuerlich u. sind; und gleichwie

gleichwie es hierdurch schon einen Theil seiner blutreinigenden Kraft verliert, und wenigstens diejenigen Fehler der Säfte nicht verbessern kann, die in einem Ueberflusse solcher schleimigen, salzigen u. Theile bestehen, womit es selbst überhäuft ist, da doch das reine Wasser für alle dienen würde; so kann es auch viel leichter der Verdauung mancher Speisen im Magen hinderlich seyn, welches vom reinen Wasser auch nicht zu fürchten ist. Solchergegestalt kann ich solchen Leuten, die es für nöthig finden, um ihr Blut rein zu halten, statt des gewöhnlichen Getränks, Blutreinigungen zu nehmen, das reine Wasser als die allerbeste Blutreinigung empfehlen; da sie hingegen in der Wahl der Ptisanen wenigstens eben so irren können, als in der Wahl eines Biers. Indessen müßte ich besonders eigensinnig seyn, wenn ich darauf bestehn wollte, daß gesunde Leute alle Ptisanen abschaffen sollten. Man sieht wol, daß bey den Blutreinigungen, wovon ich die Rede ist, die Schädlichkeit und Nützlichkeit fast in gleichem Maße gehn, und daß ich denen, die mir sagen, daß sie sie doch mit Nutzen trinken, nur antworten dürfte: Ihr trinkt Wasser.

Die blutreinigenden Arzneyen, die nachdrücklicher wirken, als die vorhergehenden, sind zu Präservationscuren und Hausapotheken schon weit weniger dienlich, und ihre Schädlichkeit steigt in dieser Absicht, wie ihre Tugenden. Wenn wir in ein gesundes Blut Arzneytheilchen bringen, die es auflösen, verdünnen, zusammenziehen, verdicken, die ihm seinen Schleim, seinen Stoff zur Galle, sein Salz, seinen Stoff zur Fäulnis nehmen, lauter Eigenschaften, die ein jedes Blut in seiner besten Mischung haben und behalten muß; so verbessern wir es nicht nur nicht, sondern es wird verdorben; und so sind die kräftigsten Blutreinigungen den Gesunden am schädlichsten. Dies ist kein Vorwurf dieser Arzneyen, sondern vielmehr eine nöthige Eigenschaft aller. So vortreflich das Quecksilber die Säfte von den venerischen Unreinigkeiten reinigt, so schlecht würde sich ein Gesunder rathen, der es gebrauchen wollte. Eben so ist es mit den Blutreinigungen wider den Scharbock, die Krätze, die Schärfe, den Schleim, u. s. w. Da, wo

sie nicht nützen, wirken sie doch etwas, und alles, was sie wirken, schadet der guten Mischung eines gesunden Bluts.

Aber wer hat gesundes Blut? Ich weiß es wol, daß die Liebhaber der Curen von ihrem Blute nichts halten. Sie sollten aber nur wissen, was ich weiß, so würde sie auch diese betäubte Meynung noch nicht bewegen, ihr Frühjahr mit blutreinigenden Curen zu verderben. Sie sollten wissen, was ihnen die Apotheker für Blutreinigungen geben, wenn sie hinsenden, und sie unter diesem allgemeinen Namen fordern lassen. Entweder ist es ein Mischmasch von zwanzigerley Kräutern, davon jedes einen Fehler des Bluts verbessert, welchen das andre wieder macht, oder es sind Mittel für einzelne besondre Fehler der Säfte, versüßende, oder resolvirende, oder Gott weiß, was sonst für welche; genug solche, die für euren Fehler der Säfte vielleicht die schädlichsten sind. Wir wollen dabey nicht in Erwägung ziehen, was diese Arzneyen an der übrigen Gesundheit verderben, ehe sie ins Geblüt kommen? wie sich der Magen dabey befindet? wie die Verdauungskräfte? und was aus dem Milchsaft werde? Genug, es ist eine Kühnheit, die nicht entschuldigt werden kann, wegen der Sorge, daß man ein verdorbenes Geblüt habe, eine Arznei ohne Wahl zu gebrauchen, die weiter keine Bestimmung dazu hat, als daß sie zu den Blutreinigungen gehört. Ein ganzes Heer von Arzneyen führt diesen Namen, und ihre Wirkungen sind oft widersprechend. Man hat blutreinigende Arzneyen wider den Ausfluß, die niemand gebrauchen darf, der einen trocknen Ausfluß hat, und andre, die beym fettigen Ausflußlage undienlich sind. Gute Aerzte wissen, daß dieses keine bloße Subtilitäten und Speculationen sind. Wenn nun aber schon Fehler der Säfte von scheinbar einerley Art entgegen gesetzte Blutreinigungen erfordern, was wird nicht für eine Critik nöthig seyn, um für ein Geblüt, das man nur für verdorben hält, ohne seinen eigentlichen Fehler zu wissen, Arzneyen auszusuchen, die ihn treffen und verbessern, ohne vielleicht das kleine Uebel groß zu machen.

Meine Liebhaber der Curen werden das vorige zugeben, weil sie müssen. Allein sie ziehn die Aerzte zu Rathe, und lassen sich von ihnen die Blutreinigungen verordnen. Nun gut, ich bin es zufrieden; wenn sich der Arzt nur besser unterrichten läßt, als der Apotheker! Sollten sie aber wissen, wie oft die Aerzte dieses nicht thun; wie selten sie den Fehler ihrer Säfte erforschen, wenn sie gleich können; wie oft sie es nicht können, da es gewiß nicht leicht ist; wie gern sie verschreiben; wie vortheilhaft ihnen dies ist; wie wenig sie glauben, daß es den Leuten schädlich sey; = ja! wie gesagt: wenn sie wüßten, was ich weiß, so würden sie ihr Frühjahr doch nicht mit blutreinigenden Curen verderben!

Es ist gewiß nicht leicht, den wahren Fehler eines verdorbenen Geblüts, und die rechten Mittel zu entdecken, die ihm abhelfen. Hat sie indessen ein kluger Arzt entdeckt, wohl an, so ist er der Mann nicht, wider den ich hier schreibe. Er verordne seine Cur; denn er hat einen Kranken. Die Leute, mit denen ich rede, sind solche, die Blutreinigungen zur Präservacion gebrauchen. Diese haben ganz andre Kennzeichen vom unreinen Geblüte, als die Aerzte. Ein wenig Jucken in der Haut, wann ihr Schweiß stockt, eine Finne, ein Ausschlag von schmutziger Unreinlichkeit, ein Urin mit einer Wolke, sein Geruch von einer Speise, und hundert andre Kleinigkeiten, sind Vorwands genug, warum sie sich eigenmächtig Blutreinigungen verordnen. Ja, oft ist es die bloße Furcht, daß sie verunreinigt wären, oder die Vorsorge, es nicht zu werden. Wenn solche Leute ihre Zuflucht zu Arzneyen nehmen, und wenn sie ihnen Apotheker und Doctor geben, so wird ein rechtschaffner Arzt allzeit sagen, daß sie sich betrügen. Eine blutreinigende Arznei zur Präservacion ist ein wahres Unding, weil sie das Geblüt von dem unmdglich reinigen kann, was noch nicht darin ist. Allein, wenn wir auch gleich die Worte so genau nicht nehmen, so ist doch dies eine anwiderlegbare Sache, und die ist der Hauptzweck meiner übrigen heutigen Betrachtungen, daß ein noch nicht wirklich ganz verunreinigtes Geblüt nicht mit Arzneyen, sondern auf eine ganz andre Weise präservirt werden müsse, bey

welcher alle Arzneyen entbehrlich, und ohne die alle Arzneyen vergeblich sind. Ich will meinen Lesern das Geheimniß entdecken.

Es fließt kein Blutstropfen in unsern Adern, der nicht aus unsern Nahrungsmitteln gemacht wäre. Die Erfahrung lehrt ausserdem, daß aus allen Arten von Speisen und Getränken der reinste Nahrungsfaß und das beste Blut verdauet werde, wenn nur die Verdauungskräfte wohl bestellt sind, und die Ausführungen gut von statten gehn. In den Abhandlungen vom Scharbocke (177stes und 178stes St.) habe ich gewiesen, daß, sogar bey'm Ursprunge dieser Krankheiten der Säfte, weit weniger auf die Beschaffenheit der Speisen und Getränke, als auf den Mangel der gehörigen Stärkung der Verdauungskräfte, durch die Leibesübung, ankomme. Die Bauern sind uns lebendige Beyspiele. Wie schön ist nicht ihr Blut? Wie grob, wie schlecht qualificirt ihre Speise? Aber wie stark ihre Verdauungskraft! Solchergestalt kann ich den Grundsatz festsetzen: Je besser die Verdauung, desto schöneres Blut! Da wir nun täglich unser Geblüt durch den Nahrungsfaß aus neuen Speisen und Getränken erneuern, so empfangen wir, so lange wir gut verdauen, alle Tropfen unsrer Säfte aus einer reinen Quelle, so wie sie keine Kunst in der Welt für die Natur unsers Körpers besser zubereiten könnte. Wir machen täglich neues Blut; und diese Kunst verstehn wir besser, als die Aerzte, ohne es selbst zu wissen. Wenn also unsre Verdauung gut ist, so werden täglich neue reine Säfte zur ganzen Masse geführt. Allein, was wird aus den alten?

Wenn sich meine Leser dasjenige wieder ins Gedächtniß bringen wollten, was ich in meinem 212ten Blatte vom Mechanismus unsers Körpers erzählt habe, so würden sie es wissen. Unser Blut strömt in vielen tausend Gefäßen durch alle Theile unsers Körpers, und an diesen Blutströmen sind überall eine Menge künstlicher Maschinen angelegt, die etwas davon absondern, das sie hernach besonders bearbeiten, und zum Nutzen der ganzen Maschine verwenden. Die Nieren ziehn das überflüssige Salzwasser heraus, und leiten

es zur Urinblase, wo es seinen Ausgang findet. Die Leber nimmt den Stoff zur Galle davon für sich, arbeitet Galle daraus, und gießt sie in die Gedärme, damit sie die Verdauung der Speisen erleichtre, und hernach mit den gröbern Ueberbleibseln derselben, die sie färbt, durch die dicken Gedärme ihren Ausgang nehme. Die Brüste und das Neß nehmen sich die Fetttheilchen heraus, die Speicheldrüsen, den Speichel, u. s. w.. Durch die Menge dieser Maschinen wird das Blut täglich dergestalt ausgefogen, daß das, was übrig bleibt, eine verbrauchte Masse ist, die sich immer mehr auflöset, bis sie nach und nach durch die Schweißlöcher der Haut, in der Gestalt unmerklicher Dünste, aus unserm Körper herausgeht, und sich mit der allgemeinen Mutter aller Dinge wieder vereinigt.

Solchergestalt verdirbt unser bestes Blut natürlicher Weise von selbst durch die Abnutzung; und man sieht wol, daß das ganze Geheimniß, es zu reinigen, darauf ankomme, daß täglich neues gesundes Blut die Stelle des abgenutzten ersetze, und das abgenutzte täglich durch die natürlichen Wege der Ausführungen aus dem Körper wieder herausgeschafft werde. Ich setze also zu dem obigen ersten Grundsatz noch den zweyten; oder ich erweitere vielmehr den ersten, und sage: Unsre Säfte sind desto reiner, das ist, den Gesetzen der Gesundheit desto gemäßer, je besser wir verdauen, und je besser die natürlichen Ausführungen unsers Körpers von statten gehn.

Nunmehr werden meine Leser errathen, worauf es ankomme, wenn man, ohne allen Gebrauch blutreinigender Arzneyen, die Säfte vor dem Verderben bewahren will. Wir müssen es dahin bringen, daß wir gut verdauen, und müssen verhüten, daß unsre natürlichen Ausführungen nicht unterbrochen werden. Durch das letztere reinigen wir täglich unsern Leib von allen abgenutzten Säften, welche die neuen Nahrungsäfte verderben würden; durch das erste aber verwandeln wir täglich alles, was wir genießen, in solchen Nahrungsfaß, woraus die reinsten Säfte werden.

Wenn man mich fragen will, wodurch wir diese beyden großen Vorzüge erhalten, so muß ich mich auf dasjenige berufen, was ich in meinen diätetischen Blättern so oft schon empfohlen habe. Die Mäßigkeit schont die Verdauungskräfte; die Leibesübungen stärken sie. Durch Unmäßigkeit, Trägheit, Bequemlichkeit, Nachdenken und entkräftende Ausschweifungen werden sie verdorben. Wiederum sind die Leibesübungen, die weise Mäßigung der Leidenschaften und eine ordentliche Lebensordnung die sichersten Mittel, um die natürlichen Ausführungen täglich zu befördern. Man wird sich erinnern, wie dringend ich öfters diese Maximen empfohlen habe, weil sie der Schlüssel zu dem Geheimnisse der Gesundheit überhaupt sind. Ich empfehle ich sie, als die besten und natürlichsten Blutreinigungen.

Ach! werden viele meiner Leser sagen: du singst dein altes Lied schon wieder! Immer Regeln einer guten Lebensordnung, immer Regeln, die kein Mensch beobachten kann, wenn er nicht wenigstens zum Bauer gebohren ist. Eben darum, weil wir so nicht leben können, daß unser Blut gut bleibe, müssen wir im Frühjahre Blutreinigungen gebrauchen, damit die Kunst den Mangel der Natur ersetze. Wohl, mein Leser, hier eben war es, wo ich dich erwartete.

Es ist wahr, man kann durch Arzneyen manche Fehler der Lebensordnung ersetzen; aber nicht alle. Wir können mit Arzneyen die Verdauungskräfte stärken, und den Brei der Speisen durcharbeiten helfen. Wir können damit die natürlichen Ausführungen befördern; aber wir können nicht bloß mit Arzneyen unsre Säfte reinigen und rein erhalten. Bey schlechter Verdauung werden selbst die blutreinigenden Arzneyen, schon verdorben, ins Blut gelangen; und gesetzt, daß sie dieser Gefahr entweichen, was wird es helfen, daß diese Mittel unsre Säfte reinigen, wenn wir zu denselben täglich neue bringen, die verdorben sind, und sich mit ihnen vermischen. Dieses wird aber ohnfehlbar geschehn, so lange wir schlecht verdauen. Daher wird man bemerken, daß gute Aerzte bey blutreinigenden Curen die strengste Diät

empfehl-

empfehlen, und die Critik der Speisen, die Leibesübungen, die Verdauungsmittel, die Magenstärkungen, als wesentliche Theile der Cur, damit verbinden. Wiederum werden alle blutreinigende Arzneyen ohne Nutzen seyn, wenn nicht die Unreinigkeiten, die sie in den Säften verbessern sollen, von ihnen abgefordert und ausgeführt werden. Niemand bilde sich ein, daß es schon hinlänglich wäre, ein mit Salzen überhäuftes Blut zu versüßen, eine scharfe Galle in denselben mild und stumpf zu machen, u. s. w. O nein. Alle Mühe wird umsonst seyn, wenn sie nicht aus dem Körper herausgeschafft werden, und darum verbindet ein kluger Arzt mit seinen Blutreinigungen stets abführende Arzneyen, Purganzen, Schweißtreibende, Urintreibende, solche, die den Speichelfluß erregen, u. s. w. (Quoniam enim depravati humores, quocumque modo correcti, cum reliquis in gratiam redire non possunt, necesse est, ut per alvum, diuresin et diaphoresin quantocyus ejiciantur. Junker.)

Wenn nun dem also ist, daß wir von dem Gebrauche der besten blutreinigenden Arzneyen nichts hoffen können, wo wir nicht entweder diejenige Lebensordnung dabey beobachten, die die gute Verdauung wiederherstellt und unterhält, und die natürlichen Ausführungen täglich befördert, oder doch solche Arzneyen damit verbinden, die dieses beydes bewerkstelligen; so sehe ich nicht, wie der Gebrauch der sogenannten blutreinigenden Arzneyen zur Verhütung des Verderbens der Säfte, mit irgend einiger gegründeten Hoffnung, beschloffen werden könne. Ich will nicht von Kranken reden, die schon wirklich verdorbne Säfte haben, ob es gleich erwieslich ist, daß bey ihren Curen öfters die Arzneyen und die Diät, wodurch die Verdauung verbessert, und die Ausführungen befördert werden, unendlich mehr zur Blutreinigung beitragen, als die andern, welche man für die Hauptmittel hält und ansieht. Ich will aber nur zu bedenken geben, daß nach der Cur, wenn alle Säfte rein sind, das Verderben dennoch gleich wieder einreißt, so bald die Verdauung verdorben ist, und die Ausführungen gehemmt werden. Nach dieser unstreitigen Voraussetzung frage ich diejenigen,

für

für die ich heute schreibe, mit welchem Scheine eines Grundes sie hoffen können, daß eine blutreinigende Frühlingscur ihre Säfte vor dem Verderben im Voraus werde beschützen können, wenn sie nicht eine solche Diät oder Cur stets fortsetzen, welche die beyden Bedingungen reiner Säfte erfüllt. Kann man aber diese Bedingungen zum Voraus setzen, o! hinweg alsdenn mit den Blutreinigungen, die gewiß überflüssig und vielleicht schädlich seyn werden. Das letztere habe ich oben erwiesen. Das erste ist ganz unstreitig. Unfre ganze Maschine ist so angelegt, daß sie täglich unfre Säfte durch Absonderungen und Ausführungen reinigt. Wo diese unterhalten werden, da wird die Natur täglich selbst reinigen, und ich hoffe, daß sie in dieser Cur unendlich unfehlbarer seyn, und sie besser verstehn wird, als die Aerzte. Wenn zu diesem täglich gereinigten Blute jeden Tag durch gute Verdauung neuer reiner Nahrungssäfte hinzukommt, wie kann man befürchten, daß sich das Blut verunreinigen werde? Man sehe die Leute, die nur aus Hunger simple Kost genießen, und sie stark verdauen, die nur zur Arbeit leben, und kein Röhrchen ihres Leibes, das etwas ausführen muß, sich verschließen lassen. Wer giebt dem Bauer Cassastras und Franzosenholz? Wer giebt ihm Pisanen, versüßende Pulver und blutreinigende Tropfen? Wann muß er aber wohl den Schaarbock, die Schärfe, den Ausschlag fürchten?

Es ist also eine zuverlässige Sache, daß alle eigentlich sogenannte blutreinigende Arzneyen das Verderben der Säfte nicht einmal in der Zeit der Cur selbst verbessern, noch viel weniger unmittelbar nachher verhüten können, wenn nicht die Verdauung der Nahrungsmittel in ihrer ganzen Vollkommenheit, und die tägliche natürliche Reinigung unsers Körpers durch die Abführungen hergestellt, und stets unterhalten wird. Eben so gewiß aber ist es, daß bey den blutreinigenden Curen selbst auf diese beyden Stücke das meiste ankomme, und daß zur vorläufigen Verhütung des Verderbens der Säfte nichts anders, als eben diese beyden Bedingungen nöthig sind, die es gewiß, und ohne Zuthun irgend einer blutreinigenden Arznei, bewerkstelligen.

Nach

Nach dem allen steht nunmehr meine heutige Sache mit den Liebhabern der blutreinigenden Curen auf dem Fuße, daß sie nur zweyerley wählen können, wenn sie im Frühjahrre Blutreinigungen zur Vorsicht gebrauchen wollen. Da die unumgängliche Bedingung reiner Säfte die ist, daß man stets gut verdane, und nie die Ausführungen in Stücken gerathen lasse; so können sie, da ihnen, wo sie nicht schon von verdorbenen Säften förmlich krank sind, und einer Cur bedürfen, alle eigentliche Blutreinigungen überflüssig und zum Schaden seyn werden, entweder nur den Weg der Diät, oder der Arzneyen für die Verdauung und für die Ausführungen erwählen, wenn sie von ihrer Mühe einen Nutzen aufs zukünftige sollen erwarten können. Die Diät würde stets das beste seyn; allein sie erfordert mehr Strenge in der Lebensordnung, als die meisten Einwohner der Städte halten können. Hier ist die Gelegenheit, wo ich, um der Nothwendigkeit des gesellschaftlichen Lebens und seiner Pflichten willen, ohne erheblichen Nachtheil meiner Leser, nachgeben kann. Ich will also den besten Rath nach meiner Ueberzeugung ertheilen, wider welchen kein billiger Richter etwas wird einwenden können.

Wenn unfre Lebensart unfre Verdauung geschwächt und gehindert, und unfre Ausführungen unterbrochen oder gemindert hat; wenn wir darum mit Grunde ein heimliches Verderben unsrer Säfte befürchten, und diesem Uebel Einhalt thun, und es in seinem Laufe hemmen wollen, indem wir ihm einen neuen Schwung geben: so laßt uns die Masse, die wir uns im Frühjahrre für unfre Erholung gönnen, statt aller mißlichen Versuche, die zu nichts dienen, vielmehr anwenden, um unfre eignen Leibeskräfte wieder in den Stand zu setzen, daß sie unfre Säfte reinigen, und auf eine geraume Zeit unversehr erhalten können. Hinweg mit den Blutreinigungen! Laßt uns die Gartenzeit anwenden, um wieder zur Diät unsrer Väter zurückzukehren, die in Feldern und Wäldern lebten. Wir wollen bey strenger Mäßigkeit, die unfre Verdauungskräfte schon, die Leibesübungen, die sie stärken, zu Hülfe nehmen. Das stille Vergnügen ohne Aus-

schwei-

schweifungen soll uns vom Nachdenken und dem Kummer an Geschäften befreien. Wir wollen uns und dem Lande leben, und weder der Welt, noch der Stadt. Unsre Arzneyen kommen zu Hülfe. Wir wollen solche erwählen, die unsre Verdauungskräfte stärken und erwärmen, und unsre Speisen denselben zubereiten, bis sie ihnen ein Spiel sind, daß sie der Beyhülfe nicht mehr bedürfen. Wir wollen die Abführungen nicht vergessen, um das Alte zu verjagen, da wir im Begriffe sind, es zu erneuen. Was unsre Gedärme reinigt, ohne sie zu schwächen; was die Ausdünstung und den Urin vermehrt; was die festen Theile stärkt; das alles zusammen genommen, wird unsre Säfte unendlich mehr verbessern, als alle Blutreinigungen, und wird ihrem Verderben so lange vorbeugen, als wir die heilsamen Wirkungen dieser vernünftigen Frühlingscur in allen unsern Kräften genießen. Eine Cur mit Pyrmonterwasser, die alle diese Vortheile in sich begreift, oder sonst eine, die der ähulich ist, scheint mir zur blutreinigenden Frühlingscur weit geschickter zu seyn, als alle Blutreinigungen der Apotheker und alle die Wundermittel hinter den Zeitungen.

* * *

Mein Herr,

Vor ein paar Tagen habe ich das 213te Stück des Arztes erhalten, und aus dem Briefe des M. Fettbach ersehen, daß ein gewisser englischer Arzt des überflüssigen Fettes sich dadurch entledigt habe, daß er alle Abend ein Loth castilianische Seife, in Wasser aufgelöst, zu sich genommen. Seit einem halben Jahre habe ich mein Fett gewiß um die Hälfte verloren, ungeachtet ich keine castilianische Seife eingenommen, das Abnehmen auch keine Krankheit verursacht hat.

Die Gicht hatte sich in meinem linken Arme seit vier bis fünf Jahren dergestalt festgesetzt, daß ich solche durch Schwitzen, Schöpfen, und andre dawider gebrauchte Mittel nicht gänzlich herausbringen konnte. Ich fing daher im lebstadgewichenen Augustmonat an, alle Morgen ein halbes Stübchen, auch öfters beynähe drey Quartier Wasser zu trinken. Um den dritten Tag nahm ich ein halb Loth Salz, einmal das mirabile Glauberi, und das andermal Sal Seignette. Dieses continuirte ich 18 Tage, und trank darauf noch zwey Bouteil-

len

len Pyrmonter Brunnen. Hierdurch habe ich meine Gicht aus dem Arme glücklich vertrieben; und weil bey dem zeitherigen theuren Weizenpreise unser Bier in solcher Güte, als vorhin, nicht gebrauet werden können, mithin solches sehr schlecht gewesen: so habe anstatt des Biers täglich Wasser getrunken, und überdem fast um den andern Tag ein paar Stunden, doch nicht die ganzen zwey Stunden hinter einander, Holz gesägt, davon ist mir mein Fett um die Hälfte weggegangen. Mir ist von jemanden versichert worden, daß ein gewisser vornehmer Herr alle Morgen mit dem Caffee ein halbes Loth alicantische Seife eingenommen habe, ungeachtet dieser Herr nicht fett, auch nicht mit der Steinplage behaftet gewesen. Unter allen resolvirenden Arzneyen soll diese Seife die beste seyn. Ich bin, &c.

E. den 4ten Mart. 1763.

G.

~~~~~

### Zweyhundert acht und zwanzigstes Stück.

~~~~~

Uj.

Wie thöricht ist's, sich Vieles nöthig machen,
Da die Natur nur Weniges verlangt.

Saum war heute vor acht Tagen meine Critik über die Blutreinigungen ans Licht getreten, als ich am folgenden Tage, in einer Gesellschaft unter dem Fräuzimmer einige Beunruhigung verspürte, als dieses Blattes gedacht wurde. Ich bin schon gewohnt, von meinen Aufsätzen mancherley Urtheile zu erfahren, und bekümmre mich um deswillen so wenig darum, daß ichs kaum begreife, wie es noch andre Leute geben kann, die sich darum bekümmern. Zum Beweise von beyden will ich den folgenden Brief einrücken, der mir am andern Tage von einem Fräuzimmer aus dieser Gesellschaft zugesendet wurde.

Herr

Herr Arzt,

Ich weiß nicht, was Sie für ein Mensch sind, und was für eine Triebfeder ihre Hand regieren mag, wenn Sie schreiben, da es Sie so wenig zu interessieren scheint, wenn man von dem spricht, was Sie geschrieben haben. Es war Ihnen gestern so viel Lob zugesandt, das Sie durch Ihr kaltsinniges Wesen verschert haben, als, wie ich glaube, ein ehrgeiziger Schriftsteller hätte brauchen können, um sich zu fünfzig Büchern Feuer zu geben. Es wäre nur auf einige Erläuterungen angekommen, die Sie uns hätten geben müssen, und um die wir Sie gebeten haben würden, wenn Sie ein Mensch wären, der mit sich reden ließe. Ist wird es darauf ankommen, ob man mit der Feder bey Ihnen etwas ausrichten kann? Wir hatten uns gestern verabredet, Sie das zu fragen, was ich Sie nun fragen will; und wenn Sie uns nach dem Allem noch nicht antworten wollen, so können Sie nur hingehen. Was fragen wir nach Ihnen?

Sie wollen uns den Gebrauch der Blutreinigungen im Frühjahr verbieten, und bringen Ihre Gründe so listig herum, daß man sich am Ende gezwungen sieht, Ihrer Meinung zu seyn. Wir andern Leute können es gern zufrieden seyn, daß Sie unsre medicinischen Gebräuche abschaffen, wenn Sie es vor Ihrem Gewissen verantworten können, woran wir nicht zweifeln. Die Frühlingsecuren sind doch bey uns eigentlich nur Moden, und darinn kann man immer Veränderungen leiden. Aber nun fragen wir Sie auf Ihr Gewissen, wenn wir so treuherzig sind, und Ihnen die Blutreinigungen aufopfern; was soll dann aus unsrer Haut werden? Wissen Sie wohl, daß die der Theil von uns ist, womit wir die Welt bezwingen, und die stolzen Männer zu unsern Sklaven machen? Von der ganzen Magie der Liebe ist sie das Geheimniß, und unter den dreißig Schönheiten einer Helena mußte sie von Rechts wegen die erste seyn. Die schönste Seele macht keinen Schäfer seuffzen, wenn sie nicht in einem schönen Leibe wohnt, und der beste Leib mißfällt in einer schlechten Haut. Es ist mit uns, wie mit den Büchern, wovon das Schönste doch noch verschönert wird, wenn man ihm einen schönen Band giebt. Die Frage betrifft also keine Kleinigkeit, daß Sie es nur wissen. Es ist von einer wichtigen Materie die Rede, mein guter Herr Arzt! Wie wenn nun unsre Haut diesen Sommer gelb oder bunt wird? Wenn uns die Scorbut- und Leberflecke marmoriren? Wenn in unsern Gesichtern Finnen blühen, und unsre Nase mit den Wangen einen Kupferhandel anfängt? Wir haben bisher in den Gedanken gestanden, daß unsre Blutreinigungsecuren im Frühjahr alle dies Unglück verhüten können, und lesen nun mit Erstaunen, daß es nicht wahr sey. Urtheilen Sie nunmehr selbst, in welche Gefahr Sie uns und Ihr eignes Ansehn setzen, wenn Sie dessen nicht recht gewiß

wiß sind, was Sie am Montage geschrieben haben. Wir werden Ihrem Rathe folgen, und die Blutreinigungen hinweglassen. Aber der Himmel sey Ihnen gnädig, wenn sich diesen Sommer eine von unsern Häuten entfärbt, oder eine Finne sichs untersteht, auf unsern Gesichtern zu blühen! Welch ein Geschrey sollen Sie hören, und wie soll Ihre eigne Haut wegen des Unglücks schaudern, das Sie der unrigen zugezogen haben! Sagen Sie es aufrichtig: denn dieß ist der Punkt, den wir erläutern haben müssen, sagen Sie, wenn wir die Blutreinigungen hintansetzen, ob wir vor den Gefahren der Haut sicher seyn können? Ob nicht die bleiche Farbe, die Leber- und Sommerflecken, das Kupfer, die Finnen, von unreinem Geblüte entstehen, wie man uns bisher versichern wollen? Ob darum nicht wenigstens die Haut und die Schönheit Blutreinigungen erfordert, wenn auch der Körper und die Gesundheit sie entbehren können? Ob bey deren Hintansetzung nicht etwa sonst etwas nöthig sey, was die Haut präfervirt. Denn ich bitte Sie um alles was Ihnen lieb ist, wollen Sie in der Welt Frauenzimmern gefallen, so halten Sies mit der Haut, und sparen Sie keine Geheimnisse. Ist nicht ein Waschwasser nöthig? eine Seife? ein Spiritus ins Waschwasser zu tröpfeln? Talköl? Benzoeotropfen? oder eine unschuldige Schminke? Mein Gott! reden Sie doch. Was ist nöthig? Man kann nichts aus Ihnen herausbringen! Hüten Sie sich aber, daß Sie uns keine Schminke anbieten! Sie haben es mit honesten Damen zu thun. Weiß und Roth ist erlaubt, und was die Haut reinigt, und fein macht, wie Postpapier, und glatt, wie einen Spiegel; wobey aber ausdrücklich steht, wie in den Zeitungen, daß es keine Schminke sey! *Salva venia.* Psui! der garstigen Herren, die sich schminken, als wenn sie Gottes Werk verbessern sollten. Unstre Marime ist die in der Welt: Eine jede, so wie sie Gott erschaffen hat! Nun, verzeichnen Sie mein langes Geschwätz, und antworten Sie, wo Sie können, noch diesen Vormittag, damit wir Anstalt machen. Ich verbleibe Ihre

ergebene *Cuticula.*

N. S. Wollten Sie noch ein paar Worte mit anführen, wegen der Haare? Diejenige unter uns, die wir den Fuchs nennen, und die andre, der Schimmel, werden Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie ein goldnes Gelb in Castanienbraun, und Perlgrau in Kohlenwärze verwandeln können. Es könnte Ihr Glück machen, wenn Sie es wüßten. Bley in Gold zu verwandeln wird seinen Mann nie so gut nähren. Ach, Herr Arzt! dieß ist eine schöne Gelegenheit, die Sie wahrnehmen müssen. Nun sind Sie einmal in unser recht's Fach gekommen. Bleiben Sie bey der Materie ein Jahr in Ihren Blättern. Von der lieben Gesundheit haben Sie ja genug
Der Arzt. IX. Th. Berth. Aug.

geschmiert. Sie ist freylich ein edles Gut; aber, mein Gott, das leugnet niemand. Indessen schreiben Sie ein Jahr von dem, was ich Ihnen sage! Wenn niemand will; so will ich den Verlag über mich nehmen.

Nachdem mich der Bediente dieser Dame an selbigem Tage noch viermal überlaufen hatte, um die Antwort abzufordern, ließ ich ihr endlich melden, daß mein nächstes Blatt die Beantwortung ihres Schreibens in sich enthalten würde, damit ich nur Zeit gewann, dieser wichtigen Sache recht nachzudenken. Nach reiflicher Ueberlegung habe ich die ganze Gefahr empfunden, der ich mich ausgesetzt habe, und wohl zehnmal gewünscht, daß mein letztes Blatt nicht in der Welt wäre. Wir übersehen selten im Voraus die Folgen unsrer Handlungen; und da ich mir vorgesetzt hatte, in keinem meiner Blätter jemals der Arzneykunst für die Haut zu erwähnen, so sehe ich mich ganz unvermuthet mit dieser Materie überrumpelt, ohne daß es möglich seyn wird, ihr zu entinnen. Diesem Umstandemag es meine Frau Correspondentinn zuschreiben, daß Sie hier von allen den schönen Sachen, die Sie erwartet, nichts finden wird, und daß ich von der Erhaltung der Schönheit eben so handwerksmäßig schreibe, als von der Erhaltung der Gesundheit. Man muß nicht eigensinnig nach den Grundsätzen der wahren Wohlfahrt der Menschen schreiben, wenn man sich bewegen lassen soll, solche nichtswürdige Geheimnisse zu offenbaren, die nur die Eitelkeit wünscht, und jeder, wer eitel ist, misbraucht. Indessen will ich auch zeigen, daß ich die Schönheit und die Erhaltung derselben gar nicht für Eitelkeit halte, weil ich die wahren und besten Mittel, sie zu erhalten, entdecken werde.

Man kann nicht behaupten, daß alle, oder auch nur die gemeinsten Fehler der Haut von unreinem Geblüte oder überhaupt von verdorbenen Säften entstünden. Oft liegt der Fehler an einer bloß äußerlichen Ursache. Ein Gesicht, das vor der Luft und Sonne bewahrt wird, zeigt eine zarte, weiße Haut; hingegen sieht das, worauf Wetter und Sonne liegen, ganz anders aus.

Auf

Auf seinen Wangen ist zu schau'n

An statt der Jugend Wildh ein lebhaft männlich Braun.

Niemand kann sich einfallen lassen, daß diese Verschiedenheit auf den Eigenschaften der ganzen Masse der Säfte beruhen sollte. Eben dieselbe Beschaffenheit hat es mit den Sommerflecken, Leberflecken und einer Menge andrer kleiner Macula, welche die Haut der gesündesten Personen zuweilen ganz bunt machen. Ja, dieses ist noch nicht alles. Auch die wichtigern Krankheiten der Haut haben zuweilen nur einen ganz superficiellen Grund. Pringle, Mead und andre englische Aerzte, behaupten noch das System des Johann Cosmus Bonomo, welcher den unreinen Ausschlag, den man die Krätze zu nennen pflegt, bloß von gewissen Würmern herleitete, die er in Kupfer stechen lassen, und die sich bey unreinlichen Leuten im Oberhäutchen einnisten. Der Herr v. Rosenstein hat dieser Meynung durch viele wichtige Gründe ein neues und großes Ansehn gegeben. Daher gebrauchen diese Aerzte nur äußerliche Gifte für die Würmer unter der Haut, ohne an Blutreinigungen zu denken, wenn sie diesen Ausschlag curiren sollen, und der vorsichtige Mead selbst verwirft sogar zur Cur sowol die Purganzen, als Blutreinigungen. (Causa cognita morbi medicinam monstrat. Nihil enim hic proficiunt purgantia, aut quæ ad sanguinem emendandum dantur medicamenta. Externis adjumentis res agenda est; delenda scilicet impura progenies, quod facili negotio perficitur.) Krüger sucht dieselbe Meynung mit wahrscheinlichen Gründen zu unterstützen, zumal da ihm als einem Naturforscher, bekannt war, wie alles im Luftreife von unendlich kleinen Würmern wimmelt, deren viele ihre Nahrung von uns suchen können, wenn wir unsre Haut nicht zum öftern reinigen. „Man bedenke nur, fährt er fort, „ob es möglich sey, daß die Säfte (lympha) ganz und gar „verdorben seyn können, ohne daß weder an den Lebensbewegungen, noch natürlichen Bewegungen, oder Seelenwirkungen, ausser einem bloßen Jucken der Haut, oder Ausschlahen derselben, die geringste Veränderung geschehe? Daher hat schon Helmontius darüber gelacht, daß man die

K 2

„Krätze

»Kräße von einer solchen Unreinigkeit der Säfte herleite, deren Wirkung sich gewiß an andern Orten eben sowol, als in der Haut, offenbaren müßte. Wenn die Unreinigkeit der Säfte einen Ausschlag auf der Haut hervorbringt, so muß sich die Verderbniß der Säfte auch in andern Theilen offenbaren; wie man solches bey der venerischen Kräße beobachtet. Hingegen sind die andern Ausschläge der Haut bey sonst gesunden Personen wahrscheinlicher Weise bloß von Würmern herzuweisen. Wer wollte zweifeln, daß der ausgeschlagene Kopf der Kinder seinen Ursprung von den Läusen hätte, welche, durch ihre Verwundung und Verunreinigung der Haut, Entzündungen und Vereiterungen hervorbringen? Man reinige den Körper nach allen Regeln der Kunst, und vertreibe die Läuse nicht, wird man wol jemals im Stande seyn, diese Krankheit zu heilen? Wie oft heilt sie sich aber nicht selbst, wenn nur der Kopf reinlich gehalten wird; ja, wer weiß nicht, daß eine unreine Lebensart, unterlassenes Waschen, seltene Verwechselung der Wäsche, Schlafen an unreinen Orten, u. s. w. ungemein geschickt sey, dergleichen Ausschlag der Haut hervorzubringen.« So urtheilt Krüger. Wenn es gleich noch unausgemacht ist, ob nicht der Wurmstoff, der sich bey der Kräße, dem Grunde, u. s. w. entwickelt, in unsern eignen Säften verborgen liege, wie Herr Klein wahrscheinlich gemacht hat, (s. das 102te Blatt.) so kann man, gesetzt, daß dem so wäre, gleichwol hieraus keine Folgen auf das Verderben der Säfte machen, weil, nach diesem System, die Säfte aller Menschen Wurmstoff bey sich führen, und nur diejenigen, die ihn bey sich zur Reife und Ausbrütung kommen lassen, die unreinen Krankheiten davon zu fürchten haben. Solchergestalt kann in einer unreinen Haut der Wurmstoff, welcher sonst mit der Ausdünstung fortgehen würde, aufgehalten und ausgebrütet werden, ohne daß die mindeste Verunreinigung der übrigen Säfte zu fürchten wäre; und mir deucht, daß man eine solche bloß superficielle Ursache bey allen Unreinigkeiten und Fehlern der Haut sicher annehmen könne, wobei die ganze übrige Gesundheit unverletzt ist. Die Gelbsucht, die scorbutischen und venerischen Flecken

Flecken, die Bleichsucht, der hitzige Friesel, die Flecken und andre Krankheiten der Haut von verdorbenen Säften, sind mit unendlich viel andern Beschwerlichkeiten verbunden, die sie leicht kenntlich machen; hingegen leidet ein Kräftiger, Grinbiger, einer mit langwierigem Friesel oder ein mit allershand marmorirten Flecken Behafteter an seiner übrigen Gesundheit nicht mehr, als ein robustes Baurenmädchen bey ihren Sommersprossen. Jedoch möchte ich, dem allen ungeachtet, den obigen Rath des D. Meads keinem leichtsinnigen geben. Denn, wenn zum Vertreiben der Kräße auch keine Blutreinigungen nöthig sind, so können doch innerliche Arzneyen erfordert werden, um zu verhüten, daß die äußerlichen den Ausschlag nicht, zur Gefahr des Kranken, in die inwendigen Theile zurückjagen, wovon unwiderlegbare Beweise der Möglichkeit geführt werden können.

Ich kann mir das Gesicht meiner Correspondentinn vorstellen, wenn sie in diesem Blatte, das von der Schönheit handelt, bis hieher gelesen haben wird. Sie wird inzwischen selbst sehen, daß alle diese schmutzigen Materien mit der von der Schönheit natürlich verwandt sind; und wenn sie mich böse macht, so kann ichs wohl so bis an das Ende des Bogens fortsetzen. Ich hätte doch ohnedem gern noch etwas von dem kupfrigem Gesichte, von den Finnen und von der Nesselsucht gesagt, welches lauter Krankheiten sind, von welchen ich glaube, daß sie kein verdorbenes Geblüt zum Grunde haben, wenn sie nicht etwa andre Krankheiten der Säfte, als Zufälle, begleiten. Von den Finnen ist es wahrscheinlich, daß sie, nach Art einer Kräße, bloß in der Haut ihren Sitz haben. Man kann sie nicht nur, wie die Kräße, fortpflanzen, wenn man ihren Eiter auf gesunde Stellen der Haut bringt, sondern es habens auch viel Leute von zarter Haut völlig in ihrer Gewalt, Finnen zu schaffen, wo sie wollen, wenn sie sich nur mit fettigen Fingern, besonders vom Specke, oft ins Gesicht greifen, und überhaupt die Reinlichkeit der Haut vernachlässigen. Zeister erkannte es, daß sie eine Folge solcher Unreinlichkeiten wären; jedoch hat Junker die Kohlenbrenner und gemeinen Leute zu Gegenbeispielen angeführt, die

bey aller Unreinlichkeit, nichts von den Finnen der vornehmsten Leute wissen. Ich kann nicht finden, daß diese Antwort hinlänglich wäre. Die Haut gemeiner Leute ist stärker, fester und härter, und kann leichten Eindrücken mehr widerstehen. Auf diese Verschiedenheit muß nothwendig viel ankommen, weil selbst diejenigen Leute, die mit Finnen behaftet sind, an den Händen, womit sie die fettigen Sachen handhaben, die ihnen, wenn sie sie ins Gesicht schmieren, Finnen machen, nie einen solchen Ausschlag bekommen. Dieser Umstand macht jedes System verdächtig, das sich auf eine allgemeine Ursache in den Säften gründet, und man begreift ihn so wenig, wenn man die Finnen von der Schärfe, als wenn man sie von der Vollblütigkeit herleitet. Außerdem ist die Beobachtung auch schon genug, daß alle Leute, die mit den Finnen geplagt sind, aus der Erfahrung wissen, wie sehr sie sich hüten müssen, die Hände oft ans Gesicht zu bringen, wenn sie das Uebel nicht unaufhörlich verlängern wollen.

Was die Kupfrigkeit des Gesichts betrifft, so wäre es in der That zu bewundern, warum sich bey dieser Krankheit die Unreinigkeit der Säfte bloß um die Gegend des Mundes und der Nase offenbaren sollte. Die Leute, welche hitzige Speisen und Getränke genießen, sind dieser Krankheit am meisten unterworfen; daher auch *Turner* diese rothen Flecken *Insignia bacchantium flagranti fulgore radiantia* nennt. Es ist unstreitig und natürlich, daß sie nach einer Erhitzung des Geblüts stärker glühen, wie jeder Ausschlag der Haut thut, wenn er gleich nicht ursprünglich davon herrührt. Wenn man aber diese kupfrigen Leute fragt, wie ihr Uebel nach und nach entstanden sey, so erzählen sie, daß sie alsobald, wenn sie Gewürze oder hitzige Getränke auch nur in den Mund nehmen, ein Zucken und Kitzeln um die Nase herum empfinden, welches sie nöthigt, sich zu scheuren und zu reiben. Hierdurch wird nach und nach das Gesicht röther, und bey oft wiederholtem Gebrauche solcher hitzigen Dinge ereignet sich endlich daseibst der kupfrige Ausschlag mit unerträglichem Zucken. Vielleicht reizen die hitzigen Dünste die Nerven in der Nachbarschaft des Mundes zu diesem Zucken, woraus

zulezt

zulezt das ganze Uebel entspringt. Wenigstens geschieht etwas, das dem gleich ist, bey dem Ausschlage des Mundes, welcher gemeinlich einen verdorbenen Magen begleitet; denn ich weiß nicht, wie man ein verdorbenes Geblüt annehmen könnte, das bloß auf den Lippen einen Ausschlag erregen sollte. Es giebt eine andre Art von Ausschlage im Gesichte, welcher aus lauter kleinen harten Beulchen besteht, die den Bienenstichen oder Nesselflattern gleichen, und gleichsam in einem Augenblicke mit heftigem Zucken einen Theil des Gesichts einnehmen, weshalb man sie auch die Nesselsucht nennt. (*Ellere, Sora, Sarc.*) Sie vergehn nach einiger Zeit von selbst wieder, und *Schmizius* versichert, daß sie ein Magenfieber (*tertianam*) verkündigen, und eben so, wie dieses, curirt werden müssen. Solchergehalt kommen sie mit dem Ausschlage des Mundes überein, welcher von einem verdorbenen Magen entsteht; wie man dann auch ähnliche Zufälle von solcher Art bey Leuten wahrnimmt, die von einem giftigen Champignon, von einer bösen Muschel, oder von Krebsen schwellen. Diese letztern Zufälle vertreibt ein Brechmittel, und sie entstehen auch bald nach dem Genuße solcher Speisen, noch ehe sie die Verdauung überstanden, und ins Blut haben kommen können. Solchergehalt läßt sich eher vermuthen, daß hitzige, scharfe, unreine Dünste von Speisen und Getränken durch einen besondern Reiz der Nerven ein heftiges Zucken im Gesichte und einen darauf folgenden Ausschlag erzeugen, als daß alle diese Zufälle von einem Verderben der ganzen Masse der Säfte entstehen sollten. Man kann unten lesen, was der Herr *van Swieten* von diesen Arten des Ausschlags denkt.

Jedoch dem sey, wie ihm wolle. Ich will nicht darauf bestehen, daß alle die iſterwähnten Krankheiten der Haut wirklich auf diejenige Weise entstehen sollten, die ich angegeben habe. Allein, da sie Leuten eigen seyn können, die sonst keine Spur verdorbener Säfte haben; da alle Blutreinigungen sie nicht vertreiben, und nichts gewisser ist, als daß die Haut von äußerlichen Ursachen auf tausenderley Weise angegriffen werde, ohne daß an den Säften die Schuld liege: so

alaube

glaube ich wenigstens so viel behaupten zu können, daß man von dergleichen Krankheiten der Haut, woben nicht andre deutliche Beweise verdorbener Säfte vorhanden sind, nicht schlechterdings auf unreines Geblüt, und auf den Gebrauch der eigentlichen Blutreinigungen schließen müsse.

Nunmehr wird Madame *Cuticula* merken, wo ich hinans will. Ihre Hauptfrage betrifft den Gebrauch der Blutreinigungen zur Erhaltung der Schönheit. Ich theile die Fehler der Haut in verschiedne Arten ein. Die eine Art ist die, welche mit andern Krankheiten der Säfte, und insbesondre des Geblüts oder der Lymphe verbunden, und wo diese letztern Krankheiten die Hauptsache sind. So sind die Fehler der Haut beym Scorbute, bey der Gelbs- und Bleichsucht, bey hitzigen Fiebern, u. s. w. Bey solchen wirklich formirten Krankheiten können allerdings Blutreinigungen nöthig seyn, ob sie es gleich nicht immer sind; ich habe mich aber schon im vorigen Blatte erklärt, daß ich von diesen Krankheiten nicht rede. Fragt man hingegen, ob dieselben nicht dadurch verhütet werden könnten, wenn man im Frühjahr zur Vorsicht Blutreinigungen gebrauchte, so antworte ich: nein! denn man wird sie unstreitig nach derjenigen Methode besser verhüten, die ich im gedachten Blatte vorgeschlagen habe, auf welches ich mich, wegen des Beweises, berufe.

Die übrigen Fehler der Haut, bey sonst völliger Gesundheit, haben eben darum keiner Blutreinigungen, auch nur zur Cur, noch viel weniger zur Präservation von nöthen, weil ihr Grund keinesweges in verdorbenen Säften zu suchen ist. Ich unterscheide hier wiederum die Cur derselben von ihrer Verhütung. Die letztre wird durch eine gute Diät allein bewerkstelligt, und diese kann, in gegenwärtiger Absicht, zuweilen auf Kleinigkeiten beruhen. Das Gesicht, den Hals und die Hände vor den Einflüssen der Witterungen und Sonnen zu schützen, wird sowol der Feinheit, als Weiße der Haut zu statten kommen, wie wir solches an den übrigen Theilen des Leibes sehn, die stets bedeckt bleiben. Ein hartes, unreines, mineralisches Wasser wird die Haut, welche damit gewaschen wird, spröde, rauh und entzündet machen können.

Da

Daher sind Leute von schöner Haut allerdings weiche, oder auch destillirte Wasser und gelinde Seifen zum Waschen zu empfehlen, wovon man überall einen großen Ueberfluß hat. Zur Verhütung des Ausschlags ist die sorgfältigste Reinlichkeit nöthig, und wenn es wahr ist, daß sich Poppaa täglich sieben hundertmal mit Eselsmilch gewaschen, so kann man zweifeln, ob die Eselsmilch so viel, als die übertriebene Reinlichkeit dazu beygetragen habe, ihre Haut schön zu erhalten. Vornehmlich hat man nöthig, die Hände vom Gesicht abzugewöhnen, und alle Speisen und Getränke, die fettig und hitzig sind, zu vermeiden.

Die eigentliche Cur dieser Hautkrankheiten ist eben so verschieden, als sie selbst sind, und damit ich nichts verhehle, so muß ich sagen, daß sie oft fehl schlage, vermuthlich weil die Aerzte den wahren Grund derselben noch nicht wissen, da sie sich zu leicht mit der Theorie von verdorbenen Säften haben befriedigen lassen. Ich will den Raum nicht damit verschwenden, solche Curen hier vorzuschlagen, weil ich ihnen selbst wenig zutraue. Am allerwenigsten will ich meinen Leserinnen rathen, sich auf die mannichfaltigen Kunstmittel und Schminken einzulassen, und zwar nicht darum, weil ich es für sündlich hielte, sich zu schminken, sondern weil sie dadurch ihren Zweck mehr verlieren, als erreichen werden. Die wenigsten solcher Arzneyen können ohne Nachtheil der Haut, und der Gesundheit selbst, gebraucht werden. Ich habe davon in meinem 90sten Blatte etwas gesagt, das hinreichend seyn kann.

Nach dem allen wird meine Frau Correspondentin nunmehr sehen, warum sie sich in einem Theile ihrer Hoffnung betrogen findet. Ich empfehle die Blutreinigungen nicht zur Erhaltung der schönen Haut; noch weniger aber kann ich an deren Statt andre Arzneyen rathen, die sie gern wissen will. Die beste Maxime für Leute, die gefallen wollen, ist, sich gesund zu erhalten. Dadurch gefallen unsre Dorfschönen, die sich aus der Ville schminken, und dadurch machen sie, mit ihrer rauhen, braunen Haut, mancher zarten und alabasterweißen Gebieterin ihren verliebten Seck streitig. Ein

R 5

Vortheil

Vorthail, den die wenigsten Stadtschönen erkennen, und der sie gewiß im Laufe ihrer Siege mehr aufhält, als alles andre, worin sie die Hinderniß suchen. Der gute Geschmack folgt der Maxime jener wralten Scolie, die ehemals Aristoteles, der sie von Delphi mitgebracht hatte, vor seine Werke von der Sittenlehre setzte:

Gesundheit! vor allen den Gaben,
Die Sterbliche wünschen und haben,
Nimmst du mit Recht den Vorzug ein.
Nach dir soll die Schönheit sich sehen.

Ein junges gesundes Frauenzimmer blüht gemeinlich der Natur zur Ehre, und gefällt, auch ohne eigentlich schön zu seyn. Ein Wunder der Natur voller Ungesundheit, ist ein **Hoteldieu**, ein prächtiger Sammelplatz der Seuchen, wohin Niemand kommt, um sich zu vergnügen. Eine gesunde Schöne wird, wenn sie die kleinen diätetischen Vorthelle in Acht nimmt, die ihre Haut schonen, weder Schminken noch Blutreinigungen bedürfen, um sich in ihren Vorthellen zu erhalten, und ein jeder Versuch mit einem oder dem andern, kann ihnen leichter Abbruch thun, als sie vermehren.

Ehe ich dieses Blatt völlig schliesse, muß ich noch anführen, daß oft in der Luft Gifte für die Haut schwimmen, die dieselbe nicht allein verderben, ohne daß man es mit aller möglichen Vorsicht verhüten kann; sondern die auch schlimme Ausschläge darauf erzeugen, wovon es ungegründet seyn würde, sie von einem Verderben der Säfte herzuleiten, und eitel und umsonst, sie mit Blutreinigungen und Purganzen zu curiren. Ich will dieses aus folgender Stelle des Herrn **van Swieten** rechtfertigen: „Sollte es nicht zuweilen in der Luft reizende Materien geben, die einen Ausschlag der Haut machen können? Der Herr von **Reaumur** bewunderte, wenn er die Raupennester handthierte, daß er das von an den Händen, und besonders zwischen den Fingern, ein beschwerliches Jucken empfand; hernach entzündeten sich und schwollen die Augenlider und das Gesicht, und diese Geschwulst blieb ganzer vier Tage. Das Waschen mit Wasser wollte eben so wenig, als das, mit Del oder

Brantwein, dem Jucken und der Hitze an den Händen abhelfen. Er fand aber, daß die Haare von den Raupenbälgen, die bey der Verwandlung abgestreift worden waren, in die Haut einstachen, und sie wie kleine steife Dornspitzen reizten. Diese Haare der Raupenbälge verursachten dieses Jucken nicht nur, wenn man sie wirklich berührte, sondern fast eben so, wenn man sie mit einem Stecken handthierte. Wenn man die Nester im Sonnenscheine regte, so sahe man viele tausend solche Haare, wie Staub, in der Luft fliegen, und hieraus erklärte sich, wie sie schädlich seyn konnten, ohne daß man sie mit den Händen berührte. Da es nun aber bey der allergeeinsten Art Raupen beobachtet worden, daß sie auf solche Weise Schaden können; so ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Haarstaub zuweilen weit hinweggeführt werde, und an entfernten Orten gleiches Uebel wirke. **Reaumur** hat angemerkt, daß das beschwerliche Jucken von dieser Ursache am besten dadurch gelindert werde, wenn man die Derter mit Petersilienblättern reibt. Vielleicht schwimmen mehr dergleichen Sachen zuweilen in der Luft, die gleiche Krankheit verursachen. So bemerkt **Hippocrates**, daß starke Regengüsse bey Hitze und Südwinden, ein Jucken und Hitzblättern machten, als wenn Brandwunden unter der Haut wären. Vielleicht macht die zartere Haut, daß einige Leute von dergleichen Ursachen mehr angegriffen werden, als andre. Vier Weiber, welche beim **Reaumur** gegenwärtig waren, als er die Raupennester handthierte, bekamen Ausschlag am Halse. Bey zarten Mädchen, und Männern von zärtlicher Leibesbeschaffenheit, habe ich einigemal wahrgenommen, wenn sie früh aus dem Bette aufgestanden waren, und nur das Fenster geöffnet hatten, daß das Gesicht und die Hände, so bald sie die freye Luft empfunden, voller Blasen gewesen, welches entweder von der, durch die kalte Luft zurückgehaltenen Ausdünstung, oder von scharfen in der Luft herumschwimmenden Theilchen, welche die Tageswärme zerstreut, herühren mußte.“

Diese letzte Anmerkung ist gemein, und es ist wohl hundertmal gescheln, daß man solche Zufälle angeführt hat, um zu beweisen, daß man ein ungesundes Blut, und eine Blutreinigung höchstnöthig haben müsse.

Zwey hundert neun und zwanzigstes Stück.

von Haller.

Betrug und Tand umhüllt die reine Wahrheit.

Als man in diesem Jahrhunderte anfing, die neuere Weltweisheit in der Arzneywissenschaft anzuwenden, hielt sich fast jeder Student für schimpflich, wenn er nicht aus der Zergliederung und den Bestandtheilen der Arzneyen alle ihre Wirkungen im menschlichen Körper aufs genaueste sollte bestimmen, herleiten, beweisen, ja sogar erfinden können. Diese Demonstrirkunst gefiel den jungen Leuten ungerne: denn sie gab ihnen ein Ansehen von Weisheit und Gründlichkeit, das sich bis dahin die ehrwürdigsten und größten Aerzte nicht hatten geben können, weil sie die Sache für unmöglich gehalten. Ist fing man an, sie als Empiricos zu verachten: man leugnete ihnen die Erfahrungen ab, die sie von den Wirkungen der Arzneyen gemacht hatten, indem man aus der Zergliederung derselben demonstirte, daß sie nichts in sich enthielten, was eine solche Wirkung thun könnte; man setzte Wirkungen fest, die sie thun mußten, und fand dieselben auch glücklich in den Beobachtungen. Wo man sie nicht fand, da waren die Beobachtungen falsch, da hatte ein Umstand, der sich leicht finden ließ, die Wirkung verändert; da war die Arzney schlecht zubereitet, zur Unzeit gegeben, oder ihre Wirkung übersehn worden, kurz es war immer gewiß, daß die Arzney so wirken mußte, wie

es der Philosoph herausgebracht hatte, ob sie gleich niemals so wirkte.

Zum Glücke der Kunst und der Wahrheit hat sich diese Demonstrirsucht nicht lange erhalten. Der Beobachtungsggeist verdrang sie und setzte sich an ihre Stelle. Hippocrates ward wieder zu Ehren angenommen, und ist sind alle große Aerzte bereit, der Erfahrung das willig zu glauben, was ihnen Chymie und Philosophie entweder nicht zeigen, oder wohl gar zu widerlegen scheinen.

Es ist unnöthig, daß ich selbst Gründe suchen sollte, um die Unzulänglichkeit unsrer philosophischen Einsichten zur Erklärung der Wirkungen der Arzneyen in unserm Körper zu beweisen. Es haben schon viel große Männer in diesem Felde gearbeitet, deren Gründe ich nur zu wiederholen brauche, und die Absicht, warum ich dieß ist thue, wird sich gegen das Ende dieses Aufsatzes zeigen.

Der vortrefliche Herr Präsident Büchner hat in einer eignen lesenswürdigen Schrift gezeigt, daß weder die Kräfte der Arzneyen, noch deren sämtliche Theile, durch chymische Untersuchungen sicher bestimmt werden können, da sowol das Feuer, als auch die Auflösungsmittel die Arzneyen nur überhaupt verändern, insbesondre aber ihre Theile weder in solcher Proportion, wie sie zugegen sind, herauszubringen, noch eines jeden Eigenschaften zu verrathen, und ein jedes wesentliches Principium den Sinnen darzustellen im Stande sind, über dieses aber das Feuer neue Körper aus den zertrennten Theilen hervorbringt, die natürlicher Weise nicht darinn sind, und hiernächst auch die bekannten Auflösungsmittel nicht vermögend sind, alle Körper aufzuschließen. Hieraus folgt, daß diejenigen Arzneyen, aus welchen die Chymie nichts Kräftiges zu scheiden vermag, dem ohngeachtet etwas Kräftiges bey sich haben können, und daß man sie also um deswillen ohne Grund für unkräftig halten würde. Man muß sich demnach hüten, daß man von der Beschaffenheit der Bestandtheile eines Arzneymittels nicht allezeit einen Schluß auf dessen wahre Wirkung mache; man muß nicht glauben, daß diejenigen Arzneyen, unter deren Bestand-

theilen der Chemicus keinen Unterschied findet, deswegen gleichartig sind, und einerley Wirkung auf einerley Art im menschlichen Körper hervorbringen; auch muß man nicht schließen, daß eine Arznei, welche sich außer dem Körper auch nicht einmal in den schärfften Säften auflösen läßt, wie der Zinnober, deswegen auch nicht in den Säften unsers Körpers aufgelöst werden könne, und endlich muß man auch auf die Versuche, die mit den Arzneien außer unserm Körper vorgenommen werden, nicht gleich schließen, daß eben die Wirkungen auch im Körper erfolgen müssen.

Der gelehrte Herr von Saen hat in seinen lehrreichen Schriften zum öftern eben dieselben Gedanken von den Kräften der Arzneien geäußert, die ich aber, nebst mehr andern gültigen Zeugnissen auschulicher Aerzte, mit Stillschweigen übergehe, um ein Paar Stellen aus der neuen medicinischen Bibliothek des würdigen Herrn Leibmedici Vogels in Oldtingen hier einzurücken, die um desto mehr Gewicht haben, da dieser berühmte Arzt selbst einer von den besten deutschen Chymisten ist, und in Sachen von dieser Art mit vorzüglichen Einsichten urtheilen kann.

„Ich halte mich, sagt er, nicht bey Vermisstelungen über die Kräfte der Arzneien und ihre Bestandtheile auf; denn ich bin überzeugt, daß viele Arzneimitteln, in denen der Chymist nichts Kräftiges findet, dem ohngeachtet die Kräftigsten sind, und anderer ihre Kräfte hingegen, die sie wirklich äußern, wie z. E. der Specacuanhe, durch die Chymie nicht erkannt werden können: denn diese Wurzel hat keine andre Bestandtheile, wie die Jalappewurzel. Es ist daher vergeblich, aus den Bestandtheilen der Körper über ihre Kräfte raisonniren zu wollen. Wer die einmal erkannten Kräfte aus den Bestandtheilen darthun will, dem will ich es zwar nicht wehren; er wird mir aber erlauben, daß ich seine Bemühungen für ganz unkräftig, vergeblich und lächerlich halte. So hoch ich die Chymie schätze, so gewiß glaube ich, daß sie hier unrecht angebracht ist; und man muß mir nicht zu, zu glauben, daß z. E. die Jalappewurzel wegen ihrer harzigten Theile purgirt: denn man trifft eben

der

dergleichen Theile in der Angelick, in der Meisterwurzel und andern an, welche gar nicht purgiren. Und wer ist so wegen, daß er aus den Bestandtheilen der Chinarinde ihre Kraft, dem Brande zu steuern, erweist, oder aus dem Quecksilber die speichelmachende Kraft, oder aus den Giften die besondern Wirkungen, die sie außer der giftigen zuwege bringen, und z. E. toll, blind, taub, stumm, rasend, gelbsüchtig, erstarrend, wasserscheu machen. Ich erstaune über diese Kräfte, die Gott in diese Körper gelegt hat; ich bin aber auch überzeugt, daß ich sie nicht anders als durch Versuche kann kennen lernen, und daß ihre Bestandtheile mich nicht darauf führen. Ueberdem aber bin ich der Meinung, daß die wenigsten Arzneien nach ihren besondern Theilen, sondern nach ihrer Mischung wirken, und wer dieß nicht glauben will, den bitte ich nur, über den gemeinen Salpeter, seine Wirkung in der Zusammensetzung und seiner besondern und abgeschiednen Theile Wirkung einige Betrachtung anzustellen.“

Eben dieser vortrefliche Mann wundert sich sehr über den zuverlässigen Ton, womit der Hr. D. Gerhardt in seiner chymisch-medicinischen Betrachtung der Bärentraube, hat erweisen wollen, daß die chymische Untersuchung der Arzneien nicht nur ein gewisseres und bequemerer Mittel zu ihrer Erforschung, als der Geruch und Geschmack sey, sondern auch sogar vor den practischen Versuchen einen Vorzug habe. „Hierbey, sagt er, ist uns unbegreiflich, wie doch so viele hundert Arzneimitteln und selbst der Bärentraube Kräfte durch diesen einzigen Weg so zuverlässig erfunden worden, und hingegen die Chymie in diesem Stücke nie etwas geleistet hat, ob sie gleich sonst allerdings auch ihren Nutzen hat, und uns besonders die Theile, die vor andern bisweilen wirksam sind, zu Tage leget. Wenn aber Herr Gerhardt dafür hält, daß es schlechterdings unmöglich sey, mit der Bestimmung der Kräfte eines Arzneimittels durch die practische Beobachtung den Anfang zu machen, so muß ihm vielleicht nicht einfallen seyn, daß die Indianer die Kräfte des Guaiaccholz und der Chinarinde ganz zuverlässig und einzig und allein durch

durch diesen Weg ausgespürt haben, und daß Dioscorides und viel andre vortrefliche Männer ganze Bücher von der Materia Medica geschrieben, ehe die chymischen Auflösungen Mode geworden sind.

In einer eignen Abhandlung welche der Herr Leibmedicus 1764 in Göttingen zu Catheder gebracht, hat er seine Gedanken über diese Materie weiter ausgeführt. Ich bedaure, daß ich dieselbe noch nicht anders als aus der Anzeige in der Bibliothek habe kennen können, welche gleichwol lehrreich genug ist, als daß ich sie nicht hier noch beybringen sollte:

»So wie die Temperatur, die Signatur, der Geruch und Geschmack, und bey den Pflanzen besonders die Verwandtschaften in Beurtheilung der Heilkräfte, theils ungegründete, theils nicht genug zuverlässige Kennzeichen abgeben, so läßt sich nichts Gewisses in dieser Sache aus der chymischen Untersuchung der Arzneymittel schließen. Viele Mittel, als der Mohnsaft, das Spießglas, die Zeitlose, die Färberröthe, leisten Wirkungen, die sich ganz und gar nicht aus ihrer Mischung erklären lassen. Andre lassen sich gar nicht zertheilen, wie dies an dem Campher und Quecksilber zu sehn ist. Desters entwickelt die Chemie nur die gröbern Theile, und zerstört im Gegentheil die feinern; daher durch das trocknen und kochen, die Arzneyen so sehr geschwächt werden. Merkwürdig ist auch, daß, so verschiednen gleich die Wirkungen, zum Beispiele bey der Meerzwiebel, dem Mohnsafte, dem Schierlinge sind, die Chemie dennoch fast einerley Bestandtheile darbietet, die etwa aber in Ansehung des Verhältnisses von einander verschieden sind, und daß im Gegentheil solche Mittel, die der Mischung nach ganz von einander abgehn, als das Franzosenholz und das Quecksilber bey der Heilung des venerischen Uebels, dennoch einerley Kräfte besitzen. Ja nicht einmal bey den allgemeinsten Wirkungen, als dem Purgiren, dem Harntreiben, dem Krampf stillen, giebt die Chymie eine Aufklärung. Mithin ist hier die Erfahrung allein der zuverlässigste Wegweiser.»

Ich will zu allen diesen höchswichtigen Gründen nur noch die einzige Anmerkung hinzufügen, daß Arzneyen, welche

nach ihrer Zusammenfügung oder Vereitung Producte von einerley Art heißen, keinesweges in ihren Wirkungen einerley sind. Man nehme die Säuren, die Laugensalze, die Mittelsalze, ja selbst die absorbirenden Mittel zu Beispiele. Man kann gewiß von der Erfahrung eines Arztes keine hohe Begriffe haben, der sich einbildet, daß es in den Fällen, wo Säuren, Mittelsalze, absorbirende Arzneyen nöthig sind, nicht darauf ankomme, was für welche er wähle. Es ist genug darüber gespottet worden, daß so viel erdigte Mittel in den Apotheken wären, da es doch an einem genug wäre, weil sie alle einerley Wirkung hätten. Ich leugne nicht, daß viele derselben überflüssig sind, aber nicht darum, weil sie einerley wirken. Wer Krebsaugen und Mästerschaalen für einerley hält, der wird Personen finden, welche die letztern ohne alle Ungemächlichkeit vertragen, und denen hingegen von den ersten der Hals verschwillt und Zufälle entstehen, als ob sie Gift bekommen hätten. Jedoch es ist unnöthig, von einer so offenkundigen Sache mehr zu sagen, und ich muß eilen, um die Absicht zu erreichen, warum ich die obigen Zeugnisse hier angeführt habe.

Meine Lesen haben im 226sten Blatte meine Gedanken vom Zinnober gelesen, worinn ich nach den Zeugnissen vieler berühmter Männer die Arzneykräfte desselben in Zweifel gesetzt, und ihn für ein unkräftiges und untugliches Mittel erklärt habe. Es sind mir hierüber in Unterredungen einigemal Vorwürfe gemacht, und herrliche Beweise vom obigen Schlage entgegengesetzt worden. Daß ich von solchen Beweisen gewußt habe, erhellet aus einer Stelle des dortigen Aufsatzes, die ich nicht abschreiben mag, und jeder leicht finden wird. Dennoch hat es mir nöthig geschienen, einmal ausführlicher zu sagen, warum ich auf solche Beweise nicht passe, in Hoffnung, daß dieses bey Manchem guten Nutzen haben könne, der gegen den Zinnober neutral ist: Denn in der That ist es eine schädliche und eckelhafte Thorheit mit dieser Demonstrirfucht, die unter dem geringen Volcke der Arzte am meisten regiert, aber manchen Bessern hinweist.

der nicht immer daran denkt, daß man nicht alles zu glauben brauche, was demonstret ist.

So wenig ich die chymischen Verweise vom Zinnober wider mich gelten lasse, eben so wenig kann ich verlangen, daß sie für mich gelten sollen. Ich lasse es also nochmals bei dem, was oben der Herr Geheimrath Büchner sagte, daß der Zinnober nicht darum für unfähig gehalten werden müsse, von unsern Säften aufgelöst zu werden, weil ihn die schärfsten Säuren außer unserm Körper nicht auflösen, obgleich Boerhaave, Tralles, Cartheuser, Sundertmark, Emelin, u. a. so geschlossen haben. Ich glaube sogar den Herrn Wallerius und Oettinger, daß wirklich der Zinnober in manchen Menstruis außer dem Körper, und, wenn nicht anders seyn kann, auch im Magen selbst auflösbar sey, ohne ihn doch darum für eine kräftige Arznei zu halten. Ich sage aber: **darum.** Ob er eine Arznei sey, das müssen uns genaue Beobachtungen lehren: und dann lasse er sich sogar in Emweiß und in Mandelöl auflösen, wie Wallerius, oder es läßt ihn die schärfste Säure nicht auf, wie die obangeführten grossen Männer bewiesen, so werde ichs dennoch glauben, ohne mich einmal vorher zu bestimmen, daß beides mit einander bestehen könne, und ohne mich zu bekümmern, ob feisamartige Säfte oder Säuren, ob Speichel oder scharfe Galle in unserm Körper sein. Gleiches thut Kantien, zumal da es gar nicht wichtig ist, daß sich jede Arznei auflöse, wenn sie etwas wirken soll. Aber eben das war es, was ich in 226ten Blatte wider die gerühmten Arzneigefährte des Zinnobers eingewendet habe, daß so wenig entscheidende Erfahrungen von ihm vorhanden sind, weil man ihn selten allein verordnet hat, und daß selbst seine Lobredner wenig von ihm zu sagen wissen, wie ich aus Junkers Beispiele gezeigt. Ich muß gestehn, daß ich damals noch nichts von den Versuchen des Herrn Oettingers gewußt habe, und daß diese dem Zinnober weit vortheilhafter sind, als die mir bisher bekannt gewesen. Daher ist es eine Pflicht, die ich meinen Lesern schuldig bin, ihnen das Wesentliche von dieser Schrift vorzulegen, um diesem Mittel, das noch den Beyfall anseh-

licher Männer hat, unpartheyisch Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ob ich gleich versichern kann, daß ich nie eine merckliche Wirkung davon gesehn, und nach dem, was er endlich thun soll, auch nicht viel Lust habe, Versuche damit zu machen, weil man zu denselben Wirkungen, als den Krampf zu stillen, das Haupt und die Nerven zu stärken, (welches mir am schwersten eingeht,) und zu resolviden, weit wirksamere und minder zweydeutige Mittel hat. Wenn ich gleich des Herrn Oettingers Schrift selbst hätte, so würde ich mich doch des Auszugs bedienen, den der Herr Leibmedicus Vogel davon gemacht hat, weil er mit Anmerkungen begleitet ist, die ich, da sie von so guter Hand kommen, unmöglich weglassen kann.

Der Zinnober ist lange unter die Gifte gezählt, mit dem 16ten Jahrhunderte aber erst wider die fallende Sucht, hernach wider das Kopfweh, weiter wider allerlei schmerzhaftes Krankheiten, Krämpfe und Fehler der Gasse von Crato, Riviere, Michaelis, Wepfer, Ludovici, Ettmüller, u. s. w., zuletzt aber von Hofmann und Stahl gerühmt: demohnachtet aber von einigen großen Aerzten des vorigen Jahrhunderts, als Sennert und Plater nicht gebraucht, und auch noch von mehreren, als Wecker und Croll nicht einmal als ein Arzneymittel genannt worden. Zu unsern Zeiten aber hat Boerhaave das Lob des Zinnobers zu verringern angefangen, indem er theils nicht viel sonderliche Wirkung davon wahrgenommen, theils auch selbigen für unauflöslich in unsern Säften und folglich für kraftlos ausgegeben, welche Meinung hernach verschiedene berühmte Aerzte, Cartheuser, Tralles, Sundertmark, Pfann, Büchner, Alein und Emelin angenommen, und die Unwirksamkeit zum Theil noch ausführlicher erwiesen haben.

Dies sind also bisher die Schicksale des Zinnobers gewesen, daß er erstlich für ein Gift, hernach gleichsam für eine Panacee und zuletzt für ein kraftloses Ding gehalten worden. Wider die letzte Meinung streitet nun Herr Oettinger, und widerlegt die von den Verächtern des Zinnobers beygetrachten Gründe folgendergestalt.

Erstlich erinnert er, daß die Verächter wegen der Unwirksamkeit sich nicht auf die Erfahrung mit Rechte berufen können, die sie wol vorschützen, da sie niemals dergleichen angestellt. (Boerhaave hat es gethan, und zwar ohne sonderliche Wirkung, von Junker habe ich die Wunder, die er davon gesehen, im 226sten Blatte erzählt.) Hingegen versichert Herr Oettinger, daß er den Zinnober hundertmal allein gebraucht, und die obgerühmten Kräfte allerdings davon bemerkt, und ein gleiches auch von dem specifico cephalico Michaelis erfahren habe (*). Wider den vom Herrn Tralles bemerkten vierwöchentlichen unwirksamen Gebrauch desselben, in einer aufgeschwollenen Ohrendrüse, erinnert er, daß auch zuweilen das Quecksilber keinen Speichelfluß erzeuge, und deswegen nichts destoweniger diese Kraft besitze, und daß dem ungeachtet in obigen Uebeln der Zinnober seine gute Wirkung gethan haben müsse, da die Zertheilung hernach durch Umschläge und andre Mittel so leicht zu erhalten gewesen. (Das letztere folgt nicht, und das erstere könnte gelten, wenn man vom Zinnober aus andern Erfahrungen so, wie vom Quecksilber wüßte, daß er gewiß den Speichelfluß mache. Indessen sind doch wirklich mehrere Erfahrungen vorhanden, daß zuweilen bey dem Gebrauche des Zinnobers ein Speichelfluß entstanden. Aber wer würde ihn gleichwol hierzu nehmen, so lange man Quecksilber zur Schmierart hat?) Herr Oettinger gesteht, daß starke Dosen Zinnober zuweilen den Magen schwächen, und daß man sodann einige Tage damit einhalten müsse, obwol auch dieser Schwäche, durch beygemischte leichte Pulver von der Päonien- Narou- oder Beilwurzel könne vorgebeugt werden. (Schwächt aber der Zinnober durch seine Schwere den Magen; wie sollen leichte Pulver das hindern?)

Uebrigens setzt er diesem mißlungnen Trallischen Versuche einen andern aus seiner Erfahrung entgegen, da er einem Kinde, wegen des Grindes im Gesichte, zwey Wochen lang täglich

(*) Letzteres, da es so sehr gemischt ist, kann niemals des Zinnobers Kraft auf eine untrügliche Art erweisen. H. Vogels Anm.

täglich dreymal sechs Gran Zinnober in Bier gegeben, und diese Unreinigkeit getilgt; wie auch viele von dem Weitzstänze mit einem Pulver aus einem Skrupel Valerianwurzel und eben so viel Zinnober befreyt habe, die aber alle wegen des beygemischten, keine Magenbeschwerde davon empfunden. (**)

Zweitens gesteht Herr Oettinger ganz gerne (was er vermuthlich nicht einzugestehn brauchte,) daß der Zinnober nicht in die Milchgefäße übergeht, und hat sich selbst davon durch einen Versuch an einem Hunde überzeugt, dem er viel sehr fein zerriebnen Zinnober mit Milch zu fressen gegeben, bey der nach einigen Stunden unternommenen Desnung aber ganz weisse Milchgefäße gefunden hat. (***) Dem ohnerachtet aber leugnet er die Folgerung, die man daraus zieht, daß der Zinnober ganz unverändert und unwirksam in den Därmen bleibe, und von da weiter unzerstört ausgeworfen werde.

Drittens, meynt er, sey an der Auflösung des Zinnobers nicht zu zweifeln, da er zuweilen einen Speichelfluß erzeuge, dazu er selbst die Veranstaltung, auch von dem nachgemachten, bemerkt habe. (***) Er bestärkt diese Auflösung weiter durch einen Versuch, da er einem Hunde ein Quentlein Zinnober eingegeben, welcher das erstemal den Koth ganz roth gefärbt: als er aber solchen aus dem Koth wieder ausgespült, und solchen sechsmahl wiederholt eingegeben, so sey der Koth allmählig immer blässer, und zuletzt gelb geworden, und bey diesen Wiederholungen habe der Hund beständig purgirt. Hoc experimentum, setzt der Herr Ver-

S 3

fasser

(*) Es ist sehr zu bedauern, daß diese letzte Erfahrung abermals die Kraft des Zinnobers, wegen des an sich schon wirksamen Valerians, in diesem Uebel nicht ungezweifelt darthut. H. Vogels Anm.

(**) Die Leser möchten hier vielleicht gern wissen, wo der viele Zinnober sich aufgehalten, und ob er auf einem Klumpen im Magen oder in den Därmen gelegen habe. H. Vogels Anm.

(***) Warum geschieht dieses aber so gar selten? und sollten dergleichen Speichelflüsse nicht vielmehr für Kränkliche zu halten seyn? H. Vogels Anm.

fasser hinzu, exceptione majus solide demonstrat. einnabarim omnino destrui in digestione animali canina, cur non humana? (*) Doch glaubt er nicht, daß die Auflösung auf einmal, sondern nur ganz langsam in unserm Körper geschehe, und daher, meint er, dürfe man aus der rothen Farbe des Koths nicht schließen, daß vom Zinnober nichts aufgelöst worden.

Dies sind die Erfahrungen, wodurch Herr Oettinger die wahren Arznekräfte des Zinnobers darthut. Was aber die letzte, welche die Auflösung des Zinnobers so deutlich beweisen soll, anbetrifft, so muß ich meinen Zweifel dabey setzen, daß ein einziges Quentlein Zinnober, welches sechsmaal eingenommen, und wieder aus dem Koth zusammengeführt worden, sich fast nothwendig so verschmieren müsse, daß seine Farbe im letzten Koth verschwinde. Denn nicht der Zinnober, sondern der Koth, hat seine Farbe verändert, und ist klaff und gelber geworden, wie die Worte lauten. Daß aber der Zinnober purgirt habe, solches ist kaum für seine Wirkung zu halten, da er es sonst niemals thut, wenn er allein gegeben wird. Vielleicht hat man mehr Erfahrungen davon, daß ein geängstigter Hund purgirt.

Meine Leser sehr übrigens hieraus den Zustand des Streits, und ob ich nöthig habe, dem Zinnober eine Abbitte zu thun.

(*) Ob ich zwar kein Verächter vom Zinnober seyn kann, wie Herr Oettinger aus meiner Hist. nat. med. erschen wird, so gestehe ich doch, daß ich diesen Versuch für überzeugend nicht halten kann. Wenigstens könnte er es nicht anders, als unter eben den Umständen seyn, daß nämlich, wenn sich der Zinnober auflösen sollte, man ihn etlichemal ausfacken, und wieder einnehmen müßte. Unter dieser Bedingung und keiner andern würde man auch denselben unter die Purgamittel aufnehmen können. Herr Oettinger schließt aus diesem an sich seinem Versuche, mehr, wie mir deucht, als die Regeln der Logik verstatten. H. V. Ann.

Zwey hundert und dreyßigstes Stück.

von Haller.

— Wendet Eend selbst zum Glück.

Der Ritter Temple hat mit völligem Grunde gesagt, daß die Arzneyen eben so, wie die Curen der Krankheiten ihre Moden haben. Es ist nicht selten geschehn, daß die größten Aerzte gewisser Zeiten eine besondre Art von Krankheiten mit vielem Glücke auf eine solche Weise eurirt haben, welche zu andrer Zeit von eben so großen Aerzten hintangesezt, ja widerwarthen, und für gefährlich ausgegeben worden; wogegen sie eine der vorigen entgegengesetzte eingeführt, die wieder ihre Zeit gewährt, bis sie von einer andern, ja wol gar von der, die sie vertrieben hatte, von neuem vertrieben worden ist. Wenn man die Schriften solcher Verbesserer der Kunst liest, und sich von dem zuverlässigen Tone, womit sie reden, zu leicht einnehmen läßt; so muß man oft glauben, daß ihnen, nach ihrer Art zu verfahren, keine Cur mißlingen könne, und daß diejenigen, die solche Krankheiten auf eine andre Weise pflegen, alle ihre Kranken umbringen müssen. Gleichwol lehrt die Erfahrung, daß beides nicht wahr sey, und daß die meisten dieser Abänderungen des Verfahrens, welche größtentheils nur Opfer sind, die man den Modetheorien bringt, auf- und abkommen, ohne daß darum mehr oder weniger Leute an solchen Krankheiten sterben oder genesen sollten. Es läßt sich hieraus ein vortheilhafter Schluß für die Verhülfe der Natur in Krankheiten, und für die Vorthuigkeit solcher Aerzte machen, die, ohne sich von jedem Winde der Lehre treiben zu lassen, ihr Verfahren weniger nach den allgemeinen Maximen der Schriftsteller, als vielmehr mit einer scharfsinnigen Vernunft und Beobachtung,

nach dem gegenwärtigen und zusammen genommenen Zustande einer einzelnen kranken Person einrichten. Man bemerkt die meisten dieser Neuerungen im Verfahren der Aerzte bey solchen Krankheiten, deren Natur am verborgensten ist, und eben dieses giebt ihnen kein gutes Vorurtheil. In Krankheiten, deren Natur offenbar ist, findet man eine bewundernswürdige Uebereinstimmung der Aerzte aller Zeiten in den Maximen ihrer Pflege; und wenn ja zuweilen die Neuern etwas daran verändern, so sind es entweder nur Nebendinge, von welchen es zweydeutig ist, ob sie die Cur verbessern oder nicht, oder es sind nur Abänderungen der Mittel für einzelley und eben dieselben Maximen. Man wird diese Reflexionen in meinen verschiedenen Abhandlungen von besondern Arten der Krankheiten bestätigt finden; besonders aber wird man zur Ehre der Arzneykunst bemerken, daß das Heer der Entzündungskrankheiten von jeher mit vorzüglicher Einsicht von den Aerzten gepflegt worden sey, und die Methode, sie zu pflegen, fast niemals wesentliche Abänderungen gelitten habe. Ich ergreife die Gelegenheit, der Arzneykunst diese lobeserhebung zu machen, da ich, nach der in meinem 224ten Blatte erklärten Theorie dieser Krankheiten überhaupt, nunmehr anfangen werde, einige besondere Arten der Entzündungen insbesondre zu betrachten, und die Maximen ihrer Cur zu beschreiben. Es eröffnet sich mir hier ein neuer, großer und fürchterlicher Schauplatz des menschlichen Elendes, auf welchem der Tod seine grausamsten Rollen häufig spielt, und wo die Beyhülfe der Kunst, wenn sie nur zeitig gesucht, und wohl dirigirt wird, eben so unentbehrlich als mächtig ist. Bey solchen Krankheiten überzeugt uns oft der Augenschein, daß die Kunst wahrhaftig das Leben der Menschen rette, die ohne sie ein ganz gewisser Raub des Todes geworden seyn würden. Nichts destoweniger ist sie auch hier noch nicht untrüglich, weil sie oft einen dem Tode lassen muß, für dessen Erhaltung sie sich oft einen dem Tode lassen muß, für dessen Erhaltung sie sich oft einen dem Tode lassen muß. Weit öfter hingegen ist es bloß die Nachlässigkeit der Kranken und die Ungeschicklichkeit schlechter Helfer, die diese Krankheiten so tödtlich macht, und in so fern glaube ich meinen Lesern einen nützlichen

lichen Dienst zu leisten, wenn ich ihnen aus derselben Natur zeigen werde, wie sie ihrer Gefahr am leichtesten und gewissensten entgehn können.

Meine ersten Betrachtungen von dieser Art, womit ich im gegenwärtigen Blatte den Anfang machen will, sollen die Brustentzündungen betreffen, welche nicht nur an sich selbst, sondern auch in Absicht ihrer mannichfaltigen Folgen, von großer Gefahr und Wichtigkeit sind. Wer kennt nicht das Seitenstechen, oder die sogenannte Pleuresie? Wer weiß nicht, wie marternd, wie gefährlich, und oft wie schnell sie tödtlich sey? Dies ist das Hauptübel selbst. Wer kennt aber nicht auch ihre Folgen? Die Ergießung des Eiters in die Brusthöhle, (Empyema) die Windgeschwulst, (Emphysema) welche zuweilen damit verbunden ist, wie Rouppe beobachtet hat, die Eiterbeulen der Lunge, (Vomica) das Lungengeschwür, (Ulcus) die Lungenknoten (Scirrhus. Tophus) und die verzehrende Schwindsucht? (phthisis) Diese unglücklichen Krankheiten sind es, welche in der Lehre von den Brustentzündungen ihren Aufzug halten werden. Da ich aber vorher sehe, daß die Abhandlung einer jeden, wenn sie hinlänglich mühslich seyn soll, einige Ausführlichkeit erfordern werde, so werde ich, was sich nur irgend trennen läßt, um der nöthigen Abwechslung willen, zwischen Aufsätze von anderer Art einschalten, und behalte mir ist nur vor, die Lehre vom Seitenstechen oder von der Pleuresie in einem Zusammenhange vorzutragen. Es ist unnöthig, zu sagen, daß diese und die dazu gehörigen Aufsätze dasjenige nothwendig zum Voraus sehen, was ich im 224ten Blatte von der Natur der Entzündungen überhaupt gesagt habe.

Die Brust ist das Behältniß der Lunge, welche sich in zween Haupttheile theilt, wovon der eine die rechte, der andre aber die linke Seite der Brust ausfüllt, und in diesem letztern liegt die Unruhe der thierischen Maschine, das Herz. Weil der Umfang der Lunge gewöhnlichermassen nicht mit der Brust verwachsen ist, so kann man sich zwischen ihm und dem innern Umfange der Brust einen Zwischenraum gedenken, welcher der Raum der Brusthöhle genennet wird. Den innern Um-

fang der Brust umkleidet auf beyden Seiten eine Haut, gleich einer Tapete, und diese Haut nennt man die Rippenhaut. (Pleura.) Sie formirt in der Mitte der Brust, da, wo sie von beyden Seiten zusammenstößt, eine häutige Scheidewand, welche die Brust der Länge nach von oben nach unten in zwei Kammern theilt, und dadurch zugleich die rechte Lunge von der linken scheidet. Von unten aber scheidet das Zwerchfell, welches von vorne nach hinten unter der Lunge quer durch liegt, den Raum der Brusthöhle von der Höhle des Unterleibes, so daß der erstere eigentlich nichts, als die Lunge mit dem Herzen und den dazu gehörigen Blutgefäßen in sich faßt. Der Umfang der Brust selbst wird von den Rippen und den daran befestigten Muskeln formirt, welche zur Bewegung der Brust beyhm Athemholen dienen. Der Schauplatz der Brustentzündungen ist demnach die Lunge mit dem Herzen, und die Brust selbst, oder der fleischigte Theil des Behältnisses, worin sie schwebt. Die ersten, nämlich die Entzündungen in der Lunge selbst, nennt man **Lungenentzündungen**, (peripneumonia) die letztern hingegen, welche näher unter der Haut liegen, und sich solchergestalt in einer Seite der Brust deutlich offenbaren, das **Seitenstechen**. Die lateinische und französische Benennung: Pleuritis und Pleuresie, kommen von dem Namen der Haut her, welche die Brust inwendig umkleidet, und man hat lange geglaubt, daß diese Haut der wahre Sitz der Entzündung beyhm Seitenstechen wäre. Allein, schon ehe der Herr von Haller behauptet hatte, daß die Pleura eben so, wie alle andre Häute, an sich unempfindlich wäre, folglich unmöglich der wahre Sitz des Seitenstechens seyn könne, haben schon scharfsinnige Beobachter eingesehen, daß dieses Vorgeben ohne Grund sey, und daß das, was man für eine Entzündung der Pleura gehalten, nichts anders, als entweder eine Entzündung der Lunge in ihrem Umfange an einer Seite, oder der Brustmuskeln, oder, welches am allergeeinsten ist, beyder zugleich wäre, indem sich eine Entzündung im Umfange der Lunge leicht bis in die Muskeln der ihr benachbarten Seite der Brust ausdehnt. Daher versicherte Ettmüller, daß bey

der Pleuresie nicht nur die Pleura, sondern die Lunge selbst entzündet wäre, und schon Rixorius, wie auch Pringle und viele Neuere bekennen, daß die Lungenentzündung und die Pleuresie so wenig von einander verschieden sind, daß man sie beyde beynähe wie einerley Krankheit curiren müsse. Der wahre Unterschied beyder besteht bloß darin, daß bey der sogenannten Lungenentzündung der Sitz der Stockung tief in der Substanz der Lunge, beyhm sogenannten Seitenstechen, oder der Pleuresie, hingegen nur im Umfange der Lunge ist, da sich dann die Entzündung oft mit in die Rippenhaut und in die Brustmuskeln erstreckt. Auf diesen Umstand kommt in Absicht der Folgen der Brustentzündung allerdings etwas an. Allein, in die Cur hat er weniger Einfluß, so daß ich beyde Krankheiten als eine und eben dieselbe betrachten, und die geringen Unterschiede der Cur in beyden Fällen nur beyläufig berühren werde. (*)

Die Kranken, welche mit Brustentzündungen beschwert sind, empfinden anfanglich einen Schauer mit Unruhe und Angst, worauf ein schneller, starker und harter Puls mit Fieberhitze erfolgt. Es müßte ein äußerst gefährlicher Zustand seyn, wenn der Puls gleich anfanglich klein, weich und unordentlich wäre. Bald darauf empfinden die Kranken einigen Schmerz in einer Seite der Brust, mit Spannungen über dieselbe, zuweilen auch Schmerzen im ganzen Körper, besonders aber längs den Nieren hinab, so daß man dieselben, wie Pringle bemerkt, gar leicht für Nierenschmerzen halten könnte. Die Kranken können auf keiner Seite, sondern nur auf dem Rücken liegen. Sie husten entweder trocken, oder mit einem meist blutig gefärbten, zuweilen auch ganz blutigem Auswurfe, weil wirklich das Blut, nach von Hallers Beobachtung in die Luftbläschen der Lunge durchschmilzt: und dieser Auswurf ist nöthig und gut, hingegen der trockne Husten sowol viel schmerzhafter, als auch gefährlich, wo nicht, wie Bagliv angemerkt hat, an seiner Statt der Urin häufig fließt. Der Athem der Kranken ist heiß; und wenn sich die

(*) Man vergleiche hiermit das 259ste Blatt.

Entzündung mit auf die Luftröhre erstreckt, so folgen Erstickungen und Schmerzen beim Schlucken, welche oft für die Bräune gehalten werden. Die Begleiter des Fiebers, das Kopfwelk, Phantasien, Röthe des Gesichts, Wildheit in den Blicken, trockne Zunge und Haut, wenig und rother Urin, und die Verschlimmerungen gegen die Nacht, bleiben nicht außen. Zuweilen haben die Kranken im Anfange Ekel und Neigung zum Erbrechen, woraus man ganz irrig auf die Nothwendigkeit eines Brechmittels schließen würde. Der beste Auswurf muß weder allzu flüssig, noch allzu vest, gelb von Farbe, mit Blutstücken gemischt seyn, und sich nach und nach dergestalt vermindern, daß er noch vor dem siebenten Tage aufhört; denn binnen dieser Zeit muß das Schicksal der stockenden Säfte entschieden seyn, und sie sind alsdann entweder durch den Auswurf fortgegangen, oder sie gehen auch zur Vereiterung über.

Ich werde den Ablauf der Brustentzündungen mit solchen Zeichen, wie ich sie ißt beschrieben habe, den guten Zustand der Krankheit nennen, um ihn, ohne Wiederholung der Beschreibungen, vom schlimmen Zustande zu unterscheiden, wo die Kranken einen kleinen, weichen und sehr schnellen Puls, das Gesicht der Erdröthelten, eine schwarze Zunge, verdrehte Augen, unaussprechliche Angst und Unruhe, stete Deliria und Schlaflosigkeit haben. In diesem Zustande können sie nicht anders, als sitzend, Luft schöpfen; und wenn sich zugleich Lähmungen der Glieder, blaue Flecken auf der Brust, schnelle Erschöpfung aller Kräfte, stets schwerer Athem und Schlaffucht dazu gesellen, so ist der grausamste Tod unvermeidlich. Man hat in den Leichnamen zuweilen gefunden, daß das Herz zerborsten gewesen, welches Herr Tissot von dem Gebrauche hitziger Arzneien herleitet, obgleich dieses doch nicht die einzige Ursache ist.

Weil viel darauf ankommt, diese Krankheit gleich Anfangs zu kennen, gleichwol aber der Stich sich nicht stets sogleich offenbart; so ist es nöthig, die entscheidendsten Zeichen derselben zu wissen. Man kann mit einer einzigen Arznei, die hier aus Irrthum oder Verwirrung der Krankheiten gegeben wird,

wird, den Kranken tödten; und eben dasselbe kann geschehen, wenn man die sogenannte falsche Pleuresie von Blähungen für die wahre ansieht, und sie, wie diese, tractirt.

Bagliv hat die Zeichen der wahren Brustentzündung sorgfältig studirt. Wenn ein Kranker nach dem Schauer mit Hitze befallen wird, so muß man den Puls untersuchen. Wenn er hart ist, das heißt, wenn das Blut so an die Ader anschlägt, als ob es an ein Brett oder Metall schlage, so kann man sicher auf die Gegenwart einer Entzündung schließen, wenn auch gleich noch keins der übrigen Kennzeichen vorhanden ist. Wenn der Kranke unter dem vorhergegangenen Schauer sehr unruhig und beängstigt gewesen ist, so giebt der harte Puls schon gewissere Anzeige, daß die Entzündung in der Brust sey. Herr Tissot hält diesen Umstand für ein wesentliches Zeichen, woran er, wie er sagt, diese Krankheit oft gleich bey ihrem ersten Anfange für die erkannt hat, welche sie wirklich war. Hat man diese Zeichen, oder auch nur den harten Puls allein, erkannt; so muß man den Kranken nöthigen, daß er sich erst auf die eine, dann auf die andre Seite lege, und in dieser Lage Luft schöpfe, und huste. Empfindet er nun hierbey in der einen oder der andern Lage einen Schmerz, oder ein Drücken in der Seite der Brust, so ist es gewiß, daß er eine Brustentzündung habe. Welcher sich bald darauf der Stich in der Brust, so ist die Entscheidung desto gewisser.

Ich habe oben gesagt, daß im schlimmen Zustande der Krankheit der Puls klein, weich und sehr geschwind sey. Wenn sich dieses bey einer Brustentzündung gleich unmittelbar nach dem Schauer zuträgt, so sind die übrigen damit verbundenen Umstände des Kranken zugleich so entsetzlich, daß man in diesem ohnedem fast allezeit hülflosen Zustande entweder nichts Zweydeutiges unternehmen, oder auch, bey irgend einiger Vorsicht, dadurch die vorhandene große Gefahr eben nicht thätlich vergrößern wird. Kommen aber diese Zeichen des schlimmen Zustandes erst in der Folge der Krankheit, so hindern sie die ersten Kennzeichen der Brustentzündungen in ihrem Anfange nicht, und so bleibt dennoch

in den ersten Stunden der Krankheit der harte Puls und die Probe mit der Lage des Kranken entscheidend. Man setzt in solchem Falle die Cur der Brustentzündung bis zum Anfange des schlimmen Zustandes fort, und ich werde künftig sagen, was alsdann weiter vorzunehmen sey.

Die Unterscheidungszeichen der wahren Pleuresie von der falschen sind noch deutlicher. Die wahre fängt sich mit Schauer und Fieberhitze an, und der Stich folgt darauf zuweilen gleich in der ersten Stunde, zuweilen aber erst am andern, oder dritten Tage, welches in Absicht der Gefahr, auch wenn der Stich nur gelinde ist, keinen Unterschied anzeigt, wie solches der Herr v. Swieten beobachtet hat. Die falsche Pleuresie erkennt man nicht eher, als am Stiche, und diesen Stich begleitet kein Fieber. Will man sich noch mehr vergewissern, so lasse man den Kranken, wie in der obigen Probe des Baglivi auf beyden Seiten liegen. Kann er auf der Seite, wo er den Stich empfindet, besser liegen, als auf der andern, so ist sein Stich eine wahre Pleuresie. Kann er auf der dem Stiche entgegengesetzten Seite besser liegen, so ist es die falsche. Ernmüller, Burnet, Junker und andre bestätigen diese Zeichen. Wenn die falsche Pleuresie bloß von Blähungen herrührt, so würde das Blutlassen, das in der wahren so nöthig ist, den Kranken in Gefahr setzen. Es kann aber auch zuweilen eine Entzündung der Muskeln, welche sich nur nicht auf die Lunge erstreckt, zuweilen auch eine Entzündung der Gedärme einen Stich machen, der keinen blutigen Auswurf nach sich zieht, und welcher gleichwol, da er eine Entzündung zum Grunde hat, mit ähnlichen Hülfsmitteln bestritten werden muß, als die Brustentzündungen. Man unterscheidet diese Art der falschen Pleuresie, welche das Blutlassen erfordert, von der, die nur Blähungen zum Grunde hat, und wo das Blutlassen nachtheilig seyn würde, durchs Fieber und den harten Puls, den Verkündiger der Entzündungen. Außerdem verrathen sich die Blähungen in der letztern Art durch ihre bekannten Zeichen.

Die wahren Brustentzündungen setzen eine Stockung des Blutes in der Lunge oder der Brust zum Voraus, die eine

Ent

Entzündung und ein Fieber begleitet. Eine kalte Luft, welche die Blutgefäße in der Lunge heftig zusammenzieht, ein kalter Trunk bey erhitztem Leibe, eine allzu große Erhitzung und Verdickung des Blutes, starke Strapazen der Lunge von heftigen Bewegungen, von Leidenschaften, vom Singen, Schreien, Blasen musikalischer Instrumente, eine allzu heiße Luft, scharfe Dünste, ein Schmerz in der Brust, eine Verwundung der Lunge, ein ungezügelter Antrieb des Blutes gegen dieselbe von zurückgetriebenen Säften, von Erkältung der Gliedmaßen, und hundert andre Ursachen, können eine solche unglückliche Stockung veranlassen.

Wenn diese geschehen ist, so besteht alle Bemühung, welche die Natur nach den ihr anerschaffenen thierischen Kräften anwendet, darin, daß diese Stockung gehoben werde, und dieses geschieht durch die Auflösung der stockenden Materie, und durch den Auswurf derselben durch die Lunge, vermittelt des Hustens. Wenn dieses in einer Zeit von vier Tagen nicht erhalten werden kann, so geht die stockende Materie in die Vereiterung. Es wird aber gemeinlich erhalten, wenn die Natur regelmäßig arbeitet, und der Arzt ihr in ihren Operationen die nöthige Hülfe leistet.

Wenn die Natur so wirkt, wie es im guten Zustande der Krankheit geschieht, so kann man schon am siebenten Tage der Krankheit die beste Entscheidung hoffen. Wenn aber die Krankheit mit einemmale heftig ansteht; wenn der Schauer oder Frost viele Stunden dauert; wenn eine brennende Hitze darauf folgt; wenn das Haupt gleich vom Anfange stark angegriffen ist; wenn der Kranke einen kleinen Durchlauf mit Stuhlzwange hat; wenn er das Bett fürchtet, viel schwitzt, oder trockne Haut hat; wenn sich mit einemmale sein ganzer Charakter zu verändern scheint; wenn es ihm sauer wird, aufzuhusten, und wenn überhaupt das Athemholen und die Stimme merklich vom natürlichen Zustande abweicht: so ist der Ausgang der Krankheit immer zu fürchten. Kommt aber gar der obbeschriebene schlimme Zustand der Krankheit hinzu, so ist gemeinlich alle Hülfe der Kunst zur Rettung des Kranken vergeblich. Baglivi hielt es für ein gutes Zeichen,

wenn

wenn zu dieser Krankheit Taubheit, ein Schmerz der Ohren und ein Eiterfluß aus denselben hinzukam, und versicherte, daß dieser Umstand jederzeit die Brustentzündungen hebe. Auch Wondt hat die Taubheit und einen Schmerz, der sich in die Arme zieht, gut gefunden. Herr Triller behauptet, daß fast kein einziger sterbe, bey dem sich, nach dem Blutlassen, der Stich aus der Seite verliert, und sich nach der Schulter, den Schulterblättern und dem Rücken ausbreitet. Man erkennt aus diesem Umstande, daß sich die Entzündung von der Lunge hinweggewendet, und nur die fleischigten Theile ergriffen habe, wo sie stets ungefährlicher ist, als in den Eingeweiden. Inzwischen muß das Niemanden sicher machen, wenn sich der Stich von der ersten Stelle verliert, und an einer andern, oder an mehreren zugleich wieder kommt. So oft sich dieses zuträgt, und es geschieht nicht selten, erneuert sich die Gefahr mit der Entzündung, und so lange man nicht aus dem zusammengekommenen Zustande des Kranken überzeugt wird, daß der neue Schmerz seinen Sitz nicht mehr in der Lunge selbst habe, muß man sich mit keiner großen Hoffnung leichtsinnig schmeicheln. Selbst dann, wann der Stich aus der Brust weg, und in den Unterleib, oder in die Füße zieht, ist doch, wie Herr v. Swieten versichert, der Ausgang nicht allemal glücklich. Eben diese Marime ist bey der Veränderung des Bluts in Acht zu nehmen. Gemeinlich hat das aus der Ader gelassene Blut der Kranken eine zähe, weißgelbe Schleimhaut, die sich in der Tasse über den ganzen Blutklumpen, wie ein Leder, verbreitet, deren wahren Ursprung der Herr v. Haller nicht zu kennen gesteht, und die vermuthlich, wie Herr v. Saen aus fleißigen Versuchen wahrscheinlich gemacht hat, die wahre Materie des Eiters ist, mithin auch die Entzündungsieber begleitet. Man hält es für gefährlich, wenn diese Haut auf dem Blute sich nicht zeigt. Man glaubt auch, daß man nicht eher aufhören müsse, Blut zu lassen, als bis sie nicht mehr darauf erscheint; und wenn sie bey dem letzten Blutlassen verschwindet, so schätzt man den Kranken für glücklich. Allein, da es wider alle Erfahrung ist, daß sich die Größe der Entzündung nach der Spekt-

haut

haut auf dem Blute richte, und die Aerzte, welche so lange Blut lassen wollen, bis diese Haut verschwindet, gewiß den Kranken mehr Schaden thun, als die Krankheit selbst; da man ferner diese Haut gar oft auf dem Blute fetter, cachectischer und sonst gesunder Leute findet, bey welchen keine Entzündung geargwöhnt werden kann, da der Ablauf der Brustentzündungen oft unglücklich, wenn die Haut auf dem Blute verschwunden, und glücklich ist, wenn sie gleich durch kein Blutlassen hat können vertrieben werden; so muß man auf dieses Kennzeichen nie zu sicher trauen, sondern sich an das zusammengekommene Befinden des Kranken halten, wie solches auch der Herr v. Saen, Camper, Tissot, und mehrere Neuere aus ihren Erfahrungen lehren.

Es kommt nunmehr darauf an, die Mittel zu entdecken, wodurch ein Arzt das stockende Blut in der Lunge befreien, und zur Ausführung bringen, mithin den Zweck der Arbeit der Natur erleichtern, und zugleich die Heftigkeit des Entzündungsfiebers, welches den Kranken gewiß tödten würde, vermindern könne. Ich bestimme diese Untersuchung für mein folgendes Blatt, und unterdessen werden diejenigen, die meine Blätter mit Nutzen lesen wollen, wohlthun, wenn sie sich aus meinen heutigen Betrachtungen von dieser wichtigen Krankheit einen deutlichen Begriff formiren. Ich fürchte nicht, sie ungeduldig zu machen, wenn ich ihr öfters Abhandlungen von einerley Sache theile, und ihnen mehr, als ein Blatt einräume. Es sind dieses gemeinlich Sachen, wovon sehr große Bücher, und deren keine geringe Menge geschrieben worden sind. Wenn nun einem Leser bey ein Paar Bogen, welche das Wesentliche und Beste aus den alten und neuesten Beobachtungen der Aerzte in einem faßlichen Vortrage enthalten sollen, die Zeit ein wenig lang würde; so muß er wenigstens mich mit ein wenig bedauern, der ich ihm oft lieber von solchen Materien einige Bücher, als einige Bogen schreiben möchte. Es ist aber am besten, daß wir uns von beyden Theilen zufrieden geben.



Zwey hundert ein und dreyßigstes Stück.

von Hagedorn.

— — In Wechselfreit so vieler Hindernisse.

Man mag von Herrn Rousseau erzogen seyn, und so gut wie sein *Aemil* zu leiden wissen, so ist doch der heftige Stich bey den Brustentzündungen eine Probe der Philosophie, die gewiß weit mehr auf sich hat, als wenn sich *Epikret* ein Bein zerschlagen läßt, oder *Carneades* bey den Sichtscherzen lächelt. Ich würde einem Stoiker, der seinen Charakter behalten wollte, wenn ich ihn in diese Krankheit verfallen sähe, den Rath geben, welchen jener *Lacedamonier* dem *Diagoras* gab, als er seine drey Söhne als Sieger von den olympischen Spielen zurückkommen sähe, daß er diese schöne Gelegenheit zu sterben nicht vorbegehen lassen möchte: denn ich zweifle gar sehr, daß er bey seinen Stichen dem System getreu bleiben würde. Es ist ein grausames Elend, in solchen Schmerzen den Gefahren des Todes entgegen zu gehn, und der Verleugner der Menschlichkeit, der es seinem Gefühle wirklich abdisputiren könnte, würde, nach meiner Einsicht, immer mehr Mitleiden als Bewunderung verdienen.

Wen der Wiß mancher Leute blendet, die bey gesunden Tagen eben so vortreflich zu leiden, als über die Nichtswürdigkeit der Arzneykunst zu spotten wissen, der würde sich beyhm Ueberfalle einer Brustentzündung sehr wundern, zu seyn, theils, wie wenig uns die Natur dazu bestimmt habe, standhaft zu leiden, theils auch, wie wenig sie in diesem Falle hinreichend sey, uns ohne die Beyhülfe der Arzneykunst zu erhalten. Ich müßte als ein Unsinniger und ohne Gewissen reden, wenn ich einem Menschen den Rath geben wollte,

Zwey hundert ein und dreyßigstes Stück. 291

wollte, es in dieser Krankheit auf die Hülfe der Natur ankommen zu lassen; denn dies würde fast jederzeit eben so viel seyn, als ihm rathen, in den entsetzlichsten Schmerzen des allererbärmlichsten Todes zu sterben. Nein. Hier ist der einzige Rath, zeitig die Hülfe des Arztes zu suchen, und heute will ich die Mittel in Betrachtung ziehn, wodurch er die wohlthätige Cur bewerkstelligt. Ich werde den Mangel theoretischer Erklärungen, die ich gelehrtern Leuten gern überlasse, durch deutliche Beschreibung des practischen Verfahrens zu ersetzen suchen.

Da sich nach einiger Unpäßlichkeit das Entzündungsfieber mit einem Schauer oder Froste anfängt, so muß man hierauf Acht geben, um, sobald der Frost vorbey ist, das vornehmste Hülfsmittel, nämlich das Blutlassen, anzubringen. Es erfolgt hierauf gemeiniglich alsobald eine merkliche Linderung; allein, der Feind schläft nur ein wenig, und ist damit noch gar nicht erlegt. Nach wenigen Stunden erwacht er wieder, und dann ist das Blutlassen nochmals nöthig. Mehrentheils ist dieses im guten Zustande der Krankheit hinlänglich, wenn nur die übrigen Hülfsmittel fleißig gebraucht werden. Jedoch giebt es Fälle, wo man drey- vier- oder mehrmal Blut lassen muß; und dies wird sich aus den Bedingungen des Blutlassens ergeben, die ich jetzt beschreiben will.

Die Menge des zu lassenden Bluts muß in dieser Krankheit nicht klein seyn. Sydenham setzte die mittlere Quantität desselben, zusammengekommen, auf vierzig Unzen, und in solchen Fällen, wo die Ader vier- und mehrmahl geöffnet werden muß, steigt die Summe gar leicht so hoch, und oft noch höher, zumal wenn man keine andre Hülfsmittel, welche den Stich lindern, zwischen dem Blutlassen zu Hülfe nimmt. So sagt *Pringle*, nach seinen Beobachtungen, daß diese Menge bey weitem noch nicht einmal hinlänglich seyn würde, wenn man nicht zugleich Blasenpflaster gebrauchte. Allein, in den meisten Fällen ist ein zweymaliges Blutlassen hinlänglich, und dann steigt der Verlust des Bluts so hoch nicht; nur muß man einen Vortheil wahrnehmen, welchen die vor-

trefflichen Herrn van Swieten und Tissot, die bey dieser Cur keine Blasenpflaster ausdrücklich verordnen, angeführt haben. Es muß nämlich bey dem ersten Blutlassen nicht weniger, als ein Apothekerpfund, das ist, zwölf Unzen, ja wol deren sechzehn, und bey dem zweyten, welches nach wenigen Stunden, so bald sich der Stich erneuert, anzustellen ist, wieder ein Pfund genommen werden, zumal wenn der Kranke jung und stark ist. Herr Tissot versichert, daß dergleichen starke Blutungen weit besser helfen, als wenn man durch öftre wiederholte Deffnungen der Ader eine weit größere Menge des Bluts abzapfte. Pringle rath, bey dem ersten Blutlassen, eben dieselbe Quantität, nämlich zwölf bis fünfzehn Unzen, nachher aber immer etwas weniger zu nehmen, und so die ersten Tage fortzufahren, so lange der Puls noch hart ist. Man muß hier die unzeitige Furcht, den Kranken durch reichliches und wiederholtes Blutlassen zu ermatten, um der gegründeten Hoffnung willen, fahren lassen, daß dieses das kräftigste Mittel seyn werde, ihn zu erhalten.

Ich weiß keinen Arzt von großem Ansehen, der das Blut lassen in der Brustentzündung ganz widerrathen hätte. Ettmüller, der am wenigsten dafür eingenommen war, sagt nur, daß es in der bössartigen Krankheit nicht geschehn dürfe, in der gutartigen aber nichts schade. Die bössartige Krankheit ist das, was ich in meinem vorigen Blatte den schlimmen Zustand genennt habe, und in der That ist in diesem entseßlichen Zustande das Blutlassen schädlich. Allein, es ist ein ohnedem ganz hoffnungsloser Zustand, worinn gar keine Hülfsmittel Nutzen stiften. Es giebt aber auch Brustentzündungen von guter und so gelinder Art, daß wenigstens kein wiederholtes Blutlassen dabey nöthig ist; wie solches Pringle bezeugt, der doch für die Wiederholungen desselben sehr eingenommen ist. Ja, wenn bey gelinder Krankheit gleich Anfangs der Auswurf sich gehörig einfindet, so urtheilt Herr Tissot vernünftig, daß man das Blutlassen ganz hinters zu setzen müsse.

Die Nothwendigkeit oder Unmöglichkeit und Schädlichkeit des Blutlassens muß bey dieser Krankheit nicht nach der Zeit, die

die sie gedauert hat, sondern nach dem Zustande der Krankheit beurtheilt werden. Hierauf beruht die Geschicklichkeit des Practici. Der harte Puls, das heftige Fieber, erfordert das Blutlassen und die Wiederholungen desselben so lange, bis es überwunden ist. Hier muß weder der Tag der Krankheit, noch ein vielleicht gegenwärtiger natürlicher Blutfluß des Kranken den Arzt von seiner Pflicht abschrecken. Allein, es kann im Zustande der Krankheit selbst etwas seyn, was das Blutlassen verbietet. Der Auswurf durch den Husten, welcher die stockende Materie ausführt, macht hier die meisten Schwierigkeiten. Er ist so nöthig und heilsam, daß man alles vermeiden muß, was ihn hindern und unterdrücken könnte, und eben das Blutlassen hindert ihn. Zuweilen ist dieser Auswurf kein blutstreifiger Schleim, sondern wahres geronnenes Blut, und dieser Auswurf erfordert das Blutlassen, wenn es zumal der übrige Zustand der Krankheit, das Fieber, die Brustangst, u. s. w. verlangt. Aus diesen Gründen will ich einige practische Folgen, welche das Blutlassen betreffen, herleiten.

So lange der Puls hart, das Fieber heftig, und noch kein Auswurf vorhanden ist, muß das Blutlassen wiederholt werden. So bald hingegen der Puls weich, und das Fieber gelinder wird, und der Auswurf erfolgt, muß es aufhören. Sollte bey dem Anfange des Auswurfs der Stich und das Fieber noch fortdauern, so kann man dennoch, nach Pringlens Rathe, das Blutlassen noch fortsetzen, ob es gleich gefährlicher ist. So bald man aber bemerkt, daß sich davon der Auswurf vermindert, so muß es schlechterdings unterbleiben. Um die Zeit wahrzunehmen, so lange der Husten noch trocken ist, muß man die Deffnungen der Ader so bald auf einander wiederholen, als es die Erneuerung des Stiches und Fiebers erfordert, welches Anfangs wol nach vier, sechs oder zehn Stunden schon seyn kann.

Wenn die Kräfte nicht erschöpft sind; wenn Schmerz und Fieber fortwähren, und der Auswurf noch nicht reif ist: so kan man an jedem Tage der Krankheit noch Blut lassen, und es ist nöthig, daß es geschehe. So öffnete Sippo-

crates dem Anaxioni in der Pleuresie noch am achten Tage die Ader. Forestus pflegte dasselbe zu thun, und behauptete ernstlich, daß es vollkommen gerechtfertigt werden könne, noch nach dem vierten Tage Blut zu lassen; eine Sache, die in Deutschland ist noch fast für neu gehalten werden wird. Inzwischen hat sie Herr Tissot vollkommen bestätigt. Wenn es auch am zehnten Tage wäre, sagt er, so ist doch das Blutlassen noch nöthig, wenn das Fieber noch wüthet, wenn Engbrüstigkeit den Kranken ersticken will, wenn der Auswurf nicht da ist, oder wenn pure Blutklumpen ausgehustet werden. Ja, wenn sich der Auswurf schnell stopft, und darauf Herzensangst folgt, so würde das Blutlassen noch nützlich seyn, wenn es nicht schon zu viel geschehn, und wenn der Puls noch stark und hart, und der Kranke von starker Natur ist, auch der letzte Auswurf noch mit Blute gefärbt gewesen. Wäre aber schon viel Blut gelassen, und der Puls weder stark, noch hart, der Kranke schwach, und sein letzter Auswurf nicht mehr mit Blut gefärbt gewesen, so würde man das Blutlassen vermeiden, hingegen große Blasenspaster, nebst andern dienlichen Mitteln, gebrauchen müssen, wovon ich unten mehr sagen werde. Wenn der zuvor unterdrückt gewesene Auswurf wiederkommt, und seine gehörige röthlichgelbe Farbe hat, so muß das Blutlassen unterbleiben. »Denn, sagt Bagliv, nach dem Blutlassen würde sich der Auswurf von neuem stopfen, und der Kranke würde sterben.«

Wenn man nach diesen Grundsätzen das Blutlassen anstellt, so wird man, wenn auch die Kranken zu lange gesäumt haben, den Arzt zu rufen, aus dem Zustande der Krankheit, wie man ihn findet, leicht und zuverlässig urtheilen können, ob das Blutlassen noch nöthig und erlaubt sey, oder nicht?

Zuweilen verbietet die Schwäche der Lebenskräfte das Blutlassen, und dann thun die Blasenspaster bessere Dienste: dergleichen Beobachtung haben die Schriften der parisschen Academie, von 1748, da in der Pleuresie das Blutlassen schädlich war, hingegen Blasenspaster und der Gebrauch der Polygala glückten. Wenn also bey heftigen Stichen das

das Blutlassen entkräftet; so muß es unterbleiben, obgleich das Athemholen gehindert, und der Stich höchst beschwerlich ist; ja wenn der Schmerz in dieser Krankheit nicht gar zu heftig ist, so ist auch dann das Blutlassen schädlich, weil es unnötig entkräftet. In jedem Zustande der Schwachheit ist der Gebrauch des Campfers zur Wiederherstellung der Kräfte und Befreyung der Brust, nebst der Fiebereinde, und ein Blasenspaster an die leidende Stelle zur Stillung der Schmerzen von weit größrem Werthe, als das wiederholte Blutlassen. Die Herren Störk, Collin, Zenermann, Lentin, u. a. haben hiervon bestätigende Beobachtungen. Wenn hingegen die Umstände und das Befinden des Kranken das Blutlassen erfordern, so muß es in dieser Krankheit auch kein Umstand, der nicht in ihr selbst begründet ist, hindern.

Schon Riverius kehrte sich weder an das hohe Alter der Greise, noch an die Jahre der Kindheit. Er öffnete Schwangeren und Kindbetterinnen, und kurz, einem jeden, auch zu der Zeit, wenn die natürlichen Blutflüsse gegenwärtig waren, die Ader; und es haben sowol Herr v. Swieten und Tissot, als auch der Herr von Saen, die Furcht, die noch so vielen von uns anlebt, bey natürlichen Blutflüssen, Blut zu lassen, unter gehörigen Bedingungen, völlig vereitelt. Was diese Bedingungen im gegenwärtigen Falle betrifft, so rath Herr Tissot, Personen in solchen Umständen das erstemal am Fuße, nach sechs Stunden zum andernmal am Arme, bey dringender Gefahr aber nur alsogleich am Arme die Ader zu öffnen, jedoch sowol unter, als nach dem Blutlassen, einige Schröpfköpfe an den Schenkeln ziehen zu lassen.

In den Fällen, wo nicht Umstände von dieser Art den Ort des Blutlassens anders bestimmen, ist die allgemeine Regel, diejenige Ader zu öffnen, welche der Entzündung am nächsten ist. Diese Maxime ist nicht ganz neu, auch nicht schlechterdings nothwendig. Es hat noch vor wenig Jahren der Herr D. Wendt aus Versuchen erwiesen, daß das Blutlassen auf der guten Seite eben so nützlich gewesen, als auf der schlimmen. Aber eben darum, weil es in Absicht der

Folgen gleichviel ist, kann es, um der Eil willen, um die verstopften Gefäße desto geschwinder zu befreien, besser seyn, die franke Seite zum Blutlassen zu wählen. Schon *Riverius* wiederholte es an der Seite, wo der Stich wüthete, bis zur Besserung; und wenn er die ganze Lunge entzündet, oder den Stich auf beyden Seiten fand, so ließ er an beyden Armen die Ader öffnen. *Martin Ruland* ließ die Ader am Arme der leidenden Seite öffnen. *Forestus* rieth dasselbe mit der ausdrücklichen Warnung: „was auch andre dagegen einwenden möchten!“, *Gildanus* versichert, er habe das Blutlassen an der dem Stiche entgegengesetzten Seite nicht allein unnütz befunden, sondern es sey sogar dadurch der Stich auf die andre Seite mitgezogen, folglich verdoppelt worden. Die Neuern, deren Reihe der Herr *van Swieten* anführt, sind fast durchgängig darinn einig, daß die Ader so nahe als möglich, an der Stelle des Stiches geöffnet werden sollte, und der jüngere Herr *D. Wippacher* hat davon eine gelehrte Abhandlung geschrieben. *Johann Rhodius* erzählt, daß *Sadrian Spigelius* einen Kranken an der Brustentzündung gerettet, indem er ihm sogar an der Seite selbst, wo der Stich gewesen, eine gelegene Ader geöffnet, und diese Methode würde gewiß nachgeahmt zu werden verdienen, wenn man das Blutlassen an dieser Stelle nicht durch die Blutigel und das Schröpfen ersetzen könnte, wovon ich unten reden werde.

Es geschieht nicht selten, daß die Natur, sogar nachwiederholtem Blutlassen, noch selbst Blut läßt, und man bemerkt hier die Wirkung der Meisterhand der Natur aus den Folgen; denn dieses heilsame Bluten pflegt gemeinlich die Krankheit unendlich mehr zu bessern, als alles künstliche Blutlassen. Man kann es bey genauer Beobachtung der Kranken im Voraus sehen, wenn ihnen diese Hülfe der Natur zu statten kommen will. Denn, ob sie sich gleich nach dem künstlichen Blutlassen in vielen Absichten erleichtert finden, so behalten sie doch noch heftige Kopfschmerzen, lebhafte Augen und eine besondere Röthe der Nase. Wenn das Nasenbluten erfolgt, so würde es mörderisch seyn, es zu stopfen; und wenn nur der Kranke sich nicht zu tief bückt, und sich dabey ganz

ganz ruhig hält, so hört es endlich von selbst auf, ohne daß man nöthig haben sollte, sich dabey zu bemühen.

Nachdem ich die Regeln des Blutlassens bey den Brustentzündungen erklärt habe, ist es nöthig, auch dasjenige zu beschreiben, was im allerersten Anfange der Krankheit noch auf andre Weise, und zwar bey dem Blutlassen selbst, zum Vortheile des Kranken unternommen werden muß.

Sobald der Kranke die Uebermacht seiner Krankheit empfindet, muß er sich der festen Speisen enthalten, hingegen oft ein dienliches Getränk, das ich bald vorschlagen werde, doch niemals ganz kalt, genießen. Er muß sich weder im Froste, noch in der darauf folgenden Hitze zu sehr mit Betten einhüllen, zumal da es bey dieser Krankheit im Anfange nicht nützlich ist, zu schwitzen. Die Luft des Zimmers muß täglich aufs sorgfältigste gereinigt und erfrischt werden, denn es ist den Kranken nichts nachtheiliger, als heiße und unreine Luft und viel Betten. Wenn sie ja etwas genießen wollen, so müssen es Speisen von säuerlichen Gartenfrüchten, von gekochtem Obste und im Sommer selbst rohes, doch ganz reifes und labendes Obst seyn, als Kirschen, u. s. w. Dergleichen Speisen, nicht aber Suppen und Fleischbrühen, schicken sich zum fieberhaften Zustande der Krankheit. So lange die Fieberhitze heftig, und mit Kopfschmerz und Phantasien verbunden ist, und so lange der Kranke entweder keinen hinlänglichen Auswurf hat, oder nur reines Blut hustet; wenn außerdem Neigung zum Erbrechen und Schmerzen des Leibes vorhanden, und der Leib entweder ganz verschlossen ist, oder sich doch nur wenig eröffnet; ja, wenn auch nur einige dieser Bedingungen vorhanden sind, ist es nöthig, täglich ein- oder auch zweymal ein Clystier zu geben, welches bloß aus Wasser mit Malven- oder Pappelblättern gekocht und mit Honig vermischt, bestehen kann. Dergleichen Clystire werden im Anfange täglich, zu großer Erleichterung der Kranken gegeben, so lange die obervähnten Bedingungen Statt finden. *Riverius*, welcher klüglich die starken Purganzen widerrieth, empfiehlt dennoch die erweichenden Clystire, besonders in der Zeit, wenn das Blutlassen nicht mehr nöthig wäre. *Pringle* er-

laubt so gar gelinde Purganzen nach dem Blutlassen, in dem Falle, wenn vor der Krankheit der Leib verschlossen gewesen; ausserdem aber sagt er, daß die Clystire hinlänglich seyn könnten. Herr Tissot verordnet unter obigen Bedingungen binnen vier und zwanzig Stunden drey bis vier solche Clystire; und wenn unter der übrigen Cur die Krankheit am vierten, fünften oder folgenden Tage sich zur völligen Besserung anläßt, so setzt er die ihm beschriebene Diät und ein tägliches Clystier über alle weitere Arzneyen.

Ich muß bey dieser Gelegenheit der Purganzen und Brechmittel gedenken, deren Gebrauch bey den Brustentzündungen sehr bedingt, und gewiß nur Aerzten von guter Einsicht erlaubt ist, zumal man bey täglichem Gebrauche erweichender Clystire dieser mislichen Arzneyen in den meisten Fällen überhoben seyn kann.

Es erfolgt zuweilen im Anfange der Krankheit ein freywilliges Erbrechen, welches so gute Folgen zu haben pflegt, daß Pachequus versicherte, es sterbe keiner von denen, die sich im Anfange erbrechen. Auch Herr D. Lentin hat das freywillige Erbrechen gegen den fünften Tag heilsam befunden, und der Herr Leibmedicus Vogel in Göttingen hat beobachtet, daß ein anhaltender Speichelfluß die Krankheit völlig hebe. Wenn die Lungenentzündung von faulender Art ist, so kann so gar ein Brechmittel im Anfange nothwendig, und von großer Wirkung seyn, wie solches Herr Jaques in einer eignen These erwiesen hat. Zu einer solchen Verordnung wird aber die Einsicht eines weisen Arztes erfordert, denn bey jeder andern Brustentzündung wären die Brechmittel im Anfange selbst, höchst schädlich, ob sich gleich der Schmerz davon einige Stunden legen möchte, wie solches Kouppe mit Recht erinnert hat. Gleichergestalt haben viele Aerzte beobachtet, daß der Durchlauf bey dieser Krankheit zwar unangenehm; doch aber gewiß nicht sogar gefährlich sey, als Bagliv, Hofmann, Gorter und einige andre vorgegeben haben. In der That kann er zuweilen critisch seyn, wie solches van Swieten besonders von dem, am vierten Tage, und überhaupt v. Haen, Paul, Tissot und andre angemerkt haben,

ben, wenn er nämlich solche Materien abführt, welche das Blut zur Erhitzung und zur Verdickung geneigt machen. Diese und dergleichen Beobachtungen haben vermuthlich die Aerzte veranlaßt, bey faulenden Brustentzündungen, deren Quelle sie in den Verdauungswegen vermutheten, gleich anfanglich Brechmittel oder Purganzen, und beydes zuweilen mit glücklichem Erfolge, zu versuchen. Ja, wenn sich zuweilen die in der Lunge stockenden Säfte geschwind auflösen, und der Fall entsteht, da die Kranken in zähem Schleime ersticken wollen, so kann auch bey dem Auswurfe selbst ein Brechmittel, das zu dieser Krankheit ausgesucht ist, unentbehrlich seyn. In diesem Falle verordnet es Pringle ausdrücklich bey dem Auswurfe selbst; ausserdem aber widerräth er es jederzeit, ausser im ersten Anfange der Krankheit. In dieser allerersten Zeit pflegte Ruland, noch vor dem Blutlassen, seinen Brechwein mit Mosowasser, zu zwey Loth, zu geben, und er curirte einen Kranken in vier Tagen, indem er ihn nach dem Blutlassen sechs Unzen Cardobenedictenwasser mit sieben Quentlein Rosensaftconserve trinken ließ, welche Arzney glücklich operirte. Röderer fand die Brechmittel in trocknen Seitenstichen dienlich, vielleicht weil sie den Speichelfluß und den Auswurf befördern. Die parisischen Aerzte haben im Anfange der Krankheit den mineralischen Kermes mit Nutzen verordnet. Eben so lese ich, daß Forst am dritten Tage nach dem Blutlassen eine gelinde Purganz vom verdünnten Agarico, und Forestus, da er erst am vierten Tage gerufen worden, nach dem Blutlassen, und verordneten Brustsäften und äußerlichen Erweichungen, am folgenden Tage eine Purganz verordnet, die fünfmal gewirkt, und den Auswurf vortreflich erleichtert hat. Selbst der neuere Gebrauch der Polygala Seneca in Brustentzündungen, welchen 1744 Herr Bouvart der Akademie in Paris zuerst bekannt gemacht, und den Herr Tennent zuerst versucht hat, scheint dieser Praxi eine neue Autorität zu geben, da sie nach des Herrn Pauls Beschreibung nicht nur verdünnen, sondern auch purgiren, zuweilen sogar ein Erbrechen verursachen soll. (*) Von allen diesen Beob-

(*) Hier von S. ein Schreiben im 252sten Blatte.

Beobachtungen können nur scharfsinnige und vorsichtige Aerzte Gebrauch machen. Es liegen oft Ursachen unter der Brust verborgen, die Brustentzündungen veranlassen und unterhalten können. Es ist aber nur das Werk eines Arztes, sie zu erforschen, und auch nur sein Werk, vernünftig und vorsichtig dawider zu streiten. Ich wollte nicht viel darauf verwetten, daß nicht zuweilen die wahre und falsche Pleuresie miteinander verwechselt worden, und durch den glücklichen Irrthum des Arztes eine Cur gelungen sey, woraus er hernach eine falsche Maxime hergeleitet. So fand Herr Daignan Seitenstiche, welche von Würmern herrührten, die er mit Ipecacuanne vertrieb.

Wenn jemals ein Arzt sich für genöthigt halten sollte, in Brustentzündungen Brechmittel oder Purganzen zu verordnen, so wird er sich an solche halten müssen, die sich zum gegenwärtigen Zustande der Brust schicken, und weder das Fieber, noch die Operationen der Natur stören. Er wird ölichte Brechmittel oder Meerzwiebelssäfte, Manna, und die gelindesten Purganzen, besonders vom Gummi ammoniacum, erwählen. So beweiset Riverius in einem besondern Beispiele, wo er aus Manna, Rhabarber und Rosensaft eine Abführung gegeben, daß zuweilen auch noch am vierten Tage der Krankheit gelinde Purganzen nützlich seyn können. Der Herr von Haen hat von dieser Sache besonders gründlich geurtheilt. Die Pleuresie löst sich durch verschiedene Abführungen, als den Schweiß, den Durchlauf, den Auswurf, u. s. w. Es ist also vernünftig, solche Mittel zu verordnen, die alle diese Ausführungen befördern können, und dieses kann besonders von den Arzneien, die aus den Meerzwiebeln gemacht werden, gelten. Doch genug hiervon! Ich muß, um die Diät meiner Kranken aufs genaueste zu bestimmen, noch diejenigen Mittel insbesondre beschreiben, deren sie sich in ihrem Zustande zugleich zum steten Getränke und als Arznei bedienen können.

Das beste Getränk für sie ist das einfachste, welches die dicken stockenden Säfte auflöst oder verdünnt, und den Auswurf befördert und erleichtert. Herr Tissot schlägt dazu, nach

nach Anleitung des Herrn van Swieten, abgekochtes Gerstenwasser mit etwas Salpeter und Honig, oder eine ganz dünne Milch aus Mandeln, und dem dritten Theile Melonenkernen mit Wasser verfertigt, vor. Wer den bekannten Stechkörnern, (Semin. Cardui Mariae) so viel spezifische Kräfte zutrauet, als die, so ihnen diesen Namen gegeben, und auch noch als Junker, der kann auch diese statt der Melonenkerne, oder mit ihnen, zur Mandelmilch nehmen. Man kann auch die Gerstenptisane mit verdünnenden Kräutern zubereiten. Forestus that süßes Holz und Corinthen hinein, und Riverius pries ebenfalls die Gerstenptisane mit süßem Holze zum beständigen Getränke in der ganzen Krankheit. Er pries aber auch mit dem großen Haufen das Decoct der Klapperrosen (papaver rhoeas) mit dem Sirupe de Capillaire, und, in der Heftigkeit des Fiebers und bey Schlaflosigkeit, eine Mandelmilch. Balthasar Timäus rühmte wider den Durst und die Hitze die Tinktur der Klapperrosen mit Hufattich, (Tussilago) und Bundeirebenwasser (hedera terrestris) auch einigen Tropfen Schwefelgeist und Klapperrosensirup vermischt. Johann Rhodius und Valeriola rühmen das Decoct der Klapperrosen mit Isopsirup, täglich warm getrunken, als eine Arznei, womit zuweilen die Krankheit ganz allein wunderbarlich curirt worden wäre. Ich habe aus einigem Vertrauen zu einer vordem so berühmten Arznei, als die Klapperrosen bey Lungenentzündungen gewesen, ihrer hier Meldung thun wollen, ob ich es gleich für besser halte, sich bloß an die Gerstenptisane, oder dünne Mandelmilch zu halten, wenn man um ein Getränk bekümmert ist, das in jedem Zustande dieser Krankheit sicher und mit Nutzen, statt des gewöhnlichen täglichen Getränks, gebraucht werden könne. Auch Pringle empfiehlt das Gersten- oder Salbeywasser mit Citronensaft für den Durst.

Ich verbiete meinen Kranken den Wein, so lange das Entzündungsfieber dauert. Riverius nannte ihn in diesem Zustande tödtlich, und fast alle Aerzte verwerfen ihn schlechterdings, selbst Johann Rhodius, ob er gleich erzählt, daß Rudius den Malvasier, wiewol in geringer Menge, mit

mit gutem Glücke verordnet habe. **Pringle** erlaubt etwas Wein in den Zulepen, oder sonst vermischte, aber nur bey der Abnahme des Fiebers, oder im Zustande der Schwachheit und bey Entkräftung, wo sich Herzstärkungen, Hirschhornsalz, und dergleichen Mittel auch schicken. Diese Verordnungen aber muß man vom Arzte erwarten, und ein Kranker, der den Wein in der Hoffnung, daß er, wie **Sofmann** ihn oft nannte, eine Universalarzney seyn werde, nach eignen Gutdünken trinken wollte, würde sich damit verderben, wie sehr er auch sonst dazu gewöhnt seyn, und wie gewiß er glauben mögte, daß ihm nach so viel Blutvergießen diese Herzstärkung nöthig wäre.

Sydenham hat noch eine diätetische Regel bey dieser Krankheit und allen hitzigen Fiebern gegeben, welche in unsern Zeiten der Herr von **Saen** und Herr **Tissot** erneuert, und mit der Beredsamkeit einer lebhaften Ueberzeugung in allen hitzigen Fiebern, mit oder ohne Ausschlag, aufs dringendste empfohlen haben. Der Kranke soll nämlich täglich eine oder mehrere Stunden, nachdem es seine Kräfte erlauben, das Bett verlassen und aufsitzen. Es versteht sich, daß dieses nicht zu der Zeit geschehe, wann er im Schweiße liegt, und daß er nicht genöthigt werde, sich länger auf dem Stuhle zu halten, als es seine Kräfte erlauben. Unterdessen wird sein Bett zurecht gelegt, und die Wäsche zum öftern erneuert. Die Vortheile des Kranken sind augenscheinlich. Er ermuntert, erfrischt und probirt sich. Seine brennende Hitze läßt nach; die Phantasien vermindern sich, und der Urin, der oft, so lange er liegt, nie fließen will, wird alsobald befördert. Man kann indessen den Kranken mit Kleibern bedecken, daß er nicht kalt werde, und er kann nur halbe Stundenweise aufsitzen, wenn es ihm länger zu beschwerlich würde. Diese vernünftige Maxime wird nirgends weniger schnellen Beifall finden, als in Deutschland, und ganze Facultäten werden dabey die Achseln zucken. Es wird aber doch immer einige Leute geben, die sich über die Vorurtheile schwingen, und diese werden einen **Sydenham**, **Boerhaave**, von **Saen**, und einen **Tissot** für eben so glaubwürdig halten, als manche

Facult.

Facultäten. Ich werde von dieser wichtigen Sache bald ein besondres Blatt liefern.

Zum Beschlusse dieser Verhaltensregeln bey Brustentzündungen muß ich noch anführen, daß eben dieselben vorstehlichen Aerzte täglich ein Fußbad von lauem Wasser verordnen, worin der Kranke eine halbe Stunde wohl bedeckt sitzen soll, damit nicht etwa die kalte Luft die Ausdünstung zurücktreibe, welche das Fußbad befördert.

In meinem folgenden Blatte werde ich die noch übrigen Regeln zur Cur der Brustentzündungen mittheilen.

Mein Herr,

Ich habe einen theoretischen Streit mit Ihnen abzuthun; und ob ich gleich weiß, daß Sie dergleichen gern vermeiden, so will ich doch hoffen, daß Sie mir die Ausforderung gestatten werden. Finden Sie, daß ich Recht habe, und daß die Sache in Ihre künftigen praktischen Abhandlungen von der Materie, wovon die Rede ist, keinen erheblichen Einfluß habe, so verlange ich nicht einmal, daß Sie mir antworten. Außerdem möchte es scheinen, wenn Sie diesen Streit ganz übergangen, als ob es Ihnen unbekannt wäre, was einige neue Aerzte davon geurtheilt haben.

Sie sagen in Ihrem 224ten Blatte, S. 212, daß sich die Verstopfungen der Gefäße in denen ereignen, worin die Säfte vom weitern Ende gegen das engere hinschießen; und hieraus folgt, daß die Pulsadern eigentlich der Sitz der Verstopfungen wären. In der That giebt es Verstopfungen in den Pulsadern; allein, vielleicht sind die in den Blutadern viel häufiger, ja, aus Ihren eignen Gründen selbst, der Natur gemäßer. Nehmen Sie die ganze Masse des Bluts, wie sie vom Herzen ausgeht, und in die Pulsadern hineinstromt, die sich, je weiter sie sich vom Herzen entfernen, desto mehr aus einander theilen und vervielfältigen. Bewegt sich dann nicht die ganze Masse des Bluts in den Pulsadern beständig vom engern Ende gegen das weitere? und nach Ihren eignen Gründen muß sich also, ohne ganz seltne Bedingungen, in den Pulsadern keine Verstopfung zutragen können. In den Blutadern hingegen bewegt sich die ganze Masse des Bluts wirklich vom weitern Ende gegen das engere, weil es aus allen kleinen, weit durch den ganzen Körper zerstreuten Blutadern, nach dem einzigen Stamme der Hohlader beym Herzen zurück gebracht wird. Solchergehalt ist gewiß die gewöhnlichste Stöckung der Säfte nicht in den Puls; sondern viel-

mehr

mehr in den Blutadern, welchen auch ohnehin die treibende Kraft mangelt, wodurch sich die Pulsadern gar leicht ihres Bluts entledigen. Am allermeisten aber müssen sich, nach eben denselben Gründen, die Verstopfungen in dem Zellgewebe ereignen, welches fast gar keine eigne Kraft in die Säfte zu wirken besitzt, sondern die in sich ergossenen bloß den Mündungen der saugenden Blutadern überläßt, um sie wieder zurückzuführen, wosern sie nicht durch ihre eigne physikalische Kräfte, oder durch die Mitwirkung benachbarter Theile aus diesem Labyrinth fortgebracht werden. Eben diese Sache, daß im Zellgewebe und in den Blutadern die meisten Störungen der Säfte, Verstopfungen der Gefäße und Entzündungen entstehen, beweisen auch die Leichen der an Entzündungen verstorbenen Leute, worin man gemeinlich die Pulsadern ledig, hingegen die Blutadern vollgestopft, und das Zellgewebe überschwemmt findet. Selbst die Alten behaupten schon, daß der Sitz der Entzündungen in den Blutadern wäre. Allein, die Neuern haben dieß mit zu ihrer Unwissenheit und deren Irrthümern gezählt, bis, so viel ich weiß, der vortreffliche Herr von Haller zuerst die Blutadern wieder zum Sitze der Verstopfungen und darauf folgenden Entzündungen gemacht hat. Vielleicht wäre noch etwas zu erörtern, nämlich ob man, um die Verstopfungen zu erklären, den Lauf der ganzen Blutmasse, oder vielmehr den Lauf eines jeden Theils derselben, in seinem eignen einzelnen Gefäße betrachten müsse? Ich will aufrichtig sagen, daß ich das letztere glaube, wenn von Verstopfungen einzelner Gefäße die Rede ist, und daß dann Ihre Art zu schließen, untadelhaft bleibt. Inzwischen werden Sie wieder den Beobachtungen nachgeben; und da die Theorie ohnedem von der Praxis, zumal bey den innerlichen Entzündungen, mehr Nutzen hat, als die Praxis von ihr, so glaube ich, daß wir uns von beyden Theilen gar wohl damit befriedigen können, daß wir jeder unsre Meynung gesagt haben.

Ich bin, etc.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX
Zwey hundert zwey und dreyßigstes Stück.

von Hagedorn.

— Wer erkennt nicht den Werth der Wissenschaft?

Aesculapius curirte einen gewissen Lucius an der Pleuresie damit, daß er ihm die Asche vom Altare, mit

mit Wein vermischt, als einen Umschlag auslegen ließ. Wenn in diesem Mittel ein Grund der Cur gesucht werden soll, so möchte es der seyn, daß diese Lauge, nach Art unsrer Senfumschläge, als ein ziehendes Mittel gewirkt hat, welches durch den Zufluß, den es nach der Stelle leitet, worauf es liegt, die benachbarten verstopften Gefäße von der Menge der Säfte befreiet, womit sie bey der Entzündung überhäuft sind. Die Blasenpflaster von spanischen Fliegen thun eben dasselbe, aber mit weit stärkerm Nachdrucke; und dieses hat die Aerzte bewogen, sie in dieser Krankheit zu Hülfe zu nehmen. Die Alten bedienten sich sonst auch zu gleichem Zwecke der blinden Schröpfköpfe und des heißen Eisens, womit sie die Haut auf der entzündeten Seite der Brust verwundeten. Weil aber die Blasenpflaster kräftiger, als das erste, und weniger grausam, als das letztre Mittel sind, so haben sie von den neuern Aerzten mit Recht den Vorzug erhalten. Ich finde, daß sie Riverrius wider die Brustentzündung gebraucht; er legte sie aber in den Nacken. Mead sagt, daß er sie vom Mayerne angenommen habe, und er verordnete sie auf die Stelle, wo der Strich ist. Freind, Bertley, le Ferre, die Herren Helvetius, Lurham, Pringle, und andre, sind eben derselben Methode gefolgt, und die parisischen Aerzte bedienen sich ihrer täglich mit dem besten Erfolge. Um sich eines so guten Mittels theilhaftig zu machen, muß man die Bedingungen seines Gebrauchs wissen; und diese will ich jetzt beschreiben.

Die Blasenpflaster reizen die Nerven, und vermehren folhergestalt die Lebensbewegungen, daher sie ordentlich den Puls heben, obgleich Herr Wyber zuweilen das Gegentheil beobachtet hat. (S. das 133ste St.) Sie dienen demnach eigentlich nicht bey der Entzündungsfieber, wo der Puls ohnedem schon heftig genug ist. Da sie aber die verstopften Gefäße vortreflich befreien, so kann man sie nicht wohl entbehren; und es kommt also nur darauf an, daß man zu ihrem Gebrauche eine Zeit wähle, wo die Wuth des Entzündungsfiebers gedämpft ist. Dies ist die Zeit nach dem ersten reich-

lichen Blutlassen, welches ordentlich den Puls, das Fieber und den Stich auf einige Zeit besänftigt. Nach dieser Vorschrift verordnet sie Pringle, nämlich gleich nach dem ersten Blutlassen, wie auch sonst in den Fällen, wo der Puls schwach, und das Blutlassen nicht mehr erlaubt ist. Die Furcht, welche einige Aerzte wider dieses Hülfsmittel hegen, mag sich vielleicht auf solche Fälle gründen, wo sie ohne die jetzt erwähnte Vorsicht gebraucht worden sind, und wo sie das Entzündungsfieber schädlich vermehrt haben.

So bald demnach, nach dem ersten Blutlassen, der Puls weich, und der Stich, nebst dem Fieber, gelinder geworden, legt man ein großes Pflaster von spanischen Fliegen in die Nachbarschaft des leidenden Theils an die Brust. Man kann ihm einen Umfang geben, welcher der flachen Hand mit den Fingern gleich kommt. Pringle rath, es zuerst an der Seite, wo der Stich ist, im Rücken anzulegen, damit man, wenn dieses nicht hinlänglich wäre, das folgende Pflaster unmittelbar auf die schmerzhafteste Stelle appliciren könne. Die Blasenpflaster sind auch selbst an den äußerlichen Gliedern, nämlich an den Armen und Beinen, nützlich, zumal in den Fällen, wo das Blutlassen nicht mehr Statt findet. Ihre Wirkung besteht darin, daß sie den Zufluß nach der verstopften Stelle ableiten, folglich die Verstopfung, den Stich, nebst der Entzündung, vermindern, und den Auswurf befördern. Man muß aber ihren Gebrauch besonders im Anfange mäßigen, und nur nach und nach mehrere anbringen. Auf solche Weise kommen sie in dem Falle wohl zu statten, wenn sich bey schwachem Pulse der Auswurf mindert; denn das Blutlassen würde hier beyde Uebel vermehren. Es ist nöthig, daß diese Pflaster nahe bey der leidenden Stelle, ja unmittelbar an derselben applicirt werden, theils, um die verstopften Gefäße desto schneller und gewisser zu befreien, theils auch, weil sie an andern Stellen zu viel reizen möchten. Um dieses indessen zu verhüten, könnte man sich desjenigen Rathes bedienen, welchen der Verfasser der neuern Schrift: *Les Abus de la Saignée*, hierzu vorschlägt, nämlich die Blasenpflaster mit dem feinsten Staube des Kampfers zu be-

streuen

streuen, welches von so guter Wirkung ist, daß auf diese Weise die Pflaster von spanischen Fliegen ihre sonst so gewöhnliche und beschwerliche Wirkung in die Urinwege verlieren; und ausserdem ist bey dieser Krankheit der äußerliche Gebrauch des Kampfers an sich heilsam, und wird von vielen Aerzten verordnet.

Wenn nun solchergestalt nach dem ersten Blutlassen und bey dem Gebrauche des ersten Blasenpflasters die Brust erleichtert, der Stich verschwunden oder gemindert, und ein gehöriger Auswurf erschienen ist, so verfährt man mit dem Kranken bloß nach den Gesetzen der innerlichen Cur, welche auf die Beförderung und Erleichterung dieses Auswurfs zielt, und welche gleich nach dem ersten Blutlassen angefangen werden muß, wie ich unten bey der Beschreibung derselben sagen werde. Ich habe aber schon neulich erinnert, daß diese ersten Unternehmungen des Arztes gar selten einen dauerhaften Frieden stiften. Wenn nun nach Verlaufe einiger Stunden der Puls wieder hart und das Fieber heftig wird; wenn der Stich sich erneuert, oder wenn auch gleich das erste Blasenpflaster den Stich vertrieben hätte, gleichwol aber das Fieber sich neu entzündet; so ist das Blutlassen noch nöthig, und da muß man das Heil des Kranken nicht darin suchen, ihm noch mehr Blasenpflaster anzulegen. Vielmehr muß die ganze Cur erneuert, nämlich zum zweytenmale ein reichliches Blutlassen verordnet, und dann erst, wenn dieses den Puls wieder besänftigt hat, und der Stich, oder der stockende, unzulängliche Auswurf es erfordert, ein zweytes Blasenpflaster unmittelbar an die leidende Stelle gelegt werden. Eben so würde man zum drittemale und ferner verfahren müssen, so lange sich Umstände ereignen, welche das Blutlassen und die Blasenpflaster erfordern, oder auch nur erlauben. Trüge es sich hingegen zu, daß nach dem ersten Blutlassen und Blasenpflaster, oder in der Folge, die Entzündung sich, obgleich nicht bloß durch den Auswurf, dennoch auf andern Wegen, hauptsächlich durch einen häufigen Schweiß mit einmalem zertheilte, und des ganzen Uebels ein Ende machte; so würde nach dem Blasenpflaster kein Blutlassen mehr nöthig

seyn. Oft aber verliert sich zwar der Stich unter dem Blasensempflaster; kommt aber bald an einer andern Stelle, ja wol an der entgegenstehenden Seite, bey der Erneuerung des Fiebers, wieder. In solchem Falle wird zwar dieselbe Cur wiederholt, aber sowol das Blutlassen, als auch die Auslegung des Pflasters muß auf der Seite geschehn, wohin sich der neue Stich gewendet hat.

Dieses sind nun die beyden vornehmsten äußerlichen Hülfsmittel, welche in der ersten Zeit der Krankheit, nach Beschaffenheit der Umstände, wechselsweise gebraucht werden. Man hat nicht zu hoffen, daß sich dieser Wechsel der Umstände vor dem vierten oder fünften Tage dergestalt entscheide, daß es zu einer fortdauernden Befruchtung des Kranken käme. So wie nun alles, was ich bisher zur Cur vorgeschlagen, auf diesen zweydeutigen Termin der Krankheit, und zwar auf ihn allein paßt, so will ich nun auch die für ihn zu verordnende Cur mit eigentlichen Arzneymitteln beschreiben.

Gleich nach dem ersten Blutlassen, da das Fieber gemindert ist, versucht man es, den Auswurf zu befördern, welches der gewöhnliche Weg ist, durch welchen sich die Stockung in der Lunge zertheilt. Ist kommt es demnach auf Arzneyen an, die bey dem neulich vorgeschlagenen ordentlichen Getränke des Kranken, zur Beförderung und Erleichterung des Auswurfs gebraucht werden können, ohne doch der Natur die übrigen Wege zu versperren, worauf sie die Stockungen zu weilen zertheilt, z. E. die Schweißlöcher, die Urinwege u. Herr Tissot schlägt dazu den Essigmeth von Meerzwiebeln, in fünfmal so viel starkem Fliederblumenthee verdünnt, alle zwei Stunden, zu einer Tasse voll zu trinken, vor, und dieses Mittel ist hier auserlesen, und hat den Vortheil, welchen, wie ich jüngst gemeldet, der Herr von Saen, und viele große Aerzte erkannt haben, daß es zugleich den Schweiß und andre Ausflüsse befördert, folglich der Natur alle Wege zu ihrem Siege bahnt. Die Zeit, da zu den natürlichen Ausflüssen der Antrieb gegeben werden darf, ist die, wenn das Blutlassen und die Blasenpflaster Ruhe verschafft haben. Wollte man hier, wie einige thun, bloß

schweiß

schweißtreibende, obgleich kühle Mittel, verordnen, denn hitzige sind schlechterdings zu vermeiden; so würde man sie doch gleich wieder zurück setzen müssen, so bald sich der Auswurf anfinge. Wollte man bloß erweichende lösende Mittel zum Auswurfe geben, so würde man vielleicht die Natur hindern, wenn sie vielmehr durch Schweiß, oder Urin, die Stockung entscheiden wollte. Verbindet man aber, wie Pringle weißlich rath, die nicht hitzigen schweißtreibenden Arzneyen mit denen, die den Auswurf und Urin befördern, so kann man ihren Gebrauch mit größter Sicherheit fortsetzen; und so ist die obige Zusammensetzung des Herrn Tissot. Die Pringlische besteht aus Honig, arabischem Gummi und Del, oder aus einem Brusttrank, so lange der Auswurf währt, so bald er aber zurück bleibt, wird dafür der Meerzwiebeleßigmeth, oder eine Auflösung des Gummi Ammoniacum genommen. Man kann hierbey die flüchtigen Salze, den Theriac mit Essigmolken und minderes rischen Spiritum, die Pringle ehemals gebrauchte, und auch das vom Wedel und Ettmüller, so Gott will! als ganz was Rares gerühmte Antimonium diaphoreticum völlig entbehren, und erstere zwar um desto mehr, je unglücklicher ihre Wirkung auszufallen pflegt, so oft sie unrecht angebracht werden. Selbst die vom Junker angepriesene Cascarillensrinde, der er das Lob beylegt, daß sie lindere, beruhige und zertheile, und deren eigentliche Wirkung schweißtreibend ist, kann im ersten Termine der Brustentzündungen nicht eher nützlich seyn, als bis sich die Kennzeichen der durch den Schweiß sich zertheilenden Stockung, nach gemäßigtem Fieber, deutlich offenbaren.

Ich finde, daß Selix Plater, Riverius, und andre gute Practici, schon den Essigmeth, und besonders den von Meerzwiebeln, zum öftern verordnet haben. Andre nehmen andre Brustfäfte, von Weiden, Huflattig, süßem Holze, Psor, wie auch erweichenden Kräuterthee und süße Oele, welche leßtre sich vielleicht in den Fällen am besten schicken, wo sich der Auswurf verdickt und mit Erstickungen drohet. Nead verordnete hierzu das frisch ausgepreßte Leinöl, Plater das

süße Mandelöl, andre beydes. Jedoch wird das Del am meisten in solchen Fällen gerühmt, wo die äufferste Gefahr der Erstickung gewesen, und ich werde seiner nochmals gedenken, wenn ich von dieser Gefahr handle.

Beym Gebrauche des Esquigneths von Meerzwiebeln mit Fliederthee muß das beständige Zwischengetränk des Kranken die jüngsthin beschriebene Gerstenpistiane mit Salpeter und Honig seyn. Der Honig ist als ein Freund der Brust bekannt, und Boerhaave versicherte einstimal dem Herrn Triller, daß Caffee, anstatt des Zuckers mit Honig versüßt, ein schönes Mittel wider die Pleuresie wäre. Der Salpeter kommt hier besonders, sowol dem Fieber, als dem Auswurfe, zu statten, indem er das Blut kühlt, und den Husten ein wenig reizt. In der ersten Absicht pries ihn Mead, und Junker bezeugte, daß man ihn in den vier ersten Tagen ganz unerschrocken verordnen dürfe. Pringle empfahl ihn, nebst den Mittelsalzen und Schaalen von Seeethieren, zur Beförderung des Schweisses, und es erhellet aus diesem allem, daß die gedachte Pistiane der Kranken eine wahre Arznei für sie sey, die mit der andern gemeinschaftlich alles thut, was man in diesem unentschiedenen Zustande der Krankheit vermünftiger Weise thun kann.

Man hat in den neuesten Zeiten angefangen, die Fieberrinde selbst in Entzündungsfiebern, gleich nach dem Ueberlassen, und Blasenpflastern, und beym Gebrauche der Clystiere, mit vielem Nutzen und ohne einigen Nachtheil zu verordnen. Besonders haben die Herren Medicus, Seuermann, Johannes, und andre, ihre Versuche gepriesen. Sie läßt sich vollkommen mit den Brustarzneien verbinden; und ein Arzt, der sowol ihre Kräfte, als die wahre Natur und den Zustand der Brustentzündung kennt und klug unterscheidet, kann sie mit Zuverlässigkeit verordnen.

Man wird unglücklich seyn, wenn man sich vom Schmerze verleiten läßt, diese Methode durch Opiate zu verbessern. So lange der Puls hart, die Brust beklommen, das Fieber lebhaft, und dadurch der Schlaf unruhig gemacht, oder ganz vertrieben ist, würden sie ein wahres Gift seyn, und gleich-

wol

wol sind dies eben die Zufälle, um welcher willen man sie verordnen möchte. Hingegen giebt es Fälle, wo nach dem Fieber der Schlaf vom scharfen Husten gehindert wird, und da mag ein kluger Arzt nach Gutdünken die Opiate mit Brustarzneien versehen; aber dies ist keine Regel für meine Leser. Riverius hatte schon angemerkt, daß diese Arzneien den Auswurf zurück halten und die Brust beängstigen, weshalb er sie nur in besondern Fällen und kleinen Dosen erlaubte.

Es lassen sich in diesem Termine der Krankheit noch einige äußerliche Hülfsmittel anbringen, die nicht zu verachten sind. Das Uebel ist groß und dringend, und die Hülfe muß der Gefahr proportionirt seyn. Auch kleine Beyhülfe thut zuweilen viel zur Entscheidung eines gefährlichen Zustandes, und darum wollen wir sie unsrer Aufmerksamkeit würdigen. Hauptsächlich sind sie in der wahren Pleuresie nützlich, und hierin unterscheidet sich die Cur der Pleuresie von der Cur der tiefern Lungenentzündung. Denn da in der Pleuresie der Umfang der Lunge, welcher dicht unter den allgemeinen Bedeckungen der Brust liegt, entzündet ist, so können Arzneytheildien, die durch die zurückführenden Schweißgelder die verstopften Gefäße befreien sollen, allhier wahrscheinlicher nützen, als wenn die Entzündung tief in der Substanz der Lunge ist. Man bedient sich aber hierzu erweichender Arzneien, wovon Herr Tissot diese vorschlägt: Man kocht Malvenblumen, taucht flanelle Tücher hinein, und legt dieselben leidlich warm auf die Brust. Oder man füllt Beutel mit Pappeln, Flieder, Chamillen, Klapperrosenblumen, u. d. gl. in Wasser oder Milch gekocht, und legt sie auf, oder kocht sie zu einem dicken Kräuterbrehe. (cataplasma.) Man kann auch Rindsblasen mit erweichenden Decocten, oder mit warmer Milch und Wasser halb anfüllen, und solche warm an Hals und Brust legen. Ingleichen lassen sich aus Brodtkrumen und Milch, oder aus zerkochter Gerste oder Reis, brauchbare Breiumschläge kochen. Herr v. Swieten löset in Milch, Wasser, oder erweichenden Decocten, Seife auf, und legt sie als einen Breiumschlag auf. Diese Mittel können die ganze Brust oder Seite bedecken. Auf die Stelle

des Sticks in der Pleuresie kann zuweilen Althäensalbe gestrichen und hernach Melilotenpflaster aufgelegt werden. **Raulin** bedient sich hierzu eines Salbleins aus vier Loth Hypericumöl mit zween Scrupeln Kampher gemacht. **Junker** ließ Kampherspiritus auf zusammengeschlagene Leinwand gießen, und sie auf die Stelle des Sticks legen, wogegen er den äußerlichen Gebrauch öligter und fettiger Sachen widerrieth. Unter allen diesen Mitteln kann man wählen, und man wird bey denen bleiben, wovon der Kranke die beste Erleichterung spürt.

Wenn die Entzündung tiefer in der Substanz der Lunge ist, so wirken die äußerlichen Sachen zu wenig; hingegen lassen sich alsdann, wenn es dringende Umstände erfordern, solche Hülfsmittel gebrauchen, welche man als Dünste in die Lunge hinein ziehn kann. Der Herr von **Saller** hat einer Erstickung vom Schleime bey einer Brustentzündung auf diese Weise glücklich vorgebeugt, indem er den Kranken Essigdampf in die Lunge ziehn lassen. Man kann im Anfang nur kochendes Wasser, mit ein wenig Essig vermischt, nehmen, und den Kranken unter einem über den Kopf hängenden Tuche den warmen Dunst desselben einziehen lassen, oder ihm einen hineingetauchten Schwamm vor Mund und Nase halten, daß er dadurch respirire. Ist diese Vermischung bey dringender Gefahr unzulänglich, so läßt man das Wasser hinweg, und nimmt den Essig allein. Diese Mittel finden in solchen Fällen Statt, wenn die Brust äußerst beklommen, und der Husten trocken ist. Herr **Tissot** versichert, und ich kann es aus etlichen östern Beobachtungen bestätigen, daß diese Dünste oft Kranke gerettet haben, die schon am Rande des Grabes zu stehen geschienen; man muß aber den Gebrauch einige Stunden hinter einander fortsetzen.

Wenn, aller dieser Hülfsmittel ungeachtet, das Fieber dennoch heftig zusetzt, so muß man, ausser den bisher dawider verordneten Dingen, noch stündlich einen Löffel voll Beilchensirup, mit dem sechsten Theile Schwefelgeist vermischt, oder, statt des Beilchensaftes, sechsmal so viel Gerstenscheim, als Schwefelgeist, bis zur Mäßigung des Fiebers, einnehmen lassen,

lassen, ohne doch die übrigen Getränke um deswillen zu vermindern, oder gar hinweg zu lassen. Um den scharfen Geschmack zu mildern, kann man diese Arzney mit mehr Gerstenwasser verdünnen.

Wenn sich in den Tagen des Fiebers ein Durchlauf einfindet, der nicht critisch ist, so ist es nöthig, ihn mit Rhabarber und einer schweißtreibenden Arzney, wozu sich die Cascarillenrinde wohl schickt, zu bändigen, und wenn diese Mittel des Zweckes verfehlen, das Diascordium zu verordnen.

Auf diese Weise wird nun fortgefahren, so lange die Krankheit entweder zunimmt, oder doch in gleicher Stärke bleibt, welches gemeiniglich die ersten vier bis fünf Tage so fortdauert. Hier endigt sich der erste Termin; denn binnen so viel Tagen muß sich entscheiden, ob die Stockung in der Brust zertheilt, oder ob sie durch Eiterung oder auf andre Weise geendigt werden werde. Der vierte Tag pflegt oft noch der heftigste zu seyn. Wenn aber hernach Zeichen der Besserung folgen; wenn die Ansätze des Fiebers, der Schmerzen, der Erstickungen, u. s. w. stets schwächer werden, der Husten sich mindert, der Auswurf weniger mit Blute gefärbt, das Athemholen und das Haupt leichter, die Zunge nicht mehr so trocken, der Urin nicht mehr so feurig, noch so sparsam, als zuvor, ist; so ist alle Hoffnung zur glücklichen Zertheilung vorhanden, und von dieser Zeit der Besserung an hört die vorige Methode der Cur auf, und der Kranke kann mit der Beobachtung der diätetischen Verhaltensregeln zukommen, die ich im 231sten Blatte beschrieben habe. Er wird sich besonders an seine Gerstentpistane halten, und täglich des Abends ein Clystier nehmen.

Die stockende Materie wird in diesem zweyten Termine der Krankheit entweder nach und nach vollends durch den Husten, oder durch einen häufigen Schweiß, welcher mit Vorsicht abzuwarten ist, oder durch den Urin abgeführt, welcher letzte in der Zeit vom siebenten bis eilften Tage einen weißröthlichen dicken Bodensatz macht, ja zuweilen gar wirklichen Eiter bey sich führt. Wenn dieser häufige Schweiß

oder die große Veränderung im Urine erfolgt, so ist die Zeit der Crise vorhanden, welche den Ausgang des Entzündungsfebers völlig entscheidet.

Kurz vor den Siegen sind öfters die Schlachten am heftigsten, und so geschieht es auch, daß zuweilen wenige Stunden vor den kritischen Ausflüssen große Unruhen vorhergehen, die fürchterlich aussehn. Die Bedrängung steigt aufs höchste; das Herz pocht; der Puls wird unordentlich; es erfolgen Erstickungen und convulsivische Bewegungen. In diesem sogenannten kritischen Zustande, da sich die stockende, eitrige Materie von der Lunge hinweg wendet, sich ins Blut mischt, mit ihm umläuft, und diese und jene Theile so lange aufs lebhafteste reizt, bis sie ihren Ausgang zu nehmen beginnt, da dann alle schreckliche Zufälle von selbst wieder verschwinden, und Ruhe und Schlaf zurück kehren; in diesem Zustande, sage ich, hat man sich mehr zu hüten, nichts schädliches zu unternehmen, als zu bemühen, etwas Gutes zu thun. Man bleibe unerschrocken bey den obangeführten Hülfsmitteln, lasse dem Kranken ein Clystier von Malven geben, und umwinde seinen ganzen Unterleib alle zwei Stunden mit einem in laues Wasser getauchtem Stücke Flanell, wobey er mehr als gewöhnlich trinken, und sonst wenig oder nichts genießen muß, bis dieser unruhige Zustand vorüber ist.

Dies sind die Verordnungen des Herrn Tissot bey dem kritischen Zustande, welchen ich noch eine Ermahnung von ihm beysügen will, die nicht oft genug wiederholt werden kann. „Bey diesen Umständen, sagt er, ist Klugheit vonnöthen. „Zuweilen ist es die große Schwachheit, zuweilen sinds Convulsionen, oder andre Zufälle, welche den Arzt erschrecken. „Wenn er hier, wie täglich geschieht, die Thorheit begeht, „für diese Zufälle besondere Arzneyen zu verordnen, z. E. spiritusöse Herzkärkungen, Theriack, Wibergeil, u. d. gl. so hindert er die Natur in ihren Operationen; die Crise bleibt aussehn, und die Materie, die ist entweder durch den Leib, oder durch den Urin, oder durch Schweiß ausgetrieben werden sollte, hält sich zurück, und legt sich entweder in

„einem

„einem inwendigen oder auswendigen Theile nieder. „Geschieht das erste, so erfolgt der Tod unmittelbar, oder es „sängt sich zum wenigsten eine neue viel schlimmere und unheilbarere Krankheit an, als die erste. Im letztern Falle „ist das Unglück so groß nicht; so bald man aber wahrnimmt; daß sich die Materie zu irgend einem sichtbaren Theile gewendet habe, muß man die Stelle mit erweichenden Breymuschlägen zur Reife zu bringen suchen, und sie, „so bald als möglich, eröffnen. „Ich will hier noch Junkers Warnung beysügen, die eben so nöthig ist, daß man die schlimmsten Folgen zu erwarten haben würde, wenn man im kritischen Zustande mit Blutlassen, oder mit Purganzen, Hülfe zu schaffen gedächte. In diesem Zustande wird die Krankheit am meisten von unbehutsamen Aerzten verwahrt, und dieses um desto mehr, je schrecklicher die Zufälle sind, und je leichter sie einen Mann in seiner Vernunft verwirren können, der den Zweck nicht erkennt, auf welchen sie zielen.

Wenn alles gehdrig von statten geht, und die Crise ihren Fortgang hat, so befindet sich der Kranke gemeinlich schon am vierzehnten Tage gut, und gelangt bey einer vorsichtigen Lebensordnung bald wieder zu seiner völligen Gesundheit. Wenn er alsdenn noch über Ekel und Schwere des Hauptes klagt, und Mund und Zunge noch unrein sind, kann man die Cur mit einer Purganz von Manna und ein wenig Bittersalze, in warmen Wasser aufgelöst, beschließen. Auch wenn der Appetit allzulebhaft, und der Kranke zu unbehutsam wäre, ihn zu mäßigen, kann, zum Beschlusse, dergleichen Arzney gegeben werden: nur muß dieses, wie schon Riverrius warnte, nicht eher, als am Ende der Krankheit geschehen. Wenn sich zuweilen die Krankheit durch einen gallichten kritischen Durchlauf entscheidet, der mit erträglichen Schmerzen verbunden ist, so muß derselbe auf keine Weise mit Opiaten gestopft, sondern vielmehr mit Rhabarber und andern schicklichen Arzneyen klüglich befördert werden.

Es sind noch zween wichtige Fälle zu betrachten übrig, die sich in dieser Krankheit zuweilen ereignen. Der eine ist der,

wenn

wenn sich, von mancherley Ursachen der Auswurf plötzlich stopft, ohne daß sich dagegen eine andre Ausföhrung einstellt. In solchen Umständen ereignen sich die fürchterlichen Erstickungen, welche eine unaussprechliche Angst machen, und das Leben des Kranken in die größte Gefahr setzen. Man muß die Ursachen vermeiden, die ein solches Unglück veranlassen können, und die vornehmsten derselben bestehen in schnellen Erkältungen, oder, daß der Kranke allzuhäufig schwitzt, oder, daß er zur unrechten Zeit eine Purganz nimmt, oder, daß ihn eine allzuheftige Leidenschaft überrascht. Wenn aber das Unglück geschehn ist, so muß der Arzt durch eine schnelle und nachdrückliche Hülfe der tödtenden Erstickung abhelfen.

Wenn sich ein solcher Zufall zu der Zeit ereignet, da die Krankheit noch nicht lange gewährt, der Kranke noch gute Kräfte hat, oder von starker Natur ist, wenn er noch nicht viel Blut gelassen hat, der Auswurf noch blutig und der Puls noch stark und hart ist, muß alsobald das Blutlassen wiederholt, und der mit heißem Wasser vermischte Esigdampf unaufhörlich gebraucht, dabey aber auch viel Gerstenpflanz mit etwas Salveter und Honig, wärmer als sonst, getrunken werden. Wenn aber die vorigen Bedingungen mangeln und das Blutlassen solchergestalt nicht mehr rathsam ist, so muß man sogleich an beyde Beine Blasenpflaster von spanischen Fliegen legen, und hernach unmittelbar mit Fliederblumen und Opothec, mit Honig vermisch, die Materie austreiben. Diese Methode, welche theils der Herr van Swieten, theils auch Herr Tissot vorschlägt, hat schon das Ansehn des Baglivi für sich, welcher sagt: „Wenn sich am andern, vierten, fünften, siebenten, oder an welchem Tage es ist, es sey vor oder nach dem Blutlassen, Erstickungen einfinden und der Auswurf nicht fort will, so muß man, nach dem Grundsatz des Hippocrates: In pulmonicis quicunque tumores sunt ad crura optimi sunt, &c. also bald zwey Blasenpflaster an die Beine legen, und hernach gleich Arzneyen verordnen, welche den Auswurf befördern, wodurch die Erstickungen, ja auch der Durchlauf, wenn er vorhanden seyn sollte, glücklich curirt werden.“ Einige

Arzte

Arzte haben in solchen verzweifelten Fällen durch Del den Auswurf des zähen Schleims befördert und den Schmerz vertrieben, und es ist ihnen damit zuweilen vortreflich gelungen. So verordnet Bachequius in der äußersten Noth vier Loth süßes Mandelöl mit drey Granen Laudanum, worauf der Schmerz sich bald legte und der Kranke genas. Peter Franz Phrygius versichert, er habe nach dem Blutlassen, selbst im heftigen Fieber, wenn der Schmerz allzuerschreckend gewesen, sechs Unzen Leinöl nehmen lassen, und davon nie einigen Nachtheil verspürt, wogegen es, wenn es noch zu rechter Zeit gegeben worden, ausnehmend geholfen: doch müsse die Quantität der Fähigkeit des Kranken gemäß eingerichtet werden. Er setzt hinzu, daß er es zum öftern Leuten, zu welchen er zu spät gerufen worden, und die in der Cur versäumt und dem Tode nahe gewesen, mit dem glücklichsten Erfolge verordnet habe. Mead bediente sich in dieser Krankheit ebenfalls des Leinöls zur Beförderung des Auswurfs; und Morton preiset es in der Lungenentzündung als ein ganz unvergleichliches Hülfsmittel. Nach der Herr von Saen versichert, daß damit zuweilen wunderbare Genesungen erhalten worden, wo alle andre innerliche und äußerliche Mittel vergeblich gewesen, daß aber täglich drey- bis fünf bis sechs Unzen Leinöl mit einem Grane Opium, oder mit dem Diascordium, gegeben werden, und in solchen verzweifelten Fällen zugleich große Blasenpflaster an die schmerzhafteste Stelle gelegt werden müssen: aber aller dieser Autoritäten ungeachtet muß man gestehn, daß sich diese Arzney, wenn sie nicht bloß wegen der Furcht im zähen Schleime zu ersticken, als ein schnell ablösendes Mittel gegeben wird, weder zum Fieber schicke, noch zur Verhütung der Eiterung dienlich sey, welche doch wohl verdient, daß man für sie einige Sorge trage. (*)

Eben diese Gefahr der Eiterung ist der zweyte Umstand, von welchem ich hier noch zu reden habe. Man weiß aus meinem 224sten Blatte, daß eine Stockung der Säfte, die nicht mehr zertheilt werden kann, entweder in die Vereiterung

(*) Man vergleiche das 239ste Blatt am Ende.

lung übergehe, oder sich in eine Verhärtung verwandle, oder faule, und den Brand nach sich ziehe. Alles dieses kann sich mit den Brustentzündungen, die nicht binnen wenigen Tagen zertheilt, und hernach durch den Auswurf, oder eine Crise, gänzlich curirt werden, zutragen. Wenn die Stockung in den Brand übergeht, so verrathen es die Deliria, die blauen Flecken auf der Brust, der galligte Auswurf, ein schneller und unvermutheter Nachlaß aller Schmerzen, und andre vom Boerhaave wohl beobachtete Umstände. Von diesem hoffungslosen Zustande werde ich hier eben so wenig reden, als von den Verhärtungen der stockenden Materie, die sich erst nach der Entscheidung des Brustentzündungsfiebers zu formiren pflegen, und als eine besondere Krankheit, die wenig Hilfe annimmt, betrachtet werden müssen. Die Vereiterung hingegen trägt sich noch in der Zeit des Fiebers selbst zu, und ohne sie zu erwähnen, würde die Lehre von den Brustentzündungen mangelhaft bleiben.

Wenn sich, vom Anfange der Entzündung an gerechnet, binnen vier Tagen die Stockung nicht auflöst, noch zertheilt, so daß sie weder durch Auswurf, noch andre Ausführungen fortzugehen beginnt, so erfolgt schon um den siebenten Tag die Eiterung. Wenn hingegen der Auswurf bald seinen Anfang nimmt, so kann es lange währen, ehe dieselbe zu fürchten ist. Man hat Ursache, sie zu vermuthen, wenn der Schmerz und das Fieber, nebst seinen Zufällen, über vier Tage hartnäckig anhalten; ja, wenn nach solcher Zeit oft Schauer wiederkommen, der Schmerz nachläßt, demnach aber ein Reichen zurück bleibt, und der Kranke nur auf der schlimmen Seite ohne Beschwerlichkeit liegen kann: so kann man nur glauben, daß sie schon wirklich geschehn sey. Wie diese Vereiterung der Lunge nachgehends zu pflegen sey, will ich sagen, wenn ich dereinst von der Schwindsucht handeln werde. Ist ist die Frage, was anzufangen sey, um im Fieber selbst die besorgliche Eiterung zu verhüten?

Wenn die Entzündung tief in der Lunge gewesen, so ist die Cur entweder eben dieselbe, wie beim Eitergeschwüre in der Lunge, wovon ich, wie gesagt, bey der Cur der Schwindsucht

reden

reden werde, oder sie ist auch, wiewol mit wenigerer Hoffnung, eben so anzustellen, wie wenn im Umfange der Lunge oder der Brust selbst die Entzündung zur Eiterung fortgeht.

Ballonius schlug vor, zwischen der fünften und sechsten Rippe eine Oeffnung zu machen, so wie man in der schlimmsten Bräune die Luftröhre öffnet: weil er wohl wußte, wie viel Nutzen der Kranke davon hat, wenn auch nur ein wenig Eiter abgeführt wird. Inzwischen ist diese Operation wol schwerlich jemals versucht worden, und es ist unnöthig, die Gründe anzuführen, warum sie für eben so kühn, als unsicher gehalten werden muß. Nichtsdestoweniger ist es gewiß, daß die Bemühungen des Arztes auf den Ausfluß des Eiters gerichtet seyn müssen. Nur die Art und Weise dieses zu bewerkstelligen, muß anders seyn. Riverius entdeckte einst eine gute Methode von ungefähr. Ein Knabe hatte schon viermal Blut gelassen, und viel Arzneyen gebraucht. Riverius hatte die gute Maxime, daß er, wo das Blutlassen nicht mehr für dienlich erachtet werden konnte, Schröpfköpfe auf die Schulterblätter und am Rücken setzen ließ, ja auch wirklich schröpfte, welches beydes schon die Maxime des Celsus war. Er schröpfte demnach den Knaben am fünften Tage, und zwar auf der Stelle des Stiches selbst, und ließ die Wunden tief schlagen. Er bemerkte in den nächsten Wunden am Stiche, daß ein dünner Eiter ausfloß, und daß zugleich Schmerzen und Fieber verschwanden. Dieses bewog ihn, den Abfluß mit aufgelegten Mangoltsblättern zu unterhalten, da dann der dünne Eiter noch zween Tage floß, worauf sich dicker Eiter zeigte, welches dem Kranken die völlige Genesung brachte. Zacutus Lusitanus curirte einen andern Kranken auf ähnliche Weise. Man hatte in den ersten vier Tagen nur äußerliche Umschläge und lösende Brustarzneyen gebraucht. Der Schmerz hörte am vierten Tage plötzlich auf; aber der Kranke delirirte, war schlaflos, ohnmächtig, völlig entkräftet und warf nichts mehr aus. Der Arzt schröpfte die Schulterblätter; und da dieses Erleichterung schaffte, so schröpfte er auch die Stelle der Entzündung selbst, und ließ rings umher sechs Bluthgel saugen, wodurch er in

siebenzehn

siebenzehn Tagen den Kranken wieder herstellte. Alle diese Maximen sind nicht bloß für den Fall einer wirklichen Vereiterung, sondern auch sonst in dieser Krankheit brauchbar, wo man nicht mehr Blut lassen will, oder kann. So hat **Lanciscus** das Schröpfen an der leidenden Stelle schon für gut erkannt. Besonders halte ich den Gebrauch der Blutegel an der Brust für nützlich, und habe damit ein paar glückliche Versuche gemacht. Ist will ich nur den Rath des **Heren van Swieten** und **Lissot** noch anführen, welcher darinn besteht, daß man bey dem Verdachte einer angehenden Eiterung sogleich ein klebendes Pflaster auf die Stelle des Stiches lege, um sie zu bezeichnen, und dann, wann die Eiterung geschehen ist, ein gelindes ägendes Mittel dahin applicire, und die Eiterung unterhalte, da dann der inwendige Eiter alle dahin zieht, und seinen Ausgang findet. **Mead**, der eben dieser Maxime folgte, will, daß man das Geschwür Zeit Lebens offen erhalten soll, weil Leute, die es haben zu gehn lassen, davon gestorben seyn sollen.

Es ist fast überflüssig, zum Beschlusse noch zu sagen, daß, wenn nach der Entzündung die Kennzeichen des faulenden Fiebers bemerkt werden, man die Cur, dieser neuen Krankheit gemäß verändern müsse. Hier dienen anfänglich kühlende Abschwächungen und Getränke, mit Salpeter. Wenn das faulende Fieber bössartig ist, so müssen die schicklichsten Brustarzneien mit Fiebereinde und Campher verbunden werden, wovon den Campher schon **Vagliv** in der grassirenden bössartigen Pleuresie angepriesen. Bey großer Schwachheit, besonders nach vielem Blutlassen, dient Hirschhornsalz mit Oele oder Baltrath verfest, sowol den Puls zu heben, als auch den Auswurf zu befördern. Wenn im Zustande der Schwachheit Deliria hinzukommen, so bedient man sich lieber der Umschläge von Sauerteig, Senf, Salz und Essig, als der Blasenpflaster, an den Fußsohlen. Jedoch, ich muß das, was hier fremd ist, übergehen, und die Leser zur Curart der faulenden bössartigen Fieber verweisen. (im 10ten Theile.)

Zwey hundert drey und dreyßigstes Stück.

Uz.

Ich fühle, daß in mir ein göttlich Etwas lodert,
Das lebt.

Meine Leser wissen aus meinem 101 und 102 Blatte, daß die Nerven der thierischen Körper eine ihnen vor allen übrigen Theilen allein eigne wunderbare Kraft besitzen, die ich die **Sinnlichkeit** genennt habe. Sie besteht darinn, daß ein in sie gemachter Eindruck eine Vorstellung in der Seele erzeugen kann, die eine Empfindung genennt wird, wenn nur eine ungehinderte Gemeinschaft des Gehirns mit den Nerven Statt findet; daß dieser Eindruck den Muskeln, in die sie sich verbreiten, die lebhaftesten Bewegungen giebt, ohne doch selbst von demselben Eindrucke die allermindeste bemerkbare Bewegung zu leiden; daß die Nerven diese Kraft, die Muskeln zu regen, durch eben diesen Eindruck, der im Gehirne, wenn die Gemeinschaft ungehindert ist, Vorstellungen hervorbringt, äußern; daß dieser Eindruck gleichwol seine Wirkung auf die Muskeln thut, obgleich die Gemeinschaft der Nerven mit dem Gehirne unterbrochen ist, und die Seele keine Vorstellungen von ihm empfängt; daß folglich der in die Nerven gemachte Eindruck, unabhängig vom Gehirne und von der Vorstellungskraft der Seele, eine bewegende Kraft im thierischen Mechanismo bleibe; daß die Empfindung und jeder Gedanke der Seele, durch geheime Eindrücke ins Gehirn die Nerven zum Werkzeuge gebrauche, um die Muskeln nach dem Belieben der Seele zu bewegen, so lange die Gemeinschaft des Gehirns mit den Muskeln, vermittelst der Nerven besteht; daß wenn

auch gleich diese Gemeinschaft mit dem Gehirne und der Seele aufhört, dennoch die Eindrücke in die Nerven, welche nach Art der Vorstellungen von oben, von den Nervenstämmen herab nach den Zweigen hin angebracht werden, eben dieselbe bewegende Kraft, wie die Gedanken, über die Muskeln behalten, so lange das thierische Leben noch fortwähret; und daß also selbst die sonst den Vorstellungen, Trieben, Leidenschaften und dem Willkühr der Seele zu Gebote stehenden Bewegungen der Muskeln, durch andre Eindrücke in die Nervenstämme von oben herab nach den Zweigen, ohne Zuthun der Seele und des Gehirns, durch diese eigenthümliche Kraft der Nerven ebenfalls bewerkstelligt werden können. Aerzte müssen es seyn, die dieses System beurtheilen, die sich nicht bey dem Namen, den man dieser Kraft der Nerven in der medicinischen Schule von je her gegeben, nicht bey der unfruchtbaren Speculation, mit welcher philosophischen Erklärungsart von der Gemeinschaft der Seele und des Körpers sich diese Sätze vertragen, sondern bey den Lehren selbst aufhalten, die, wenn sie insgesammt gegründet sind, die wichtigsten Folgen in der Arzneykunst haben, eine Menge falscher und schädlicher Vorurtheile widerlegen und viele Dunkelheiten aufklären und Verwirrungen auflösen, die selbst der Aufnahme der practischen Arzneykunst bisher hinderlich gewesen sind. Wer diese Lehre aus einem andern, als diesem Gesichtspunkte betrachtet, weil er den ighen Zustand der medicinischen Erkenntniß nicht wissen kann, der wird sie nothwendig unerheblich, trocken, speculativisch und unnütz finden. Da ich aber überzeugt bin, daß sie den Aerzten dies nicht seyn könne, wofern nur nicht alles daran falsch ist, welches ich mir doch verbitten muß, so nehme ich mir zuweilen die Freiheit, ihre Anwendung auf unsre Lehrsätze in diesen Blättern zu zeigen, und heute werde ich besonders einen von den obigen Sätzen, an dessen Unstreitigkeit mir viel gelegen ist, zum öffentlichen Vergnügen nachdenkender Aerzte erläutern.

Ich habe im 101 und 102 Stücke bewiesen, daß die Nerven ihre bewegende Kraft der Muskeln, auch ohne Zusammenhang mit dem Gehirne, bey enthauptierten Thieren

behalten können, so lange das thierische Leben noch einigermaßen fortdauert, und daß es also nicht eigentlich durch die ins Gehirn wirkende und der Seele Empfindung machende Kraft der Nerven, sondern durch das in ihnen selbst wohnende Gefühl, es mag mit Empfindungen der Seele verbunden seyn, oder nicht, bewerkstelligt werde, daß sie die Muskeln bewegen. Ich äußerte dabey die Meinung, daß selbst im gesunden Zustande der Thiere manche Nerven von manchen Eindrücken so gereizt werden könnten, daß sie der Seele keine Empfindung beybrächten, und gleichwol durch die in sie geschahnen Eindrücke die Muskeln bewegten. Diese Wahrheit ist es, die ich ist, um vieler Folgen willen, insbesondere erläutern will.

Es hat seit langer Zeit einen ziemlich verworrenen Streit unter den Aerzten über die Empfindungs- und Bewegungs- nerven gegeben. Wenn man diesen Streit so betrachtet, ob es Nerven gebe, die empfinden, aber sich in keine Muskeln vertheilen, die sie bewegten, so ist es entschieden, daß es Nerven gebe, die blos empfinden. Allein, wenn man fragt, ob es andre Nerven gebe, die Gefühl haben, und andre, welche die Muskeln bewegen, so ist die Entscheidung schwieriger. Die Nerven sind die einzigen Theile thierischer Körper, die Gefühl, oder, wenn man es lieber hört, die die oherzählten Eigenschaften der Sinnlichkeit haben. Haben aber darum alle Nerven Gefühl? Mit aller möglichen physikalischen Gewißheit kann man auch dieses bejahen. Jeder Nerve, er bewege nun gewisse Muskeln, oder nicht, giebt, wenn er berührt wird, alle Erscheinungen, die wesentlich zur Sinnlichkeit gehören, und unterscheidet sich dadurch von Muskeln, Sehnen, Häuten, Adern, u. s. w. Wenn aber dem also ist, wie kann es möglich seyn, daß ein Eindruck in manche Nerven, in ihren Muskeln Bewegungen hervorbringt, da doch dieser Eindruck in sie, keine Empfindung in der Seele macht? Hierzu glaubte man eine besondere Art Nerven annehmen zu müssen, die nur Bewegungen, aber keine Empfindungen der Seele hervor brächten. Ich sage aber, daß auch diese Nerven, wie alle, die Muskeln

durch den empfangenen sinnlichen Eindruck bewegen, daß sie aber zuweilen, selbst im Zustande der Gesundheit, durch gewisse natürliche Hindernisse außer Stand gesetzt sind, alle Eindrücke, die sie empfangen, bis zum Gehirn zu bringen, und darin diejenige Veränderung zu machen, die erfordert wird, wenn die Seele ihren sinnlichen Eindruck empfinden soll. Vielleicht haben die Nervenknotten diese Bestimmung, gewisse sinnliche Eindrücke in die Nerven unter ihnen, in sich zu endigen, daß sie nicht bis ins Gehirn fortwirken können, und so wäre die ganze Schwierigkeit gehoben. Vielleicht gehört eine gewisse Stärke des Eindrucks dazu, ihn bis zur Seele zu bringen, und wenn dieser Grad mangelt, so bleibt die Empfindung der Seele von diesen Eindrücken außen, und der Nerve verrichtet gleichwol durch sein Gefühl die Bewegung in seinen Muskeln. Daher ist es möglich, daß ein Nerve nur von gewissen Eindrücken keine Empfindungen zur Seele schickt, da sie hingegen andre von ihm lebhaft empfindet. Die Natur hat in vielen Fällen die Seele zu schonen gesucht, daß sie nicht durch zu viel und zu lebhaft empfundene zur Märtyrerin würde. Sie hat unsre Nervenenden mit Schleime und Häuten bedeckt, damit die Eindrücke in sie nicht zu lebhaft und beschwerlich würden. Gewiß hat sie auch den Theilen, die durch Sinnlichkeit unaufhörlich bewegt und gereizt werden müssen, solche Nerven gegeben, die dieses durch ihr Gefühl bewerkstelligen können, ohne die Seele damit unaufhörlich zu beunruhigen, und gleichsam überwachen zu machen. Ich will dieses letzte darthun, lasse aber die Erklärungsart, wie solches Kunststück an manchen Nerven bewerkstelligt wird, unter den Muthmassungen für solche Leser zurück, die besser rathen können, als ich kurz vorher gethan habe.

Den ersten Beweis will ich vom Herzen nehmen. Dieser Brunn des Lebens ist in einer immerwährenden Wirkung. Die stete Bewegung des Herzens muß unvermeidlich seinen Nerven durch die Berührung sinnliche Eindrücke geben. Gleichwol weiß unsre Seele von diesen Eindrücken nichts; und es kommen in sie keine Empfindungen von dem, was sie

unauf-

unaufhörlich reizt. Wie unwidersprechlich ist es also nicht, daß manche Eindrücke in Nerven nicht bis zum Gehirn fortgehen, obgleich die Gemeinschaft ununterbrochen ist?

Unnützlich ist etwas zu schließen, welches die Wichtigkeit dieses Lehrsatzes darthun kann; so will ich nachdenkenden Aerzten, die bloß Wahrheit lieben, ohne auf Autoritäten zu glauben, die Frage hier vorlegen, ob sie sich wol aus dem Grunde, weil wir keinen Reiz des Herzens in der Seele empfinden, überzeugen lassen können, daß die bewegende Kraft des Herzens nicht in seiner Sinnlichkeit, sondern im Reize seiner Muskeln gesucht werden müsse? Die Nerven des Herzens werden unaufhörlich bewegt, und die Seele empfindet es nicht. Der Reiz, welcher sie in Wirkung setzt, wenn sie das Herz bewegen sollen, braucht also eben so wenig empfunden zu werden. Er thut darum doch seine Wirkung in den Muskeln des Herzens: Denn ein ausgeschchnittenes Herz erneuert seine Bewegung wieder, wenn nur sein Nerve gereizt wird. Die Nerven des Herzens werden vom aus- und eingehenden Blute, oder wovon es sonst seyn mag, gereizt, das Herz zu bewegen, und weil dieser Reiz der Sinnlichkeit immerwährend ist, so ist es auch die Wirkung. Ich erkenne die Lehre vom Reize der Muskeln, und vielleicht verehrt Niemand ihren großen Urheber aufrichtiger, unpartheyischer, und, bloß durch kalte Ueberzeugung, eifriger, als ich. Allein ich glaube, aus obigen Gründen überzeugt zu seyn, daß man mit Unrecht die Sinnlichkeit der Nerven ausschließen, und dagegen die Reizbarkeit der Muskeln zur einzigen bewegenden Kraft des Herzens machen würde. Man bringt diese, sonst wahre und gründlich erwiesene Lehre von der Reizbarkeit, vielleicht in den meisten Fällen, falsch an, wo man aus ihr allein die Erscheinungen solcher Theile herleiten will, die zugleich Nerven und Sinnlichkeit haben. Gewiß verwechselt man den Reiz sehr oft mit dieser Art von sinnlichen Eindrücken, die nicht bis zum Gehirn gehn, und keine Empfindungen in der Seele machen. Sollten alle diese Bewegungen bloß von der Reizbarkeit herkommen, woben wir die Eindrücke nicht in der Seele fühlen, so müßten ja

in enthaupteten Thieren alle Krämpfe der Muskeln, die von der Berührung der Nerven entspringen, auch von der Reizbarkeit, und nicht von der Sinnlichkeit herrühren; allein die Nerven haben keine Reizbarkeit, sondern sie wohnt nur in den Muskeln; und der Herr von Haller hat sie selbst in der Stelle, die ich im 101 Bl. von ihm angeführt habe, aufs sorgfältigste unterschieden. Doch wieder zur Sache.

Der Magen und die Gedärme geben einen neuen Beweis von Gefühlen, die, im Zustande der Gesundheit selbst, doch nicht bis zum Gehirne gehn und in der Seele nicht empfunden werden. Ich setze zum Voraus, was der Herr v. Haller selbst bewiesen hat, daß unter allen innerlichen Theilen der Magen und die Gedärme die größte Sinnlichkeit, oder wie man sagt, Empfindlichkeit haben. Man betrachte nun, daß eine Speise, die uns im Munde den lebhaftesten Geschmack giebt, so bald sie zum Schlunde gelangt, gar kein Gefühl, dessen wir uns bewußt wären, weiter hervor bringe. So bald wir bitteres, süßes, saures, verschlingen und verschlungen haben, so ist es eins wie das andre verschwunden, und unsre Seele empfindet davon nicht mehr das allergeringste. Hat wol der Schlund und Magen keine Nerven? keine Sinnlichkeit? Dies hat, wie gesagt, der Herr v. Haller schon beantwortet. Verlieren also wol die Salze der Speisen ihre Eigenschaft, die Nerven zu reizen, so bald sie gekaut sind? Nichts weniger. Man genieße eine grobe Säure und ranziges Fett. So bald es verschlungen ist, empfindet die Seele nichts mehr von beyden. Allein bald darauf entstehen Krämpfe im Magen, wovon man Drücken, Angst und Ueblichkeit empfindet. Unter diesen Zufällen hat man Ausstoßen, und man bringt eine Materie, wie Scheidewasser herauf, die, wenn sie aus dem Schlunde in den Hals kommt, die Haut zerfrisst, und uns fast erstickt. Diese Schärfe war im Magen; sie wirkte in seine Nerven; die Nerven verursachten von diesem Eindrucke den Magenkrampf; aber nimmermehr könnten wir errathen, daß diese fressende Schärfe im Magen wäre, wenn wir sie nicht herauf in den Mund brächten. Die Seele empfindet ihren Eindruck in die Nerven des Magens nicht, ob sie

sie gleich den in die Nerven des Mundes empfindet. Da nun aber doch dieser Eindruck in die Nerven des Magens wahrhaftig ist, und den Magenkrampf verursacht; so müssen in diesem Falle die Nerven des Magens ihre Eindrücke nicht bis zum Gehirn bringen, und haben also Gefühle, ohne Empfindungen in der Seele. Bey Epileptischen wird der Magen kurz vor dem Anfälle gemeinlich heftig ausgespannt, und davon erfolgen die gräßlichen Zuckungen im ganzen Körper. Der Kranke empfindet in der Seele nichts von diesen Eindrücken in die Nerven seines Magens. Bloß der Krampf des Magens macht ihn beängstigt. So bald man den Blähungen Luft macht, so hört die Dehnung der Nerven des Magens auf; die Krämpfe und Zuckungen verschwinden, und die Seele hat nichts davon empfunden. Wie oft hat man nicht Gelegenheit bey den Krankheiten der Verdauungswege diese Beobachtung zu machen. Wie werden nicht die Gedärme in der Ruhr zerbeizt. Gleichwol empfinden die Kranken nur unmittelbar vor jedem Stuhlgange ein Schneiden in den Gedärmen, das gewiß bloß von den krampfhaften Windungen derselben herrührt; aber das Ragen der galligten Schärfe, die die Gedärme zerbeizt, empfindet die Seele wenig oder gar nicht. Ist es nicht unwidersprechlich, daß man die Eindrücke in gewisse Nerven, ob sie gleich in den muskulösen Theilen durch heftige Krämpfe ihr Gefühl deutlich genug beweisen, doch keine Empfindung davon in die Seele senden? Es ist wahr, die Gedärme sind reizbar; aber sind sie wol darum weniger empfindlich? Werden ihre Nerven nicht nothwendig von den scharfen Materien, die in ihnen sind, gereizt, und müssen diese Reizungen nicht nothwendig Krämpfe in ihnen erregen? Beweiset wol das, daß wir den Reiz ihrer Nerven in der Seele nicht fühlen, daß die Krämpfe nicht von ihrem Gefühle, sondern vom Reize entstehen müssen? Entstehn nicht diese Krämpfe auch in ausgeschnittnen Gedärmen, wenn man ihre Nerven reizt, und kann wol die Seele davon Empfindungen haben?

Ich könnte noch viel mehr beweisende Beispiele anführen, daß in unsern inwendigen Theilen im natürlichen Zu-

stande selbst unsre Nerven auf die lebhafteste Weise gereizt werden, daß dieser Reiz keine Empfindung in der Seele macht, und daß gleichwol davon eben dieselben Bewegungen in den Muskeln, in die sie sich verbreiten, erfolgen, als ob es Gefühle wären, die die Seele empfunden hätte. Niemand kann die Möglichkeit hiervon in Zweifel ziehen, wenn die Rede nur von denjenigen Bewegungen der Muskeln ist, die der gereizte Nerve durchs bloße Gefühl auch nach der Trennung vom Haupte, hervorbringt: und wozu sollte hiedey der Fortgang des Eindrucks bis zum Gehirne auch wol dienen? Allein wenn von solchen Bewegungen die Rede ist, die ein Nerve nicht unmittelbar durch das ihm eigne Gefühl, sondern dadurch hervorbringt, daß sein Eindruck eine Empfindung in der Seele verursacht, welche Vorstellung hernach ins Gehirn zurück wirkt, und durch die Nerven eine Bewegung der Glieder macht, die eine Seelenwirkung ist, so möchte man zweifeln, ob eine solche Seelenwirkung jemals durch den bloßen Eindruck in den Nerven eben so erfolgen könnte, es möchte nun der Eindruck eine Empfindung in der Seele machen, oder nicht. Allein, ich habe im 102 Bl. erwiesen, daß zu den Bewegungen, die wir Seelenwirkungen nennen, zwar ein Eindruck, der sich vom Gehirne, oder von den Stämmen der Nerven auf die Zweige, (das ist, mit dem Fortgange des Eindrucks bey'm Gefühle, von den Spitzen der Nerven nach dem Gehirne zu, verglichen, rückwärts) fortpflanzt, erfordert werde, und daß den die Vorstellungen, mithin auch die Empfindungen der Seele machen; daß aber derselbe Eindruck von oben her nicht durchaus von Vorstellungen gemacht werden müsse, sondern irgend ein anderer eben dieselben Bewegungen, die Seelenwirkungen heißen, hervorbringe, wie solches geschieht, wenn ein Frosch forthüpft, wenn man ihn ins Rückenmark sticht. Es kommt also bey der Hervorbringung einer Seelenwirkung, das ist, einer Bewegung, die sonst durch Vorstellungen gewirkt werden kan, nur darauf an, daß den Nervenstämmen ein Eindruck gebracht werde, der rückwärts vom Gehirn ab in die Nervenzweige fortgeht, so wird dieselbe Bewegung erfolgen können, die sonst

sonst ein Gedanke, ein Trieb, ein Entschluß machte. Gesezt also, es empfängt ein gewisser Nerve einen Eindruck, der, wenn er bis zum Gehirn fortginge, eine Empfindung machen würde, wodurch ein zurückgehender Eindruck ins Gehirn und in gewisse Nerven erfolgen müßte, welche z. E. die Füße bewegen, so könnte, wenn der Eindruck auch nicht zum Gehirn gelangte, sondern nur dem Orte des Rückenmarks oder eines Nervenzammes, der zu diesen Theilen abläuft, einen solchen Eindruck beibrächte, daß von da an die herabsteigenden Nervenzweige in Wirkung gesezt würden, eben dieselbe Bewegung der Füße von dem bloßen Gefühle des Nerven entstehen, ohne daß eine Vorstellung, eine Empfindung der Seele, und ein Einfluß aus dem Gehirne selbst her, dazu nöthig wäre. Sind vielleicht bey den Thieren, die kein förmliches Gehirn haben, und bey uns selbst, die Nervenznoten solche Maschinen, welche das Gefühl des Nerven auf seinem Wege zum Gehirne gleichsam reflectiren, und solchergestalt den Eindruck von obenher in die Muskeln der willkürlichen Bewegungen und aller Seelenwirkungen, unter manchen Bedingungen, schon verrichten, ohne daß das Gefühl weiter fortgehn dürfte oder könnte? Hieraus ließe sich begreifen, wie die Thiere ohne Gehirn und Seelen, gleichwol durch ihr bloßes Gefühl eben solche Seelenwirkungen, eben solche Handlungen verrichten können, wie Thiere, die denken, durch Empfindungen, Triebe und Ueberlegungen thun; und wie wir selbst in Krankheiten, durch Gewohnheit, im Schlafe, u. s. w. von gewissen sinnlichen Eindrücken, zu dergleichen Bewegungen, ohne unser Wissen, ja wol wider unsern Willen, gleichsam gezwungen werden, die wir sonst durch Vorstellungen, Triebe und Entschlüsse vollführen. Die St. Veitstänzer, die Nachtwandler, die Tarantisten, die Cataleptischen, Epileptischen, und die Leute, die sich gewisse Bewegungen so angewöhnt haben, daß sie sie bey gewissen Gefühlen nicht lassen können, geben die deutlichsten Beispiele, daß von gewissen Eindrücken in unsre Nerven willkürliche und andre solche Bewegungen, die gemeinlich Seelenwirkungen sind, ohne alle die Vorstellungen, die sie

sonst hervorbringen, ja ohne alles Bewußtseyn und Empfinden der Seele, entstehen; und die Haimlosen Thiere, deren Nervensystem ein Neß voller Knoten ist, verrichten die meisten von den Seelenwirkungen, ohne Seele von Natur, die andre Thiere, welche sie von Natur gewöhnlich durch Empfindungen bewerkstelligen, auch dann noch verrichten, wenn ihnen die Köpfe abgeschnitten sind, und ihre Nerven nur bloß durch ihr Gefühl gereizt werden.

Es ist also unstreitig, daß das bloße Gefühl der Nerven, auch im natürlichen Zustande, ohne Empfindungen der Seele, mancherley Bewegungen, ja auch sogar Seelenwirkungen hervorbringen könne.

Man hat bisher gesagt, daß dieses aus der Gewohnheit zu erklären wäre, und daß einerley oft wiederholte Eindrücke in die Nerven, die anfänglich die Seele lebhaft empfindet, nach und nach keinen Eindruck mehr in sie machten. Diese Gewohnheit ist ein bloßer Name, womit wir nichts erklären. Genug es ist nicht wahr, daß die Nerven von oft wiederholten Eindrücken ihr sinnliches Gefühl verlohren: denn wenn sie von etwas anderm gereizt werden, so zeigen sie ihre Empfindlichkeit aufs deutlichste. Es ist also wahrscheinlich, daß einerley oft wiederholte Eindrücke in die Nerven dieselben dergestalt verändern, daß diese Eindrücke nach und nach gehindert werden, sich weiter und bis aufs Gehirn zu erstrecken, und daß es alsdann solche sinnliche Eindrücke werden, die von der Seele nicht mehr empfunden werden, gleichwol aber doch gewiß in den Nerven ihren Sitz haben, und keinesweges von der Reizbarkeit, die ihr Antheil nicht ist, hergeleitet werden müssen.

Ich lasse hierbey nachdenkende Leser, und diese werden einsehn, wie wichtig die Folgen sind, die aus diesen Lehrsätzen fließen.

Mein Herr,

Zeigen Sie doch einmal in ihren Blättern die große Unvorsichtigkeit der Leute an, die sich angewöhnen, allerhand Kleinigkeiten, wenn sie nicht gleich wissen, wo sie damit hin sollen, in den Mund

zu nehmen, und sich desselben als einer dritten Hand zu bedienen. Die Stecknadeln, welche man am häufigsten auf diese Weise mißbraucht, können auf eine doppelte Weise Schaden verursachen. Einmal, indem sie Ueblichkeit, Herzensangst und Erbrechen erregen, wenn man sie lange im Munde hält; und dieses ruhet von dem Grünspane her, welcher sich von der Feuchtigkeit an ihnen erzeugt: denn, wenn man eine mit Speichel befeuchtete Nadel irgend wohin legt, so wird sie nach kurzer Zeit einen Schatten vom Grünspane um sich haben; und es ist leicht zu erachten, daß dieses Gift, wenn es mit dem Speichel verschluckt wird, dergleichen Wirkungen thun könne. Zum andern aber kann auch eine noch weit größere Gefahr davon entstehen, wenn man eine solche Nadel niederschluckt, oder in die Luftröhre fallen läßt. Wie mancher hat schon durch ein solches muthwillig verursachtes Unglück sein Leben einbüßen, oder doch die grausamsten Martern ausstehen müssen! Ein schneller Schreck, eine Zerstreuung des Gemüths, oder Vergesslichkeit kann machen, daß solche unnatürliche Dinge hinunter in den Magen gehn, oder in die Luftröhre fallen, und dann ist das Uebel gemeinlich ohne Rath und Hülfe. Ich lese hierüber eben eine klägliche Geschichte im Gentleman's Magazine, November 1758, die ich zur Warnung aller derer, die die üble Gewohnheit, alles, was sie in Händen führen, in den Mund zu nehmen, bisher ausgeübt haben, hier anführen will.

Moriz Frisby, ein Gastwirth zu Bradwell, hatte vor ungefähr acht Jahren, einen Viertelmoirer in den Mund gesteckt. Einer von seinen Bekannten, der ihm begegnete, sagte ihm, daß er dieses Stück Gold von ihm haben wollte; und indem er ihm unvermuthet einen starken Stoß unter das Kinn gab, gieng diese Goldmünze durch die Oeffnung der Luftröhre, und fiel herab in die Lunge. Von dieser Zeit an war er mit einem heftigen und fast beständig anhaltendem Husten geplagt, und war öfters in großer Gefahr, zu erstickern. Er befand sich zwar zuweilen von einer Zeit zur andern in leidlichen Umständen, welches wohl 3 bis 4 Wochen dauern konnte; und, seiner Meynung nach, davon herrührte, wenn die Münze, durch das Husten, in die Höhe gebracht worden war, hernach aber seitwärts wieder herunter fiel, und folglich nicht so sehr im Wege lag. Er sagte, daß er es sehr wohl fühlen könnte, daß sie oft unterm Husten bis an den obern Theil der Luftröhre in die Höhe käme, und daß er hoffte, sie demaleinst noch heraus zu husten. Er verblieb acht Jahr in diesen elenden Umständen, da er an einem ganz schwachen Fieber starb, welches weiter keine Zufälle, als den Husten bey sich hatte; und selbst dieser Husten war nicht mehr so heftig, als sonst.

Da seine Lunge mit vieler Sorgfalt herausgenommen wurde, so fand man das Stück Gold im linken Theile derselben, ohngefähr zweyn Zoll unter der Absonderung der Luftröhre, woselbst, wie zu

vermuthen ist, dasselbe nicht lange gelegen hatte, da sich in der Gegend umher kein Eiter fand, und dieser Theil der Lunge ganz frisch und gesund zu seyn schien.

Das Stück Gold war rund herum mit einer merklichen Rinde überzogen. Da man es zuerst an der Luft wog, hatte es fast vier Pence über den eigentlichen Werth: da es aber hernach in Wasser gewogen wurde; so wog es beynahe drey Pence weniger.

Antwort.

Ein Unglück von dieser Art gestattet so wenig Hülfe der Kunst, daß es vergeblich wäre, etwas davon zu schreiben. Hingegen ersticken auch viele Leute bloß davon, daß ihnen etwas im Schlunde stecken bleibt, und hierbey ist zuweilen Hülfe möglich. Ein Brauerknecht verschlang einen Mehklumpen, der ihm im Halse stecken blieb, und war augenblicklich todt. Dergleichen Beyspiele sind gemein, und die Todesart ist eine Erstickung. Zuweilen erfolgt aber der Tod nicht so schnell, und dann läßt sich Hülfe versuchen.

Man muß dergleichen verschluckte Sachen entweder in den Magen niederstoßen, wenn es nur nicht Dinge sind, von denen man weiß, daß sie tödtlich seyn würden, wenn sie in den Magen kämen; oder man muß sie zurück ziehen. Das letzte geschieht entweder mit dem Finger, oder mit einer Zange, oder, wenn der Sitz hierzu zu tief ist, mit einem Eisendrahte, der am Ende umgebogen worden, um einen Haaken zu formiren, welchen man geschickt in den Schlund bringen muß. Nach Verschiedenheit der verschluckten Sachen, und nachdem sie entweder den Schlund nur stecken, ohne ihn zu verstopfen, wie Nadeln, Gräten, u. s. w. oder ihn nur so verschließen, daß noch ein Raum zwischen bleibt, kann man entweder mit Ringen von Drath, oder mit einem trocknen Schwamme, den man tiefer als den verschluckten Körper einstößt, und ihn dann, nachdem er naß geworden und aufgequollen ist, zurückzieht, den eingeklemmten Körper zurückziehen. Zuweilen kann ein Erbrechen, ein Husten, ein Lachen, ein Niesen den Schlund befreien, und wenn der Kranke nicht schlucken kann, um ihm ein Brechmittel beizubringen, so muß man ihm das Erbrechen durch ein Elystier von gekochtem Zuckerbrot erregen. Es kommt hier aufs Glück an, daß man den rechten Einfall treffe, wie ein solcher verstoffender Körper befreit werden könne. Hier ist nicht sowol ein Arzt nöthig, als vielmehr ein glücklicher Einfall, den jeder haben kann, der sich zu rathen weiß.

Wenn die verschluckten Sachen in den Magen hinabgestoßen oder begleitet sind, so gehn sie zuweilen bald, zuweilen nach langer Zeit durch die Leibesöffnung ohne Schaden wieder fort. Dergleichen hat sich mit Knechen, Nadeln, Stacheln, Münzen, Messern, Nägeln, Schnallen,

Schnallen, Fruchtkernen, u. dergl. zugetragen. Zuweilen gehn die heftigsten Schmerzen vorher, ehe die verschluckten Sachen auf diesem Wege wieder abgehen. Zuweilen bleiben sie zurück, und verursachen nach vielen Schmerzen den Tod. So hat Herr Tissot erzählt, daß Jemand hundert Louisd'or verschlungen, die alle wieder weggegangen sind, bis auf einen, welcher den Weg aus dem Magen in die Gedärme verstopft, und den Tod verursacht hat. Wer viel Nüsse, Kirschensteine, oder Knochen von kleinen Vögeln mitpeist, läuft dieselbe Gefahr, weil sich daraus oft Gallen formiren, die auf gleiche Weise tödten. Einige solche verschluckte Sachen, Nadeln, Knochen, Kirschenerne, Pflaumen, ja sogar Pfirscherne sind durch den Urin abgegangen. Einige schwären durch den Magen und die Gedärme hindurch, wie solches von vielen Messerschluckern bekannt ist. Zuweilen aber kriechen die verschluckten Sachen durch die Zelhaut, auf die im 136sten Blatte beschriebene Weise, an ganz entfernte Orter, wo sie nach langer Zeit auschwären.

Ueberhaupt ist bey einem solchen unglücklichen Zufalle, wenn er noch Hülfe gestattet, zu merken, daß man alsobald eine Ader am Arme öffnen, und reichlich Blut lassen; daß man, wenn die Bewußtseyn, den verschluckten Körper herauszuziehen, vergeblich ist, es nicht zu erzwingen suche, um nicht die Entzündung zu verschlimmern; daß man den Kranken oft ein wenig laues Wasser verschlingen lasse, um den Schlund geschmeidig und kühl zu erhalten; daß man äußerliche warme Umschläge um den Hals mache, wie bey Entzündungen; daß man den Kranken auf mancherley Weise bewege, schüttle, in den Rücken klopfte, u. s. w. in Hoffnung, den verstofften Körper loszumachen; und daß man bey äußerster Gefahr zu ersticken, die Luftröhre öffne, welches weder gefährlich, noch sehr schmerzhaft ist, und welches man vielleicht mit Nutzen bey allen denen thun würde, die sogleich nach verschluckten allzu großen Bissen todt umfallen, wenn diese nur nicht allzu tief im Schlunde sitzen.

Wenn etwas in die Luftröhre gefallen ist, wie im obigen Beyspiele, so ist es nöthig, den Kranken in den Rücken zu klopfen, ihn zum Erbrechen zu reizen, ihn Niesen zu machen, und wenn alles nichts hilft, auch hier die Luftröhre zu öffnen, wodurch man Knochen, Bohnen und Gräten aus der Luftröhre herausgezogen, und die Kranken gerettet hat. Herr Tissot hat von diesen Zufällen umständlicher gehandelt, und das, was ich hier angeführt habe, ist nur das Wesentliche von seinem Aufsatze, welcher gelesen zu werden verdient.





Zwey hundert vier und dreyßigstes Stück.

Gellert.

Verstünden wir, die kleinen Plagen
Des Lebens ruhig auszustehn,
So würden wir uns nicht so oft genöthigt sehn,
Die größern Uebel zu ertragen.

Ich habe den folgenden Brief, nebst zweien andern, die ich heute mittheilen werde, von unbekannten Händen erhalten. Es ist nöthig, daß ich zuweilen ein Blatt daran wende, um meine Correspondenten zu befriedigen.

Mein Herr,

Ich suche Hülfe bey Ihnen für einen Fehler, der mich Jedermann eckelhaft macht, und wieweil Sie errathen, daß dieses bey einem Frauenzimmer ein viel verwünschteres Uebel sey, als die schmerzhafteste Krankheit. Um Sie nicht aufzuhalten, will ich Ihnen gleich sagen, daß ich unaufhörlich schwellende Hände habe, und daß mich dieser Umstand so kalt und kalt macht, daß ich es in den Gesichtern meiner besten Freunde den Augenblick merken kann, wie es ihnen gerene, wenn sie zuweilen meine Hand ergreifen haben. Nicht zu gedenken, was es mir für Verdrüß machen muß, wenn manchmal ein Unbesonnener in Gesellschaft meine Hand plötzlich wieder fahren läßt, und laut sagt: Ey! Madame, Sie sind ja naß, oder, wenn andre, die es merken, wie ungern ich meine Handstöße ablege, den Verdacht schöpfen, daß ich einen unreinen Ausschlag der Hände haben müsse; so beschwert mich auch dieser Umstand in meinen häuslichen Geschäften, und hindert mich an so mancher Handarbeit, die ich sonst gern und gut verrichten würde, daß ich oft meine Ungeduld nicht zähmen kann, und mir lieber irgend eine andre Krankheit statt dieser wünsche, gesetzt auch, daß sie mir schmerzhafter und schädlicher wäre. Bey der beständigen Eifersucht, womit Damen, die Freundschaft und Umgang mit einander halten, sich unablässig verfolgen, kann ich nie eine meiner andern Geschicklichkeiten blicken lassen,

lassen, oder das kleinste Lob eines Chapeau erhalten, ohne daß nicht die Damen in der Gesellschaft, um mich wieder zu demüthigen, einen verächtlichen Blick auf meine Hände thun sollten, um der Gesellschaft Gelegenheit zu geben, sich meines Fehlers zu erinnern. Das Unenträglichste bey diesen Umständen ist, daß die gelehrten Herren von Dero Profession, auf die ich die einzige Hoffnung meiner Hülfe setzen kann, sich alle verabreden zu haben scheinen, mir zu meinem Gebrechen Glück zu wünschen, indem sie vorgeben, daß dieses eine heilsame Ausflucht meiner Natur wäre, und daß ich, anstatt sie zu hindern, vielmehr darauf bedacht seyn sollte, sie zu unterhalten. Sollte sich die Sache wirklich so befinden, so möchte ich wohl wissen, was meine Natur bewegen haben könne, mir diesen wohlthätigen Streich zu spielen, und ob es kein Mittel gebe, sie gegen mich besser leben zu lehren.

Mein Unglück ist noch dadurch vermehrt worden, daß in meiner ganzen Familie dergleichen verwünschte Wohlthaten der Natur Mode sind, welche machen, daß wir uns am unerträglichsten sind, wenn wir uns am besten befinden. Mein Mann hat zwar trockne Hände; allein, ich bitte um Erlaubniß Ihnen zu sagen, daß er Ursache habe, mit seinen Füßen eben so unzufrieden zu seyn, als ich mit meinen Händen. Was dieses ihm selbst, am meisten aber denen, die um ihn sind, für Beschwerlichkeit macht, läßt sich deutlicher empfinden, als beschreiben. Bey allem meinem Verdrüß schäme ich mich noch glücklicher, als ihn: denn seine Gesundheit ist in einem Zimmer, wo er sich aufhält, kaum auszustehen. Meine älteste Tochter, die eine vortrefliche Brust hat, welcher sie sich gewiß nicht schämen dürfte, noch würde, hat das Unglück, daß sie vom Halse an mit tausend Finnen, gleichsam wie mit Rubinen besäet ist, welcher häßliche Anblick sie nöthigt, die Werke der Natur zu verbergen, und die Dürfte aller Menschen mit ihren Kleidern aufzufangen. Die andre von meinen Töchtern würde schön seyn, wenn nicht eine unnatürliche Röthe ihr ganzes Angesicht zu einer einzigen rothen Wange machte, so daß sie bey jedem, der sie noch nicht kennt, in dem Verdachte steht, daß sie sich unaufhörlich schäme, welches doch gar nicht ihre Art ist. Der einzige Sohn endlich, den ich habe, und der unter uns allen im Zustande seiner Gesundheit allein erträglich war, hatte sich in seiner Kindheit gewöhnt, den Hals zu weit vorzustrecken, so daß sein Kopf immer etwas früher wohin kam, als er selbst. Ich habe ihn, damit er sich gerade tragen lerne, ein eisernes Instrument in einer Art von Schnürbrust tragen lassen, welches die Schulterblätter niederdrückte, und den Nacken zurückhielt. Nachdem er diese Maschine ein paar Jahr, da er sich auf einer auswärtigen Schule aufhielt, getragen, bekam ich ihn endlich einmal wieder zu sehen, und Sie können leicht denken, wie mir zu Mücke seyn mußte,

als er mit einer hohen und mit einer niedrigen Schulter kam, mit die Hand zu küssen. Das Drücken des unglücklichen Eisens hatte ihn genöthigt, die Schultern so zu verziehen; und weil er, als ein gehorsames Kind, meinem gemessenen Befehl zufolge, das Eisen nie wieder abzulegen, bis ichs ihm beföhle, dasselbe stets beyzubehalten: so war er in diese Gestalt verwachsen, welche nun auch wohl eine von den Wohlthaten der Natur seyn wird, die nicht curirt werden dürfen. Ich habe zu Ihnen, mein Herr, das Zutrauen, daß Sie auch die Krankheiten, die gesund sind, und die ich für die unerträglichste Sorte halte, zu curiren wissen werden, weshalb ich Sie hierdurch zugleich im Namen meines Mannes und meiner Kinder erüthe, uns allen mit dem förderlichsten Ihren guten Rath zu theilen, damit wir, wie andre Menschen, in Stand gesetzt werden, uns unsrer Gesundheit zu erfreuen. Ich verharre Dero ergebene Dienerin

Meliora Pejora.

Antwort.

Madame!

Ich gedächte noch wohl Ihr Zutrauen zu erfüllen, und Ihre Beschwerden zu vertreiben; allein, am Ende würden Sie mirs übel verdanken, und daraus können Sie denken, daß ichs nicht thun werde. Es giebt in der That Krankheiten, die gesund sind; und diese Begriff wird Ihnen nicht mehr lächerlich scheinen, wenn ich Ihnen nur sage, daß dieses kleinere Uebel sind, welche man dulden muß, um größere zu vermeiden. Es ist demnach keine Lobrede für solche Beschwerden, wenn man sie gesund nennt, und ich selbst bedanke mich von Herzen, wie Sie, für alle diese wohlthätigen Beschwerden, so lange ich ohne sie gesund seyn kann. Allein, man schätzt natürlicher Weise den glücklicher, der weniger leidet, als der viel leiden muß; und dieser Vorzug widerfährt Ihnen, Ihrem Herrn und Ihren Jungfer Töchtern. Es ist unstreitig beschwerlich, schmerzende Hände und Füße, Finnen auf der Brust, und eine unnatürliche Röthe im Gesichte zu haben. Noch mehr, man kann, überhaupt betrachtet, ohne diese Beschwerlichkeiten gesund seyn. Allein, es giebt Personen, die das nicht können. Madame werden sich erinnern, daß wenige Vorzüge in diesem betrübten Leben vorkommen sind. Ein jeder Mensch hat seine Gesundheit unter gewissen Bedingungen, die ihm beschwerlich sind, und die sich die Natur, wie einen Zoll, von ihm ausbedingt. Wir müssen unsre Ausführungen abwarten, und das ist unbequem genug. Fragen Sie, welchen Arzt Sie wollen; er wird Mittel wissen, sie

alle

alle zu unterdrücken. Sagen Sie ihm aber, daß er nicht ehrlich an uns handeln würde, wenn ers thäte. Einige Menschen haben mehr solcher beschwerlichen Bedingungen der Gesundheit, als andre. Die Frauenzimmer haben einige, die wir nicht haben; wir haben andre, wovon sie frey sind. Eben so hat jeder einzelner Mensch seine besondern, die er stets respectiven muß, wenn sie Effecte seiner ungehinderten Natur, oder auch nur langer Gewohnheit sind. In dieser Verhältniß müssen Sie, Madame, Ihre eignen und die Beschwerlichkeiten Ihrer Familie betrachten. Sie haben schmerzende Hände. Bey dieser Beschwerlichkeit befinden Sie sich übrigens wohl, und können alt werden. Ein anderer hat schielende Augen, und befindet sich dabey eben so wohl. Eine von den Damen, die sich über sie aufhalten, wird grobe Knochen oder dicke Haut, eine kleine Brust, oder einen allzu mageren Leib haben. Sie sind unterdessen alle gesund, eine für diesen Preis, eine für einen andern. Ich bitte Sie insgesammt, so fürlieb zu nehmen: denn es ist niemand in größerer Gefahr, unglücklich zu werden, als wenn die Bedingungen zu mißfallen anfangen, unter welchen er glücklich ist. Wenn Sie durchaus darauf bestehn wollen, Ihre Beschwerlichkeiten los zu werden; so erwägen Sie einmal die Gefahren, welchen Sie sich aussetzen. Fürs erste können Sie, ehe Sie sich versehen, einen Arzt finden, der Ihnen davon hilft: denn, wie gesagt, es ist nichts leichter. Wissen Sie, was dann geschehen wird? Sie werden Ihren Willen erhalten, aber zugleich ungesund werden. Dieß ist die Methode, wie Sie Ihren Herrn Sohn schief machten, weil er den Hals nicht voraus strecken sollte. Sie werden größte Uebel gegen ein kleines vertauschen, und das heißt, schlechte Messen halten. Sie werden fragen, ob es dann unmöglich sey, Ihre Beschwerden gründlich zu curiren? Ich antworte, nein. Man hat sich zuweilen durch kühne Mittel, ohne üblere Folgen davon befreyet. Aber hierbey kommen zwey neue Gefahren in Betrachtung: denn eines Theils mißlingen unendlich mehr solche Curen, und setzen das Leben und die Gesundheit in Gefahr; andern Theils müßten Sie, um diese möglichen Gefahren bey Ihrer Cur zu verhüten, Ihren gesunden Leib allerley Arzneyen Preis geben, die die Natur auf andre Bahnen jagten, und auch dieß würde Ihr wahrer Vortheil nicht seyn. Man hat wol eher schmerzende Hände vertrieben, und ist dafür engbrüstig, kränklich, gichtisch, blind, taub, wasserflüchtig, und ich weiß nicht, was mehr geworden. Man hat schmerzende Füße trocken curirt, und dafür Geschwüre in den Kniegelenken und die gefährlichsten Krankheiten erhalten. Man hat die Finnen auf der Brust, die Röthe des Gesichts und mehr solche kleine Plagen vertrieben, und dafür einen von den fünf Sinnen hingegeben. In den allermeisten Fällen schlagen diese Curen so übel aus. Um es zu

verhüten, müßte man für solche Fälle Vorkehrungen machen. Man müßte sich innerlicher und äußerlicher Arzneyen bedienen, um die Natur zu zwingen, das, was Sie bisher durch die Schweißflüß der Hände, der Füße oder durch kleine Geschwüre auszuführen gewohnt gewesen, anderswo abzulegen; und diese Cur, die allemal nur aufs Gerathewohl eingerichtet werden kann, ist in einem gesunden Körper nichts anders, als ein Laich zu einer Menge von Krankheiten, bey der man noch nicht so glücklich seyn würde, als man zuvor war, wenn sie gelänge, und die doch beynahe gewiß nicht gelingen wird. Weil es nun eine Gewissenssache ist, gesunde Leute so zu curiren; so erlauben Sie mir, Madame, daß ich mich von der Gefahr los mache, Sie anzuführen. Es giebt Krankheiten, die sich ertragen lassen, die nicht ohne größere Gefahr beunruhigt werden können, und die man um deswillen nicht curiren muß. Daher will ich kein Wort verlieren, das Sie sich bey Ihrem Vorhaben zu Nütze machen könnten.

Der Arzt.

Mein Herr Arzt,

Ich finde in keinem Ihrer Blätter, daß Sie jemals der besondern Art von Seelenwanderung gedacht hätten, die ein jeder Mensch in seinem Leben vollendet, ohne es selbst zu bemerken. Die Alten bildeten sich ein, daß die Seelen nur nach dem Tode des Körpers, welchen sie wirklich bewohnten, in einen andern übergiengen; allein, daß unsre Seele schon in diesem Leben wenigstens einigemal einen neuen Körper von ganz andrer Materie und von ganz neuen Kräften beziehe und bewohne, das fiel ihnen darum nicht ein, weil es auf eine so langsame und unmerkliche Weise geschieht, daß man es nur bloß nach langer Zeit beobachten kann, so wie man glauben würde, daß der Zeiger an einer Uhr still stehe, wenn man nicht nach einiger Zeit wahrnähme, daß er von seiner Stelle gerückt sey. Sie haben zwar in Ihrem 143ten Blatte so viel gesagt, daß sich die Materie unsrer Körper nach und nach abnütze und zerstreue, und daß nach Verlauf vieler Jahre von allen flüssigen und festen Theilen, die ehemals den menschlichen Körper formirten, keiner mehr übrig sey, sondern daß an deren Stelle lauter neue Theilchen getreten wären. Allein, diese Vorstellung erschöpfte noch bey weitem den ganzen Begriff dieser unsrer Verwandlungen nicht. Man muß noch hinzusetzen, daß der menschliche Körper in seinem ganzen Lebenslaufe nicht nur neue Stoffe seiner Materie, sondern auch ganz neue Kräfte erhalte, die er zuvor nicht besaß. Wenn man die Perioden des menschlichen Lebensalters unterscheidet, so ist der Körper eines Jünglings nicht nur der Materie nach dasjenige nicht mehr, was der Körper des Kindes

Kindes war; sondern es haben sich auch in ihm ganz neue Kräfte entwickelt, nämlich die Kräfte der Mannbarkeit, und die ganz neuen Verrichtungen des Gehirns, wodurch es sich in Stand setzt, mit den Vorstellungen einer reifen Vernunft harmonisch zu wirken. Diese verborgene Art von Entwicklungen unsrer Maschine macht uns, was die inwendige Struktur betrifft, zu eben solchen Arten von Thieren, wie verschiedene Arten von Insekten, in Absicht auf ihre äußerliche Gestalt sind. Eine Raupe verwandelt sich in eine Puppe, die Puppe in einen Schmetterling. So sehr wir diese Verwandlung bewundern, weil sie in der auswendigen Struktur dieser Thiere vorgeht, die uns in die Augen fällt; so sind sie doch nichts mehr, als was dem Menschen selbst wiederfährt, wenn er sich aus einem Kinde in einen Mann, aus einem Manne in einen Greis verwandelt: denn zu diesen Veränderungen wird in unsern inwendigen Theilen eine eben so wunderbare Entwicklung erfordert, als bey den Verwandlungen der Raupen und gleich in den äußerlichen erfolgt. Diese periodischen Veränderungen des menschlichen Körpers, und die ganze Geschichte aller seiner Entwicklungen ist, wie mir deucht, von den Ärzten noch nicht genug beobachtet und beschrieben worden, es Sie gleich eingestehen werden, daß sie einer der wichtigsten Gegenstände unsrer Untersuchungen sey. Ich schlage Ihnen diese Materie vor, um sie gelegentlich abzuhandeln. Vielleicht würde man finden, daß viele in uns vorgehende Veränderungen, die wir für Krankheiten halten, nichts anders, als solche natürliche Verwandlungen wären, bey welchen sich auch die Thiere nie wohl befinden. Die Zahnarbeit der Kinder ist unfreitig eine solche Entwicklung. Die Veränderungen, welche in unserm Körper vorgehn, wenn wir die Jahre der Mannbarkeit erreichen, sind von eben derselben Art. Der Herr von Bohn hat behauptet, daß die Krankheiten der Blattern und Masern nichts anders, als Entwicklungen der kleinsten Enden der Blutgefäße, und der Fließwassergefäße wären. Krüger sagt in seinen Träumen, daß sich die Menschen ebenso mausern, wie die Vögel, und kurz, man findet schon Spuren genug von Beobachtungen, die zu dieser Sache gehören. Allein, das zusammenhängende System von derselben ist noch nicht gemacht, und entweder Sie, oder ein andrer aufmerksamer Arzt, würde sich das Publicum verbindlich machen, wenn er eine solche Arbeit unternähme. Ich ze.

Als der achte Theil meiner Blätter zu Ende war, hatte mein bisheriger Buchbinder das Zeitliche gesegnet, weshalb ich den Band einem andern zusendete, damit er ihn binden möchte. Am andern Morgen brachte mir sein Lehrling

bursch das Buch, nebst dem folgenden Briefe, ungebunden wieder.

Nach Anwünschung eines guten Morgen will dem Herrn hiermit zu wissen thun, daß ich nun und in Ewigkeit sein Buch nicht binden werde. Denn, da ich jederzeit curios gewesen, und gern gelehrte Werke gelesen, woraus ich selbst ziemlich gelehrt mit geworden bin, so hat mich meine Inclination zur gelehrten Wissenschaft in viel Fatalitäten gestürzt, wie ich dem Herrn berichten will. Nämlich, als ich noch Gesell war, und mir mein Herr Bücher zu binden gab, so konnte ich keinen Bogen legen oder heften, ohne ihn vorher durchgelesen zu haben, welches mir zwar in meinem Judicio viel Licht gab, dennoch aber meinem Herrn übel gefiel, maßen ich zu lange Zeit zubrachte, ein Buch zu binden; daher ich dann immer brodtlos und in Miseria habe leben müssen, so daß mich die gelehrte Inclination um alle mein Zeitliches gebracht, daß ich nimmermehr mein Eigen hätte werden können, wenn mir nicht der Herr wunderbarlich geholfen, sintemal eine reiche Wittwe, bey der ich conditionirte, von einem Professor, der seine moralischen Werke bey ihr binden ließ, in Wochen kommen wollte, da ich denn glücklicher Weise zum Werkzeuge dienen mußte, daß sie mich vor ihrem Falle zu ihrem Eheherrn erkor, so daß ich nunmehr, ausgenommen das erste Kind, mein Eigen war. Da nun legte ich mich desto mehr aufs Lesen und Studieren, wovon ich doch immer etwas behielt, obgleich freylich meist bey mir, weil ich nicht studiert hatte, wie dort der Säumann im Evangelio, zwischen die Dornen fiel. Ich merkte die ersten Jahre ganz und gar nichts, daß mir das Philosophiren im Kopf käme, bis meine Frau mir einmal sagte: Mann, du liest wohl zu viel in den Büchern; denn du bist wie halb verrückt in Kopfe. Worauf ich antwortete, alles, was ich lese, ist was Guts: denn was hab ich in der letzten Zeit gebunden, außer unsers Professors Moral, die neue Metaphysik, die Widerlegung der Freygeister und Materia-

listen,

listen, und die Schriften von D. Petersen und Jacob Böhmen. Das kann mir doch keinen Schaden am Verstande gethan haben, denn die meisten Leute sagen ja, daß nicht einmal Verstand darin seyn soll. Allein, weil sie doch nicht verstund, was ich sagen wollte, wenn ich mit ihr aus einer Schrift redete, so hielt sie mich für ganz verrückt im Kopfe, so daß ich Gefahr lief, durchs Lesen eben so um mein Geistliches zu kommen, wie ich um mein Leibliches gekommen war. Also nahm ich denn lange Zeit keine andre als lateinische Werke an, und band alles mit Neutralität, bis ich mich wieder erholt hatte, daß man nichts Gelahrtes mehr an meinem Verstande spürte. Endlich aber versuchte ichs doch wieder mit einer deutschen Alchymie, die ich für eben so unverständlich hielt, als Lateinisch: konnte aber doch meinen Verstand nicht hindern, ein Geheimniß daraus zu lernen, wie ich aus Blei und Zinn Gold machen könnte, welches ich denn auch keinen Augenblick versäumte. Meine Frau hatte gut Zinn vorrätzig: nahm derohalben das Beste, schmelzte es ein, und da wollte es eben zu Gold werden, als sie ins Laboratorium kam, und sich gräßlich darüber anstellte, daß ich das Zinn zusammen schmelzte, und sagte, obs nicht genug wäre, ein Narr zu seyn, ob ich noch arm werden wollte? Als nun unser Professor dazu kam, sagte er zu meiner Frau, sie möchte sich nur zufrieden geben, die Sache wäre nicht moralisch, sondern bloß physisch, und könnte mir als keine Sünde imputirt werden. Inzwischen waren die Kosten verloren, weil ich über das Disputiren den Zeitpunkt versäumt hatte, da das Zinn Gold geworden war. Da hieß es dann wieder: Nun siehst du, daß du zum andernmale zum Narren geworden bist, über dein Lesen. Da nun dieses auch nicht gehen wollte, so band ich deutsche Poeten, weil man mich versichert, daß ich daraus gewiß nicht sollte lernen Gold machen. Kann aber nicht bergen, daß ich dennoch dabey gar übel gefahren, sintemal das hohe Studium der Dichtkunst mir fast allen Menschenverstand benahm, ohne zu rechnen, daß ich mir dreyimal an Versen das kalte Fieber gelesen. Also gedachte nun

an nichts mehr, als bey medicinischen Sachen mein Heil zu finden. Dies gab mir bald ein Licht in meiner Natur, daß ich alles lesen konnte, was mir fehlte, und war es nicht anders, als ob alle Auctores von mir selber geschrieben, und von meinem eignen Zustande eine Copie genommen hätten. Alles, was mir in meinem Leben begegnet war, und noch begegnen würde, war nach dem Leben abgeschildert, und ich entdeckte da erst, was mein armer Leib für ein miserab'es Geschöpf wäre. Alle Kennzeichen der Sicht lagen mir in den Gliedern, und der Scorbut zerfraß meine Gebeine. So wie ich die Vogen, die ich legte, durchlas, so entwickelte sich auch bey mir diejenige Krankheit, die auf dem Vogen beschrieben war, und weil die Krankheiten immer gefährlicher wurden, und ich keinen Augenblick mehr vor dem Tode sicher seyn konnte, so gab mirs ein guter Geist ein, daß ichs nicht so leichtsinnig hinhätte; daher brachte ich erst meine Sachen in Ordnung, bereitete mich als ein Christ, nahm von allen den Meinigen Abschied, machte mein Testament, und legte endlich mit meinem Gesellen Hand ans Werk. Ich übersah die Bücher, und gab dem Gesellen die Krankheiten zu heften, die am gefährlichsten und abscheulichsten waren. Ich nahm nur ordinairere Ueuchen, oder solche, wofür ich oder meine Frau gewissen Rath wußten. Dennoch lief ich Gefahr genug. Gleich Anfangs überfiel mich ein Wechselfieber überhaupt, das mir mit Frost und Hitze stark zusetzte. Dieses dauerte einige Tage. Da ich aber nach und nach das Fieber gewohnt wurde, und die Vogen geschwinde von der Faust schlug, war ich so glücklich, daß ich das alltägige, dreytägige und viertägige Fieber in einem Tage überstand, wobey alles ganz regelmäßig herging. Die hitzigen Fieber und die Entzündungen heftete der arme Gesell, wobey er sich aber, wenn die critischen Tage kamen, zu Bette legen mußte. Unterdessen ward ich mit den Flüssen und Krämpfen fertig; er aber quälte sich 24 Stunden mit der Epilepsie, daß wir an seinem Aufkommen zweifelten. So halfen wir uns beyde kümmerlich von einem Elende ins andre, und als wir das Ende sahen,

sahen, felicitirten wir einander, wie ein Paar gute Freunde, die sich wieder sehn, nachdem sie die Pest überstanden haben. Nun hätte ich mir getrauet, alle medicinische Sachen zu binden, wenn nicht bey der letzten Lage des Werks noch ein Appendix gewesen wäre, den ich in der Meynung selbst heftete, daß es nur das Register wäre. Zum Unglücke aber handelte der Appendix von den venerischen Krankheiten, und ich ward damit unschuldiger Weise dergestalt behaftet, daß ich, als ich las, daß man diese Krankheiten nur durchs Anstecken bekommen, alsbald zu meiner Frau ging, und ihr rein aussagte, daß ich dieß Unglück von ihr haben mußte. In dem Augenblicke war es nicht anders, als ob sie rasend würde. Sie sprang auf, und tobte und lärmte, wie ein unsinniges Weib. Sie ließ dem Vater meines Sohns rufen, und der Schluß fiel endlich darauf hinaus, daß ich ein lieberliches Leben führen mußte, daß ich ihn und sie und mehr ehrliche Leute in Gefahr bringen könnte, und daß man sich von mir scheiden lassen würde. Ich wollte Abbitte thun, aber es sollte keine Abbitte gelten, ehe ich nicht salivirt hätte. Meine Frau und ich blieben in diesem Zustande wohl ein Vierteljahr geschieden, und führten ein elendes Leben.

Um diese Zeit brachte mir Jemand den Arzt zu binden, welcher ich auch ohne großen Schaden übernahm, weil die bisher darin vorkommenden Krankheiten ziemlich gutartig waren, wie Sie zu reden pflegen, und welches bey mir so viel heißt, als daß die Abhandlung davon nur etwan einen Vogen lang ist. Ob ich gleich noch immer was Venerisches in den Gliedern hatte, so fand ich doch hernach in Ihren Blättern, worin Sie beweisen, daß alle mögliche und unmögliche Krankheiten aus Fehlern der Verdauung herrühren, daß mein Uebel einen ganz andern Ursprung haben müsse, als ich mir eingebildet hatte. Meine Frau, die sich endlich auch zum Ziele legte, und wohl wußte, daß alle meine Krankheiten nur in den Büchern, die ich hand, vorhanden waren, fing wieder an christlich mit mir zu leben, und sie schrieb ein wenig mehr Vernunft, die sie mir abmerkte,

te, Ihren Blättern zu, weshalb ich volle Freyheit erhielt, sie zu binden. Wie aber in der Welt nichts Guts von langer Dauer ist, so habe ich auch beym Schlusse des achten Theils Ihrer Blätter, aus Vorsicht für mein Leben und Gesundheit den Entschluß fassen müssen, auch dieser Arbeit von nun an zu entsagen, da ich ersehen, daß sie in den folgenden Theilen das ganze Heer der Krankheiten abhandeln, und besonders da ich gehört habe, daß sie einen Appendix von venersischen Krankheiten dazu machen wollen: denn, was solch ein Appendix bedeute, das weiß kein Mensch auf Erden besser, als ich. Unglücklich sind alle die Leute, die diese ihre practischen Blätter mit nicht mehr Vernunft und Unterscheidung lesen werden, als ich bisher gethan habe. Mich hat zum Glücke mein Professor endlich von aller weitem Gefahr gerettet, indem er mir künftig lauter solche Bücher zu schaffen versprochen, die man nicht einmal vor langer Weile lesen mag, wovon er mir schon an die sechs hundert im neuen Medicinocatalogo gezeigt hat, so daß ich dabey mein Brod reichlich zu haben gedenke. Hiermit u. c.



Der Arzt.

Eine medicinische
Wochenschrift.

Zehnter Theil.



Der Arzt.

Zwey hundert fünf und dreyßigstes Stück.

Gellert.

Die Thoren müßten weise werden:
Doch seht! sie werdens nimmermehr.

Man träumt am meisten von dem, womit man täglich am meisten beschäftigt ist. Mir träumte, daß ich in einer Apotheke herum ging; aber ein jeder wird leicht einsehn, daß ich nicht nöthig gehabt hätte, dieses zu träumen, wenn es nicht eine Apotheke von ganz andrer Art, als die gemeinen, gewesen wäre. Mich dachte sogar, daß ich der Physicus wäre, der diese Apotheke untersuchen sollte; ein Stolz, der mir im Wachen nimmermehr in den Sinn kommen würde. Als ich die Aufschriften auf den Gefäßen las, so kam mir alles so fremd und wunderbar vor, daß ich gar nicht wußte, was ich daraus machen sollte. Ich hatte noch niemals gehört, daß solche

Arzt.

Arztnehen, als ich hier fand, in der Welt wären. Das Unerwartete machte mich desto neugieriger, so daß ich mit größter Begierde nach einem Glase griff, woran geschrieben stand, daß darin die Quintessenz der Wissenschaften wäre. Ich fragte den Apotheker um die Zusammensetzung und Art des Gebrauchs dieser Arznei. Er sagte mir, daß er sie aus lauter großen Folianten destillirte, und von ihrem Gebrauche weiter nichts wüßte, als daß zuweilen Leute kämen, die sie zum Niesen forderten, da er ihnen dann etwas davon auf einen Schwamm gießen mußte. Zugleich aber versicherte er mich, daß von allen, die sie jemals gefordert hätten, keiner wieder gekommen wäre, um sie zum andernmale zu verlangen, woraus er schloß, daß sie auf Zeit Lebens helfen mußte. Ich schnupfte davon einen einzigen Tropfen, und in demselben Augenblicke fühlte ich eine ganz ungemeine Erleichterung in meinem Kopfe. Es war nicht anders, als ob er in der Luft in die Höhe steigen, und mich mit hinauf ziehn wollte. Zu gleicher Zeit hatte ich fast alles vergessen, was ich bisher gewußt hatte, und gerieth in eine so wunderliche Art von Phantasien, daß es mir vorkam, als wenn tausend Gestalten aus allen Oeffnungen des Hauptes heraus drängen und davon flögen. Aus einem Ohre drängte sich eine Gestalt, die, als ich sie genau betrachtete, die scholastische Philosophie war. Durch das andre Ohr zischte, wie ein Wind, das System der Modephilosophie. Ueber die Zunge rasselte etwas zum Munde heraus, das der Cria ähnlich sahe. Aus beyden Augen schossen Feuerfunken, die lauter poetische Begeisterungen waren. Aus den Nasenlöchern schnob ich ein wenig Jurisprudenz, wovon ich nicht weiß, wie ich dazu gekommen seyn mag, das meiste aber war Arzneikunst; und aus allen Schweißlöchern des Hauptes dampften Theorien, Systemata, Meinungen, Erklärungsarten, Hypothesen, Aberglaube, Wörter, Einbildungen, Vorurtheile und Irrthümer, die mich in unsäglichlicher Menge, wol eine Viertelstunde lang, mit dem Glanze von hundert tausend Ferlichtern beatificirten. Ich muß gestehn, daß ich Zeit meines Lebens nicht unwissender und leerer an Einsichten gewesen

gewesen bin, als diese Viertelstunde. Der Apotheker merkte die Schwachheit meines Verstandes aus einigen Reden, worin ich ihm Sachen abstreiten wollte, die er viel zu gewiß wußte, und die ich mir selbst vor wenig Minuten von keinem Menschen in der Welt würde haben abstreiten lassen; daher eilte er, mir zu Hülfe zu kommen, und reichte mir in einem Spitzgläschen einen Schluck, den er Polyhistoraquavit nannte. Dies brachte mich auf einmal zurechte; ich begriff alles wieder, was ich gewußt hatte, und wußte noch viel mehr, als zuvor. Es war besonders, daß ich ganz gleichgültig gegen alles blieb, was ich wußte; denn es war mir wenig daran gelegen, ob es wahr oder falsch, nützlich oder unbrauchbar wäre. Ich war wie ein Buch eines Schriftstellers, der seine Belesenheit hat zeigen wollen. Ich enthielt in mir alles, was gedacht worden war, und ich selbst dachte nichts. Ich sagte alles, was vor mir gesagt worden war; ich aber sagte nichts. Indessen kam mir dieser Zustand viel besser und erträglicher vor, als der vorhergehende. Es ist kaum glaublich, was für eine Menge gelehrtes Zeug ich von jeder Sache, die mir einfiel, zusammen südeln konnte. Dieser Mischmasch gefiel mir um seiner Menge willen, und es verdroß mich nicht wenig, daß ich allzu bald an eine Schachtel voll Pillen kam, welche Wustpillen hießen, und wovon ich, auf Anrathen des Apothekers, nur eine einzige verschluckte, die mich so aussetzte, daß ich mein Tage daran gedenken werde. Aller Wust, den jemals ein Epileptischer bey sich gehabt hat, war weder an Qualität, noch an Menge mit dem zu vergleichen, was ich los wurde. Inzwischen befand ich mich bald darauf in einem mittlern Zustande, der mir an genehm war, bis auf einige Meinungen und gelehrte Sachen, die ich bisher sehr geliebt hatte, und die bey der Operation unglücklicher Weise mit fortgegangen waren.

Nunmehr fing ich erst an zu merken, daß man hier nicht alles kosten oder probiren mußte, was vorkäme. Ich sahe ein Elixir wider die Eigenliebe; aber ich hätte für alle Schätze der Welt nichts davon genommen. Mein Apotheker rühmte mirs zwar sehr, und versicherte mich ganz treuherzig,

wenn

wenn es auch seine Wirkung vollkommen thäte, daß ich das von doch nicht schlechter werden würde, als ich ohnedem wäre; sondern daß es mir nur die Meinung nehmen könnte, besser zu seyn. Ich sagte ihm aber, daß ich diese Meinung behalten müßte, weil sie die beste wäre, die von mir gehegt werden könnte.

Als er mich hierzu nicht bereden konnte, bemühte er sich, mir wenigstens einige von seinen Arzneien anzuschwären. Wenn Sie eine zänkische Frau haben, sagte er, so will ich Ihnen diese Mundkuchen empfehlen, die er mir zeigte, welches eben die Composition seyn soll, womit dem Drachen zu Babel der Mund gestopft wurde. Das heißigste Weib, das einen davon in den Mund nimmt, wird nimmermehr ihre Zähne wieder von einander bringen können. Ich fragte, ob sie sehr gesucht würden? und er schwur, daß alle Tage wol fünfzig Leute darnach fragten, und daß sie ein gemeines Hausmittel seyn müßten. Hieraus bewies ich ihm aber, daß sie nichts taugten, weil in der ganzen Stadt bey Menschen Gedenden keine stumme Frau gewesen war. Endlich gestund er mirs aufrichtig, woran der Fehler läge, daß nämlich die Kuchen nicht wirkten, wenn man sie nicht wenigstens eine Viertelstunde im verschlossenen Munde hielt, damit sie erst schmelzten, und es ließ sich hören, was er sagte, daß dies die Patienten nicht abwarten könnten.

Er gab mir eine große Flasche mit einer Essenz, worauf geschrieben stand: für Nichts. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, und sagte ihm, er hätte unbedacht sam gehandelt, von dieser Arznei so viel vorräthig zu machen: denn, sagte ich, da sie für Nichts hilft, so wird sie auch niemand gebrauchen. Er erwiderte lächelnd, ich sollte ihm nur glauben, daß er ein armer Mann seyn würde, wenn er dies Mittel nicht hätte, und es wäre ihm dasselbe allein mehr werth, als seine ganze Apotheke. Ich konnte dieses unglaublich finden, aber es war doch wirklich nicht anders. In meiner Gegenwart wurde der größte Theil des Vorraths verkauft, und man forderte es unter dem Namen der Universalessenz. Ich fragte, wie dies mit seiner Aufschrift überein

überein käme? Er antwortete aber, daß er nicht dafür könnte, wie man die Arzneien in der Stadt nannte. Er gäbe ihr den Namen, der ihr, ihrer Natur nach, zukäme. Unter diesem Namen hätte er sie anfangs den Leuten gegeben, die bloß aus Vorsicht zu mediciniren pflegten, wenn ihnen nichts fehlte. Diese hätten sie nach und nach unter dem Namen eines Universalis berühmt gemacht, und unter diesem Namen würde sie nun stets gefordert. Er versicherte mich zugleich, daß die in den Zeitungen ausgewiesenen Universalarzneyen nichts anders, als Nachahmungen der seinigen wären, und daß doch wirklich keine von allen so universell wider Nichts wäre, daß sie der seinigen den Rang streitig machen könnte. Hier ergriff ihn ein Eifer über den Brodtheid, der ihn so geschwählig machte, daß ich ihm einen seiner Mundkuchen angepriesen hätte, wenn er in diesem Zustande vermögend gewesen wäre, eine Viertelstunde zu schweigen.

Neben dieser Flasche stand eine andre: Für Alles! womit ich ihn also auch zum Stillschweigen zu bringen hoffte. Ich sagte ihm, er sollte davon eine Dosis für den Brodtheid nehmen. Allein er verständigte mich, daß diese Arznei keine andre, als die vorhergehende wäre, und daß diese bloß nach der Alchymie, jene aber nach der gemeinen Chymie verfertigt würde. Er nannte mir den Namen eines gewissen Goldmachers, der sie durch diesen Weg gefunden, und ihr den neuen Namen gegeben hätte; versicherte mich aber zugleich, daß der gute Mann dem ungeachtet an den Bettelstab gerathen wäre, weil er durch diese Benennung Verdacht erweckt, als ob er nur Geld brauchte. Ich wendete ihm ein, daß gleichwol dieser Verdacht auf keinen geworfen würde, der eine Universalarzney in den Zeitungen ankündigte, weil sie ein jeder treuerherzig kaufte. Allein er antwortete, daß man sie unmöglich aus einer andern Ursache kaufen könnte, als um einen armen Tropfe, der bis zu diesem Extremo ruinirt wäre, ein Almosen zu geben; weil es, so lange die Welt stünde, Jedermann erfahren hätte, daß diese Arzneien zu Nichts brauchbar wären.

Um nicht länger zu disputiren, brachte ich etwas anders auf die Bahn, und fragte ihn, ob er keine Steine der Weisen hätte? Er schien dieses Wort nie gehört zu haben. Als ichs ihm aber erklärt hatte, sagte er, daß er solche Waaren nicht führte, und daß seine Umstände, Gottlob! so schlecht nicht wären. Hingegen machte er viel Wesens von einem besondern Kästchen, worinn er eine Sammlung von Arzneyen zu haben vorgab, die nicht mit Gelde zu bezahlen wären. Als ichs ansah, waren es weiter nichts, als verschiedene Sorten von Arzneyen wider die Laster. Es waren gedruckte Blätter zum Gebrauche dabey, welche alles erklärten, und zugleich die Zeugnisse von den Patienten in sich enthielten, die sie gebraucht hatten. Ich bewunderte am meisten die Art und Weise, wie der Erfinder der Arzney die Laster der Menschen angriff, und wie diese mit der Wirkung der moralischen Hilfsmittel, welche wir gegen die Laster besitzen, harmonirten. Das Mittel wider die Wollust, dessen Wirkung die meisten Stimmen durch ihr Zeugniß bestätigt hatten, war nichts anders, als eine Essenz, wovon jede Dosis jeden Menschen um zehn Jahr älter machte. Bey Manchen hatte schon die vierte, bey Manchen die sechste, ja wohl erst die achte Dosis das Uebel curirt. Es war eine Latwerge wider die Wollust dabey, welche Vapeurs und Schwermuth machte, und die nach Art der Moralen wirken sollte; allein, es hatten sich nur wenig Personen unterschrieben, und auch diese nannten das Mittel in ihren Zeugnissen nur ein Palliativ. Das Elixir wider den Geiz war, unter zwölf andern Arzneyen wider dasselbe Laster, von den meisten Zeugen approbirt worden. Es war ein Aphrodisiacum, das sie verliebt machte, wodurch einige so weit gebracht worden waren, daß sie alles, was sie zuvor zusammen gesammelt, in kurzer Zeit wieder verschwendet hatten. Ein erbärmliches Ding war darunter, das mitleidig machen sollte. Allein, es hatte sich nur ein einziger abgedankter Soldat unterschrieben, der mit etwas Gelde, das er im Dienste erübrigt hatte, ein wenig kargte, und bey dem das Mittel glücklicher Weise so wirkte, daß er einem seiner alten Cameraden, welcher betteln mußte, einen Theil davon abgab.

abgegeben. Es müssen sehr weiche Naturen seyn, wo dieses Mittel anschlagen soll, und anstatt durchzuschlagen, hatten wohl zwanzig andre, die es versucht, untergeschrieben: *Blieb sitzen!* In diesem Fache fand sich auch wirklich ein Stein der Weisen, ohne daß der Apotheker es selbst gewußt hatte. Er war von 230 Personen wider den Geiz gebraucht worden; aber ausserdem, daß die meisten dadurch nicht curirt worden, würde er auch den übrigen, die für ihn zeugten, nicht geholfen haben, wenn sie nicht eben ihr letztes Geld für die Arzney ausgegeben, und da sie nachher nie etwas wieder empfangen, alle Gelegenheit verloren hätten, sich wegen der geschätzten Cur auf die Probe zu stellen. Unter den Arzneyen wider den Stolz, die sich auf eine große Anzahl beliesen, ohne daß viel Zeugnisse für sie gesprochen hätten, war nur ein einziges Mittel, welches, der Instruction nach, ohne alle Gewaltthat, bloß auf die Weise wirkte, daß es einen jeden in der Sache, worauf er stolz war, wirklich groß machte. Es war nur für wenige Naturen; aber die es gebraucht hatten, gestanden insgesammt, daß es ausnehmende Tugenden besaß. „Ich war weit stolzer auf meinen Stand, schrieb ein gewisser Herr, den ich nicht nennen darf, als ich noch Laquan war — ich hielt nicht mehr von meinen Einsichten, schrieb ein andrer, als da ich noch aufs Gymnasium gieng — ich habe sehr gut werden müssen, setzte ein dritter, ehe ich entdecken konnte, daß ich sehr schlecht war.“ u. s. w.

Es war eine große Menge solcher Arzneyen wider allerley Laster der Menschen; allein, ich habe überhaupt zweyerley an der Erfindung des Verfassers auszufehen. Das eine, daß seine besten Arzneyen ein Laster nur in so fern zu vertreiben pflegten, als sie ein andres in seine Stelle setzten. So curiren sich wahrhaftig die Menschen täglich selbst von ihren Lastern, ohne Arzneyen; und dies ist unser aller Weg, tugendhaft zu werden. Das andre, was ich auszufehen finde, ist, daß die meisten Mittel für so wenig Naturen sind; daher man bey einer großen Menge derselben wider die Laster oft keins fand, das man für sich gebrauchen konnte. Ein solcher unnützer Apparat ist in einer Apotheke um desto überflüssiger,

flüssiger, da man ihn schon weit vollständiger und schöner in der Moral hat.

Es währte mir zu lange bey diesem herrlichen Kasten, woraus ich unmöglich viel machen konnte; daher sah ich mich nach andern Gefäßen um, und erblickte ganz oben in einem Winkel eins mit der Aufschrift: Zum langen Leben. Wie kommt es, fragte ich den Apotheker, daß diese Arznei dort oben steht, wo sie sie mit der Leiter herabholen müssen? Wird sie so wenig gesucht? — Kein Mensch fordert dieselbe, erwiderte er, und sie steht nur dort oben, um auf meine Kosten zu verschimmeln. Was ist es denn für Arznei? fragte ich; und er sagte, daß es eine Sorte von Teufelsdreck in drey Pillen wäre, welche so unangenehm zu verschlingen wären, daß man sie entweder gar nicht hinunterbrächte, oder sie doch nach wenig Stunden wieder von sich bräche. Die erste, fuhr er fort, verdirbt die Zunge und den Geschmack dermaßen, daß man gar nicht mehr zum Vergnügen, sondern bloß aus Pflicht der Sättigung, nach höchster Nothdurft speiset und trinkt. Die andre Pille setzt alle Glieder in Bewegung, nicht anders, als ob Quecksilber darin wäre, so daß die, welche durch die Cur alt werden, dem ewigen Juden gleich sind, der nirgends Ruhe hat, sondern stets arbeitsam und geschäftig ist. Die dritte Pille verwandelt den Patienten beynahe in eine Wildsau, indem er gegen alles, was Sinne und Begierden reizen kann, unempfindlich wird. Das Schlimmste ist, daß man die ganze Cur ausbrauchen muß, wenn sie helfen soll. Vor Alters, beschloß endlich der Apotheker, ist diese Arznei wohl gebraucht worden, wie der Thierak; aber jetzt wird sie von hübschen Leuten eben so wenig mehr gefordert, und nur auf den Dörfern hin und wieder giebt es Volk, die, um alt zu werden, eine solche Pferdecur aushalten. —

Arzneien zu Krankheiten. Dies war mir das Seltsamste, was ich mein Tage gesehen zu haben glaubte. Brustkuchen, die Schwindsucht zu machen; Elixir zu Vapeurs; Essenz zum Podagra; Ungarisches Wasser bey

beym Mangel der Ohnmachten; Salbe wider gute Augen! — u. s. w. Solcher Unsinn stand da an den Gefäßen! Mein Apotheker versicherte mich, daß er im Jahre von allen diesen Arzneien über tausendmal mehr vorräthig machen müßte, als von denen, wider die Krankheiten, und daß der Zulauf zu jenen unbeschreiblich wäre, ohne daß er wüßte, wie es zugienge. Es schiene, daß man ein ganz umgekehrtes Vertrauen auf sie setzte, und daß man, in der Hoffnung, daß sie ihre Wirkung nicht thun würden, sie dennoch für unentbehrlich hielte, bloß weil sie angenehm schmeckten, oder weil andre Leute sie brauchten, oder weil sie Krankheiten machten, die eine Person von gewissem Stande haben müßte, u. s. w. In der That fand ich, als ich die obigen Sachen nachsah, daß die Brustkuchen für die Schwindsucht wahrhafte Brustkuchen für selbige, von einem Marktschreyer, waren, welcher sie, unter demselben Titel, allen gesunden Leuten gegeben, und sie, durch eine Art von Präservation, schwindsüchtig gemacht hatte. Das Elixir zu Vapeurs war nichts anders, als eben das häßliche Zeug, was zarte Damen von Stande wider dieselben zu nehmen gewohnt sind. Die Weiber aus kleinen Städten und Marktflecken pflegten es als ein Wahrzeichen, daß sie zur Stadt gewesen, mitzunehmen; und weil solche Leute nicht gewohnt sind, dergleichen Gestank von Stande zu vertragen, so wirkt bey Ihnen die Arznei, wie bey den Vornehmen ein Arzt, so, daß sie sie unaufhörlich nöthig haben, weil sie sie unaufhörlich krank macht; und da sie dieses den Vornehmen aus der Stadt ähnlich macht, so würden sie ihr Elixir für die Vapeurs eben so ungern, als ihre Ehre verlieren. Die Essenz zum Podagra war eine Vermischung der besten Weine, worinn das Ens Veneris aufgelöst war, und wovon man große Dosen nehmen mußte. Der liebliche Geschmack und die lustige Wirkung der Arznei machte ihr Liebhaber, und sie wurde von vielen Tausenden gesucht. — Ich will nicht alle die schädlichen Mittel beschreiben, die hier die Menschen zu ihrem Unglücke suchten. Denn da man sich hierbey auf die Klugheit und Vorsicht der andern Leute nicht verlassen kann, so müssen die Aerzte, weil

sie dazu bestellt sind, sie wider ihren Willen zu erhalten, die Mittel, wodurch sie sich ruiniren, verschweigen.

Der Apotheker zeigte mir noch eine große Reihe von Arzneyen, welche unter der Rubrik beyammen stunden, daß es Mittel wären, um zu gefallen. Die große Menge derselben überredete mich anfänglich, daß dieses eine leicht zu erhaltende Sache seyn müßte. Man sah hier die Arzneyen, die Verstand machen; aber es hatten sich kaum zehn Zeugen unterschrieben, denen es mit ihnen geglückt wäre. Weit mehrere betheuert in ihren Zeugnissen, daß ihnen die Stechpille für die Modenarrheit gute Dienste geleistet hätte. Man wird ein Modenarr auf diesem verkehrten Wege; denn da diese Art Leute weder Kopf noch Verstand nöthig haben, um zu gefallen, so bedürfen sie auch, um hierzu zu gelangen, des Mundes nicht. Eine einzige solche Pille macht sie zu dem, was sie seyn wollen; ich aber glaube, daß diese ganze Cur mehr auf die Natur selbst, als auf die Arzneyen, ankomme. Die größte Menge Zeugnisse war für die Arzneyen zur Schönheit. Hier war ein ganzer Jahrmarkt von Schmincken, Waschwassern, Seifenkugeln, u. d. gl. unter welchen allen Probatum stand. Der Apotheker versicherte mich, daß er zu diesen Arzneyen allen Plunder von Materialien nähme, die er zu sonst nichts zu gebrauchen wüßte, daß er sie theuer verkaufte, und daß, was das Seltsamste wäre, alle ohne Unterschied, die sie gebraucht, ob sie gleich davon viel häßlicher, als zuvor, geworden wären, dennoch ihr Zeugniß von der guten Wirkung der Arzney ohne alles Bedenken beygeschrieben hätten. Er versicherte mich, daß dieses daher käme, weil diese Arzneyen nicht sowol schön machten, als vielmehr den Leuten die Augen verrückten, so daß sie sich insgesamt für schöner hielten, wenn sie gleich häßlicher geworden wären. Ich begriff nicht, wie diese Verrückung ihrer eignen Augen gleichwol machen könnte, daß sie andern gefielen. Allein, er wollte behaupten, daß man nur allein sich selbst zu gefallen brauchte, wenn man sich überreden wollte, jedermann zu gefallen.

Der gute Mann hatte mir schon so viel seltsame Dinge gezeigt und gesagt, daß ich seine Paradora ganz gewohnt wurde, und ich glaube, daß ich noch diesen Augenblick alles, was er mir gesagt hat, für wahr halten würde, wenn mich nicht die Art und Weise, wie ich erwachte, überführt hätte, daß alles, was ich gesehen und gehört, ein bloßer Traum gewesen wäre. Mit diesem Erwachen, welches bey jedem Traume der Riß des Knotens ist, gieng es so zu: Der Apotheker sagte mir, daß er ein Knallgold hätte, womit er die Phantasten curirte, welches Leute sind, die, ohne Vernunft, denken. Ich war begierig, und sagte, ey! lassen sie mich diese Universalmedicin sehn; denn dies ist eine Arzney für jederman. Alsobald wies er mir das Knallgold, und sagte, daß man es den Phantasten, die auf einen Drenfuß gesetzt würden, auf ein paar glühenden Kohlen untersteckte. Wenn sie nun ein paar Minuten darauf geseßen, wobey sie, wie es der Aberglaube für gut hält, drey Stellen aus Lohensteins Versen hersagen müssen, so entzündete sich das Gold, und zersprengte das ganze Heer der ungereimten Phantasien. Der gute Mann sagte mir dieses ganz treuherzig; ich aber lachte darüber, und versicherte ihn, daß der Effect eben so gewiß seyn würde, wenn man gleich nicht den abergläubischen Gebrauch mitmachte, Lohensteinische Verse dabey zu recitiren. Er wollte das Gegentheil behaupten, und wir wetteten um eine Kanne Wein. Um diese zu gewinnen, ließ ich mirs gefallen, den Versuch selbst zu machen. Ich setzte mich auf den Drenfuß, und der Apotheker schob mir eine gute Portion Knallgold unter. Damit er nun sehn sollte, daß es auf die Verse nicht ankäme, so wollte ich drey prosaische Stellen aus einer gewissen Jubelpredigt hersagen; allein kaum hatte ich ein Comma davon ausgesprochen, so geschah der Knall, welcher mich dermaßen erschreckte, daß ich alsobald erwachte, und, wie halb todt vor Schrecken, in meinem Bette lag. Man kann leicht erachten, wie sehr es mich verdross, da ich die Wette unstreitig gewonnen hatte, daß ich doch am Ende so leer ausgieng, wiewol es mir doch noch immer ein Trost ist, daß ich Recht behalten habe.

Mein Herr Arzt,

Man lernt immer etwas aus ihren Blättern. Besonders ist mir im 212ten ein recht helles Licht aufgegangen, welches mich, wie ich glaube, noch dahin bringen wird, daß ich selbst der Erfinder eines neuen Systems werde. In diesem Blatte haben Sie erzählt, wie unser ganzer Leib aus kleinen Schläuchen bestehe, worin sich flüssige Materien überall hin bewegen, und in dem folgenden Blatte beweisen Sie uns sogar, daß diese Schläuche auch auf der Haut Öffnungen haben, wodurch sie aus der uns umgebenden Luft mancherley Dünste in sich hineinsaugen, und dieselben hernach in alle Theile und Eingeweide des Leibes versenden. Daraus habe ich nun begriffen, wie es zugehe, daß sich die Sitten und Charaktere der Menschen nach derjenigen Art von Dünsten richten und verändern, worin sie am meisten leben. Denn da dergleichen Dünste in dem künstlichen Schwamme unsers Körpers, wie Sie ihn nennen, überall hingelangen, so werden sich deren nothwendig auch viele in die kleinen Gefäße begeben, die dem Gehirne die Lebensgeister liefern, und das ist ausgemacht, daß die Lebensgeister die Gedanken der Menschen bilden. Wir wissen, daß bey feuchter und neblichter Luft die meisten Leute übel aufgeräumt, niedergeschlagen, und zum Nachdenken nicht ausgelegt sind. Das machen die Nebel, die sich durch ihre Haut ins Gehirn ziehn. Wir wissen, daß Leute, deren Gemüthsarten einander entgegengesetzt sind, verdrießlich und feindselig werden, wenn sie in Gesellschaften zusammen kommen. Das machen die Ausdünstungen ihrer Körper, die sich in ihnen mit einander vermischen, und in Aufruhr und Gährung gerathen. Es ist eine bekannte Sache, daß die Leute, die Schweine masten, niemals recht fein denken lernen, und daß es unter tausenden von ihnen keinen Dichter oder schönen Geist giebt. Das machen die Dünste der Schweine, von welchen Thieren man weiß, daß sie eine Antipathie gegen die Aesthetik haben. Man beobachtet, daß die bloße Gegenwart der Aerzte bey Kranken durch Arzneystärke wirkt, indem sie bey einigen neuen Muth und Munterkeit, bey andern Furcht und Verzweiflung, bey einigen ein Fieber, bey andern ein Purgiren verursacht, u. s. w. Das machen theils die Ausdünstungen der Aerzte, wodurch sie den Kranken ihre eigne Furcht oder Hoffnung von ihrem Zustande insinuirten, theils thun es die Dünste der Arzneyen, welche sie aus den Apotheken mitbringen. Man weiß, daß kein Schlaf süßer sey, als der in den Kirchenstühlen: das machen die Dünste der Leichen, die unter dem Fußboden dieser geheiligten Oerter schlafen. Man sagt, daß von zweien Eheleuten natürlicher Weise der herrschsüchtigste Mann nach und nach gehorchen, und die demüthigste Frau gebieten lernen. Das machen die Dünste, welche aus beyden Körpern in einander
über

übergehn, und die Charaktere der Personen umtauschen. Es will verlauten, daß einige Buchdrucker gelehrt werden, und sogar Dichter von den Monaden wider den Leibnitz schreiben sollen. Das machen die Dünste der Buchdruckerfarbe, welche nichts anders, als die Monaden der Bücher sind. Es giebt viel Leute, welche nicht eher meditiren können, als bis sie Taback rauchen oder schnupfen. Das machen die Dünste des Tabacks, welche nach Art aller dumm machenden Arzneyen, in kleiner Dosi die Seele verherrlichen. Man will endlich wissen, daß der gute Charakter vieler Leute, ihre Menschenliebe, ihr edles Herz, ihre Tugend, gewisse Quellen haben sollen, die nicht die lautersten sind, welche man aber nicht recht zu beschreiben weiß. Das sind die Dünste, die sie bey ihrer Lebensart umgeben, und die sich nur verändern dürfen, wann sich der Schalk offenbaren soll. Was sagen Sie zu diesen Proben, mein Herr? Meynen Sie nicht, daß ich mit meinem neuen Systema gut fort kommen sollte? Wenn Sie mir zum Versuche rathen, so will ich auf die Michaelismesse das erste Bändchen davon liefern. Ich bin Dero Ergebenster.



Zwey hundert sechs und dreyßigstes Stück.



von Haller.

— Wenn vom Loos der Sterblichkeit
Die Weisheit uns nicht ganz befreyt; —
So lobt man doch den Steuermann,
Wenn schon ein grimmiger Draca
Bisweilen alle Kunst besieget.

Wenn ich meine Leser zum öftern auf meine vorhergehenden Blätter zurück weise, so geschieht solches mehrertheils, um ihnen den Zusammenhang der Krankheiten und ihrer Ursachen und Curen deutlich zu machen, weil ich weiß, daß hierauf vieles ankomme, und weil ich immer der Hoffnung lebe, daß einige meine Blätter nicht bloß, wie Zeitungen, sondern die mit einander verwandten Materien zuweilen

weisen im Zusammenhange lesen werden. Ich habe Ursache zu glauben, daß ich die Lehre von den Lungengeschwüren, welche alle Arten der eigentlich sogenannten Schwindsucht in sich begreift, meinen Lesern aus dem deutlichsten Gesichtspuncte werde zeigen können, wenn ich ihnen diese Krankheiten bloß als Folgen der Lungenentzündungen vorstelle; von welchen ich in meinem 231sten und 232sten Blatte ausführlich gehandelt habe. Auf jede andre Weise würde es schwerer zu erklären und zu begreifen seyn, sowol wie Lungengeschwüre entstehen und sich entscheiden, als auch wie sie curirt werden müssen. Wenn sich hingegen Leser, denen es um gründlichen Unterricht zu thun ist, ist die Ihnen schon vorgetragene Lehre von den Lungenentzündungen in ihrem Gedächtnisse wieder erneuern, und alsdann meinen heutigen Betrachtungen nachfolgen, um zu begreifen, wie solche Entzündungen Geschwüre der Lunge nachlassen, und wie sich die ganze medicinische Pflege der Letztern auf die vorhergegangene Cur der Erstern beziehe, so wird es hernach leicht seyn, ihnen zu zeigen, daß alle übrige Lungengeschwüre, wenn sie gleich auf kein vorhergegangenes förmliches Entzündungsfieber von der Lunge folgen, dennoch auf eine ganz ähnliche Weise entstanden sind, und in den Maximen der Cur keinen wesentlichen Unterschied machen.

Ich habe in meinen obangeführten Aufsätzen von den Lungenentzündungen gesagt, daß die glückliche Cur dieser gefährlichen Krankheiten lediglich darauf ankomme, daß die in den Lungengefäßen stockende Materie aufgelöst, abgeleitet, und es sey nun durch den Auswurf, oder durch den Urin, oder auf andern Wegen, abgeführt werde, ehe sie in eine völlige Eiterung übergeht. Damals habe ich auch gezeigt, wie man einer drohenden Eiterung vorbeugen könne. Ist ist nun der Fall zu betrachten, wann sie nicht verhütet worden ist.

Zuweilen kann sie, aller angewendeten Vorsicht und Mühe ungeachtet, nicht verhütet werden; weit öfter aber ist ein Versehen in der Cur schuld daran, daß es nicht geschehn ist. Wenn man in der Lungenentzündung entweder nicht zeitig genug, oder nicht so oft, als es nöthig war, Blut gelassen, oder, wenn auch durch allzu vieles Blutlassen die Kräfte des

Kran-

Kranken so geschwächt sind, daß die Abführungen durch Stuhlgang, Urin, Schweiß und Auswurf nicht gehörig haben erfolgen können; wenn diese Abführungen durch irgend eine andre Ursache gehindert und unterbrochen worden, oder sonst ein wesentlicher Fehler in der Cur begangen ist; so bleibt die stockende Materie in den entzündeten Blutgefäßen stecken, und es erfolgt dann in der Lunge eben das, was auf der Haut in ähnlichen Fällen zu geschehn pflegt. Wenn eine entzündete Geschwulst nicht zertheilt, oder vor der Eiterung aufgelöst wird, und unvermerkt wieder verschwindet, so verwandelt sie sich in ein Eitergeschwür. Der Eiter, welcher sich darin zusammen gezogen hat, bleibt oft eine geraume Zeit in seiner Höhle verschlossen, ohne daß er hindurch brechen und sich den Ausweg eröffnen sollte. Wenn sich nun dieses nach einer Entzündung in der Lunge zuträgt, so heißt dieser in seinem besondern Behältnisse, wie in einem Sacke eingeschlossene Eiter, ein Eiterbeutel in der Lunge (*Vomica pulmonum*.)

Wenn die Entzündung nicht tief in der Substanz der Lunge selbst gefessen, sondern sich, wie in der eigentlichen Pleuresie, mehr nach ihrem Umfange ausgebreitet hat, so formirt sich der Eiterbeutel dicht unter den Rippen; und wann er dann ausbricht, so ergießt sich der Eiter in die Brusthöhle, die von den Rippen und dem Zwerchfelle formirt wird, und worin die Lunge schwebt. In diesem Zustande sagt man, daß der Kranke den Brusteiter (*Empyema*) habe. Wenn die Entzündung tiefer in der Substanz der Lunge sitzt, so zerspringt das Eitergeschwür im Inwendigen der Lunge selbst. Ist die Oeffnung klein, so, daß nur wenig Eiter auf einmal heraus bringen kann, oder ist überhaupt des Eiters nicht viel, und der Kranke noch gut bey Kräften, so hustet er diesen Eiter aus, und findet Erleichterung. Ist aber der Eiterbeutel groß, und der Riß beträchtlich, daß eine große Menge Eiter auf einmal ausfließt, oder ist auch der Kranke sehr schwach, so stirbt er in dem Augenblicke, da der Eiterbeutel zerplatzt; und dies geschieht öfters ganz unerwartet, beym Essen, beym Niesen, beym Schnauben, im Gehen, oder bey jeder andern Handlung, ohne daß irgend ein Kennzeichen

eines so nahen Todes vorher gegangen seyn sollte. Nach dem Tode strömt gemeinlich der Eiter aus dem Munde, und der Leichnam wird in kurzer Zeit faulend.

Es geschieht oft, daß weder der Kranke selbst, noch sein Arzt, die Gegenwart eines verschlossnen Eiterbeutels in der Brust im allergeringsten bemerken kann. Alle erfahrne Aerzte wissen dieses, und Viele haben darüber geklagt. Willis sagt, daß die Eiterbeutel in den Lungen, ohne Fieber oder Entzündung, auch ohne heftigen Husten und Auswurf, ganz in der Stille und unvermerkt erzeugt würden, und sich oft nicht eher entdeckten, als indem sie den Kranken erstickten. Eben dasselbe sagt Tulpus, und noch neuerlich der berühmte Herr Leibmedicus Vogel in Göttingen. So führen wir oft unsern Tod in unserm Busen bey uns, wenn wir noch gewisse Rechnung auf ein langes Leben machen!

Es giebt aber doch einige Kennzeichen, die einem aufmerksamen Arzte den versteckten Eiterbeutel in der Lunge wenigstens verdächtig machen, wenn auch gleich kein förmliches Entzündungsfieber vorher gegangen ist. Bagliv hat sie beschrieben. Die Kranken fangen an, etwas schwer Luft zu schöpfen, ob sie sich gleich übrigens gar wohl befinden, auch bey'm Athemholen nicht röcheln, noch auswerfen. Sie empfinden einigen Schmerz in der Brust, welcher beständig anhält, und können auf der schmerzhaften Seite nicht liegen. Sie husten ein wenig, doch nur trocken; endlich bekommen sie rothe Wangen und ein kleines Fieber. Der Herr Leibmedicus Vogel hat noch ein besondres Zeichen angemerkt, das ich aus eigener Erfahrung verschiedenemal erkannt habe. Es ist ein süßlicher Schleim, der, wenn er in der Brust zum Röcheln gebracht wird, einen bösen Geschmack macht, und bisweilen erliche verhärtete Schleimkörner unter sich hat, die bey'm Zerreiben zwischen den Fingern häßlich stinken. Ich habe eine schwindsüchtige Frau gekannt, die unter ihrem Auswurfe beständig solche kleine Eiterbeulen hatte, und deren in einigen Jahren viele hundert, ja wol tausende aushustete, worin ein sinkender Eiter vorborgen war, und die so hart, wie kleine Steinchen auf die Bretter fielen. Alles dieses

find

sind Umstände, welche mit Knoten in der Lunge, die sich zu Eitergeschwüren neigen, verbunden sind. Wenn die Eiterung selbst anfängt, so bemerkt man auch oft die Kennzeichen derselben.

Zuweilen gehn die Kranken einige Wochen, und haben einen unerträglich übeln Athem. Ich erinnre mich eines solchen, der dabey täglich ausging, gut speisete, nicht über die Brust klagte, und sich wohl befand. Sein eigener Athem machte ihn nur zuweilen ohnmächtig. Eines Tages grub er, zur Leibesübung, im Garten, als auf einmal sein Mund voll Eiter war, und er in Ohnmacht sank. Er warf wohl sechs Wochen Eiter aus, und ward vollkommen wieder hergestellt.

Ob nach einem Brustentzündungsfieber ein Eiterbeutel in der Lunge sich formire, solches kann man wahrscheinlich muthmaßen, wenn in den ersten vierzehn Tagen die zum Entzündungsfieber gehörigen Auswürfe nicht erfolgt sind, und am Ende dieser vierzehn Tage der Kranke weder gesund, noch auch nur um vieles erleichtert ist, sondern vielmehr das Fieber noch lebhaft, und der Puls stets schnell, obgleich gemeinlich weich und schwach, zuweilen aber doch auch hart, und wellenförmig, das Athemholen nicht ganz frey, und manchmal ein kleiner Schauer und ein Abendfieber mit rothen Wangen, trocknen Lippen, u. s. w. vorhanden ist.

Wenn sich alle diese Zufälle vermehren, so muß man schließen, daß schon wirklich Eiter gemacht sey. Dann wird der Husten anhaltender, und vermehrt sich bald nach dem Essen oder bey der geringsten Bewegung; der Kranke kann nur auf der schlimmen Seite liegen, ja zuweilen kann er das Liegen gar nicht vertragen, sondern muß sich stets aufrecht halten, wenn er nicht husten und beängstigt werden will. Dabey hat er ein anhaltendes Fieber und oft einen außenbleibenden Puls. Das Fieber wird nicht nur alle Abend stärker, sondern die wenigste Speise, die geringste Bewegung, ein wenig Husten, eine kleine Gemüthsbewegung, ein heißes Zimmer, eine zu starke Bouillon, oder die ein wenig zu salzig ist, machen im Augenblicke den Puls geschwinder.

Der

Der Kranke ist unruhig, und hat Augenblicke, da er ersticken will, woben auf der Brust und im Gesichte der Schweiß ausbricht. In der Nacht schwitzt er; sein Urin ist roth, bald schäumigt, bald öligt. Das Gesicht erröthet oft plötzlich, und er hat gemeiniglich einen abscheulichen Geschmack im Munde, bald wie alter Käse, bald wie faule Eyer, bald wie stinkendes Fleisch. Dabey wird er mager; die Zunge und der Mund ist trocken, die Stimme schwach und heiser, die Augen liegen im Kopfe, und sehen zuweilen etwas wild; er hat an allem einen Ekel, und wenn sich zu etwas Appetit findet, so ist er verloren, so bald es gebracht wird. Dabey ist merklicher Verlust der Kräfte zu spüren.

Außer allen diesen Zufällen bemerkt man zuweilen an der schlimmen Seite eine kleine Geschwulst und eine geringe Veränderung der Farbe. Wenn der Eiterbeutel ganz unten inwendig in der Lunge sitzt, nämlich fast in der Mitte der Brust, so kann man, wenn der Kranke hustet, einiges Aufschwellen bemerken, wenn man die Herzgrube drückt.

Wenn der Eiterbeutel schon formirt, aber noch nicht aufgebrochen ist, werden alle diese Zufälle ärger, und das Eitergeschwür dehnt sich immer weiter aus. Die ganze schlimme Seite der Lunge wird oft ein Eiterbeutel, wogegen die gesunde Seite zusammengepreßt wird, und entsetzliche Beängstigungen verursacht, worin endlich der Kranke, mit der Lunge voll Eiter, erstickt, ohne jemals Eiter ausgeworfen zu haben. Um ein solches Unglück zu verhüten, muß man den Ausbruch des Eiterbeutels befördern, so bald man von seiner Gegenwart gewiß überzeugt ist; und weil es besser ist, daß er in der Lunge breche, wo man den Eiter auswerfen kann, als daß er sich in die Brusthöhle ergieße, so muß man den Ausbruch inwendig in der Lunge befördern.

Der Kranke muß stets den Dampf von warmen Wasser, oder von Milch, oder von einem Decocte erweichender Kräuter in sich ziehn, damit dadurch der Eiterbeutel an der Stelle erweicht werde, wo er aufbrechen soll. Wenn man so glücklich ist, ungefähr die rechte Zeit, da die Stelle zum Auf-

bruche

bruche geschickt ist, zu treffen, um alsdann dem Kranken eine Menge erweichender warmer Getränke, als fetter Suppen, Gerstendecoct, Mandelmilch, Milch und Wasser, u. d. gl. trinken zu lassen, daß dadurch der Magen ausgedehnt, und das Zwerchfell von unten zurückgedrückt werde, um die Lunge zusammen zu pressen, so geschieht es zuweilen, daß der Eiterbeutel glücklich ausbricht, und sich in die Luftröhre ergießt. Man kann hierzu behülflich seyn, wenn man entweder mit warmen Eßig, der unter die Nase gehalten wird, einen Husten erregt, oder ein wenig Wasser oder Eßig in den Hals einsprüht, oder mit Schnupstaback ein Niesen macht, oder den Kranken öfters laut rufen, lachen und lesen läßt, oder ihn in einem Wagen auf rauhen Wegen wohl durchschüttelt, zumal, wenn er vorher den Magen mit den obigen Getränken angefüllt hat. Zuletzt muß man das Zimmer mit Benzoe nach und nach immer stärker räuchern, um den Ausbruch zu befördern.

Alle diese vom Herrn van Swieten vorgeschlagene und vom Herrn Tissot wiederholte Maasregeln dienen bloß zur Eröffnung des in der Lunge verborgnen Eiterbeutels, aber sie entscheiden den Ausgang der Krankheit noch nicht; und in der That ist derselbe mehr vom Zufalle, als von der Geschicklichkeit des Arztes zu erwarten. Denn eben so, wie es sich zutragen kann, daß der Bruch eines Eiterbeutels, wenn er entweder durch die obigen Hülfsmittel befördert worden, oder von selbst erfolgt ist, den Kranken, welcher dabey gemeiniglich ohnmächtig wird, nach häufiger Ergießung des Eiters durch die Luftröhre, fast augenblicklich erleichtert, kann es auch geschehn, daß er in wenig Augenblicken vom Eiter erstickt wird, wenn das Geschwür sehr groß, und die Ergießung des Eiters auf einmal zu stark ist. Von beyden Fällen sind die Beyspiele nicht selten. So lange der Zustand noch unentschieden, und der Bruch des Eiterbeutels noch zu erwarten ist, reicht man den Kranken alle zwey Stunden einen Speiselöffel voll von einem starken Gliederblumenthee, wovon zehn Loth mit zwey Loth Eßigmeth von Meerzwiebeln vermischt worden sind.

Wenn

Wenn der Eiterbeutel glücklich gebrochen, und der erste gesammelte Eiter durch den Auswurf fortgeschafft worden ist, so steht es noch dahin, ob der Kranke genesen könne, oder nicht. War er zuvor noch gut bey Kräften, und ist der Eiter weiß und von guter Art; vermindert sich nach dem Ausbruche das Fieber, und hören die Erstickungen, die Beängstigungen und Schweiß auf; wenn sich der Husten mindert, und der Kranke besser als zuvor, sitzen oder liegen kann; wenn sich Schlaf, Appetit und Kräfte wieder einfänden, die Menge des Auswurfs nach und nach täglich geringer, und der Urin besser wird; so ist Hoffnung vorhanden, daß die guten Arzneyen das Uebel noch gründlich heilen werden. Wenn hingegen der Kranke schon vor dem Bruche des Eiterbeutels an Kräften erschöpft war, und die Materie, die er auswirft, dünn und klar, von mancherley Farben, blutig und stinkend ist, der Puls schnell und schwach bleibt, Schlaf, Appetit und Kräfte aber nicht wiederkommen; so sind die besten Arzneyen umsonst, und es ist an keine Genesung zu denken. Gleichwol muß man sie geben, um alles zu versuchen. Sie sind in beyden Fällen einerley, und ich will sie beschreiben.

So lange der Auswurf zäh und dick ist, giebt man alle zwei Stunden einen Speiselöffel voll von dem überwähnten Fliederblumenthee mit Eßigmeth von Meerzwiebeln, und dazwischen alle halbe Stunden eine Tasse voll Fliederblumenthee, oder von der gemeinen Polygalawurzel, die ich, nach Cандons Anpreisung, aus eigener Erfahrung kenne, (*) mit Honig versüßt. Das übrige Getränk ist Milch mit Reiß, Haber oder Gersten, gekocht. Bey diesem letztern Getränke kann es allein sein Bewenden haben, wenn der Auswurf dünner wird, und leicht losgehustet werden kann. Man kann auch frischgemolkne Milch von Kühen, Eselsmilch, Ziegenmilch, oder Ammenmilch, Mandelmilch, oder Gerstenwasser mit dem vierten Theile Milch vermischt, zum Trinken verordnen. Dies ist, nach den Beobachtungen aller Zeiten, die beste Nahrung für Leute, die

offene

(*) S. das 252ste Blatt am Ende.

offene Lungengeschwüre haben, oder, welches eben dasselbe ist, die in recht eigentlichem Verstande schwindsüchtig sind. Die Wahl unter diesen diätetischen Mitteln kann, nach Verschiedenheit der Umstände des Kranken, geändert werden. Galen verordnete die Eselsmilch, wenn seine Hauptabsicht war, das offene Geschwür zu reinigen, weil sie durchdringender ist, und besser löset; hingegen gab er die Ammenmilch, um der Abzehrung Einhalt zu thun. Wider die zehrende Hitze sind die Molken das vorzüglichste Getränk, die Baysnard mit Grunde rühmt. Man kann die gemeine Karrenmilch, wenn sie nur einigemal durchgeseigert worden, an ihre Stelle nehmen. Allein bey dem Durchlaufe dienen diese Mittel nicht, und da ist es besser, nach Bürlers Rathe, die Milch mit Kaltwasser vermischt zu trinken. Auf diese Weise vermindert sie den Bluthusten und den Durchlauf; allein, weil sie zugleich den Auswurf hindert, so muß man Brustthee mit Meerzwiebeln und Corinthen, oder dergleichen mit Manna, Weichenfasse, u. s. w. dabey gebrauchen.

Außer dieser Diät im Getränke sind auch die Speisen wohl zu wählen, so wie es die dringendsten Umstände erfordern. Ist der Auswurf zäh und dick, so dienen Manna, suppen, Pflaumen, Eßigmeth, u. d. gl., ist die Hitze zehrend, so dienen alle leichte Gartenfrüchte, Obst, Karrenmilch, dünne Milchspeisen; ist der Durchlauf beschwerlich, so speist man Reiß, Graupen mit geröstetem weissen Brodte, worauf etwas Meschatnuß gerieben worden. Dabey kann man Elysiere von Milch, worinn Theriak zerlassen worden, mit Terpentin appiciren, welche der Herr van Swieten bey den Durchläusen am Ende der Krankheit empfiehlt. Es gehört hierzu eine natürliche gute Vernunft, um die Speisen den verschiednen Zuständen und Abwechselungen des Kranken gemäß einzurichten.

Auch die Luft des Kranken muß wohl gereinigt und in der Hitze und Kälte gemäßigt werden. Faulende unreine Luft verschlimmert die Geschwüre, die sie unmittelbar berührt, augenscheinlich. Der Herr van Swieten versichert, daß die Dünste aus einer in die Erde gegrabnen Grube, zu einem

Erde.

Erbbade gebraucht, die Schwindsucht curirt haben. Eine kalte Luft reizt den Husten unaufhörlich, und es ist eine gemeine Erfahrung, daß die Schwindsüchtigen an sehr heißen Tagen sterben. Man muß demnach die Zimmer täglich lüften, und mit Eßige sprengen, wann sie gesetzt werden. Im Winter müssen sie sorgfältig mäßig warm gehalten; in trockner Sommerhitze hingegen mit Stauden, Blumen, Früchten und Kräutern, die in Wasser stehn, gekühlt und erfrischt werden. So lange der Kranke bey Kräften ist, muß er die freye Luft bey erträglicher Witterung suchen, und hier kommt der Artikel vom Reiten auf die Bahn. Der Herr van Swieten verspricht davon Linderung; Herr Tissot lobt es ganz unumschränkt, wie Sydenham, Pringle und andre. Ich habe davon meine Meynung im 180sten Blatte geäußert, woben ich es lassen werde. Der Himmel weiß, daß ich noch keinen Schwindsüchtigen davon habe genesen sehn; allein, die Veränderung der Luft, die Bewegung, das Schütteln des Trotts für die, welche es ausstehn können, und die Gemüthsergözung sind solchen Leuten stets nützlich. Ich kann auf das Ansehn solcher großer Männer als die sind, die ich ihz genannt habe, allen Schwindsüchtigen das tägliche Reiten, so lange sie es vertragen, und sich davon erleichtert finden, zuverlässig empfehlen.

Man muß in dieser Krankheit nicht sorgfältig seyn, um den Stuhl zu befördern. Es ist genug, wenn sich der Leib um den dritten Tag erleichtert, und die Clystiere sind hier nicht angebracht, weil immer ein Durchlauf bereit ist, ihnen zu folgen.

Bei allen diesen diätetischen Maßregeln ist nur eine einzige Arznei nöthig, um die Schweiß und den Durchlauf zu mäßigen, und die Kräfte zu erhalten, welche das schwindsüchtige Fieber verzehrt, und das ist die Fiebereinde. Man kann davon täglich ein Loth in eingetheilten Portionen nach und nach entweder mit Wasser, oder in Honig, oder in Brustkästen geben. Die diese Arznei beim zehrenden Fieber noch bedenklich finden, die wissen wohl selbst nicht, was sie wollen. Lösecke hat in seiner Schwindsucht nach und nach

zwölf

zwölf Pfund davon verzehrt, und glaubte damit seine schwache Lunge in den Stand gesetzt zu haben, daß er drey Jahr weder Blut noch Eiter mehr ausgeworfen. Er starb nichts desto weniger an der Schwindsucht, und übertrieb nicht allein offenbar den Gebrauch der Rinde, sondern liebte und lobte auch die balsamischen Arzneyen, besonders die Myrrhen, die ihn verdarben, und selbst den Nutzen der Fiebereinde vermindern mußten. Man muß im Gebrauche der Rinde eben so wie andrer Arzneyen mit Klugheit handeln. Wenn reichliche Dosen davon die zehrende Hitze nicht verhüten können, so ist es mehrentheils auch mit dem unmäßigsten Gebrauche vergeblich, und dann stärkt derselbe den Kranken auch nicht. In solchem Falle sind die kühlenden Arzneyen vorzuziehn, welche die Hitze erträglich und kurz machen, die die Rinde hingegen, wenn sie unmäßig genommen wird, nachdem sie in mäßiger, doch reichlicher Dosi nichts wirken wollen, oft, wie ich gesehn, vermehrt und anhaltend gemacht hat. Pringle verordnet das Decoct der Rinde täglich zweymal zu drey bis vier Speißelöffeln voll, wo sie weder Hitze noch Beängstigung macht. Man kann sie auch in Brusttheen bequem geben, wie unter andern der Herr Professor Baldinger gerathen. Der beste Nutzen, den ich in dieser Krankheit von der Rinde kenne, ist der, wenn sie im Anfange gebraucht wird, hauptsächlich wenn ein heftiger Brustcatarrh, der mit viel Hitze und pleuritischen Schmerzen und Auswürfe verbunden ist, in die Länge die Schwindsucht droht. Hier thut die Rinde bey kühlender Diät gewiß ausnehmende Dienste. Die Beobachtungen der Herren van Swieten und Röderer bestätigen dasselbe. Wenn bey dergleichen Catarrhen die Rinde nicht selbst purgirt, wie sie doch oft thut, muß man gelinde Abführungen dabey gebrauchen. Doch wieder zur Sache.

Wenn unter der obigen Pflege der offnen Lungengeschwüre der eitrige Auswurf sich mindert, und der Kranke sich in allen Absichten bessert, so beweiset dieses, daß sich das Geschwür reinige, und nach und nach zuheile. Bleibt aber der eitrige Auswurf häufig, wird der Eiter in seiner Art schlechter, und kommt das Fieber alle Abend wieder, so ist zu fürchten, daß

ein um sich fressendes Geschwür (Ulcus) daraus werde, welches die Lunge gänzlich verzehrt und den Kranken bald aufreißt.

In diesem letzten Grade der Schwindsucht ist an der bisher beschriebenen Pflege sonst nichts zu ändern, als was man um der Nebenzufälle willen zuweilen thun muß. Doch kommt hier die Ableitung des Eiters von der Lunge durch Haarfeile und Fontanelle in Betrachtung, wovon ich im 251sten Blatte ausführlich handeln werde: Ob ich gleich gestehe, daß mir die gute Wirkung dieser Mittel nur in den Fällen wahrscheinlich ist, wo ein eitriger Husten ohne Lungengeschwür Statt findet. Dergleichen sind nicht selten. Der Herr v. Saen hat bey dem stärksten Auswurfe, der sogar in Salzwasser zu Boden gesunken, und die schlimmste Auszehrung verursacht hat, eine ganz gesunde Lunge gefunden. Dasselbe hat Bonnet beobachtet. Zuweilen wird es erfordert, ein wenig Blut zu lassen, besonders wenn sich noch Spuren der Entzündung in der Lunge äussern. Pringle hat diese Methode angepriesen, und versichert, daß das öftre Blutlassen in kleiner Dose stets Erleichterung gebe. Zuweilen richtet man mit den Dünsten von abgekochten Wundkräutern, mit ein wenig Terpentinöl vermisch, die der Kranke durch einen papiernen Trichter in sich zieht, viel Gutes aus. Ob dabey dem Terpentinöl etwas zuzuschreiben sey, glaube ich schwerlich. Inzwischen war es Benners Methode, die aufgebrochnen Lungengeschwüre mit dem Dampfe balsamischer Harze zu curiren. Die Brustdecocte allein sind hinlänglich, wie des Herrn geheimen Rath Muzels Erfahrungen, unter viel andern ältern, beweisen; ja selbst der Dampf des warmen Wassers. Amatus Lusitanus, Crato und andre, haben äußerlich Salben aus Tragant oder arabischem Gummi, mit Rosenwasser, Weichendöl, frischer Butter, etwas Kampher und Ammenmilch; zubereitet, zur Erleichterung der Schwindsuchtigen gebraucht. Forestus rühmt sich, mit Rosenzucker Schwindsuchtige curirt zu haben. Wenn der Nachthusten den Schlaf hindert, so nimmt man gegen die Nacht ein paar Speiselöffel voll rothen Mohnsyrup in der Gerstenptisane, oder auch etwas Opium, doch nie, ohne es mit Meerzwiebeln

zu versehen, damit es den Auswurf nicht hemme. Sowol vom unbehutsamen Gebrauche des Opium, als auch von eben den Ursachen, welche in der Pleuresie den Auswurf stopfen, hört derselbe zuweilen ganz unvermuthet bey Schwindsuchtigen auf, und dieses verursacht alsobald Angst, Fieber, Schwachheit und Erstickungen, ja oft erneuret sich davon die Entzündung dergestalt, daß man den Kranken durch Blutlassen retten muß, worauf sich sogleich der Auswurf wieder einzustellen pflegt. In diesem gefährlichen Zufalle ist es nöthig, den Dampf von warmen Wasser in die Lunge zu ziehen, stündlich einen Löffel voll Fliederthee mit Eßigmetz von Meerzwiebeln zu nehmen, und dazwischen viel Fliederthee mit etwas Ysopkraut und Honig zu trinken. So bald der Auswurf wieder kommt, verschwindet ein Zufall nach dem andern. Zuweilen verzehren die heftigen Schweisse den Kranken, und in solchen Fällen ist Kaltwasser, mit Milch vermisch, nützlich. Sollte es aber den Auswurf zäher machen, und die Lunge zu sehr trocknen, muß man erweichende Getränke, oder andre Mittel dazwischen gebrauchen, die keine Hitze machen und den Auswurf befördern. So hat der Herr geheime Rath Muzell eine Schwindsucht nach dem Bluthusten, ohne alle balsamische Mittel, bloß mit dem täglichen Gebrauche der rohen geschälten Gurken, bey einer verdünnenden wässrigen Diät curirt. Zuweilen trägt es sich zu, daß nach dem Gebrauche eines Eiterbeutels, welcher den Zustand des Kranken zusehends gebessert hat, neue Angst, ein neues Fieber und ein neuer Husten entstehen, und zuletzt ein andrer Eiterbeutel aufbricht, und diese Abwechselungen können sich oft ereignen, und Jahre lang dauern. Zuweilen reinigt sich der Eiterbeutel ziemlich, heilt aber nicht zusammen, und sammelt in sich eine neue Menge von Eiter, der eben solche Rückfälle der Krankheit verursacht. Man kann keine andre Pflege hier anbringen, als die bisher beschrieben worden ist.

Diese kühlende und ungekünstelte Pflege der Lungengeschwüre ist die beste für die Kranken, und wollte der Himmel, daß sich die Aerzte damit begnügten! Aber nein! ihre Gelehrsamkeit läßt sie selten so weise werden. Sie wollen die

Lungengeschwüre durchaus mit balsamischen Arzneien heilen; und wenn sie es noch jemals damit erhalten hätten, so ließen sie sich entschuldigen. Es fehlt aber hieran so viel, daß man vielmehr behaupten kann, es sey solchen Kranken nichts nachtheiliger, als diese vortreflichen Lungenbalsame, besonders der Terpentin, der peruvianische Balsam, der von Mecca, der Mastix, die Myrrhen, der Storax, der Schwefelbalsam, u. s. w. Ich war vor Zeiten auch von dem allgemeinen Vorurtheile für diese Arzneien eingenommen; aber einige Beobachtungen bekehrten mich bald. Ich schmeichle mich, daß ich den peruvianischen Balsam nach der genauesten Beobachtung der Regeln gelehrter Aerzte, worunter besonders Pringle glänzt, den Schwindsüchtigen verordnet habe, und gleichwol sahe ich zu wiederholtenmalen, so behutsam ich es auch anfang, daß fast unmittelbar darauf ein heftiger Bluthusten entstand, der alles ärger machte. Seitdem habe ich diese Methode verlassen, und Barbette erhielt mein Vertrauen, als ich las, daß er, so wie Colebatch, obgleich wider aller Aerzte Gutachten, die gelindesten säuerlichen Sachen mit dem größten Glücke in der Schwindsucht gebraucht habe. Ist habe ich die Methode erzählt, die diesem Grundsatz gemäß ist, und, ausser dem Herrn van Swieten, von dem die Hauptanlage herrührt, kann ich ist seinen Nachahmer, den Herrn Tissot, als einen Vertheidiger dieser Methode, darstellen. Ich, der ich kein Ansehen habe, werde mich seiner Worte bedienen, um so viele, ja die meisten deutschen Aerzte zu ermahnen, von ihren schädlichen Vorurtheilen abzustehn, und alle die herrlichen Brust- und Schwindsuchtsbalsame den Puschern und den Zeitungsärzten zu überlassen.

„Ich bin überzeugt, sagt Herr Tissot, daß die Folgen dieser balsamischen Arzneien in solchen Krankheiten überhaupt verdrießlich sind. Ich sehe alle Tage, daß sie ein wahrhaftes Unheil stiften, daß sie die Genesung verzögern, und daß sie oft eine heilbare Krankheit tödtlich machen. Sie werden nicht verdauet. Sie verstopfen die kleinen Gefäße der Lunge, die sie doch vielmehr eröffnen sollten. Sie verursachen, wenn nicht die Dosis außerordentlich klein ist, offenbare Hise und

Beflem-

Beflemung. Ich habe oft sonnenklar gesehen, daß Pillen von Myrrhen, Terpentin und peruvianischem Balsam, nach einer Stunde den Puls erregt, und Röthe, Alteration und Angst verursacht haben. Endlich so könnte man auch einem jeden von Vorurtheilen befreitem Arzte beweisen, daß diese Mittel im gegenwärtigen Falle wahrhaftig schädlich sind, und ich wünsche sehnlich, daß man den Betrug erkenne, und daß sie den Credit verlieren mögen, worin sie sich unglücklicher Weise bisher erhalten haben. Ich weiß, daß sie viel geschickte Aerzte in diesen Krankheiten täglich verordnen; allein sie werden davon abgehn, so bald sie ihre Wirkungen beobachtet haben, ohne sie mit denen von andern Arzneien zu verwirren, die sie mit ihnen verbinden, und die ihre Schädlichkeit vermindern. Ich habe einen Kranken gesehen, welchen ein Wundarzt mit ausgebratetem Specke von der Schwindsucht hatte heilen wollen, und der davon schlechter geworden war. Dieser Rath scheint ungereimt zu seyn, und ist es in der That; gleichwol werden die balsamischen Mittel, die man verordnet, vielleicht nicht besser verdauet, als der Speck. Die Fiebrerrinde besitzt alles, was man sich von den balsamischen Arzneien versprechen kann, und sie hat keinen ihrer Fehler; nur muß man sie nicht zu der Zeit geben, wenn Spuren einer Entzündung vorhanden sind, und muß keine andre Speise neben der Milch genießen. Auch das so berühmte Antihecticum besitzt die Tugenden nicht, die man von ihm rühmt. Ich bediene mich seiner oft im hartnäckigen Kinderhusten, mit der Milch, und da ist es dienlich. Bey Erwachsenen hingegen habe ich selten merkliche Wirkungen davon gesehen, und in diesen Fällen fürchte ich, daß es schädlich seyn möchte. Eben dasselbe haben schon andre Aerzte gefunden.

Wenn ein Eiterbeutel in der Lunge so aufbricht, daß sich der Eiter in die Brusthöhle ergießt, so fällt der Kranke gemeiniglich in Ohnmacht, und bemerkt eine besondre Bewegung in der Brust. Die Angst und Erstickung verschwindet alsobald, und das Fieber wird geringer. Dennoch währet gemeiniglich der Husten fort, aber nicht so heftig, und ohne

Auswurf. Die Besserung dauert aber nicht lange, weil sich der Eiter täglich vermehrt, und durch seine zunehmende Schärfe die Lunge reizt, bedrückt und anfrist. Der schwere Athem, das Fieber, die Hitze, der Durst, die Schlaflosigkeit, der Ekel, die Magerkeit, und viel mehr andre Zufälle, kommen wieder, besonders öftre Ohnmachten. Es ist hier kein anderes Mittel übrig, als die Brust zu eröffnen, um dem Eiter den Ausgang zu verschaffen. Man muß diese Operation, wenn sie nützlich seyn soll, nicht zu lange verschieben, und in der That ist sie weit weniger schmerzhaft, als sie es scheint.

So wie die auswendigen Geschwüre oft in den Brand übergehen, so geschieht es auch mit den Lungengeschwüren, wenn die Entzündung und das Fieber lebhaft sind, und wenn sie gar durch hitzige Arzneien vermehrt werden. Eine unausstehliche Beklemmung, eine große Schwachheit, öftre Ohnmachten, das Erkalten der Glieder, ein stinkender gefärbter Auswurf, und zuweilen schwärzlichte Flecken auf der Brust, verrathen diesen traurigen Zustand. Eine heftige Bewegung und hitzige Arzneien können den Kranken plötzlich in dieses Elend stürzen.

Zuweilen verhärtet sich die entzündete Geschwulst in der Lunge, und es entstehen davon unschmerzhaft harte Knoten. (Scirrhi) Man erkennt dieses daraus, wenn sich die Brustentzündung auf keine von den bisher beschriebenen Weisen endigt, dennoch aber das Fieber mit den übrigen Zufällen verschwindet, und gleichwol das Athemholen ein wenig beschwerlich bleibt, und der Kranke in einer Seite der Brust eine beschwerliche Empfindung, und von Zeit zu Zeit einen trocknen Husten behält, der nach den Mahlzeiten und nach der Bewegung schlimmer wird. Dieses Uebel wird gar selten geheilt; allein man kann viel Jahre dabey leben, ohne große Beschwerden auszustehn. Zuweilen veranlassen diese Knoten ein convulsivisches periodisches Asthma, das seine traurigen Scenen zwischen die Gesundheit einmischt, und, nachdem es beruhigt worden, den Kranken eine Zeitlang ohne besondere Beschwerden hingehn läßt. Er muß in diesem Zustande

stande alle Gelegenheit, sich zu erhitzen, vermeiden, um zu verhüten, daß der Knoten von keiner neuen Entzündung umgeben werde, die große Gefahr bringen würde. Molkem mit etwas Honig vermischt, Seife und Gummi ammoniacum, sind die Arzneien, auf welche man, wenn sie lange Zeit gebraucht werden, einige Hoffnung setzen kann; übrigens ist der Gebrauch des Dampfes von warmen Wasser dann und wann nützlich.

Das, was gemeiniglich die Schwindsucht genennt wird, ist nichts anders, als ein offnes um sich fressendes Lungengeschwür. Es ist in diesem Blatte gezeigt worden, wie ein schwindstüchtiger Kranker zu pflegen sey, wenn die Schwindsucht eine Folge der Lungenentzündung ist. Man begreift leicht, daß sich diese Pflege für alle offne Lungengeschwüre schicke, es sey nun ihre entfernte Ursache oder Veranlassung, welche sie wolle. Die Vollblütigkeit kann die Lungengefäße zerreißen, und die verwundete Lunge macht alsdann einen Bluthusten. Die Wunde der Lunge wird hiernächst von einer Entzündung umgeben, und eitert, wie Wunden auf der Haut täglich zu thun pflegen. So entsteht eine Schwindsucht nach dem Bluthusten, welche aber eben so, wie die nach der Pleuresie, eine Folge der Lungenentzündung ist, folglich auch eben dieselbe Pflege erfordert. Ein jeder Brusthusten wird durch einen Reiz der Lunge hervorgebracht, den eine Schärfe, oder sonst Etwas veranlassen kann. Dieser Reiz lockt einen Zufluß der Säfte nach der Lunge; die Gefäße werden angehäuft; das Blut stemmt sich in ihnen, und es folgt eine Lungenentzündung. Solchergestalt kann man jeden Husten, wie eine neue Lungenentzündung betrachten, und da diese nicht überhand nehmen kann, ohne mit den Gefahren der Eiterbeutel und Schwindsucht zu dräuen; so muß billig jeder Husten, auch wenn er noch neu ist, allen Ärzten wichtig seyn, und man muß ihn nach eben denselben Grundsätzen pflegen, wie die Lungenentzündungen. Dieser Maxime werde ich eingedenk seyn, wenn ich dereinst die Cur des Hustens und der Catarrhen beschreiben werde. In Krankheiten, die mit Eiterungen verbunden sind, in Blattern, Entzündungsfiebern, u. s. w. wendet

sich zuweilen der Eiter, der von den zurückführenden Gefäßen aufgenommen wird, nach der Lunge, und macht daselbst einen Eiterauswurf, welcher in die Länge die Lunge angreift, entzündet und schwärend macht. Zeitige Hülfe kann diesem letzten Unheile zuweilen vorbeugen, oft aber gelingt es der Kunst nicht; viel öfter wird der Kranke versäumt, oder übel gepflegt, und dann ist die Schwindsucht unvermeidlich. In den Krankheiten, wo eine große Schärfe herrscht, besonders in den Masern, wendet sich gemeiniglich diese Schärfe nach der Lunge, und entzündet dieselbe, so, daß nach einem langwierigen Husten der eitrige Auswurf erfolgt, und eine wahre Schwindsucht ihren Anfang nimmt. Auch hier kann man in der ursprünglichen Krankheit selbst, und bald nachher, den Kranken von der Gefahr der Schwindsucht erretten; wehe aber denen, die in diesen ursprünglichen Krankheiten verharret sind! Ich werde ihre Cur zur andern Zeit beschreiben. Ist will ich nur sagen, daß die veranlassenden Ursachen der Schwindsucht, von welcher Art sie auch seyn mögen, dennoch stets eine vorhergegangene Lungenentzündung mit in sich fassen, und dieses beweiset, daß die im gegenwärtigen Blatte vorgeschlagene Pflege der Schwindsüchtigen allgemein sey, und daß die Verschiedenheit ihrer entferntern Veranlassungen nichts Wesentliches darin ändere.

Zwey hundert sieben und dreyßigstes Stück.

von Hagedorn.

Von welchen Vätern, welchen Müttern
Erbt ihr die Einsicht?

Brantome erzählt vom Cardinale Carl von Lothringen, daß er sich durch seine außerordentliche Freigebigkeit die Bettler und Damen am meisten verbindlich gemacht

macht habe. Als er einstmals einem blinden Bettler, seiner Gewohnheit nach, eine ganze Hand voll Geld gab, sagte der Arme voller Erstaunen: O tu sei Christo, o veramente el Cardinal di Lorrano. Hingegen wußten andre Leute, daß er durch eben dasselbe Mittel alle Damen bey Hofe gewann, und daß keine ungehobelt von ihm kam, die er mit seiner Hand voll Geld erreichen konnte. Das, was das Geld in den Händen dieses Cardinals war, das ist die Arzneykunst in den Händen der meisten Aerzte und ihres fremden Gelichters. Mit einerley Sache, durch einerley Handlung, begnügen sie sich etwas Löbliches, und bald darauf ein Verbrechen; beglücken sie diesen, und lassen jenen ihr Opfer werden. Der schlechteste Pfuscher, und seine Frau selbst, machen zuweilen eine wundergute Cur, und mit dieser Cur, mit eben derselben Arznei, tödten sie funfzig andre Leute. Der beste Arzt, der mit seinen Arzneien Tausenden das Leben gerettet, wird den Elenden tödten, dem er sie giebt, wann ihn sein Leichtsin, die Vernunft, eben so verlassen wird, wie diesen iherwähnten Kirchenengel die Tugend.

Worinn mag doch das Geheimniß bestehn, wodurch unsre Handlungen stets gut bleiben? Unstreitig darinn, daß sie dem Umfange aller Gesetze, die uns verbinden, gemäß sind. Nicht bloß durch die gute Absicht, welche schon so oft, und noch täglich bisher, der Vorwand und Deckmantel so vieler Mordthaten und Verbrechen gewesen ist. Man muß auch aus der besten Absicht nichts thun, was durch die Unwissenheit, durch die blinde Zuversicht, durch die Vorurtheile und Irrthümer, womit wir es thun, schädlich werden könnte, und was noch ausserdem den übrigen Gesetzen, die wir zu beobachten schuldig sind, widerspricht. Hierher gehören aber auch die bürgerlichen und obrigkeitlichen Gesetze, welche aus der vielfältigen Erfahrung von dem großen Unglücke, das gute Herzen stiften, wenn sie zu dumm und dienstfertig sind, allen Leuten, die weder Einsicht, noch Beruf zu gewissen Unternehmungen haben, dieselben verbieten, und Uebelthaten aus herzlich guter Meinung, nicht weniger für strafbar ansehen, als unlängbare Betrügereyen. Wenn die Rathgeber

bey Kranken, die aus christlicher Liebe so viel Unglück in der Republik anrichten, dieses bedenken wollten, so würden sie aufhören, Werke der Liebe zu treiben, die ihnen so rechtmäßig verboten sind; und wenn die Kranken, die sich durch die guten Absichten dieser Leute bewegen lassen, ihrem unglücklichen Rathe zu folgen, der Maxime des Herrn von Sagedorn eingedenk wären:

Sürwahr! Den klugen Feind muß man für schädlich halten; Doch ja so sehr den dummen Freund!

so würden sie nicht so oft die Opfer ihrer unsinnigen Menschenliebe werden.

Die Aerzte finden täglich mehr Ursache über diesen gar allgemeinen Mangel der menschlichen Einsicht und Vorsichtigkeit in der angelegentlichen Sache unsrer Gesundheit zu klagen. Es sind nicht nur die Charlatans, die öffentlich für den Ruin der Republicken arbeiten. Nein. Fast alle Menschen, und am meisten, die, so sich für die frommsten halten, treiben dieses verderbliche Gewerbe, weil sie sich einbilden, nichts bessers thun zu können, als daß sie Nothleidenden ihren guten Rath mittheilen. Alle Vorurtheile, Irrthümer und Ungereimtheiten, die eine alte Frau auf ihrer langen Wallfahrt hienieden gesammelt hat, pflanzt sie mit einer unermüdeten Hartnäckigkeit auf die junge Nachwelt fort, welche sie, wie eine Klapperschlange, bloß durch ihren Ton bezaubert und vergiftet. Aeltern sorgen oft mehr dafür, ihren Kindern ein altes verwünschtes Receptbuch, als ein gutes Vermögen zu hinterlassen; und die in ihrem Leben nicht Lust haben, ihre Kinder den Catechismus zu lehren, die lassen doch keine Gelegenheit vorbehey, um ihnen zu sagen, was bey diesen und jenen Krankheiten probatum ist. Wenn es auf medicinische Sachen ankommt, so ist eine solche Liebe zu unterrichten bey dem gemeinen Volke, daß man keine Kunst finden wird, worin sich ein jeder Nichtswürdiger für einen solchen Meister halten sollte, als die Arzneykunst. Wissenschaften von dieser Art, die gewissermaßen von Vater auf Sohn forterben, sind, auf gut Glück, entweder das Heil, oder die Land-

landplagen ganzer Nationen. Gemeine Sagen pflanzen sich unendlich weiter fort, als die gesuchtesten Schriften, und was ein Vater und eine Mutter gelehrt hat, daran zweifeln rechtschaffene Söhne und Töchter in ihrem Leben nicht. Trifft das Glück, durch die Sage fortgepflanzt zu werden, nützliche und von Irrthümern befreyte Künste; wohl! dann dem Lande, worin sie sich zum Nutzen des Geschlechts ausbreiten werden! Trifft es aber die Werke der Unwissenheit und der Vorurtheile: o wehe dem armen Lande, dessen Volk alsobald in dem Schutte des Unsinnns begraben seyn wird! Der letzte Fall ist der, worin sich die vom Volke gemißbrauchte Arzneykunst befindet. Nicht nur Deutschland, nicht nur Europa, nein, das ganze menschliche Geschlecht ist mit heillosen Vorurtheilen angesteckt, die unaufhörlich Menschen tödten, und stets die Aerzte hindern, auch nur den kleinsten Theil von ihnen zu retten. Ich will nicht von den Vorurtheilen für die Arzneyen hinter den Zeitungen und für die Aerzte auf den Buden reden. Nein, selbst die Maximen der Lebensordnung und des Verhaltens bey zugestohlenen Krankheiten sind so im Grunde verdorben, daß das gemeine Volk fast von allem, was es, um sich zu retten, und um den Aerzte die Cur zu erleichtern, thun sollte, gerade das Gegentheil thut, und daß es jeden Arzt, der es zurecht weisen will, lächerlich findet.

Da ich mich anheischig gemacht habe, in der practischen Arzneykunst, Leuten, die keine Aerzte sind, gute Maximen bezubringen; so darf mir billig keine Sorge mehr am Herzen liegen, als in dem Herzen des Volks das Angedenken der alten Großmütter und ihrer medicinischen Lehren auszurotten, und ich habe mir vorgesetzt, heut den Anfang zu machen, um den großen Haufen von seinen schädlichen Vorurtheilen in Absicht auf die Lebensart und das Verhalten seiner Kranken, dergestalt zu überführen, daß ihm bey seinem künftigen Ungehorsame, den ich befürchte, wenigstens sonst nichts zur Entschuldigung übrig bleiben soll, als daß es ihm an gesunder Vernunft fehle.

Je mehr ich mich bemühe, meinen Lesern die Heilungsart verschiedner Krankheiten begreiflich zu machen, desto mehr finde

finde ich, daß alle diese Lehren unnütz seyn werden, ehe sie nicht von dem Verhalten eines Kranken überhaupt richtige Begriffe haben; denn eben hierdurch vernichten sie im Voraus alle übrige heilsame Anschläge des Arztes. Bey langwierigen Krankheiten lassen sich die Regeln des Verhaltens einzeln beschreiben, und ihre Verschiedenheit ist zu groß, um allgemeine Maximen daraus zu machen. Allein, bey allen Arten von hitzigen Krankheiten ist es ganz anders. Das Verhalten bey allen und jeden ist sich in der Hauptsache stets gleich, und es ist überdem ein großer Theil der Cur selbst, und zwar der, wovon der gemeine Mann fast gar nichts, als das Widerspiel weiß und thut. Dieses hat die vortreflichsten Aerzte der neuern Zeiten, besonders einen van Swieten, Pringle, von Saen und Tissot bewogen die Lehre von dem Verhalten in hitzigen Krankheiten, als eine Hauptsache bey ihrer Cur, und als eine abgesonderte Wissenschaft vorzutragen, die man unschätzbar nennen kann. Was mich betrifft, der ich ist nur ein Ausleger dieser Wissenschaft seyn werde, in so fern sie von diesen grossen Leuten, wohin vorzüglich der Herr van Swieten gehört, in den neuesten Zeiten gelehrt worden, so werde ich mich bloß damit begnügen, meine Leser zu erinnern, daß ich, hin und wieder in meinen Blättern zerstreut, die Gründe aller dieser Maximen schon angeführt und eingeschärft habe. Ich werde mich aber nicht selbst wiederholen; sondern will, so viel möglich, mit den eignen Worten dieser grossen Lehrer der Arzneykunst, die von ihnen angepriesenen und erwiesenen Regeln des Verhaltens bey hitzigen Krankheiten, zur Bestätigung der Ueberzeugung zusammen sammeln, und gegen einander halten. Wollte der Himmel, daß bey gemeinen Aerzten und bey dem Volke, der Glanz so ansehnlicher Autoritäten mehr, als was ich schon so oft gesagt habe, wider die schädlichen Vorurtheile vermöchte, die sie zu so treuen Freunden des Todes machen. Ich handle ist nicht wider die Bescheidenheit, wenn ich sage, daß ich Sachen vorzutragen habe, die über den Horizont gemeiner Aerzte, derer die meisten sind, und über die Begriffe des Volks hingehn, die ihnen eben so neu, als kühn, und unver-

verantwortlich scheinen werden, und denen sie doch unwillkürlich folgen müssen, wenn sie Vernunft und alle Sinne haben. Da ich überzeugt bin, daß diese Aufsätze dem menschlichen Geschlechte vortheilhafter, als alles, was ich etwa sonst sagen könnte, seyn werden; und da keine Materie, besonders zu dieser Jahreszeit, da die Gefahr hitziger Krankheiten groß ist, interessanter seyn kann, so werde ich, ohne Furcht, zu mißfallen, diese ganze Lehre ausführlich und ununterbrochen mittheilen.

Zu allererst muß ich meine Leser in Stand setzen, die Krankheiten zu erkennen, für welche dieses Verhalten vorgeschrieben wird. Es sind die, welche man gemeinlich hitzige Krankheiten, hitzige Fieber, nennt. Dahin gehören die rasenden, die Entzündungsfieber, die faulenden und insbesondrer, die Hirnwuth, die Entzündungen des Kopfs, des Halses und aller andern Theile, welche mit anhaltender Hitze verbunden sind, die Pleuresie, die Gallenfieber, die Leberentzündung, Entzündungsfieber von grossen äusserlichen Verletzungen, Fleckfieber, Blattern, Masern, Scharlachfieber, Flußfieber, weisse und rothe Friesel, Blutfieber, und andre. Das Verhalten der Kranken muß in allen diesen Arten von hitzigen Krankheiten überhaupt einerley seyn, und in so fern wird es hier beschrieben werden. Worin es aber in verschiednen besondern Krankheiten von den allgemeinen Maximen abgehe, das wird bequemer bey der Abhandlung dieser Krankheiten gesagt.

Die meisten hitzigen Krankheiten kündigen sich zuweilen einige Wochen, gemeinlich aber nur wenig Tage vor ihrem Ausbruche an. Man pflegt alsdann zu sagen, daß man unpäßlich und nicht recht wohl auf sey. Man ist schläfrig, niedergeschlagen und träge, der Appetit mangelt, und es liegt etwas, wie man sagt, vor dem Magen. Man wird leicht ermüdet, das Haupt ist eingenommen, man schläft tief, aber unruhig, und ohne Erquickung; die Munterkeit des Gemüths ist fort; zuweilen ist einige Beklemmung in der Brust, der Puls schlägt nicht mehr recht ordentlich, man schaudert leicht und kommt schnell zum Schwitzen, oder es hört auch der sonst gewöhnliche Schweiß auf.

Wenn

Wenn man dergleichen Umstände an sich wahrnimmt, so kann man zuweilen durch ein gutes Verhalten der hitzigen Krankheit noch vorbeugen. Herr Tissot hat zu dieser Absicht folgende Regeln vorgeschlagen, die von den übrigen großen Ärzten hin und wieder ebenfalls dringend empfohlen werden.

Man muß alle starke und heftige Arbeit liegen lassen, dennoch aber eine mäßige Leibesübung fortsetzen. Wenn die gewöhnlichen Geschäfte des Kranken von dieser letztern Art sind, so ist es weit besser, sie fortzusetzen, als sich so gleich dem Müßiggange und den Betten zu übergeben. Ich habe schon im 110ten Blatte gesagt, daß in der Ausübung dieser Maxime gar oft die Vorboten schwerer Krankheiten zurückweichen.

Es ist nöthig, wenig oder gar keine feste Speisen, besonders kein Fleisch, keine Fleischbrühen, keine Eyer, keine Fische und keinen Wein zu genießen. Gemeinlich werden diejenigen Leute am seltensten von hitzigen Krankheiten überfallen, die gewohnt sind, bey jeder Unpäßlichkeit, die ihnen zuflößt, strenge zu fasten, das ist, sich des Genusses aller festen Speisen zu enthalten, oder sich doch darin behutsam zu mäßigen. (S. mein 16tes und 110tes Blatt.)

Man muß viel, aber oft wenig auf einmal trinken. Das Getränk kann Fliederblumenthee, mit etwas Honig und Eßig vermischt, oder Gerstenwerg (Ptisane) auf gleiche Weise mit Honig, Eßig und ein wenig Salpeter vermischt, oder auch viel laues Wasser, mit Eßig säuerlich gemacht, seyn. Dieses Getränk ist niemanden unmöglich. Wenn kein Eßig vorhanden wäre, könnte man pures laues Wasser trinken, wovon eine Bouteille mit einem Theelöffel voll gemeinem Salze schmacht gemacht werden kann. Wer Honig hat, kann ein paar Löffel voll davon mit gutem Nutzen im Wasser auflösen. Auch Fliederblumen, oder Lindenblüththee, oder die von der Milch geschiedenen Molken, sind gute und heilsame Getränke.

Endlich muß man zeitig anfangen, den Leib durch Clystiere zu reinigen. Man weiß aus meinen öftern Warnungen, be-

sonders im 215ten Blatte, wie viel es zum glücklichen Aus- schlage hitziger Krankheiten beynahme, die Verdauungswege gleich anfangs gereinigt zu haben. Mit Purganzen und Brechmitteln kann dieses gar selten bey solchen Krankheiten sicher geschehen. Daher sind die milchwirkenden Clystiere von Pappelnkraut und Blüthen, mit Wasser gekocht, und mit etwas Honig vermischt, oder die von Molken, u. d. gl. zum allgemeinen Gebrauche am sichersten und hilfreichsten.

Nach dieser Methode, wozu noch einige Maximen aus meinem 110ten Blatte gerechnet werden könnten, hat man schon oft die schwersten Krankheiten verhütet; und wenn sie auch ja nicht verhütet wurden, so sind sie doch viel gelinder, und man hat dadurch die Gefahr sehr vermindert.

Unglücklicher Weise, sagt Herr Tissot, erwählt man gemeinlich einen ganz entgegengesetzten Weg. So bald man anfängt, sich unpäßlich zu befinden, begnügt man sich mit Fleische, Eiern oder Fleischbrühen; hingegen setzt man die Gartenfrüchte und das Obst zurück, welches doch beydes so nützlich seyn würde! Zur Stärkung des Magens, und um die Blähungen fortzutreiben, trinkt man Wein oder andre Liqueurs, welche das Fieber nur vermehren, und den noch übrigen Rest der Gesundheit vollends verjagen. Hierdurch werden alle Ausführungen gehindert, die Materien, welche die Krankheit veranlassen, werden nicht verdünnt, noch zur Ausführung geschickt gemacht, vielmehr werden sie schärfer, und lassen sich schwerer austreiben. Einige Bouteillen eines verdünnenden und erfrischenden Getränks durchweichen alle fremde Materien, und lösen sie ab, sie reinigen und verdünnen das Blut, und nach einigen Tagen geht alles Schädliche bey der Eröffnung des Leibes, oder mit dem Schweiße oder Urine fort.

Wenn die hitzige Krankheit selbst ihren Anfang nimmt, welches fast allezeit mit einem Schauer, oder auch merklichem Froste, wobey der Kranke hinsällig und am ganzen Leibe voller Schmerzen ist, zu geschehen pflegt; so werden die übrigen Zeichen derselben deutlicher, und der Kranke kann bald urtheilen, was für ein Feind ihn übersalle. Es erfolgt bald

nach

nach dem Schauer eine starke trockne Hitze des ganzen Körpers mit einem schnellen und harten Pulse, der Urin ist roth, dick, trübe, die Zunge trocken, der Durst unerträglich, das Haupt schmerzt, und das Athemholen ist nicht mehr frey. Wenn es ein Entzündungsfieber von einer Stockung in den Eingeweiden ist, so gesellt sich zu diesen Beschwerden der Schmerz in der Gegend dieses Eingeweides, von welchem alsdann auch das Fieber den Namen erhält. Ist es ein Entzündungsfieber der Haut, so offenbart sich in der Zeit der Hitze nach dem Schauer der Ausschlag, wie bey den Blattern, Masern, dem Scharlachfieber, der Rose, u. a. Wenn aber das Fieber zu der Natur der faulenden bössartigen Krankheiten gehört, so sind die Umstände zwar anfänglich eben so, wie oben überhaupt gesagt worden; allein, es verändert sich der Schauplatz gar bald auf diejenige Weise, wie Pringle und van Swieten ihn beschrieben haben, und wie ich ihn künftig, wenn ich von diesen Krankheiten handeln muß, abschildern werde. (S. das 254te Blatt.) Die nach dem ersten Schauer folgende Hitze wechselt zum öftern mit neuen Schauern ab; gleich vom Anfange ist ein unglaublicher Verlust aller Kräfte zu spüren, der Kopf ist schwer, und in der Stirn ist ein Drucken. Das Gemüth ist niedergeschlagen, scheint nachdenkend und ist dünn; aller Schlaf mangelt oder ist unerquicklich; der Puls wird dem natürlichen ähnlich, dennoch brennt der Patient gleichsam inwendig, wenn man ihn eine Zeitlang berührt; die Stimme ist schwach, und ihr Ton verändert sich, die Hände beben, die Sehnen zucken, der Schlummer ist schreckhaft, und zuletzt äußern sich die Spuren der Fäulnis auf der Haut durch Flecken, Friesel, Halschwämme, u. s. w.

So sind die formirten hitzigen Krankheiten beschaffen, und diesen Umständen gemäß muß das Verhalten der Kranken seyn. Wenn nach dem ersten Schauer die Hitze mit großer Entkräftung und mit Schmerzen verbunden ist, welche den Kranken außer Stand setzen, sich zu regieren; so muß man ihn entweder ins Bette legen, oder ihn, ein wenig mehr bedeckt, als sonst, ruhig sitzen lassen, und ihm alle Viertels-

stunden

stunden ein kleines Glas von einem der obbeschriebenen Getränke reichen, welche sowol vom Herrn van Swieten, als auch vom Herrn Tissot, von Saen und Pringle allen andern vorgezogen werden.

„Die Kranken begehren gemeinlich, daß man sie, so lange der Frost währt, wohl zudecke. Man muß aber sorgfältig darauf Acht geben, daß ihnen die überflüssige Bedeckung wieder abgenommen werde, so bald der Frost nachläßt, damit sie beym Anfange der Hitze nicht mehr, als gewöhnlich, zugedeckt liegen; ja, es wäre gar zu wünschen, daß sie noch weniger bedeckt wären, als sie es gewohnt sind. Das gemeine Volk liegt unter den schwersten Federbetten, und keine Wärme ist fieberischen Leuten weniger zuträglich, als die von Federbetten. Weil sie es aber einmal nicht anders gewohnt sind, so muß man es in den rauhen Jahreszeiten wohl gestatten. Geringegen in warmer Witterung, und so oft die Fieberhitze stark wird, würde es sie unendlich erleichtern, wenn sie die Federbetten hinwegwürfen, und auf Strohecken lägen, und sich mit einem Tuche, oder sonst womit, zudeckten, das nicht so schlimm wäre, als die Federn. Man kanns nicht glauben, wenn man es nicht selbst mit angesehen hat, wie ein Kranker auslebt, wenn man ihm die Federdecke hinwegnimmt. Die ganze Krankheit gewinnt von demselben Augenblicke an eine andre Gestalt.“ Tissot.

Es ist weit mehr von diesem Artikel zu sagen; ich will es aber bis künftig versparen, wo ich von dem Verhalten der Kranken im hitzigen Fieber in Absicht auf die Temperatur der äußerlichen Wärme reden werde. Das, was ich ist gesagt habe, ist bloß geschehen, um keinen Schrecken in den Gemüthern meiner Leser zu machen: denn, wenn ich ihnen alles auf einmal sagte, daß die Kranken in hitzigen Fiebern, bey Phantasiren, und sogar in den Pocken, Masern, Fleckfieber und Friesel, aus dem Bette genommen, umgekleidet, und gelüftet werden sollen, so möchten mich viele derselben, ja einige Herren Doctores selbst, für einen Menschen ansehen, der auf Todtschlag ausgehe. Wer den

Der Arzt. X. Th. Berth. Ausg.

B 6

Vor:

Vorurtheilen aus Herz greift, der muß sich wie ein schlichterter Schächer gebelunden, der höchstens nur alle Woche ein wenig dreister wird, und seinem Gegenstande sehr langsam näher rückt. Zudem habe ich Ursache, die Lehre von dem Verhalten in hitzigen Krankheiten, da ich sie ununterbrochen vortragen will, in lauter kleine Aufsätze abzutheilen, um meinen Lesern, welche die Mannichfaltigkeit lieben, auf jedem Bogen noch etwas anders sagen zu können, das ihre Aufmerksamkeit ein wenig zertheilt. Bisher habe ich nur von dem Verhalten der Kranken in demjenigen Zustande geredet, der vor dem hitzigen Fieber vorhergeht. Nach dem ersten Schauer oder Froste, welcher bey vielen solchen Krankheiten der einzige ist, folgt die Hitze, die eigentlich das wahre Fieber ist. In diesem Zustande muß das Verhalten der Kranken aufs genaueste bestimmt seyn, und daher werde ich eine jede dazu gehörige Regel mit einer Ausführlichkeit vortragen, die nöthig ist, um Leser von Vernunft zu überreden, daß sie alte Vorurtheile muthig bestreiten, von denen es ihnen vielleicht noch nie eingefallen ist, daß es Vorurtheile oder schädliche Gewohnheiten wären.

Mein Herr Arzt,

Die Materie des ersten Schreibens in Ihrem 201sten Blatte, ob der sogenannte St. Veitstanz eine Art von Convulsionen sey, welche von einer übeln Verdauung herrühren, ist daselbst von Ihrem Herrn Correspondenten aus einem Grunde entschieden worden, welcher noch streitig ist, nämlich, weil die Purgangen die Hauptcur dieser Krankheit ausmachen, das öftere Blutlassen hingegen, welches Sydenham wechselsweise mit den Purgangen daber verordnet, nur um der Effecte der Convulsionen willen nützlich, nicht aber stets notwendig wäre. Dem Herrn Verfasser dieses Schreibens ist vermuthlich unbekannt gewesen, wie dieselbe Sache im Journal de Médecine von 1761. abgehandelt worden; und weil Sie finden werden, daß hierin die Frage vom Blutlassen bey dieser Krankheit umständlich erörtert ist, so wird es um desto nützlicher seyn, sie in Ihren Blättern mitzutheilen, je seltener man von diesem seltsamen Uebel zuverlässige Beobachtungen liest. Der Aufsatz lautet also:

*) Der St. Veitstanz ist eine seltene Krankheit. Obgleich verschiedene Schriftsteller davon gehandelt, und Sydenham davon eine vollkommene Beschreibung gegeben, auch die Methode, sie zu curiren, mitgetheilt hat; so glaube ich doch, daß wir noch nicht Beobachtungen genug besitzen, weder um ihre Natur genau zu bestimmen, noch die Mittel, sie zu curiren, von allem Ueberflüssigen und Ungewissen abzusondern.

Allen erzählt, daß er zwey Mägdchen in dieser Krankheit gesehen, die darin wirklich getanzt, und zugleich eine flüchtige Berrückung erlitten haben.

Herr Rümpf hat in einer Beobachtung, die im Märzmonate des Journal de Médecine, 1758. gedruckt worden, einige Umstände bemerkt, die Sydenham nicht angegeben hat, insbesondre die convulsivische Bewegung der Lippen, eine Art eines convulsivischen Lachens, (risus Sardonius) heftiges Hauptweh und Schwäche des Magens, u. s. w.

Sydenham beschreibt die Hauptumstände so, daß die Kranken, wegen der Schwäche des einen Beins, dasselbe nach sich schleppen und unterstützen, daß sie den Arm an eben der Seite nicht still halten können, und daß sie wunderliche Geberden machen, wenn sie etwas zum Munde führen wollen.

In meiner Beobachtung, (es ist der Herr D. Sumeire zu Marnag, der diesen Aufsatz verfaßt hat,) wird man nur ein Unvermögen aller Theile des Körpers, sich stille zu halten und wenig unwillkührliche Bewegung der Lippen und des Kinnbackens bemerken.

Am Toten November 1759. stellte man mir ein zehnjähriges Mägdchen, aus dem Orte Espenas vor, die kalt vom Temperamente und schwach und zärtlich, und zuvor ganz gesund gewesen war. Seit einigen Tagen war sie erst so geworden, wie ich sie sahe, traurig, blaß von Farbe, auswendig kalt, und mit einem kleinen und schwachenden Pulse. Sie konnte nicht zween Augenblicke in einerley Stellung bleiben. Sie führte von Zeit zu Zeit die Beine in die Runde, als ob sie eine Cadanz machen müßte; wenn man eine ihrer Hände an ihren Leib legte, so zog sie dieselbe gleich wieder zurück, gleichwol führte sie ohne Umschweife ein Glas ganz gerade zum Munde. Ihr Haupt stand niemals stille, und ihre Kinnlade und Lippen waren fast allezeit in Bewegung.

Ich glaubte, daß ich diese Krankheit für eine Art des St. Veitstanzes halten müßte, weil sie die vornehmsten Kennzeichen davon hatte. Ich schrieb demnach, Sydenhams Methode zufolge, ein dreyimaliges Blutlassen und drey Purgangen in gehörigen Zwischenzeiten vor. An den Abenden nach dem Purgiren ward ein beruhigender Julep, und an den freyen Tagen ein Opiat verordnet,

welches aus Rosmarinblumenconserve, aus der großen wilden Baldrianwurzel, dem eröffnenden Eisenafra, dem Pulver de guttera, dem Extracte von schwarzer Nieswurz und dem Erbsasirupe bestand, und worauf eine Tasse Melissen- oder Salbey-Thee zum Nachtrinke genommen wurde.

Die Genesung erfolgte bald, und hatte dieses Besondere. Auf das erste Blutlassen hörten sogleich die Bewegungen mit der Unruhe der Glieder an derselben Seite auf. Der Wundarzt bewerkstelligte um deswillen diese Operation zum zweytenmale an der andern Seite, und dies hatte daselbst eben den vorigen Erfolg. Bloss die Wundungen des Hauptes, der Lippen und der Kinnlade blieben. Der Wundarzt hoffte, es würde gut seyn, nunmehr die Ader am Fuße zu öffnen, und dies vollendete die Cur.

Ob man gleich alle obige Mittel gebraucht hat, so scheint es doch, daß die Cur in diesem Falle eine bloße Wirkung des Blutlassens gewesen, welches hier gleichsam eine topische Kraft bewiesen. Herr Rüchamps hingegen behauptete, daß die Purganzen an seiner Cur mehr Theil gehabt hätten, als das Blutlassen, und Sydenham betrachtet, wie mir es scheint, sowohl das Blutlassen, als das Purgiren, nur wie vorbereitende Mittel, hingegen die Nervenstärkenden, (cephalica) als die, welche eigentlich auf den Grund des Uebels gehen.

Ohne über die Gründe dieser verschiedenen Meinungen eine lange Untersuchung anzustellen, scheint es mir, aus der ersäunlichen Wirkung des Blutlassens in meiner Beobachtung, daß die Ursache dieser Krankheit nicht in dem Schleime der Verdauungswege zu suchen sey, wie Herr Rüchamps vermuthet, auch nicht in der Schwäche und dem Reize der Nerven, wie Sydenham glaubt, sondern, daß sie auf der Zähigkeit, Verdickung, und, wenn ich so sagen soll, auf der Festigkeit (fixité) des Bluts und der Säfte beruhe. Das Alter, das Temperament, der Puls, die Farbe, der schwächende Zustand, und die auswendige Kälte solcher Personen, scheinen diesen Zustand der Säfte zu beweisen. Vermöge dieses Fehlers gehen die Säfte ungleich und nicht ohne Schwierigkeit in alle Gefäße. Der Nervensaft, der an diesem Fehler Theil nimmt, und weder kräftig genug, noch in hinreichender Menge vorhanden ist, wird ungleich und unordentlich in die Nerven ergossen, die um deswillen weder eine genügsame noch gleichförmige Spannung haben. Hiervon kommt der Mangel des Gleichgewichts im ganzen System der Muskeln und Nerven, und diese Art von Convulsionen, welche den St. Veitstanz ausmacht. Das Blutlassen muß die Hauptwirkung thun, indem es die Säfte ableitet. Sind nervenstärkende Mittel wohl nöthig, um flüssige Theile zu verdünnen und aus einander zu setzen? Sind die Purganzen und beruhigenden Arzneyen nicht überflüssig? Die

Die Erfahrung muß entscheiden, ob die Cur des St. Veitstanzes alle diese Hülfsmittel zusammen genommen erfordert, und was für Kraft einem jeden derselben eigentlich zuzuschreiben sey?

Dieses ist der Ruffatz des Hrn. Dr. Summeire, und ich wünschte, da er wider Dero Meinung vom Ursprunge dieser Krankheit aus Fehlern der Verdauung streitet, daß Sie uns sagen möchten, was Sie darauf antworten würden. Ich bin, &c.

Antwort.

Mein Herr,

Alles, was ich zu sagen hätte, würde darauf hinauslaufen: daß, nach meiner Vermuthung, nur die entferntere Ursache der Krankheit in schlechter Verdauung liege; daß hiervon die Zähigkeit der Säfte, welche Herr Summeire annimmt, am leichtesten, wie bey Wechselfiebern, entstehen könne; daß Fehler der Verdauung, solche convulsivische Bewegungen auch unmittelbar durch die Nerven, und nicht stets durch die Verdickung der Säfte hervorbringen können: daß folglich die Cur der Verdauungskräfte allgemeiner, zuverlässiger und gründlicher wäre; daß, wie aus den Ausführungen in meinem 201sten Blatte erhellt, die Veitstänzer, ohne Blutlassen, durch Arzneyen für die Verdauungswege, curirt werden; daß Herr Summeire in gegenwärtigem Falle die Purganzen hätte hinweg lassen sollen, um zu beweisen, daß die Cur auch ohne diese geschehen könne; daß das Blutlassen eine Palliativcur der Convulsionen machen könne, ohne ihren ersten Grund weg zu nehmen; daß eben dasselbe bey Epileptischen zuweilen geschehe, die doch nach einiger Zeit wieder zurückfallen; daß die sogenannten Nervenarzneyen mit Recht für Arzneyen, die die Verdauung bessern, gehalten werden können; daß Sydenham, wenn er den Veitstanz bloß für eine Nervenkrankheit gehalten, die Purganzen nicht so bringend angepriesen haben würde; daß ich mit der Theorie, wie Herr Summeire die convulsivischen Bewegungen aus dem dicken Geblüte herleitet, nichts zu thun habe; daß weder das kindische Alter, noch ein kleiner matter Puls, weder die blasser Farbe, noch auswendige Kälte, den Schluß auf zähe Säfte gültig mache; daß der Nervensaft darum nicht schwach seyn, noch mangeln dürfe, wenn es nicht näher bewiesen werden kann; daß die Theorie von dessen Einflusse in die Muskeln und Nerven bloß umsonst angenommen werde; daß es noch zweifelhaft sey, ob die Nerven einige Spannung haben; daß der Begriff vom Gleichgewichte in den Muskeln und Nerven unbestimmt und schwankend sey; daß Nervenarzneyen allerdings nöthig seyn könnten, um Säfte zu verdünnen, zumal bey dem Veitstanz, wenn er vom Mangel und der Unkräftigkeit

keit des Nervensaftes entstehen sollte; daß die beruhigenden Arzneyen nach Purganzen, die zumal oft wiederholt werden müssen, nicht überflüssig; daß Purganzen zur Abführung zäher Säfte zuweilen nützlicher seyn können, als Blutlassen; daß der Veitstanz mit andern convulsivischen Krankheiten, die von Fehlern der Verdauung herzuweisen sind, eine große Ähnlichkeit habe; daß man aus den Effecten eines Hülfsmittels in einem einzigen Falle keine Theorie wider eine andre machen könne, die sich auf mehr Beobachtungen gründet; daß diese convulsivische Krankheit nicht völlig mit der Beschreibung des Veitstanzes übereinstimme; und daß endlich der Herr Summeire nicht im geringsten beweist, daß das Blut seiner Kranken dick, schleimig und zäh gewesen wäre. Ich will indessen nicht eigensinnig seyn. Vielleicht ist die entfernte Ursache des Veitstanzes nicht in den Verdauungswegen. Ich habe davon weder hinlängliche Gründe, noch Zeugnisse, noch eigne Beobachtungen.

Der Arzt.

Zwey hundert acht und dreyßigstes Stück.

von Hagedorn.

Dem Pöbel, der in Gift verkehret,
Was unserm Leben Stärkung bringt.

Der Doctor Luther gab den Rath, daß man Predigten, deren Nutzen man einmal erfahren, öfters wiederholen sollte. Hierdurch ertheilte er den Postillenreitern ein Privilegium, dessen sie sich mit gutem Nutzen bedienen. Denn so schlecht viele Postillen selbst sind, so sind sie doch immer unendlich besser, als was der aus sich selbst sagen würde, der sie reitet. Ich werde mich dieses guten Rathes des vortrefflichen Mannes in dem ganzen Aufsatze vom Verhalten der Kranken in hitzigen Fiebern bedienen; und zu dem Ende die Lehren solcher Meister in der Arzneykunst von dieser Materie vortragen, deren Autorität auf Erfahrungen und viel-

vielsältigen Beobachtungen beruht, und deren Vorschriften ihren großen Nutzen schon bewiesen hatten, ehe sie sich entschlossen, sie öffentlich zu predigen.

Einer der wichtigsten Puncte im Verhalten eines Kranken, bey dem sich die anhaltende Fieberhitze wirklich schon angefangen, und das Fieber völlig formirt hat, betrifft die äußerliche Reinlichkeit und Erfrischung desselben. Hierhin rechne ich nicht nur die Reinigung und Erfrischung der Luft, in welcher der Kranke liegt; sondern auch den Wechsel der Betten und der Wäsche. Dieser Artikel ist ungemein wichtig; und ich habe oft in meinen Blättern erwähnt, daß es höchstnöthig sey, den Kranken sters neue Luft zu geben, den Wechsel der Wäsche bey erhittem Leibe nicht zu fürchten, die Dünste aus dem Zimmer zu schaffen, und dessen Fenster zu öffnen. Die warnenden Proben, welche Stephan Sales bekannt gemacht, um die schnelle Verunreinigung und die große Schädlichkeit einer verunreinigten Luft zu beweisen, habe ich (im 4ten St.) schon im Voraus mitgetheilt; und ist will ich hierüber die neuesten Beobachtungen eines van Swieten, von Saen und Tissot anführen, welche am besten vermögend seyn werden, jene Maaßregeln zu bestätigen und besser zu erklären. Auf solche Weise werde ich, ohne Ekel zu erwecken, meine alten Predigten wiederholen, und dem menschenfreundlichen Rathe des D. Luthers auch in meinem Amte folgen können.

Ich will zuerst anführen, was der Herr von Saen, in Wien, einer der würdigsten Schüler des Boerhaave und Freunde des Herrn van Swieten, von dieser Materie sagt:

„Es ist den Kranken nichts schädlicher, als eine allzu kalte und allzu warme Luft. Selten finde ich Gelegenheit, wegen zu kalter Luft gegen die Kranken und Krankenwärter Klagen zu führen, gemeinlich aber wegen der allzu warmen. Es ist in vielen Landschaften durchgängig Gebrauch, die Kranken in hitzigen Fiebern, und die Kindbetterinnen in dicken Betten zu begraben, die noch mit Vorhängen umgeben sind, und sie zugleich durch die Wärme im Zimmer und ihre eigne Ausdünstungen fast zu ersticken. In diesem Elende müssen sie so

lange aushalten, bis sie entweder genesen oder sterben. Denn da ihr Dunstkreis nie gereinigt wird, so erhitet er sich immer mehr und mehr, bis die Hitze beynähe eben so groß ist, als die eigne des Kranken. Ausserdem aber, daß die Luft solcher- gestalt durch die Wärme schädlich wird, wird sie es noch viel mehr durch die faulenden Ausdünstungen des Kranken, womit sie angefüllt ist. Der berühmte Practicus, Petrus Forestus, hat schon vor zwey hundert Jahren diese höchst üble Gewohnheit der Deutschen getadelt.

Es entsteht aus diesem Verhalten erstlich ein schweres, feuchendes Athemholen, das jeder Gesunder selbst erfährt, wenn er einen solchen Kranken besucht. Wenn zuvor das Blut noch bequem durch die Lunge gehn konnte, so geschieht es nun mit Schwierigkeit; und wenn vorher noch keine Lungenentzündung vorhanden war, so ist sie nun im Begriff, zu entstehen. Mangelt uns nicht selbst in heißen Sommertagen die Luft, wenn nicht entweder ein Wind wehet, oder die Luft auf andre Weise erfrischt und verändert wird? Wer sich in solcher heißen Witterung heftig und lange bewegt, der wird entweder in eine Lungenentzündung, oder in irgend eine andre hitzige Krankheit verfallen. In den hitzigen Krankheiten sind aber auch sehr heftige Bewegungen; und wenn eine heiße Luft hinzukommt, so kann man leicht erachten, wie der Kranke geängstigt werden müsse.

Zum andern wird durch ein solches Verhalten der Schweiß heftig getrieben. Es hat aber schon zu seiner Zeit Thomas Sydenham geklagt, daß in einer Krankheit, worin die Materie zur Ausführung durch den Schweiß entweder noch unreif, oder gar nicht bestimmt ist, dem Kranken nichts größte Gefahr bringe, als das starke Schwitzen; und alle gute Aerzte warnen davor noch täglich. Es wird dadurch das Subtilste vom Blute fortgejagt, der Ueberrest aber verdickt sich, und dieses zwar dergestalt, daß sich oft auch selbst die neuen flüssigen Materien, die in die Adern gebracht werden, nicht mit dem Blute vermischen, sondern vorbey fließen, und sogleich mit dem Schweiß wieder davon fliegen.

Zum

Zum dritten ist ein solches Verhalten vollkommen geschieht, Schlaflosigkeit und Deliria zu verursachen. Jeder Gesunder schläft in allzu großer Hitze entweder gar nicht, oder unruhig. Viertens wird ein solcher Kranker von der geringsten kalten Luft gleich aufs gefährlichste angegriffen, wenn nämlich der Schweiß an irgend einem Theile des Leibes mit Gewalt zurück gerieben wird. Weil nun die Aerzte eben dieses befürchten, so lassen sie alle Thüren, Fenster und Rissen aufs sorgfältigste verschließen, und hierdurch ängstigen sie die Kranken immer mehr, wie eben gesagt worden.

Fünftens entstehen von diesem Verhalten mancherley Ausschläge, weißer und rother Friesel und Flecken. Da nun diese oft gefährlich sind, so tödten sie durch ihre Bösartigkeit viele, die sonst die Hauptkrankheit überstanden haben würden.

Endlich so macht auch dieses Verhalten die Kranken traurig, unwillig, mürrisch, und zu ihrem Schaden widerwärtig. Ihr Durst, ihre Hitze und Trockenheit nimmt überhand, und ihr innres Feuer verzehrt sie.

Um dieses alles zu vermeiden, suche ich meinen Kranken beständig eine gemäßigte Luft zu geben. Zur Winterszeit, da man hier durchs Einheizen den Kranken die Luft unerträglich heiß zu machen pflegt, und da bey manchen Kranken in Privathäusern die Zimmer so heiß sind, daß kein Gesunder auch nur eine kurze Zeit ohne Beschwerlichkeit bey ihnen seyn kann, pflege ich meinen Kranken die Zimmer nicht wärmer machen zu lassen, als sechszig bis fünf und sechzig Grad am Fahrenheitischen Thermometer. Dergleichen Thermometer ist in den Krankenzimmern stets gegenwärtig, damit die Studenten, die zum Beystande bey den Kranken bleiben, den Grad der Wärme Tag und Nacht so mäßigen können. Im Sommer hingegen lasse ich die Vorhänge der Betten, so viel möglich, zuziehen, und dagegen die Fenster und Thüren ein wenig öffnen, und wenn die Hitze groß ist, lasse ich mehrere und gegen einander über stehende Fenster und Thüren aufmachen. Wenn dieses öfters am Tage wiederholt wird, so genießen die Kranken, nachdem die Vorhänge wieder aufge-

B b 5

zogen

jogen sind, einer gemäßigtern reinen Luft, und werden aufs beste erquicket.

Die Art und Weise, die Kranken in ihren Betten zu bedecken, muß sich theils nach der Jahreszeit, theils nach der Bequemlichkeit der Kranken richten. Die einzige Regel wegen der Bedeckung überhaupt ist die, daß sie nur mäßig warm liegen.

Die allerschwächsten Kranken werden täglich im Bette ein wenig aufrecht gesetzt, so, daß der Rücken und Kopf auf untergesteckten Kissen ruht. Anfangs kann dieses nur eine halbe Viertelstunde geschehn, aber täglich immer länger und öfter. Dieses erheitert und erquickt sie, und sie gelangen bald dahin, daß sie ein wenig ausser dem Bette auf dem Stuhle sitzen können. In den hitzigen Fiebern selbst, die noch nicht ihren höchsten Grad erreicht haben, müssen die Kranken wohl zugedeckt, eine, zwei bis drey Stunden aus dem Bette genommen, und auf bequeme Stühle gesetzt werden; und wann die Krankheit Bäder oder Fußbäder erfordert, so ist dies die bequemste Zeit, sie ihnen zu geben. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß die Kranken desto unvermögender werden, aufrecht zu sitzen, je länger sie unter ihren Betten stecken müssen; wogegen sie stets desto munterer aussiehn, je öfter sie aufrecht gesessen haben. Hiervon ist gewiß größtentheils die Schwachheit der Kranken herzuleiten. Man könnte einen gesunden und starken Menschen in einer Luft, die achtzig Grad Hitze hat, und nicht erfrischt wird, wenn man ihn noch dazu unter eine Last von Betten begräbe, binnen acht Tagen schwach, krank und beängstigt machen. Im Gegentheil ist nichts, was unsre Kranken mehr erquickt, was ihr Gemüth mehr aufheitert, und wovon sie besser schlafen, als das Aufsitzen. Gemeinlich pflegen sie, wenn sie wieder ins Bett gebracht worden, eine oder ein paar Stunden sanft zu schlafen. Hierzu trägt auch nicht wenig bey, daß unterdessen das Bett neu gemacht, und die Wäsche getrocknet, oder der Patient umgekleidet wird, welches alles ihn angenehm erfrischt.

Bei diesem Verhalten wird dem Kranken das Athemholen nicht von der Luft und den faulen Dünsten beschwerlich; und wenn

wenn ja, vermöge der Natur der Krankheit, eine ängstliche Respiration unvermeidlich ist, so wird doch dieselbe nicht durch böse Vorsichtigkeit schwerer gemacht, sondern erleichtert.

Auf diese Weise werden auch die undienlichen Schweißse, welche der Natur der Krankheit zuwider sind, verhütet. Wenn in hitzigen Fiebern bey mäßiger Bedeckung, entweder critische oder doch erleichternde Schweißse erfolgen, so wird der Kranke nach wie vor gehalten. Zu solcher Zeit muß er nicht aus dem Bette genommen werden, damit er sich nicht erkälte; er muß aber auch noch viel weniger ängstlich bedeckt werden, damit die Natur nicht übertrieben und geschwächt werde.

Uns sind in dieser ganzen Zeit nur zweymal Fleckfieber vorgekommen, die aber durch die Verabsäumung der gehörigen Cur, ehe die Kranken ins Krankenhaus gebracht worden, entstanden sind. An Kranken, die uns in die Cur gegeben worden, haben wir kein einzigesmal Flecken wahrgenommen.

Ein einzigesmal haben wir unter einer solchen Menge von Kranken, bey einer hitzigen Lungenkrankheit, Friesel gesehen; und ich gestehe frey, daß es aus einem Versehen von mir selbst geschehen. Es war im Anfange des Frühjahrs, und in dieser wärmern Jahreszeit hatten die Krankenwärter den Kranken eben so, wie im Winter, zugedeckt. Hierzu kam, daß ich, nebst mehr als siebenzig Studenten, eine Stunde lang, aus Begierde zu lehren, in seinem verschloßnen Zimmer geblieben war, da ich sonst, nachdem ich bey den Krankenbetten den Studenten die Umstände gezeigt, mit ihnen heraus zu gehn pflegte, um sie ihnen zu erklären. Dieser doppelten Unvorsichtigkeit war es zuzuschreiben, daß sich bey der Lungenentzündung dieses Kranken, die sich schon zu zertheilen angefangen hatte, am sechsten Tage kleine Puncte auf der Brust zeigten, welche man nachher für weissen Friesel erkannte. Der Ausschlag besetzte hernach auch die Kehle und beyde Seiten des Halses, und es zeigten sich zugleich, ausser den weissen Puncten auf der Brust, auch viele röthe, welche bey dem Lichte häufig und durchsichtig zu sehn waren.

Ich lernte demnach aus der Erfahrung, daß durch den begangenen Fehler eben dasselbe geschehn war, was sonst hier

hier zu Lande in hitzigen Krankheiten gemein ist. Ich sage mit Bedacht: durch den begangenen Fehler; denn bis dahin schien die Krankheit sich gehörig zu entscheiden, und man hatte weder in den übrigen Abführungen Zeichen des aufgelösten Bluts, noch die Lebenskräfte, auf irgend einige Weise geschwächt befunden. Da ich diese Ursache einsah, so verminderte ich flüglich die Last der Betten, und begab mich von nun an, so bald ich den Kranken, wie die Uebrigen, nur so viel, als schlechterdings nöthig war, im Vorbegehen untersucht hatte, mit allen meinen Zuhörern sogleich in den benachbarten Hof, woselbst ich ihnen das, was sie gesehen hatten, erklärte. Ich folgte hierin vorsichtig dem Rathe und der Erfahrung des Sydenhams, daß die von heisser Luft entstandenen Flecken durch gemäßigtere Luft, durch leichtere Bedeckungen, durch das Aufstehen der Kranken ausser dem Bette, und durch verdünnende und kühlende Arzneien curirt werden müssen; und hierdurch geschah es, daß die Beängstigungen allmählig geringer wurden, der Schweiß sich vermehrte, und der Friesel binnen vier Tagen abzutrocknen anfang, ohne daß neuer zum Vorschein gekommen wäre, woben die Kräfte wieder zunahmen, und die Lungenentzündung zur Reife gelangte. Ich habe mit Fleiß diesen Menschen, nachdem er völlig genesen war, länger, als gewöhnlich, im Krankenhause behalten, damit die Lehrer und Schüler der Arzneikunst von seiner starken und dauerhaften Gesundheit selbst Zeugen seyn möchten. Man sieht hieraus, wie hoch Sydenham in der Arzneikunst zu schätzen sey.

Den wahren Friesel, welcher am vierten, fünften, sechsten, siebenten oder achten Tage des Fiebers gleichsam mit einem hitzigen Flussfieber den Anfang nimmt, habe ich dreymal im Krankenhause gesehen. Hierunter waren einige, deren Kinn, Hals, Brust, Arme und Schenkel mit weissem Friesel besetzt waren, welchen Ausschlag sowol die in dergleichen Krankheiten erfahrensten Aerzte, als die Studenten, bey seinem Anfange, Fortgange, bey seiner Abnahme und bey dem Abtrocknen täglich mit mir bey einem Lichte untersuchten. Diese Kranke lagen zwischen den übrigen, genossen mit

mit ihnen gleicher reinen Luft, und wurden nicht anders, wie diese, zugedeckt. Ihr säuerlicher Dunst blieb bey den säuerlichen und sauren Sachen unverändert. Das Reden vom Unterschiede des Clima machte mich damals noch so furchtsam, daß ich mich nicht unterstund, sie aus dem Bette zu nehmen. Nach drey bis vier Wochen waren sie alle genesen. Nachher aber, da ich schon dreister geworden war, habe ich einen, der schon viel Tage vorher, ehe er ins Krankenhaus kam, an einem hitzigen fallenden Fieber krank gelegen hatte, und bald nachher, als er zu uns gebracht worden, mit Flecken besetzt war, mit den andern Kranken täglich aus dem Bette bringen, und ihn eben dieselbe Luft schöpfen lassen, wie jene, woben ich ihm ein verdünnendes Getränk, mit dem sogenannten Schwefelgeiste per campanam vermischt, trinken ließ, und dieser Mensch ward binnen acht Tagen sowol von den Flecken, als von dem hitzigen Fieber, befreit; jedoch blieb er heftisch, wie er schon viel Jahre her gewesen war.

So habe ich nach und nach das Joch, welches die gemeine Sage meinen Schultern aufgebürdet hatte, abschütteln können, wollen und müssen. Ich hatte in Holland alte Practicos gekannt, welche Sydenhams und Boerhaavens Rath in den Blattern, Masern, Frieseln, Flecken- und dem Scharlachfieber hintansetzten, und in der Cur dieser Krankheiten sehr unglücklich waren; wogegen andre, Schüler und strenge Nachfolger des Boerhaave, dieselben glücklicher curirten. Ich erinnerte mich auch, daß ich selbst nach Sydenhams und Boerhaavens Regeln mit dem größten Ruhme und Glücke curirt hatte, so viel auch andre, welche ganz anders zu Werke zu gehn pflegten, dawider redeten. Dieses bewog mich, die nichtswürdigen Einwendungen zu verachten, und ich mußte den Schluß machen, daß die Cur dieser Krankheiten in der österreichischen Luft eben so glücklich von statten gehe, als sie dem Sydenham in England, und Boerhaaven in Holland gelungen war.

Dies sind die Gedanken des Herrn von Zaen über das Verhalten der Kranken in hitzigen Fiebern, in Absicht auf ihre Reinlichkeit und Erfrischung. Ein jeder vernünftiger Practicus

Practicus wird damit übereinstimmen: nur darln gehn einige mit Recht von ihm ab, daß sie nicht, wie er, den Friesel jederzeit für eine durch unmäßige Wärme und hitzige Arzneien hervorgebrachte Krankheit halten, sondern glauben, daß er auch oft eine Crisis der Natur sey, wodurch das Fieber und dessen Zufälle merklich gehoben werden. Unter den hierüber ans Licht getretenen Streitschriften, welche meistens sehr cristlich sind, verdient die bescheidene Untersuchung des wienischen Hofarztes, Herrn **Molinarii** besonders gelesen zu werden. Inzwischen hindert dieses nicht, daß nicht die Gesetze des Verhaltens, welche der Herr von **Haen** in diesen Krankheiten verordnet, ihren Werth ganz behalten sollten. Der Herr von **Swieten** ist nicht sowol unter diejenigen Aerzte zu zählen, die eben denselben Maximen nur folgen, als vielmehr unter die, welche sie dem grossen Haufen zur Vorschrift gegeben haben. Sie sind die ursprünglichen Grundgesetze des **Sydenham** und **Boerhaave** in hitzigen Krankheiten; und wer weiß nicht, daß der Herr von **Swieten** der vortreflichste Ausleger der practischen Werke des letztern von diesen beyden grossen Lehrern sey. Ohne aus seinen grössern Werken eine Sammlung dieser Maximen zu machen, will ich blos anführen, was derselbe in seiner kleinen Schrift von den Krankheiten der Soldaten ausdrücklich verordnet, daß es nämlich in hitzigen Fiebern höchstnöthwendig sey, die Luft zum öftern zu verändern und zu erfrischen.

Herr **Tissot**, einer von den würdigsten Macheisern des unsterblichen **Boerhaave**, empfiehlt dieselben Verhaltensregeln aufs angelegentlichste, und ich habe schon in meinem vorhergehenden Blatte eine hierher gehörige Stelle von ihm ausgezeichnet.

„Das Schrecklichste, sagt er an einem andern Orte, was bey der Gewohnheit, die Kranken heiss zu halten und auszutrocknen, in Betrachtung kommt, besteht darin, daß es den Anzeigen der Natur gerade entgegen gesetzt ist. Das Feuer und die Hitze, worüber sie klagen, die Trockenheit der Haut, der Lippen, der Zunge und des Halses, die Röthe

des

des Urins, die Begierde der Kranken nach erfrischenden Sachen, das Vergnügen und die Erquickung, welche sie von der frischen Luft empfinden, sind lauter offenbare Kennzeichen, daß sie auf alle mögliche Weise erfrischt werden sollten. — Von zwanzig Kranken, die auf dem Lande sterben, würden oft über zwey Drittheile genesen seyn, wenn man sie nur an einen Ort, wo sie vor den rauhen Witterungen sicher gewesen, gebracht, und ihnen frisches Wasser in Menge gereicht hätte. — So bald die Hitze den Anfang genommen, und das Fieber sich völlig formirt hat, muß man Sorge tragen, daß die Luft des Zimmers nicht zu heiss werde, daß der Kranke so wenig Leute, als möglich ist, um sich habe, daß man bey ihm kein Geräusch mache, und daß er nie ohne Noth viel spreche. Nichts vermehrt gewisser das Fieber und veranlasst leichter Phantasien, als wenn zu viel Leute um den Kranken sind. Wenn er zu Stuhle gewesen ist, oder sein Wasser gelassen hat, müssen die Excremente sobald, als möglich, hinweggeschafft werden. Es ist nothwendig, Morgens und Abends, jedesmal wenigstens eine Viertelftunde lang, Fenster und Thüren zu öffnen, damit die Luft erneuert werde. Damit aber der Kranke nicht im Zugwinde liege, muß man so lange die Vorhänge des Betts zuziehen, oder in Ermangelung derselben, einige Stühle um das Bett setzen, und mit Kleidern behängen, daß ihn die Zugluft nicht treffe. Bey sehr kalter Witterung kann es genug seyn, das Zimmer nur einmal am Tage zu öffnen. Zugleich ist auch nützlich, Eßig auf einen heißen Stein zu gießen, damit der Eßigdampf die faulende Luft verbessere. In grosser Hitze, wenn die Luft im Zimmer sehr heiss ist, und der Kranke viel davon leidet, muß der Boden des Zimmers oft besprengt werden. Man kann auch Mayen oder andre Zweige von Bäumen und Stauden in Wasser ins Zimmer setzen, um die Luft zu erfrischen. — So lange es die Kräfte des Kranken erlauben, muß er täglich eine Stunde aus dem Bett gebracht werden, und wenn er kann, muß man ihn noch länger, wenigstens aber doch eine halbe Stunde aufsitzen lassen. Dieses vermindert das Fieber, das Kopfweh

weh und die Phantasien. So lange der Kranke in einem Schweisse liegt, der ihn erleichtert, muß er nicht aufstehn. Allein, dergleichen Schweisse kommen gemeinlich erst am Ende der Krankheit, und nachdem der Kranke schon viel andre Abführungen gehabt hat. — Das Bett muß dem Kranken täglich neu zubereitet werden, wann er aufsteht, und die Wäsche, sowol des Bettes als der Kleidung, muß man so oft, als es thunlich ist, verwechseln. Ein sehr nachtheiliges Vorurtheil macht, daß man zum großen Schaden der Kranken gerade das Gegentheil thut. Man fürchtet sich, den Kranken aus dem Bette zu nehmen; man läßt ihn in faulender Wäsche liegen, welche nicht nur die Krankheit unterhält, sondern sie auch bössartig machen kann. Ich sage es noch einmal, nichts unterhält mehr das Fieber und die Phantasien, als daß man den Kranken nicht aus dem Bette nimmt, und daß man seine Wäsche nicht verändert. Durch diese beyden Hülfsmittel habe ich, ohne alle andre Beyhülfe, Phantasien vertrieben, welche schon zwölf Tage hinter einander angehalten hatten. Man wendet ein, daß der Kranke zu schwach sey; aber das ist ein schlechter Grund. Er müßte dem Tode schon nahe seyn, wenn er diese Operation nicht sollte aushalten können, die alsobald seine Kräfte vermehrt, und seinen Nebeln Einhalt thut. Ein besondrer Nutzen, welchen die Kranken davon haben, wenn sie aus dem Bette genommen werden, besteht darin, daß der Urin häufiger und leichter fließet. Es giebt einige, die ganz und gar keinen Urin lassen, ehe man sie nicht aus dem Bette genommen hat.

Zur Erläuterung des Artikels vom Wechsel der Wäsche will ich dasjenige noch beyfügen, was der berühmte Herr Störck in Wien davon bekannt gemacht hat.

„Darf man in einem hitzigen mit Ausschläge auf der Haut vergesellschafteten Fieber die Unterwäsche wechseln? Ist ist dieselbe von stinkendem, klebrigem und scharfem Schweisse naß und von Unreinigkeiten ganz steif. Daher ist es allerdings erlaubt, und nöthig, den Kranken reine Wäsche zu geben, wenn nur der Ausschlag gut steht, und der Kranke

sich

sich wohl befindet. Dennoch muß es mit Vorsichtigkeit und zu der Zeit geschehn, da der Kranke nicht schwitzt. Bey diesem Wechsel müssen die Thüren und Fenster verschlossen werden, damit die freye Luft den Kranken nicht berühre. Man muß ihm kein neu gewaschenes, noch weniger ein feuchtes Hemd geben, welches ihm schädlich seyn würde. Auch die durchgeräucherten Hemden sind schädlich: denn der Rauch des Räucherpulvers trocknet die Haut aus, verschließt die Schweißlöcher, treibt die Ausdünstung der Haut zurück, und verursacht Beängstigungen. Am allerbesten ist es, wenn ein gesunder Mensch ein solches Hemd einige Tage an seinem Leibe getragen hat, und wenn es bloß durch die natürliche Wärme des Bettes vorher erwärmt wird, ehe der Kranke es anzieht. Wenn hingegen die Kranken beständig Veränderungen leiden; wenn ihr Ausschlag auf der Haut bald erscheint, bald wieder verschwindet, und wenn sie zum öftern mit Ohnmachten befallen werden: so muß man ihnen ohne die größte Nothwendigkeit keine frische Wäsche geben.

Zu diesen Regeln, welche zur Sicherheit der Kranken sind, kann noch hinzugefügt werden, daß auf die Geschwindigkeit und Behendigkeit im Umkleiden das meiste ankomme: und hierzu gehört vornemlich, daß man den Kranken im Bette sitzend, umkleide, daß man ihn erst die Binde am Halse und die Ärmel auflöse, alsdann das reine Hemd ihm über den Kopf umlege, hiernächst die alte Wäsche unter der reinen vom Oberleibe abziehe, und ihn die Ärmel durch das reine Hemd hindurch stecke, und es am Halse und an den Ärmeln befestige, hernach aber erst das unreine Hemd unter der Bettdecke vom Unterleibe über die Füße herabziehe. Bey solcher Behutsamkeit ist nicht die mindeste Gefahr zu befürchten, gesetzt auch, daß der Kranke wirklich schwitzen sollte. In der That ist es zuweilen bey lange anhaltenden Schweißen nöthig, die nasse Wäsche hinwegzunehmen, ohne zu erwarten, bis der Kranke nicht mehr schwitze. Wer indessen zu furchtsam wäre, dieses zu wagen, der muß wenigstens den Kranken unter die nasse Wäsche trockne warme Servietten oder andre Tücher auf den Leib und unter den Rücken

den legen, daß sich der Schweiß hineinziehe; und diese Tücher können, so oft es nöthig ist, verwechselt werden, ohne den Kranken auf einige Weise zu erkälten.

Keine gesunde Vernunft wird bey so viel Zeugnissen der größten Aerzte unsrer Zeiten länger zweifelhaft bleiben können, welchen Entschluß sie nehmen soll? Ich kann kühn behaupten, daß von allen practischen Aerzten, bey denen Vernunft und Erfahrung mehr gelten, als blinde Vorurtheile und hergebrachte Gewohnheiten, keiner Grund finden werde, in diese Maximen einiges Mißtrauen zu setzen, und daß, wie bey der Inoculation der Blattern, nur diejenigen Schwierigkeiten machen werden, ihnen zu folgen, die es noch nicht versucht und nicht zu versuchen Lust haben. Ich muß mit Betrübniß eingestehn, daß deren der größte Haufe sey, und daß man alle Tage bey Kranken Aerzte finden werde, die einen von den wenigen, der diesen Maximen bey seinen Patienten folgte, verlemnden, und verachten würden. Die Macht der Dummheit, die das Herz des Volks unumschränkt regiert, verhindert es allein, daß solche Tröpfe nicht lächerlich werden. Es scheint aber, daß ihre tyrannische Wuth in unsern Zeiten ihr Ziel erreichen werde. Die vielen Beispiele glücklicher Curen hitziger Krankheiten, welche nach diesen Maximen bewerkstelligt sind, und sich noch täglich vermehren, werden dem so lange betrognen Volcke und dem ehrlichen Manne unter den Aerzten endlich die Augen öffnen, und wenn sie erkannt haben werden, daß die hitzigen Fieber weit weniger Menschen tödten, als das unsinnige Verhalten in denselben, so wird der Anfang eines gerechten Mißtrauens gegen die hergebrachten Gewohnheiten und alten Vorurtheile zu einer neuen Vernunft der Aerzte und Kranken den Grund legen, wozu man dem menschlichen Geschlechte im Voraus Glück wünschen muß.

Mein Herr,

Die folgenden Beobachtungen des Herrn Roux können mit Recht einen leeren Platz in Ihren Blättern einnehmen.

*) Die

*) Die Chymisten haben längst bemerkt, daß die Ameisen eine häufige Säure bey sich haben. Neumann und Marggraf haben in ihnen auch ein wesentliches, und ein Del, das sich aus ihnen herauspressen läßt, eben so, wie bey den Vegetabilien, gefunden. Die folgenden Beobachtungen geben uns noch mehr Licht von der besondern Mischung der Körper dieser Thiere und ihren medicinischen Eigenschaften.

Wenn man einen großen Ameisenhaufen öffnet, und die Nase daran bringt, so empfindet man einen lebhaften und unangenehmen Geruch. Wenn man einen lebendigen Frosch hinein begräbt, so stirbt er in vier bis fünf Minuten, ob ihn auch gleich die erbosteten Ameisen noch nicht angerührt haben. Als ich einstmals Ameisen sammelte, indem ich eine weithalsigte Bouteille mitten in einen Haufen setzte, und die in Menge daran hinaufkriechenden Ameisen mit den Fingern hinein stieß, so beobachtete ich, daß die ersten, so ich hineingestoßen, ohne Schwierigkeit wieder heraustraten, nachdem aber eine ziemliche Menge in der Bouteille besammet war, konnten sogar die muntersten, kaum die halbe Höhe herauf kommen, da sie wieder zurück fielen, als ob sie von einem erstickenden Dampfe betäubt würden. Da ich den ganzen Nachmittag mit dieser Sammlung zugebracht, kühlte ich am Abend ein wenig Hitze in meinen Fingern, und sie waren zugleich roth und geschwollen. Am folgenden Tage sonderte sich die Haut, wie eine Brandblase ab.

Eine andre Geschichte, die mir der Baron d'Holbac erzählt, ist noch sonderbarer. Ein Zimmermeister, Tefier, wollte einen Ameisenhaufen in seinem Garten zerstören, und bedeckte ihn zu dem Ende mit einer gläsernen Glocke, weil er glaubte, daß die dadurch verursachte Hitze die Ameisen tödten würde. Es gelang wirklich; als er aber, bey dem Aufheben der Glocke, das Gesicht zu nahe an die Oeffnung brachte, empfand er einen starken Dunst, wovon er alsobald heftiges Kopfweh bekam. Nach und nach schwoll ihm der Leib auf; er wurde unruhig und ängstlich, so daß man seines Lebens wegen besorgt war, und dieses dauerte die ganze Nacht hindurch. Den andern Morgen erfolgte ein Ausschlag auf der Haut, und so fand sich nach und nach die Ruhe wieder. Der Ausschlag, den der Baron d'Holbac nicht zu beschreiben wußte, dauerte drey Tage, nach welchen die Haut sich abschuppete.

Von welcher Natur mag doch wohl dieser Dunst seyn, der fast im Augenblicke ein so lebhaftes Thier, als ein Frosch ist, tödtet, das Thier selbst, das ihn aushaucht, erstickt, und am menschlichen Körper eben die Wirkungen thut, wie das stärkste Blasenpflaster? Ist es bloß ein saurer Dunst? Nein; die Marggrafschen Versuche lehren, daß die Säure der Ameisen mit dem Eßige fast völlig einerley sey. Sollte das wesentliche Del etwas zu diesen Wirkungen beytragen?

gen? Marggraf versichert, daß dieses Del nicht im mindesten auf der Zunge brenne. Sollte vielleicht dieser Dunst auf eine ähnliche Weise wirken, wie der Firniß, wenn man die Zimmer, darin Firniß gebraucht worden, zu bald bezieht? Aerzte, die beobachten, mögen dies entscheiden.

Zwey hundert neun und drensigstes Stück.

von Hagedorn.

— Immer hat ein unerschrockner Geist
Den Wahn getrost, das Vorurtheil bestritten.

Ich habe schon immer gesagt, daß der schädliche Mensch zu vermünschen wäre, welcher zuerst den Leuten das Vorurtheil in den Kopf gesetzt hat, daß die gefährlichsten Kranken am wärmsten gehalten, am besten zugedeckt, und am sorgfältigsten vor der Luft bewahrt werden müßten. (Siehe besonders das 200ste Blatt) Wenn jemals alle Arten hitziger Krankheiten unendlich weniger gefährlich und tödtlich seyn werden, als sie es bis daher gewesen, und noch sind; so wird es alsdann seyn, wann dieses verderbliche Vorurtheil in den Herzen der Aerzte und des gemeinen Volks völlig ausgerottet ist. Dies heißt aber beynähe eben so viel, als alle Hoffnung aufgeben: denn es setzt voraus, daß diese Leute weiser werden, und der Vernunft und Erfahrung Gehör geben; eine Sache, worauf ich niemanden rathen will, das geringste zu bauen. Am allerschwersten wird es seyn, das vernünftige Verhalten, welches ich heute vor acht Tagen angepriesen, bey solchen hitzigen Krankheiten einzuführen, die mit Ausschlag auf der Haut verbunden sind: denn man wird nie die Sorge fahren lassen, daß dadurch der Ausschlag zurück getrieben werden möchte. Ein wenig Vorsichtigkeit kann diese Gefahr verhüten, die wirklich bey weitem so groß nicht ist,

als man sich vorstellt. Man hat in meinem vorigen Blatte gelesen, daß die angesehensten Aerzte bey Kindbeterinnen, beym Friesel, beym Fleckfieber den Genuß der freyen Luft, die Veränderung des Bettes und der Wäsche nicht nur erlauben, sondern empfehlen; und hierdurch machen sie größtentheils das Glück ihrer Curen. Eben dieselben Maaßregeln beobachten sie bey allen andern Ausschlägen der Haut, welche mit hitzigen Fiebern verbunden sind, und insbesondre auch bey den Blattern und Masern. Wenn die meisten meiner Leser dieses mit Furcht und Erstaunen vernehmen werden, so dürfen sie sich nur an die Beyspiele der Kinder gemeiner Leute und der Bauern erinnern, die öfters, mit Blattern wie besät, auf den Landstraßen liegen, und deren weit kleinere sterben, als in den Städten. Ich kann nicht umhin, von dieser wichtigen Krankheit insbesondre einige Zeugnisse großer Aerzte anzuführen, welche das, was ich im vorigen Blatte geschrieben, bestätigen und erläutern. Denn ob ich mir gleich vorbehalte, von der Cur der Blattern und Masern dereinst so ausführlich und umständlich zu handeln, wie sie es verdient; (*) so gehören doch die Regeln des Verhaltens in dieser Krankheit allzu eigentlich in den Zusammenhang meiner gegenwärtigen Betrachtungen, als daß ich sie hier nicht im Voraus mittheilen sollte. Die folgende Stelle ist vom Herrn von Saen.

„Wenn die Blattern gut ausbrechen, giebt man den Kranken täglich zweymal warme Fußbäder, und bey dieser Gelegenheit müssen sie Morgens und Abends, jedesmal zwey bis drey Stunden, außer dem Bette sitzen. In dieser Zeit werden die Betten verändert, oder aufgeschüttelt und gelüftet; und wenn sowol die Wäsche der Betten, als die Kleidung, von dem Eiter unrein und übelriechend wird, so muß man, besonders den Kindern, reine Wäsche unterlegen und anziehen, nachdem sie ein Gesunder zuvor an seinem Leibe hinlänglich erwärmt hat.“

C c 3

Sy:

(*) Siehe die Blätter: 262 bis 264, 273, 274, 284.

Sydenham pflegte die Kinder, welche an Blattern krank waren, vor dem sechsten Tage der Krankheit nicht ins Bett legen zu lassen; und wenn sich bey ihnen der Urin zurück hielt, so nahm er sie aus dem Bette, und ließ sie im Hemd in der Stube gehn, wodurch der Abfluß des Urins befördert wurde.

Herr Tissot gründet sich auf das Ansehn dieses großen Mannes, wenn er seine eignen Beobachtungen von dieser Sache mittheilt; und diese verdienen besonders gelesen zu werden. „Wenn das Blatternfieber heftig ist, sagt er, so muß der Kranke lange ausser dem Bette gehalten werden. Eine lange Erfahrung hat mich bewogen, Sydenhams Parthey zu ergreifen, wenn er über die Schädlichkeit der Betten eifert, ohne mich an dasjenige zu kehren, was Mead dagegen einwendete. Ich habe eine schwangere Frau von etlichen dreyßig Jahren, die an zusammenfließenden Blattern schwer krank lag, siebenzig Stunden lang im Zimmer, wo sie die freye Luft von allen Seiten umgab, sitzen lassen, und habe dadurch jederzeit viel Gutes erhalten. Das Fieber löst davon nach, das Athemholen wird freyer, die Säfte steigen weniger zu Haupte, sondern vielmehr zu den niedrigen Theilen, als Händen und Füßen; die Nieren werden weniger erhitzt, und der Urin fließt besser; die faulenden Dünste bleiben nicht so häufig in der Wäsche hangen, sondern fliegen beständig davon; und endlich wird auch die Luft stets erneuret. Ich kann heilig betheuren, daß sich oft die Krankheit von dem Augenblicke an zu bessern angefangen, und eine glücklichere Wendung genommen, da die Kranken das Bette verlassen haben. Ich will nicht leugnen, daß es Blattern gebe, wo bey es besser ist im Bette zu liegen; denn die Erfahrung lehrt dieses. Ich rede aber hier von dem heftigen Fieber bey der Eiterung und von der Entzündungskrankheit. Hierher gehört auch die Erfrischung der Luft, die oft, besonders in den heißen Monaten, so höchst nothwendig ist, wo Blattern haufen. Man erhält dieselbe dadurch, daß man die Wände sowol im Zimmer, als auch, wenn die Sonne darauf liegt, auswendig ansprengt, daß man Birkenbäume oder andre Stauden, die stark Wasser ziehn, in Geschirren voller Wasser ins Zimmer

setzt,

setzt, welches die alten, und besonders die methodischen Aerzte ehedem häufig zu thun pflegten, die neuern hingegen allzu sehr verabsäumen. Es ist auch nothwendig, die Wäsche am Leibe der Kranken zu verwechseln, so viel auch noch ist einige da wider einzumenden haben. Denn wenn zur Zeit der Eiterung die Blattern brechen, werden sie abscheulich verunreinigt, und die Kranken liegen in solcher faulenden Wäsche zu ihrem großen Schaden.

An einem andern Orte, wo Herr Tissot von der Blatternkrankheit handelt, schreibt er folgendes: „So lange bey den Blattern das Fieber heftig wüthet, nimmt man den Kranken aus dem Bette, und läßt ihn, so lange als möglich, auf dem Stuhle sitzen. Die Luft im Zimmer muß oft verändert werden; und wenn es zu warmes Wetter ist, wie im Sommer öfters geschieht, so erfrischt man die Luft durch die oben beschriebenen Mittel. Wenn nach etlichen ruhigen Tagen die Eiterung der Blattern das Fieber erneuret, so muß man den Kranken aus dem Bette nehmen, und ihn in einem wohldurchgelüfteten Zimmer Tag und Nacht aufsitzen lassen, so lange bis das Fieber gedämpft ist. Viele werden über diesen Rath erstaunen; unterdessen aber ist es doch derjenige, welcher mir oft am wirksamsten geschienen hat, und ohne welchen alle übrige unnütz sind. Man wird sagen: Wie kann der Kranke dann schlafen? Es ist aber nicht nöthig, daß er zu dieser Zeit schlafe, vielmehr würde der Schlaf ihm schädlich seyn, und überdem kann er auch nicht einmal schlafen, weil ihn der beständige Speichelfluß daran hindert, welcher doch gleichwol nothwendig unterhalten werden muß.“

Bei dieser Gelegenheit kann ich, da ich die bisherige Materie verlasse, nicht umhin, von einem andern wichtigen Puncte im Verhalten der Kranken, die an hitzigen Fiebern liegen, nämlich vom Schläfe, die Beobachtungen und Gedanken des vortreflichen Herrn Tissot anzuführen. Unter so vielen schädlichen Vorurtheilen bey der Abwartung solcher Krankheiten ist das vom Schläfe keins der geringsten. Man hält es ohne Unterschied für gut, daß der Kranke schlafe, und man beunruhigt sich, wenn er eine Zeitlang schlaflos geblieben

ist, dergestalt, daß man sich kein Bedenken daraus macht, durch mancherley innerliche und äußerliche Hülfsmittel die Ruhe wieder herzustellen, wodurch fast jederzeit der Zustand der Krankheit verschlimmert wird. Ich will, um dieses schädliche Vorurtheil zu beseitigen, die wichtigen Gründe hier anführen, welche Herr Tissot dawider anführt. Er redet zwar eigentlich von der Blatternkrankheit. Man wird aber finden, daß seine Regeln auch in andern hitzigen Krankheiten mit gleichem Rechte Statt haben.

»Es ist nicht zu verwundern, daß der sowol natürliche, als gemachte Schlaf in den Blattern schadet, da eine genaue Beobachtung lehrt, daß überhaupt der Schlaf in hitzigen Krankheiten mehr schädlich, als nützlich sey. Ein jeder aufmerksamer Arzt wird bemerken, daß sich solche Kranke nach dem Schlafe schlechter befinden, als zuvor. Man sieht täglich, daß die, welche böse Hälse haben, nach dem Schlafe mit mehr Beschwerlichkeit schlucken; daß die Kopfschmerzen nachher ärger toben; daß die Engbrüstigen schwerer Luft schöpfen; daß die rheumatischen Schmerzen oft mit dem Schlafe ärger anheben, und die Kranken selbst diesen so ängstlichen und oft krampfhaften Schlaf sorgfältig vermeiden, und daß endlich die Vollblütigen von dem stärkern Zusammenrücken der Nerven schwächer wieder erwachen. Schon die alten Aerzte haben um dergleichen Beobachtungen willen den Schlaf in Fiebern gemißbilligt, damit hierdurch die Hitze nicht in die innern Theile gebracht werde, welche das Fieber in die auswendigen treibt. Vielleicht ist hierher der Aphorismus des Hippocrates zu rechnen, der die Gefahr der Krankheiten, und zwar, wie es scheint, eigentlich der hitzigen, aus den Wirkungen des Schlags beurtheilt. Eine gelinde Krankheit wird durch den Schlaf keinesweges, eine schwere aber allerdings vermehrt.

Ich setze es täglich, daß der Schlaf, so lange das Fieber tobt, schädlich sey. Der Herr von Zaller hat eben dasselbe beobachtet. Auch Herr Young hat es gesehen, und weiß, was Jedermann sehen kann, daß im Schlafe die Blutgefäße aufschwellen, welches nothwendig erfolgt, so bald die Abson-

derungen vermindert sind. Er setzt hinzu, daß vom Schlafe alle Kennzeichen der Vollblütigkeit und der Verstopfung der Gefäße entstehn. Hieraus erhellt leicht, wie schädlich er in Krankheiten seyn könne; und ich getraue mich um deswillen den practischen Grundsatz zu behaupten, daß der Schlaf, welcher Gesunde abkühlt, die febrischen Kranken erhitze.

Dieser Satz scheint, dem ersten Ansehn nach, paradox zu seyn. Allein wer die Ursachen eines gesunden und eines Schlags der Kranken, und die Wirkungen des Schlags überhaupt wohl erwägt, wird die Sache leicht fassen. Er entsteht entweder aus einem Mangel der Lebensgeister, oder aus einem Drucke der Nerven, und bey Gesunden gemeinlich aus beyden Ursachen. Langwierige Arbeiten erschöpfen die Lebensgeister, und entzünden das kleine Abendfieber, das fast alle Menschen erfahren. Dieses ist des Abends eine Eigenschaft gesunder Leute. Es mangeln die Lebensgeister; oft mangelt der dünnere Theil der Säfte, welchen die Bewegung zerstreuet hat. Die rohen Säfte aus den noch nicht hinlänglich durchgeköchten Speisen machen einen Reiz; das Haupt schwillt oft vor allen andern Theilen am meisten von den Säften auf; das Blut wird durch die Erhitzung verdickt: denn von allzu langem Wachen entstehn die allerheftigsten Entzündungsfieber. Aus der Krankheit entspringt das Mittel wider dieselbe, und die Maschine, der die Bewegung schädlich wäre, wird ungeschickt zur Bewegung; der Leib neigt sich gezwungen zur Ruhe, und durch die Ruhe wird der durch die Bewegung und Speisen verursachte Schade wieder gut gemacht. Es hört nämlich die Wirkung der äußerlichen, sowol physischen als moralischen Kräfte, die die Bewegung des Herzens unterstützen, auf, und der Umlauf wird langsamer. Der Puls schlägt seltener, und das Athemholen, welches in den meisten Fällen in bekannter Verhältniß mit dem Herzschlage steht, geht langsamer von statten. Das Blut gelangt demnach auch langsamer zu den Absonderungsgefäßen, es werden weniger Säfte abgeschieden, und selbst die Ausdünstung der Haut wird geringer, obgleich die wenigen Dünste, welche, weil sie nicht davon fliegen können, die

Haut anfeuchten, das Gegentheil zu beweisen scheinen möchten. Das Blut verliert demnach wenig oder nichts; weil seine Bewegung geringer ist, so wird es auch weniger zusammen gedrückt, hat weniger Wärme, und wird weniger laugenhaft. Die rohen Theile werden verdauet, und in die Art unsrer Theile vermandelt; diese werden an den gehörigen Orten genüßt, daher kommt die Anfeuchtung, die Ersehung und die Ernährung der festen Theile. Die Lebensgeister werden erneuert, die Kräfte ersetzt; und wer am Abend krank zu Bette ging, steht am Morgen gesund wieder auf: denn man kann sagen, daß aller Schlaf eine Art von Krankheit sey. Wenn durch den Schlaf die Ursachen der Krankheit hinweg geschafft werden, so kommt die Gesundheit wieder.

Bei einem Fiebrischen aber ist es ganz anders. Der Schlaf räumt die Ursachen der Krankheit nicht hinweg; folglich vermindert er sie nicht. Er ist eine Hinderniß der Cur; folglich vermehrt er die Krankheit. Bloß mangelhafte Beobachtungen haben den Irrthum veranlaßet. Man sage, daß bey Gesunden im nächtlichen Schlafe der Umlauf langsamer vonstatten gieng, und daß die Schlafenden abgekühlt wurden. Daraus schloß man, daß der Schlaf allezeit und jedermann erfrische, ohne zu bedenken, daß die Erfrischung nur davon herrühre, wenn die Ursachen der Bewegung und Wärme zu wirken aufhören. Man sage, daß vom Opium Schlaf erfolgte; daher sagte man, daß der Schlaf erfrische, und weil das Opium einschläfert, daß seine letzte Wirkung eine Abkühlung sey, und daß also in den Blattern, wo es an hinlänglicher Erfrischung fehlt, das Opium dienlich wäre. Allein es ist weder die Voraussetzung, noch der Schluß wahr. Der Schlaf vermindert, wie gesagt, nur alsdann die Geschwindigkeit des Umlaufs und die Hitze, wenn dadurch die Ursachen der Bewegung hinweggenommen werden. Bei der besten Gesundheit entsteht täglich nach langer Arbeit eine leichte fieberhafte Bewegung, wann die Natur durch diejenige sanfte Ruhe, die wir den Schlaf nennen, wieder hergestellt seyn will: Alsdann ist der Schlaf das einzige Mittel wider das Fieber. In jedem andern Fieber hingegen verliert er diese

diese Eigenschaft. Bei Gesunden sind ganz andre Triebfedern der Bewegung des Herzens, als bey Kranken. Die erstern hören zur Zeit des Schlags auf, nicht aber die letztern; daher kann auch unmöglich der Erfolg einerley seyn.

Ein Mensch liegt am Gallenstieber krank, welches durch Abführungen, durch den Urin, und durch viel säuerliche Getränke curirt werden muß. Er schläft sechs Stunden ängstlich; hat aber wol beym Erwachen das Fieber nachgelassen? Nein, keinesweges. Die langsamere Bewegung der Gedärme veranlaßt mehr Ueberhäufung und Stockung, und eine größere Fäulniß der in den Gedärmen faulenden Unreinigkeiten; der Urin fließt sparsamer, und die Ausdünstung der Haut wird vermindert; ein Umstand, der gewiß von großer Erheblichkeit ist. Die Schärfe wird demnach im Blute zurück gehalten, und reizt desto mehr; das Herz schlägt öfter, und das Fieber vermehrt sich. Hierzu kommt, daß auch die unerfrischte Lust die Hitze größer macht. Der Mangel des Trinkens ist Schuld, daß der Fäulniß nicht Einhalt geschieht: folglich ist der Schlaf auf vielfältige Weise schädlich gewesen. Eben derselbe Schluß gilt auch bey den Blattern, allwo der Schlaf die Ursachen der Krankheit, also auch die Krankheit selbst, um nichts vermindern, hingegen jene wol gar vermehren kann, und die Cur verzögert; mithin der Krankheit nur neue Kräfte giebt.

Allein ist nicht der Schlaf zur Erneuerung der Kräfte nöthig? Müssen die Kräfte nicht nothwendig erneuert werden? Und also! Ich antworte: Das erste ist falsch, das andre ist zweifelhaft; also ist auch der Schluß falsch. Wie der Schlaf gesunde Leute erfrischt, indem er die Ursachen der Hitze hindert, so erneuert er auch die Kräfte, indem er die Ursachen, welche sie schwächen, vernichtet. Im Fieber hingegen werden sie von der Krankheit geschwächt, welche der Schlaf nicht mindert; ja es fehlen auch die Werkzeuge zu ihrer Wiederersehung. Er vermehrt also die Kräfte nicht, und dies lehrt selbst die tägliche Erfahrung. In Krankheiten sind die Arzneyen, welche dieselben zähmen, die wahren und einzigen Stärkungen. Je mehr die Krankheit

unterdrückt wird, desto mehr richtet sich der Kranke auf, und im fallenden Fieber werden einige Unzen Citronensaft zu diesem Zwecke unendlich mehr beitragen, als der Schlaf der Siebenschläfer.

Es ist inzwischen meine Meynung nicht, allen Schlaf und alle schlafmachende Arzneyen in hitzigen Fiebern zu verworfen. Nein, keinesweges. Ich behaupte nur, daß oft der Schlaf und noch öfter die schlafmachenden Arzneyen in hitzigen Krankheiten schaden, weil sie die Krankheit vermehren und die Kräfte der Arzneyen schwächen. Ich habe oft, und noch ganz vor kurzem, Fiebrische gesehen, die überredet worden waren, am Abende Opium zu nehmen, und die, nach einer unruhigen Nacht, am Morgen darauf viel schlechter waren. Hingegen weiß ich mich auch schöner Wirkungen davon zu erinnern, wenn nach Verminderung der Vollblütigkeit, nach der Verdünnung der erhitzten Säfte und Entspannung der Gefäße, dasselbe schweißtreibend wirkt und Wunder thut. Allein dieser kluge Gebrauch ist nur von einem klugen Arzte zu erwarten; und hierin hat der berühmte Herr von Saen große Dinge bewerkstelligt.

„Ich habe in zusammenfließenden Blattern einen Kranken binnen acht Tagen schlaflos gesehen, der sich davon nicht übler befand. Andre, die dann und wann einschlummerten, habe ich oft wieder aufwecken lassen, und sie waren beyin Erwachen viel ängstlicher, weil der Speichelfluß zurückgehalten worden war, welcher in seinem stetigen Laufe keine Minute unterdrückt werden kann, ohne daß nicht der Hals davon stärker anschwellen sollte. Dieser Fluß beträgt, wie ich selbst gesehen, binnen vier und zwanzig Stunden zuweilen auf sieben Pfund, u. s. w.

Bis hierher gehört der Text des Herrn Tissot zu meiner gegenwärtigen Absicht. Ich weiß gewiß, daß überhaupt, insbesondre aber diese seine letztern Maximen vom Schlafe, beyin Pöbel der Aerzte, ja selbst bey ehrwürdigen Leuten, auf den erstern Anblick viel Aufsehn und Bedenklichkeiten erregen werden. Allein, man wird sich nur der Schicksale unsrer Kranken erinnern, und die hier angeführten Gründe

dagegen

dagegen halten dürfen; so wird man nicht Ursache finden, andrer Meynung zu seyn. Es ist wol kein Vorurtheil allgemeyner und fester eingewurzelt, als das, von der unbedingten Möglichkeit des Schlafes, es sey in welchen Umständen und bey welchen Kranken es wolle. Man könnte dasselbe zur Noth dulden, wenn es von keinen weitern Folgen wäre, als daß man den Kranken mit den gewöhnlichen Lebensarten, eine sanfte Ruhe, eine recht geruhige Nacht, ein paar Stündchen erquicklichen Schlaf, und einen süßen Schlummer anwünschte; daß man ihm Glück dazu wünschte, wenn dieser Wunsch erfüllt worden, und er unerquickt und verschlimmert wieder erwacht; und daß die Aerzte weiter nichts nöthig hätten, als den Weibern Recht zu geben, wenn sie unaufhörlich sagen: Vielleicht schenkt uns Gott ein Stündchen Ruhe, und dann solls wol besser werden; Schlafen ist besser als Einnehmen; und, ja! Kunn he man schlafen: Allein, zum Unglücke bleibt es dabey nicht. Kaum ist der Wunsch geschehn, so ist schon, ehe er noch in Erfüllung gehn kann, ein Duzend von Rathschlägen erfunden, um ihn in Erfüllung zu setzen. Man setzt Lilien und andre Blumen, die einen dummachenden Dunst geben, ins Krankenzimmer; man legt die Kopfbinden in Saffran; man hängt Saffranbündlein um den Hals; man klebt opiatische Mouschen an die Schläfe; man giebt Mohnsaft oder Mohnsaamen ein, und wenn alles dieses nicht anschlagen will, so muß sich der Arzt hinsetzen, und eine beruhigende Arznei verschreiben. Da sich in allen Krankenzimmern Weiber finden, die solchen Rath geben; so ist es nicht zu verwundern, daß es viel Aerzte giebt, die ihn blindlings vollstrecken. Denn es ist eine gewöhnliche Maxime unter ihnen, es mit diesen gefährlichen Geschöpfen nicht zu verderben. Hierdurch wird unsäglich viel Unheil an den Kranken gestiftet, und es ist besonders in hitzigen Fiebern gar mancher auf ewig entschlafen, dem man allzu freigebig den zeitlichen Schlaf hat befördern wollen.

Man sieht aus dem Obigen, daß es mit allen diesen Warnungen keinesweges darauf angesehen sey, den natürlichen Schlaf in hitzigen Krankheiten überhaupt für schädlich anzugeben:

geben:

geben: ob dieses gleich von dem gemachten künstlichen Schlafe, in so fern man sich dabey bloß auf die gemeinen Vorurtheile und Meynungen von der Nützlichkeit des Schlags gründet, ganz allgemein behauptet werden kann. Es sollen nur denen, die Kranke bedienen, hierdurch die Augen ein wenig geöffnet werden, damit sie anfangen, selbst diejenigen wohlgemeinten Rathschläge, die sie ungerufen ertheilen, ohne das allergeringste Mißtrauen hineinzusetzen, mit mehrerer Behutsamkeit zu geben, und sich die Möglichkeit einfallen zu lassen, daß sie doch schädlich seyn könnten.

Mein Herr,

Da Sie in Ihrem 232sten Blatte, den vorsichtigen Gebrauch des Leinöls bey Lungenentzündungen empfohlen haben; so dient es zur Erläuterung der Sache, vom Gebrauche dieses Oels beim Bluthusten selbst, dasjenige zu wissen, was der Herr D. Michel zu Montpellier davon bekannt gemacht hat. Dieses sind seine eignen Beobachtungen: (*)

*) Ein junger Mensch hatte oft und stark Blut gehustet, und die besten Arzneyen hatten ihn doch nicht von der Entkräftung und Abzehrung befreien können, worin ich ihn antraf. Er hustete noch Blut, der Puls war hämorrhoidalisch; und da der Kranke ehemals die guldne Ader gehabt hatte, so ließ ich ihm an die Hämmorrhoidalörter Blutegel setzen, wovon der Bluthusten, wiewol nur eine kurze Zeit, aufhörte; denn nach acht Tagen kam er wieder, und wurde mit eben demselben Hülfsmittel nochmals vertrieben. Vier Tage nach dem letztern Gebrauche der Blutegel besuchte mich der Kranke. Er hustete wenig Blut; sagte aber, er fühle es, daß ers bald stärker husten werde. Ich ließ ihn alsobald einen Löffel voll Leinöl nehmen, und von dem Tage an verminderte sich der Blutausswurf. Am folgenden Tage hatte der Kranke zweyen Löffel voll genommen, wornach er kein Blut mehr ausworf, ob er gleich noch zum öftern hustete. Ich ließ ihn das Mittel noch einige Tage fortgebrauchen. Eine Frau hustete Blut, ob sie gleich zu eben der Zeit auf dem natürlichen Wege nicht wenig Blut verlor. Nach dem natürlichen Blutflusse warf sie noch immer ein wenig Blut aus. Sie hielt eine gute Diät, und schien sich besser zu befinden, als sie auf einmal häufig Blut hustete. Man öffnete ihr die Ader, und verordnete ihr dienliche Arzneyen.

(*) Vergl. das 306te Blatt.

neyen. Da aber der Bluthusten acht Tage gedauert hatte, verordnete ich ihr einen Löffel voll Leinöl, wovon sich der Blutausswurf minderte. Der Puls, der bisher klein, lebhaft, ziemlich gleichförmig, jedoch von Zeit zu Zeit lebhafter gewesen war, fieng an, sich besser zu entwickeln, und weicher zu werden. Am andern Tage ward das Mittel wiederholt, und der Bluthusten hörte auf. Da sich aber am Abend die Kranke selbst ein Clystier beybringen wollte, kam der Blutausswurf wieder. Man gab ihr eine etwas größere Dosis Leinöl, und ließ dasselbe einige Tage fortnehmen. Vom andern Tage an war der Auswurf ein wenig röthlich, am dritten Tage schleimig, und seitdem ist keine Spur vom Blute mehr bemerkt worden. Eine andre zärtliche Frau, die öfters Reissen gehabt hatte, hustete zum erstenmale Blut. Am dritten Tage, da ich gerufen ward, verordnete ich die gehörige Diät, und eine Oeffnung der Ader am Arme; allein, das letzte ward nicht bewerkstelligt. Am vierten Tage früh nahm sie einen Löffel voll Leinöl, und nach Mittage deren zweyen. Es gleich hörte der Blutausswurf auf; dennoch aber nahm sie noch drey Tage täglich zweyen Löffel voll Leinöl. Sie empfand innerliche Hitze, welches ich bey den vorhergehenden Kranken nicht bemerkt habe. Man half diesem Zufalle durch verdünnende Mittel ab, nach welchen man sie geinde purgirte. Der Puls, der bey dem Bluthusten zusammengezogen, und nur manchmal schneller gewesen, auch nach dem Bluthusten so gebiebet war, ward nach diesen Mitteln weicher, und entwickelte sich besser. Der natürliche Blutfluß fand sich gehörig wieder ein.

Ikt muß ich sagen, wie ich auf den Gebrauch des Leinöls gekommen bin. Carl Raigerus schreibt, daß er in einem epidemischen Rheumatismo, welcher mit Bluthusten vergesellschaftet war, das Leinöl mit solchem Fortgange gebraucht habe, daß er alle Kranke, bis auf einen Apotheker, damit curirt, der nach allzu häufigem Gebräuche frischer und trockner Nüsse den Bluthusten bekommen hatte. Gesner empfiehlt dieses Oel in der Pleuresie. Ich glaube, daß es in Brustkrankheiten oft dienlich sey.

Ein junges schwindsüchtiges Mägdchen war aufs äußerste gebracht. Seit zweyen Tagen wollte sie ersticken. Der Auswurf hatte aufgehört; der Puls war kaum zu fühlen, und ich verzweifelte an aller Hülfe, zumal, da schon alles Mögliche vergebens gebraucht worden war. Endlich verordnete ich Leinöl. Die Sterbende nahm davon täglich drey Löffel voll. Sie warf eine große Menge grünen Eiter aus, und ward davon sehr erleichtert. Sie lebte noch beynähe einen Monat.

Das Leinöl in den Apotheken ist scharf und ranzig, besonders je älter es ist. Sollte wohl das frisch ausgepreßte im Bluthusten und andern Brustkrankheiten eben dieselben Wirkungen thun? Könnten

wohl alle ausgepreßte scharfe und ranzierte Oele, wie das Leinöl war, das ich gebraucht habe, eben dieselbe Hülfe leisten? Könnte man nicht das Leinöl mit gleichem Nutzen in der Ruhr, in Blutstürzungen, und in allen Blutflüssen, die gestillt werden müssen, verordnen? Die Erfahrung mag dieses entscheiden, und die Aerzte haben sie anzustellen. Die Sache ist um desto wichtiger, je einfacher und wohlfeiler das Mittel ist, und je ein besserer Arzt derjenige genannt zu werden verdient, der seine Kranken am geschwindesten, am sichersten und mit den einfachsten Mitteln heilen kann. Ich bin, &c.

Anmerkung.

Ich habe bey verschiedenen Kranken, die stark Blut husteten, das frisch ausgepreßte Leinöl, zu einer Tasse voll, so lange es nöthig gewesen, täglich verordnet, und muß gestehen, daß es eins der wirksamsten Mittel in diesem fürchterlichen Zufalle sey. Gemeinlich vermindert sich der Bluthusten alsobald, und wird von Tage zu Tage weniger. Nur zweyerley ist mir bey dem Gebrauche dieser Arznei, besonders in der Schwindsucht, bedenklich; nämlich, daß sie diese ohnedem schwachen Leute, denen ein Durchlauf so schädlich ist, purgirt, und daß sie die Vereiterung nach dem Bluthusten zu befördern geschickt ist, die doch den Tod nach sich zieht. Manche Schwindsuchtige vertragen dieses Mittel ganz und gar nicht, und brechen es mit viel Angst und Abscheu wieder von sich. Auch die Clystiere von Leinöl thun im Bluthusten einige Wirkung. Vielen ist es zu etelhaft, das Leinöl zu reinen. Diesen kann man den Leinsamen in den Brusttränken geben, da sie dann den Geschmack besser vertragen, wenn sie nur nicht zuvor schon das Leinöl geschmeckt haben. Es ist weder nöthig noch nützlich, daß das Leinöl ranzig und alt sey. Es kann auch in andern Blutstürzungen, die es sonst erlauben, zur Stillung des Bluts gebraucht werden. In der gemeinen Ruhr wird es ein guter Arzt nicht leicht verordnen, so wenig als andre öligte Sachen.

Der Verfasser.

Zwey hundert und vierzigstes Stück

von Hagedorn.

— Die gemeinen Splitterrichter,
Und ach! die Weiber selbst, die Weiber muß ich scheun.

Die ganze Lehre von dem Verhalten der Kranken in hitzigen Krankheiten ist ein Streit wider die allgemeinen irrigen

irrigen Vorurtheile der Menschen, welche dazu gemacht zu seyn scheinen, in Sachen, die ihre wahren Vortheile angehn, zu irren. Von dem allen, was ich bisher wider diese Irrthümer angeführt, ist kein Artikel, worinn nicht der große Haufe der Aerzte und Kranken sich und seine bisherige Maximen in hitzigen Krankheiten angegriffen finden wird. Am allermeisten aber wird das, was ich nun anzuführen habe, die großmütterlichen Vorurtheile beleidigen: denn es betrifft die Speise und das Getränk der Kranken. Die meisten folgen hierin den allerheillosesten Maximen. Sie zwingen die Kranken, die nicht speisen sollten, zum Essen; sie versagen denen, die viel trinken müßten, das Getränk. Sie geben ihnen Speisen, die sie verderben, und verbieten ihnen die, so heilsam wären, wie Gifte. Sie reichen ihnen schädliche Getränke, und getrauen sich nicht, ihnen die zu erlauben, die ihre Triebe fordern, und die ihnen wahrhafte Arzneien seyn würden. Ich habe schon oft aller dieser Mißbräuche gedacht, welche vielen Kranken das Leben kosten. Ist werde ich verschiedne Stellen aus den Schriften der besten neuen Arzneyverständigen mittheilen, welche die Resultate einer großen Menge von Beobachtungen sind, und woraus alle, die Wahrheit und Gesundheit lieben, neue Maaßregeln ihres Verhaltens nehmen werden.

Der Herr von Saen hat von dem Verhalten der Kranken in hitzigen Krankheiten, in Absicht auf ihre Nahrungsmittel, ausführlich, treu und lehrreich geschrieben, und sein Unterricht wird allen Lehrbegierigen unschätzbar seyn. Ich will seine Worte der Länge nach anführen. „Die vorzüglichste Lebensordnung der Kranken ist die, welche schon Hippocrates vorgeschrieben hat. Ich habe es an unsern Kranken beobachtet, daß ihnen desto weniger Kost dienlich sey, je hitziger, folglich auch je kürzer die Krankheit ist, da sie hingegen im Falle des Gegentheils ein Mehreres vertragen.

Die Nahrungsmittel selbst sind Gersten- oder Haberdecot, oder dergleichen Brey und andre daraus gemachte Zubereitungen, mit Honig, wie auch Fleischbrühen gewesen. In Holland, muß ich gestehn, daß ich den Kranken selten Fleisch-

Der Arzt. X. Th. Berth. Ausg.

D d

brühen

brühen erlaubt habe, weil sie einigermaßen zur Fäulniß geneigt sind; allein nach den eignen Grundsätzen des Hippocrates habe ich sie den Kranken in Oesterreich nicht versagen dürfen.

Es ist nämlich in ganz Oesterreich, ja fast in ganz Deutschland gebräuchlich, daß alle Mahlzeiten, Mittags und Abends, mit Suppen von Fleischbrühe angefangen werden. Die Leute sind dergestalt daran gewöhnt, daß sie in den katholischen Ländern an den Fasttagen, da das Fleischessen verboten ist, sogar Suppen von Fischen speisen, welche Gewohnheit in Holland ganz unbekannt ist. Nach den Grundsätzen des Hippocrates aber muß man der Gewohnheit, der Bitterung, dem Landesgebrauche und dem Alter etwas nachgeben, (Aphor. 1:17.) und lieber solche Speisen und Getränke, die angenehmer, obgleich nicht so nützlich, als gesündere, die unangenehmer sind, wählen, (Aphor. 2:38.) indem lang gewohnte, obgleich schädlichere Sachen, nicht so viel schaden, als die ungewöhnlichen. (Aphor. 2:50.)

Um aber diese Neigung zur Fäulniß zu verbessern, habe ich die Fleischbrühen mit angenehmen Säuren vermischen lassen. Den Reichen sind die Säfte von Citronen, sauren Pommeranzen und Granatäpfeln, den geringern Leuten Cremor Tartari oder Saueraampfer in die Suppen zu kochen, verordnet worden. Es dient auch wohl ausgegohrnes und ausgebacknes weißes Brodt, wegen seiner Säuerlichkeit, die man bey Krankheiten, die sich in die Länge ziehen, oder die schon wirklich entschieden sind, in die Fleischbrühen mit eingekocht. Denen, die nicht allzu heftig krank sind, und sich mit diesen Speisen nicht hinlänglich sattigen können, wird in den Zwischenzeiten Haberbrei erlaubt, und deren sind unter den Kranken, die nach unsrer Diät leben müssen, nicht wenige. Wenn die critischen Ausführungen vorbey sind, so werden die Kranken, die es nöthig haben, gelinde purgirt, und alsdann nach und nach wieder an zartes Fleisch und Wein, mit Wasser vermischt, gewöhnt. In hitzigen Fiebern, die nicht bis zum Grade der Entscheidung gestiegen sind, werden binnen vier und zwanzig Stunden drey- vier-

bis

bis fünfmal, sechs, acht bis zehn Unzen gute magere Suppen gegeben, nachdem entweder die Kranken viel zu speisen gewohnt sind, oder Appetit haben, oder es gut vertragen. Dieses Verfahren ist in verschiedenen Aphorismen des Hippocrates, im ersten Abschnitte, gegründet.

Ich habe oben gesagt, daß das zwote Nahrungsmittel und zugleich das Getränk unsrer Kranken Gersten- oder Haberdecoc mit Honig wäre. Man kann dasselbe stark oder dünn machen, nachdem der Kranke mehr oder weniger Nahrung bedarf. Wenn es weder zu dick, noch zu dünne seyn muß, so kocht man acht Unzen rohen Haber oder Gersten mit reinem Wasser, bis er zerplagt, so, daß vier Maas Decoctum übrig bleiben, ein Maas zu vier Pfund Apothekergewicht gerechnet. In jedes Maas gehören eine oder zwei Unzen Honig. Wenn die Kranken starke Hitze und trocknen Leib, oder wol gar keine Oeffnung haben, so wird in jedes Maas ein oder zwey Quentlein Cremor Tartari oder Salpeter gethan.

Von diesem Getränke müssen die Kranken beständig, und so viel, als sie können, trinken. Wenn sie sich weigern, so muß man ihnen gütig vorstellen, daß sie nothwendig trinken müssen. Hierin sind gemeiniglich unsre geringern Leute gelehriger, als die meisten Vornehmen. Selten wird in einem Tage nur ein Maas, öfters deren zweye, ja nicht selten dreye und noch mehr getrunken; alles warm, oder wenigstens laulicht.

Vielleicht scheint einigen diese Menge zu groß und beschwerlich. Allein wenn ich den Schaden gegen den Nutzen halte, so finde ich, daß unsre Kranken davon gar nicht beschwert werden, sondern vielmehr verschiedener Vortheile sich zu erfreuen haben.

I. Wenn Kranke zu uns kommen, die Ueblichkeit, Ekel, Würgen und Erbrechen haben, so verdünnt und löset ein solches häufiges Linderndes und seifenhaftes Getränk die Schärfe auf, welche den Magen reizt. Daher dauern bey uns dergleichen Zufälle selten über zweyen Tage.

2. Der Durst, welcher die Kranken martert, wird bald vermaßen erleichtert und verbessert, daß die Patienten nicht mehr darüber klagen.

3. Die Schärfe selbst, die sich entweder vom Anfange der Krankheit oder in ihrer Fortdauer in den Säften erzeugt, wird durch dieses beständige Getränk dergestalt verblümt und umhüllt, daß sie weder das Fieber und die Schmerzen vermehren, noch den zartesten Gefäßen und Nervenfasern auf einige Weise Schaden zufügen kann. Aus den Lehrsätzen des Hippocrates und Boerhaave wissen wir, daß das Unglück der Curen solcher Krankheiten, die von Giften, von der Pest, oder von einer sogenannten Malignität entstehen, gemeinlich davon herrühre, daß die Kranken nicht genug trinken. Die Menge unsrer glücklichen Curen hat diese Methode hinlänglich und öfters gerechtfertigt.

4. Durch dieses heilsame und häufige Getränk erhält man den Zweck, daß gleich vom Anfange der Krankheit an alle Absonderungen weit besser von statten gehn, als sonst gemeinlich zu geschehn pflegt. Unsre Studenten werden gewiß selten gesehen haben, daß bey unsern Kranken die Haut lange trocken und die Zunge voll Hitze gewesen wäre. Die unterdrückte Ausdünstung fängt bald an, sich wieder herzustellen, der Urin und die Leibesöffnung wird selten zurück gehalten, und das von der Trockenheit der vesten, und von der Verdickung der flüssigen Theile, schwer und ängstlich gewordene Athemholen, wird bald wieder leichter und freyer. Wenn solchergestalt alle Werkzeuge der Abführungen geschmeidiger gemacht worden sind, so findet die Natur überall offne Wege, auf welchen sie die zur Ausführung geschickten Materien abführen kann.

5. Durch die beständige Vermischung solcher neuen Säfte werden die unsrigen vor der Fäulniß beschützt; und dieses geht so weit, daß wir in unserm Krankenhause die Flecken und den Friesel fast nicht kennen, die doch sonst hier zu Lande bey hitzigen Krankheiten so gemein sind, weil das Blut darin verdorben, mithin allzu sehr aufgelöst ist. Dieses verhütet und hindert, wie gesagt, der mit dem Blute be-

ständig

ständig vermischte neue Speisefast, der seiner Natur nach säuerlich ist.

6. Wenn durch dieses Hülfsmittel die Unreinigkeiten in den Verdauungswegen so geschwind verbessert worden sind, so pflegt gemeinlich schon in der Krankheit selbst der Appetit wieder zu kommen.

7. Es wird auch dadurch das in Krankheiten so beschwerliche Erbrechen oder der Durchlauf vortreflich verhütet, indem das Getränk die Schärfe, die beyde Zufälle veranlaßt, verbessert, abwäscht und ausspült. Wenn ja zuweilen einmal ein Durchlauf hinzu kommt, so ist derselbe ein Werk der Natur, die sich durch den Weg der Gedärme reinigt; und wenn er critisch ist, so ist er von großem Nutzen, ja er ist auch gut, obgleich die Krankheit noch nicht entschieden worden, wenn er sich bey sonst guten Zeichen ereignet: denn er erleichtert den Kranken, und muß nicht gehindert werden, wie solches aus den vom Hippocrates angeführten Beyspielen, besonders dem von der Larissa erhellt. Man kann eben dasselbe von allen andern Ausführungen bey noch nicht entschiedener Krankheit behaupten.

So urtheilt der Herr von Saen von den Nahrungsmitteln, und besonders von den Getränken der Kranken. Die, so er vorgeschlagen, dienen in den allermeisten Fällen entweder wie wirkliche Arzneien, oder doch so, daß sie die Wirkung der Arzneien befördern helfen. Man kann hiervon verschiedene Zeugnisse von ihm sammeln. „Unsre Herzkrankungen, sagt er, sind abgekochtes Wasser mit weißem Brodte, Kirschen, Erdbeeren, Himbeeren, saure Kirschen, Johannisbeeren, u. d. gl. Dergleichen Sachen verdünnen die Masse der Säfte, und machen sie flüssiger, löschen den Durst, dämpfen die Schärfe, schmeidigen die zusammengeschnürten Fäserchen, mindern die Schmerzen, verbessern die angehende, und wenden die zukünftige Fäulniß ab, und stärken und erhalten die Kräfte.“ In einem andern Orte, wo er vom Nutzen des Esquimeths von Meerzwiebeln bey Brustentzündungen redet, sagt er: „Der häufige Gebrauch dieses Esquimeths hat unsern Kranken keinen Ekel, noch Ueblichkeit er-

regt, welches vom häufigen Genuße des Gersten- oder Haber decocts herzuleiten ist, das den Magen beständig ausfüllt. Wenn ein Mensch Wasser mit Milch tränke, so würde dieses Getränk vom Esigmethe gerinnen, und ihm die Ueblichkeit vermehren; hingegen mit dem Gersten- oder Habertranke geschieht dieses nicht, u. s. w.

Der Herr van Swieten hat in der Lehre von der Diät im Essen und Trinken der hitzigen Febricitanten vollkommen dieselbigen Grundsätze des Hippocrates und des Boerhaave. „In hitzigen Krankheiten, sagt er, dient das gekochte Gerstenwasser zum allgemeinen Getränke; man muß aber in jedes Pfund desselben anderthalb Loth Honig, mit einem halben Lothe starken Weinessig versetzt, mischen.“ Außer diesem Getränke empfiehlt er auch, besonders in faulenden Krankheiten, die Molken der Milch, mit Weine geschieden, wovon die Kranken nach Belieben trinken sollen, weil sie bey solchen Umständen nicht allein angenehm, sondern auch statt Arzney dienlich sind.

Unter allen Vorschriften neuerer Aerzte, die sich um die Verbesserung des Verhaltens der Kranken verdient gemacht haben, sind, was die Nahrungsmittel betrifft, die Ermahnungen des Herrn Tissot an das Volk besonders würdig, hier wiederholt zu werden. Da, wo er von den Ursachen redet, welche die Krankheiten des Volks verschlimmern, führt er ausdrücklich auch die Nahrungsmittel mit an, die man den Kranken zu reichen pflegt. „Die Krankheit, sagt er, schwächt nothwendiger Weise, und die thörichte Furcht, daß der Kranke nicht von der Entkräftung sterbe, macht, daß man ihm Speise bringt, welche seine Krankheit vergrößert, und durch das Fieber ihn tödtet. Diese Furcht ist gänzlich chimärisch, und es ist noch kein einziger Febricitant von dieser Ursache gestorben. Solche Leute können viele Wochen bey bloßen Wasser leben, und sind nach solcher Zeit besser bey Kräften, als vorhin. Da man aber bemüht ist, sie zu nähren, so vermehrt die Speise, die man ihnen bringt, anstatt sie zu stärken, ihre Krankheit, und macht eben dadurch den Kranken schwächer.

So bald das Fieber da ist, verdauet der Magen nicht mehr. Alles, was man genießt, verdirbt, und wird eine Quelle der Fäulniß, welche die Kräfte des Kranken so wenig vermehrt, daß sie vielmehr die Macht der Krankheit vergrößert. Solchergestalt wird alles, was man zu sich nimmt, ein wahrer Gift, der die Kräfte vernichtet; und tausend Beispiele beweisen dieses. Die armen Unglücklichen, die man zum Essen nöthigt, verlieren ihre Kräfte, werden beängstigt, und desto schwermüthiger, je mehr sie speisen.

Aber dieses ist noch nicht alles. Außer der Menge der Speisen schadet man auch den Kranken durch ihre Qualität. Man giebt ihnen die stärkste Fleischbrühe, Eyer, Zwieback und Fleisch, so lange sie nur noch kauen können. Es ist unvermeidlich, daß sie unter der Last alles dieses Unraths erliegen müssen. Wenn man einem Gesunden verdorbnen Fleisch, faule Eyer, verdorbne Fleischbrühen giebt, so überfallen ihn so heftige Zufälle, als ob er ein Gift genommen hätte; und in der That ist es auch Gift. Er erbricht sich, er ist beängstigt, er hat einen heftigen Durchlauf, Fieber, Phantasieen, Ausschlag u. d. gl. Wenn man eben dieselben Speisen, da sie noch unverdorben sind, einem Fieberpatienten reicht, so werden sie von der Hitze und von den im Magen schon vorhandenen verdorbenen Materien alsobald mit Fäulniß angesteckt, und nach einigen Stunden thun sie alle diese iſterwähnten Wirkungen. Man urtheile hieraus, ob sie dem Kranken nützlich seyn können.

Schon vor mehr als zwey tausend Jahren hat der größte Arzt die Wahrheit erkannt, die seine Nachfolger bestätigt haben, daß ein Kranker, so lange er verdorbene Materien im Magen hat, desto mehr abgemattet werde, je mehr Nahrungsmittel man ihm reicht. Die mit den verdorbenen Materien im Magen vermischten Speisen können unmöglich nahrhaft seyn, sondern werden vielmehr eine neue Quelle der Krankheit. Daher haben auch geschickte Beobachter stets angemerkt, wenn ein Fieberpatient eine sogenannte gute Bonillon genommen hat, daß sein Fieber stärker, und er selbst dadurch mehr abgemattet werde. Einem Menschen,

der ein starkes Fieber oder verdorbne Materien im Magen hat, eine Bouillon vom frischesten Fleische zu geben, ist eben so viel, als wenn man ihm zwey oder drey Stunden später eine faulende Bouillon gäbe.

Ich muß es sagen, das höchst schädliche Vorurtheil, die Kranken mit Speisen bey Kräften zu erhalten, ist selbst unter solchen Personen noch zu allgemein, deren Gaben und Erziehung sie über so grobe Irrthümer weit hinweg setzen sollten. Es würde ein großes Glück für das menschliche Geschlecht seyn, und das Ziel seines Lebens würde überhaupt viel weiter entfernt werden, wenn man es von der in der Arzneykunst so wohl erwiesenen Wahrheit überzeugen könnte, daß das Einzige, was einen Kranken stärken kann, nur dasjenige sey, was der Krankheit Abbruch thut. Allein der Eigensinn des Vorurtheils ist in dieser Absicht ganz unbegreiflich. Es ist ein zweytes Uebel, das sich zur Krankheit gesellt, und das noch ärger ist, als sie selbst. Von zwanzig Kranken, die auf dem Lande sterben, würden oft zwey Drittheile genesen seyn, wenn sie bloß vor den Anfällen der Bitterung geschützt, und mit frischem Wasser häufig getränkt worden wären. Allein die ists erwähnte Uebel verstandene Sorgfalt bringt sie alle ums Leben.

Das Schlimmste bey diesem allen ist, daß ein solches Verfahren den Absichten der Natur ganz widerstreitet. — Die unreine Zunge der Kranken, welche beweiset, daß ihr Magen eben so unrein sey, ihr Ekel, ihre Neigung zum Erbrechen, ihr Abscheu vor den Speisen, hauptsächlich vor Fleische, ihr übler Athem, der faule Dunst ihrer Blähungen und dessen, was von ihnen geht, beweisen insgesammt, daß ihr ganzes Inwendiges mit verdorbenen Materien überhäuft sey, welche alle Speisen, die man zu ihnen brächte, ebenfalls verderben würden, und daß hier anders nichts zu unternehmen sey, als daß man diese Materien durch eine Fluth erfrischender Getränke verdünne, und sie dadurch zur Ausführung geschickt mache. Ich sage es noch einmal, and wünsche, daß man darauf merken möchte: so lange man einen bitteren oder faulenden Geschmack, Ekel, übeln Athem,

Hize,

Hize, Fieber, faulende Stühle und rothen Urin hat, sind Fleisch und Fleischbrühen, Eyer, und alle Speisen, wo dergleichen hineinkommt, auch Theriac, unverdünnter Wein, und alle hixige Sachen wahre Gifte.

Vielleicht werde ich dem Publico und einigen Aerzten übertrieben scheinen; allein, aufgeklärte Aerzte, wahre Aerzte, die die Wirkungen aller Dinge beobachten, werden im Gegentheil finden, daß ich, anstatt die Sachen zu übertreiben, nur eine schwache Abbildung von ihren eignen Gesinnungen mache, welche seit zwey tausend Jahren die Maximen aller guten Aerzte gewesen sind, und die die Vernunft billigt, so, wie sie die Erfahrung täglich bestätigt. Die Irrthümer, die ich ists bestritten habe, kosten Europa schon Millionen von Menschen.

Es ist noch anzumerken, daß das Uebel noch nicht geendigt sey, wenn gleich der Kranke das Glück hat, aller angewendeten Mühe ungeachtet, nicht zu sterben. Vielmehr lassen die Speisen und hixigen Arzneyen in ihm den Grund einer langwierigen Krankheit zurück, die nach und nach überhand nimmt, und nach einiger Zeit zum Ausbruche kommt, da dann der Kranke den Tod, den er verlangt, mit langen Martern erkaufen muß.

Diese heilsamen und unschätzbaren Regeln vom Verhalten, in Absicht der Nahrungsmittel bey hixigen Krankheiten, wiederholt und bestätigt Herr Tissot da, wo er von der Cur derselben handelt, mit folgenden Worten:

„Was die Nahrung des Kranken betrifft, so muß er in der Krankheit selbst schlechterdings keine festen Speisen nehmen, man kann ihm aber durchgängig und zu aller Zeit die folgende Nahrung zubereiten, die eine der gesündesten, und unstreitig die allereinfachste ist. Man nehme ein halbes Pfund Brodt, einer Haselnuß groß Butter, oder gar keine, und ohngefähr drey Pfund oder anderthalbe Bouteille Wasser, kochte alles so lange, bis das Brodt fast gänzlich zergangen ist, seigre es durch, und gebe davon dem Kranken alle drey oder vier Stunden, ja, wenn das Fieber außerordentlich heftig wäre, noch seltner, jedesmal ein halbes

D d 5

Wie.

Wiertheil. Wer Graupen, Gersten, Erbsen, Habergras oder Reiss hat, kann sie, mit einigen Granen Salz, auf eben dieselbe Weise kochen.

Man kann auch, statt dieser Art Suppen, den Kranken rohe Sommerfrüchte, und im Winter gekochte Aepfel, oder Pflaumen, und trockne und gekochte Kirschen erlauben. Wohl unterrichtete Leute werden sich nicht wundern, daß ich in hitzigen Krankheiten Früchte verordne, weil sie täglich sehn, mit wie gutem Fortgange es geschieht. Nur diejenigen wird dieser Rath beunruhigen, die noch an den alten Vorurtheilen fest kleben. Wenn sie aber nachdenken, so werden sie finden, daß diese durststillenden und erfrischenden Früchte das Fieber mäßigen, die verdorbne und erhitzte Galle verbessern, den Leib offen erhalten, den Urin befördern, und solchergestalt für Kranke im Fieber die zuträglichste Nahrung sind. Sie sehnen sich selbst aufs brünstigste darnach, und ich habe Viele gesehen, die sich mit nichts andern curirt haben, als daß sie eine große Menge solcher Früchte, die sie sehnlichst begehrt, und die man ihnen geweigert, heimlich gegessen. Wer diese Gründe nicht faßt, der kann zum wenigsten, auf mein Wort, einen Versuch machen, so wird ihn seine eigne Erfahrung von der Nützlichkeit dieser Speisen überführen.

Man kann demnach ganz zuverlässig, in allen anhaltenden Fiebern Kirschen, Erdbeeren, Himbeeren, Maulbeeren, u. d. gl. Früchte, die aber alle vollkommen reif seyn müssen, speisen lassen. Die Aepfel, Birnen und Pflaumen sind nicht so auflösbar, haben weniger Saft, und sind nicht so heilsam. Doch giebt es einige Arten saftiger Birnen, die man erlauben kann, wie auch die mit Wasser verdünnte Suppen von reifen Pflaumen. Ich habe gesehen, daß dieses Getränk einem Kranken den Durst besser gestillt, als alle andre. Nur muß man nicht viel von allem diesen Obste auf einmal nehmen, um nicht den Magen zu überladen, welches den Kranken verschlimmern würde. Der öftere Genuß kleiner Portionen ist die heilsamste Kost. Wer süße Pommeranzen oder

oder Citronen haben kann, der kann sie, doch ohne die Schale, die Hise macht, mit Nuzen speisen.

Das Getränk muß durststillend, kühlend, verdünnend, und erschlassend seyn, und den Urin, die Leibesöffnung und die Ausdünstung befördern. Alle obangepriesene Getränke vereinigen diese Eigenschaft mit einander. Man kann auch etwas vom Saft der obgedachten Früchte in das Wasser mischen. Die Kranken müssen viel trinken. Es wäre zu wünschen, daß sie täglich 3 bis 4 Bouteillen, doch nur wenig und oft, z. E. alle Viertelstunden ein Weinglas voll tranken; doch muß das Getränk nie zu kalt seyn.

Welch einen Contrast machen nicht alle diese Verhaltensregeln der größten Aerzte mit dem wirklichen Verhalten der Kranken in hitzigen Krankheiten, wenn man sie gegen einander hält; und da insbesondre die wahre Lehre vom Speisen und Trinken der Kranken schon vom Hippocrates an, bis auf unsre Zeiten, mehr als zweytausend Jahr her, von allen vorzüglichen Aerzten eingesehn, erkannt, gelehrt und empfohlen worden ist, so ist es fast unbegreiflich, wie sich eine ihr so gerade widersprechende irrige und schädliche Diät doch immer erhalten, und überall hin, so weit die Arzneykunst gereicht, mit ausgebreitet hat, als ob sie eins ihrer eigentlichsten Gesetze wäre. Noch mehr, was wird man nach den hier angeführten wiederholten Beobachtungen der neuesten Aerzte, nun künftig in dieser Sache zu erwarten haben? Wird man wol aufhören, die Kranken zum Essen zu nöthigen? Wird man wol anfangen, ihnen die Bouillons zu entziehen? Wird man sich wol unterstehn, ihnen Früchte zu reichen? Wird man wol glauben, daß sie am Brodwasser genug haben, um ihre Kräfte zu erhalten? Wird man wol viele Aerzte finden, die sich vom Lichte der Wahrheit erleuchten lassen? Wenn ich gleich Hoffnung hätte, dieses alles noch zu erleben, so würde sie doch wieder verschwinden, so bald ich daran gedächte, daß die alten Weiber nimmermehr Ja dazu sagen werden.

Mein Herr Arzt,

Alle zwölf oder vierzehn Tage hab ich einen heftigen triefenden Schnupfen, welcher jederzeit acht bis zehn Tage dauert. Man hat mich curiren wollen, ohne mir damit Schaden zu thun, welches eine rare Erfindung wäre; allein, ich habe es abgelehnt, weil ich wohl weiß, daß der Schnupfen gesund ist. Meine einzige Sorge war nur die, zu wissen, wovon er herrührte? Endlich hab ich es, Gottlob! entdeckt, daß nichts anders daran Schuld sey, als meine große Perüque, die ich nie ablegen werde. Diese macht mir den Kopf zu warm, und, wenn ich den ganzen übrigen Leib eben so warm halten sollte, so müßte ich mir eine Perüque über den ganzen Leib machen lassen, welches mich aber einem Bären allzu ähnlich machen würde. Meine Frau hat alle vier Wochen Zahnschmerzen. Man hat ihr einen hohlen Zahn ausreißten wollen, und zwar unentgeltlich, welches eine ganz ungemeyne Sache gewesen wäre. Allein, man sagt, daß die Zahnschmerzen bey jungen verheyratheten Frauenzimmer etwas Gutes bedeuten sollen, und obgleich bis dato aus den Zahnschmerzen noch nichts weiter geworden ist; so wollen wir uns doch die gute Hoffnung nicht verderben, und darum conserviren wir den verdorbenen Zahn auf alle mögliche Weise. Der Himmel verhalte es doch, daß er nicht etwa in der Wurzel ausfaule! Mein kleiner Sohn hat einen ausgeschlagenen Kopf. Meines Vaters Schwester, eine alte wohlthätige Matrone, wollte ihm denselben mit einer wohlriechenden Salbe vertreiben, und, um des angenehmen Geruchs willen, wäre dies wol eine liebliche Cur gewesen. Allein, weil wir überlegt haben, daß auf diesem Wege viel böse Fechtigkeiten von dem Knaben weggeh; so haben wir uns entschlossen, diesen bösen Kopf von der Hand der Natur statt eines Fontanells anzunehmen, und die Krankheit, als eine Cur, zu betrachten. Meine Schwester hat auf einem Auge den Straar. Ein neuer Oculist wollte ihr die Crystallins herausschneiden; und da dieses eine neue Methode ist, so hätte diese Cur viel Bewunderung verdienen können. Weil aber ihr andres Auge noch gesund ist, und sie damit eben so vollkommen sehen kann, als zuvor mit beyden, so hält sie es für unnöthig, mit ihrer Cur so viel Aufsehen zu machen, und will lieber ihr blindes Auge unausgestochen behalten. Alles dieses erzähle ich Ihnen, da mit ihre Leser aus unsern Beyspielen lernen, wie sie sich bey einigen Krankheiten, die entweder nicht curirt werden können, oder nicht curirt werden sollten, trösten und beruhigen müssen. Es ist kein Uebel mehr, krank zu seyn, wenn man nur eine Ursache erfunden hat, warum man nicht curirt seyn will. Hingegen ist es kein Gut mehr, gesund zu seyn, wenn man erst eine Ursache gefunden hat, warum man mediciniren will. Ich bin, &c.

Zwey

Zwey hundert ein und vierzigstes Stück.

von Haller.

Der Wahn macht falsche Güter groß.

Es ist nicht genug, daß die Leute die hitzigen Krankheiten durch ihr übles Verhalten verderben: sie sind unerschöpflich an Erfindungen, um sich zu ruiniren. Gemeiniglich behalten sie es sich vor, den Anfang der Cur selbst zu machen, und hierzu wählen sie die verkehrtesten Wege. Der Zeitpunkt, da sie zum Arzte eilen, ist gemeiniglich der, da sie es zu empfinden anfangen, daß ihre Cur sie verschlimmert; und wenn dann der Arzt nicht mehr helfen kann, so unterläßt man es niemals, ihn und die Kunst mit Vorwürfen zu überhäufen. Ich will die verderblichen Anschläge des Volks bey ihren Curen nach den Beobachtungen der neuern Aerzte anführen; und ein jeder, der sie liest, mag sich daraus seine Lehren nehmen.

Das Volk, sagt Herr Tissot, ist von einem Vorurtheile eingenommen, welches alle Jahr vielen Tausenden das Leben kostet. Man glaubt nämlich, daß alle Krankheiten durch Schwitzen curirt werden können, und daß man, um zu schwitzen, viel hitzige Sachen einnehmen, und sich sehr warm halten müsse. Dies ist ein doppelter Irrthum, welcher den Staat entvölkern hilft; und man kann es den gemeinen Leuten nicht genug einprägen, daß sie sich umbringen, wenn sie im Anfange der Krankheiten den Schweiß mit Gewalt treiben. Ich habe Beispiele gesehn, wo die Bemühung, den Schweiß zu erzwingen, den Kranken so offenbar das Leben gekostet, als ob man ihnen eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte. Der Schweiß führt das Flüchtigste aus dem Blute davon, und hinterläßt es trockner, zäher und erhitzter. Da

um

nun das Blut in allen hitzigen Krankheiten, außer einigen wenigen, die selten sind, schon ohnedem zu dick ist, so vermehrt der Schweiß augenscheinlich das Uebel. Anstatt dem Blute sein Wasser zu nehmen, sollte man vielmehr suchen, es mehr damit zu bereichern. Jeder Bauer sagt selbst, wenn er eine Pleuresie oder Brustentzündung hat, daß sein Blut zu dick sey, und nicht umlaufen könne. Er sieht, wenn er es gelassen hat, daß es schwarz, trocken und verbrannt sey. Sollte ihn nicht die gesunde Vernunft lehren, daß er, anstatt durch den Schweiß das Wasser aus diesem Blute zu jagen, vielmehr dasselbe besser verdünnen müßte?

Gesetzt aber, es wäre wahr, welches es doch nicht ist, daß der Schweiß im Anfange der Krankheiten nützlich wäre, so sind doch darum die Mittel nicht weniger mörderisch, deren man sich bedient, um ihn zu befördern. Das erste dieser Mittel besteht darin, daß man den Kranken durch heiße Luft und häufige Bedeckung fast erstickt. Man verdoppelt die Sorgfalt, keine Luft ins Zimmer zu lassen, welches das geschwindeste Mittel ist, die, so sich im Zimmer befindet, äußerst zu verderben. Zugleich hält man den Kranken so warm ein, daß diese beyden Ursachen allein vermögend sind, dem gesündesten Menschen das hitzigste Fieber und eine Brustentzündung zu machen. Ich habe zum öftern bey Eintritte in solche Zimmer einen schweren Athem verspürt, wovon ich mich befreiete, indem ich sie öffnen ließ. Leute von Einsicht sollten sich ein Vergnügen daraus machen, bey so oft vorkommenden Gelegenheiten dem Volke begreiflich zu machen, daß die Luft, die uns nöthiger, als dem Fische das Wasser ist, nicht unrein werden könne, ohne unser Gesundheit nothwendig zu schaden. Nichts aber verdirbt sie geschwinder, als die Ausdünstungen vieler Leute in einem kleinen Zimmer, das nicht ausgelüftet wird. Man darf nur die Augen öffnen, um den Schaden von diesem Verhalten zu sehn. So bald man diesen armen Kranken frische Luft giebt, und ihnen die schweren Decken wegnimmt, so vermindert sich alsobald das Fieber, die Bedrückung, die Angst und das Phantasiren.

Das andre Mittel, Schweiß zu machen, besteht darin, daß man den Kranken lauter hitzige Sachen, besonders Theriack, Wein, Safran, und andre aus hitzigen Kräutern und Blumen zusammengesetzte Arzneyen, reicht, die bey der Fieberhitze allezeit schädlich sind. In allen fiebrischen Krankheiten muß man abkühlen und den Leib offen erhalten. Alle diese Mittel hingegen erhitzen und verschließen den Leib; daher kann man urtheilen, was sie für Wirkungen thun mögen! Ein gesunder Mensch würde zuverlässig ein Entzündungsfieber bekommen, wenn er die Menge von Wein, Theriack, hitzige Kräuterthee, u. s. w. nehmen sollte, die der Bauer zuweilen verschlingt, wenn er schon wirklich eine Krankheit hat. Wie wäre es also wol möglich, daß er sich nicht damit umbringen sollte? In der That stirbt er davon, und zuweilen erstaunend plötzlich. Die schrecklichsten Beispiele bieten sich einem jeden fast täglich selbst an.

Man wird vielleicht antworten, daß der Schweiß oft Krankheiten cureire, wie solches die Erfahrung lehre, welcher man folgen müsse. Es ist wahr, daß der Schweiß einige Krankheiten gleich im Anfange vertreibt, wie z. E. die Stiche, welche man die falsche Pleuresie nennt, einige reißende Schmerzen, einige Flüsse. Allein dies findet nur alsdenn Statt, wenn diese Krankheiten von unterbrochener Ausdünstung herrühren, wenn sich darauf der Schmerz unmittelbar einfindet, und man alsbald, ehe noch ein Fieber die Säfte verdickt und irgend ein Theil sich entzündet hat, ein warmes schweißtreibendes Getränk verordnet, welches durch die Wiederherstellung der Ausdünstung die Ursache des Uebels hinwegnimmt. Der Schweiß ist in Krankheiten auch dann nützlich, wenn man durch vieles Trinken ihre Ursachen vernichtet hat. Er nimmt einen Theil der Materie der Krankheit aus den Säften mit fort, nachdem die gröbern durch den Stuhl oder durch den Urin fortgegangen sind, und führt die Menge des Wassers wieder aus dem Blute, die man zuvor hinein bringen mußte, und welche nun überflüssig geworden ist. Unter solchen Umständen ist es von der äußersten Wichtigkeit, den Schweiß weder vorseßlich, noch aus Unachtsamkeit zu unterdrücken,

drücken, welches oft eben so gefährlich seyn würde, als wenn man sonst im Anfange der Krankheit Schweiß treiben wollte; und wenn man diesen Schweiß unterdrückt, daß er auf einige innerliche Theile schlägt, so bringt er oft eine neue Krankheit hervor, die gefährlicher ist, als die erste. Man muß demnach eben so wenig den Schweiß, der natürlicher Weise am Ende der Krankheit erfolgt, unvorsichtig unterdrücken, als man ihn im Anfange erzwingen darf: denn so wie jener fast allezeit nützlich ist, ist dieser fast immer schädlich. Gesezt aber auch, daß er nöthig wäre, so würde man es doch schlecht anfangen, ihn auf solche Weise zu erzwingen, weil durch eine solche Erhitzung der Kranken das heftigste Fieber entzündet wird, dessen Hitze sie verzehrt und ihre Haut völlig austrocknet. Das beste schweißtreibende Mittel ist laues Wasser. Wenn die Kranken einen oder zweien Tage häufig schwitzen, und davon ein paar Stunden Erleichterung spüren, so hören doch diese Schweiß bald auf; und ob man gleich dieselbigen Arzneien ihnen wieder giebt, so können sie doch den Schweiß nicht wieder herstellen. Man verdoppelt also die Dosen; die Entzündung wird größer, und der Kranke stirbt in schrecklicher Angst und an einer allgemeinen Entzündung. Man leitet seinen Tod davon her, daß er nicht genug geschwitzt hat, da er doch in der That davon herrührt, daß er im Anfange zu viel geschwitzt, und daß er hitzige schweißtreibende Arzneien und Wein genommen hat. Der Landmann, welcher sonst den rothen Wein nicht liebt, trinkt ihn vorzüglich in Krankheiten, (zumal wenn er auf den Einsall kommt, sich das Gift vom Herzen abzutreiben,) und hierdurch thut er sich großen Schaden, weil der ihm ungewohnte rothe Wein den Leib mehr, als der weisse, verstopft, den Urin nicht so gut treibt, und das Blut, das schon zu zähe ist, noch mehr verdickt. So weit Herr Tissot.

Daß der Herr von Saen, in Absicht des Schwitzens der Kranken, eben derselben Meinung sey, erhellt aus einer Stelle, die ich schon bey andrer Gelegenheit angeführt, wo er die Schädlichkeit der allzu heißen Luft in den Krankenzimmern beweiset. (*) Unter die hiervon zu besürchtenden

(*) Im 238ten Blatte.

nachtheiligen Folgen rechnet er auch die, „daß nichts den Schweiß heftiger treibt, und daß schon Sydenham, und nach ihm alle gute Aerzte bezeugt haben, es könne den Kranken nichts schädlicher seyn, als in einer noch rohen, oder in einer solchen Krankheit, die nicht durch Schwitzen gehoben werden soll, den Schweiß zu treiben. Hierdurch, fährt er fort, wird das Feinste aus dem Blute verjagt, und das nachbleibende verdickt, und dieses zwar oft dergestalt, daß die neuen flüssigen Sachen sich nicht einmal mehr mit ihm vermischen, sondern vorbeyst fließen, und mit dem Schweiß fortgehn.“

Ich kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit noch eine Klage des Sydenhams, die hierher gehört, zu wiederholen. „Daß die vernünftige Beförderung des Schweißes zu der Zeit, da die Fiebermaterie noch nicht hinlänglich gekocht ist, höchst gefährlich sey, wird hoffentlich niemand, ausser wer eigensinnig ist, in Zweifel ziehn, da hierdurch die rohe Materie zum Gehirn getrieben, und Del ins Feuer gegossen wird. Die weise Regel des Hippocrates, daß nicht rohe, sondern nur von der Natur wohl durchgearbeitete und gekochte Materien ausgeführt werden sollten, scheint nicht sowol auf die Purganzen, als vielmehr auf den klugen Gebrauch der schweißtreibenden Mittel zu zielen. Es weiß nämlich ein jeder Practicus, wie vieles Unheil täglich die alten Weiber und Pfuscher durch den unvernünftigen Gebrauch der schweißtreibenden Arzneien stiften. Denn dieses Volk hat die Gewohnheit, wenn jemand über Frost und Kopf- und Gliederschmerzen klagt, die gemeinlich die Vorläufer des Fiebers sind, daß sie ihn alsbald ins Bett bannen, und alles Mögliche anwenden, ihn in einen tüchtigen Schweiß zu setzen. Durch diesen Ungeßtum wird dem Fieber, welches vielleicht von selbst, oder nach einigem Blutlassen aussen geblieben seyn würde, so wenig vorgebeugt, daß es vielmehr davon sich stärker erhitzt, und sich völlig formirt und einwurzelt. Und wenn wir die alten Weiber fahren lassen, so ist ausserdem Jedermann bekannt, daß die Schweiß, die in den ersten Tagen des Fiebers durch schweißtreibende Arzneien

erzungen werden, eben so, wie die freywilligen im Anfange des Fiebers, die keinesweges critisch, sondern bloß symptomatisch sind, fast nichts zur Cur der Krankheit beynagen. — Die Hitze der Betten und die gewöhnlichen Herzstärkungen verwirren die Oekonomie der Natur, und machen convulsivische Bewegungen der Glieder und andre Unordnungen, welche, da sie nicht zur eigentlichen Geschichte der Krankheit gehören, sondern von der den Kranken mitgetheilten Verwirrung herrühren, nicht wohl beschrieben werden können, wodurch aber die Kräfte der Natur oft unterdrückt werden. Vergleichen unglückliche Erfolge werden hernach, ich weiß nicht was für einer Malignität, zugeschrieben.

Wenn man diese Warnungen der aufgeklärtesten Aerzte wohl erwägt, so wird man einsehn, wie übel den Kranken gerathen werde, die, wenn sie kaum krank geworden sind, alsobald zu bezoardischen, zu Gift austreibenden Arzneyen, zu Pfeffer mit Brantwein, u. d. gl. übel angebrachten Mitteln ihre Zuflucht nehmen müssen, weil alle Rathgeber von solchen Vorschlägen voll sind. Die Aerzte selbst sind davon nicht ausgenommen, weil die meisten von ihnen glauben, daß sie den vorsichtigsten Weg erwählen, und am wenigsten thätlich schaden, wenn sie die sogenannte heroische Methode, durch Brechmittel, Purganzen und Blutlassen die Kranken zu heilen, vermeiden, und dagegen bloß schweißtreibende Mittel rathen, obgleich Sydenham wohl eingesehn hat, daß durch die letzte Methode weit mehr Unheil gestiftet werde, und mehr Unsicherheit dabey sey, als bey der Methode des Blutlassen und der Purganzen.

So lange die Angelegenheit der Cur in den Händen des gemeinen Mannes allein bleibt, und ehe sich die Subtilität eines elenden Theoristen in seine Maassregeln mischt, wählt er, wenigstens hier zu Lande, gemeinlich den iſterwähnten heroischen Weg, wobey zum mindesten seine Augen sehn, daß die Arzneyen das Ihrige thun; und wirklich thun sie auch das Ihrige mehr, als zur Genüge. Der Apotheker muß ihm ein tüchtiges Brechmittel oder eine nachdrückliche Purganz geben, die ihn, wie ers verlangt, recht auslegen: und wenn

wenn nur diese Arzneyen gut wirken, so ist er immer bereit, alles Böse, was ihr Gebrauch nach sich zieht, auf die Rechnung des guten Willens Gottes zu schreiben, und sich und seinen Apotheker aufs beste zu rechtfertigen.

Dieses Verfahren macht einen neuen und wichtigen Gegenstand der Critik aus, welchen ich aber nicht weiter entwickeln kann, als daß man nur daraus erkenne, wie mißlich es sey, diese Methode zu wagen, weil selbst die größten Aerzte den Gebrauch der Brechmittel und starken Purganzen im Anfange hitziger Krankheiten nur unter sehr eingeschränkten Bedingungen erlauben, die alle Scharfsinnigkeit eines geübten Kenners erfordern.

Der Herr von Saen stellt dieses Verfahren fast allzu gefährlich vor, und widerräth die Brechmittel im Anfange der hitzigen Krankheiten, ob auch gleich Ekel, Schwindel, Bitterkeit im Munde, angestreckter Athem und Erbrechen dieselben zu erfordern scheinen. Boerhaave bediente sich ihrer nur selten, und er und seine Schüler curirten ihre Patienten ohne Brechmittel glücklicher, als andre, die sie zu geben pflegten. Der Zweck der Cur soll billig seyn, das erhitzte Geblüt zu kühlen und zu verdünnen, und dessen allzu heftige Bewegung zu mäßigen. Die Brechmittel, viele Purganzen und schweißtreibende Arzneyen thun aber das Gegentheil, indem sie sogar Gesunden heftigere Bewegungen und mehr Hitze machen. Man möchte einwenden, daß ich selbst öfters erinnert hätte, wie der glückliche Ablauf hitziger Fieber hauptsächlich darauf ankomme, die Verdauungswege von demjenigen Unrathe zu reinigen, welcher gemeinlich die Quelle der fieberischen Gährungen und der Fäulniß im Blute ist. Allein ohne diesen Zweck, der wirklich die Unternehmungen des Arztes dirigiren muß, aus den Augen zu sehn, kommt es hier nur auf die kluge Wahl der Mittel, ihn zu erreichen, an. Die ganze Methode, wie Personen in hitzigen Krankheiten zu pflegen sind, die ich in meinen vorhergehenden Blättern beschrieben habe, zielt in der That auf diese Reinigung der Verdauungswege; und der Herr von Saen behauptet davon, daß bey derselben der Ekel, das Erbrechen und die übrigen

übrigen Folgen einer gehinderten Verdauung schon fast vom ersten Tage an verschwinden, und daß eben um deswillen kein Brechmittel vonnöthen sey, gleichwie die unsichern Purganzen beytm täglichen Gebrauche mildwirkender Clystiere, welche bey der Boerhaavischen Methode unentbehrlich sind, eben so wenig erfordert werden.

Herr Tissot ist wider beyde von diesen Arzneymitteln eben so eingenommen, als der Herr von Saen. „Man pflegt den Kranken gleich anfangs mit einer Purganz oder einem Brechmittel zu reinigen. Hierdurch, sagt er, wird unendlich viel Unheil gestiftet. Es giebt Fälle, wo die abführenden Mittel im Anfange der Krankheit dienlich sind. So lange man aber von solchen keine genaue Kenntniß hat, kann man es für eine allgemeine Maxime annehmen, daß diese Mittel schädlich sind, weil es gemeinlich, und bey hitzigen Entzündungsfiebern allezeit wahr ist. Man hofft dadurch den Magen zu befreyn, und die Ursache des Erbrechens, des übeln Athems, des Durstes und der Fiebermaterie im Blute aus dem Wege zu räumen. Gemeinlich betrügt man sich hierin, weil die Ursachen dieser Zufälle nicht eben von der Art zu seyn pflegen, daß sie solchen Mitteln weichen sollten. Die Zähigkeit des Schleims auf der Zunge läßt uns auf den einen Schluß machen, der sich im Magen und in den Gedärmen befindet. Man mag sie waschen, gurgeln und schaben so viel man will, es ist alles umsonst. Ehe nicht der Kranke einige Tage lang viel getrunken, und seine Hise, sein Fieber und die Zähigkeit seiner Säfte gemindert hat, verschwindet dieser Schleim nimmer, da er doch sonst wol nach und nach von selbst sich ablöst, da dann der üble Geschmack, der Schleim im Munde und der Durst alsobald aufhört. Die Geschichte des Magens ist eben so, wie die von der Zunge. Nichts kann ihn im Anfange gleich reinigen. Bey vielen verdünnenden und erfrischenden Arzneyen reinigt er sich selbst, und alle Zufälle verschwinden ohne Purganzen. Es ist aber nicht genug, daß diese Arzneyen unnütz sind. Sie schaden auch wirklich. Solche scharfe und reizende Arzneyen vermehren die Schmerzen und die Entzündung. Sie ziehn Säfte nach solchen Theilen, die schon

schon damit überhäuft sind; sie führen die Ursache der Krankheit nicht aus, weil sie zur Ausführung noch nicht reif ist; dagegen entführen sie dem Blute seinen flüchtigsten Theil, und machen es dicker. Sie verjagen das Gute, und lassen das Böse zurück. Die Brechmittel insbesondre, wenn sie in einem Entzündungsfieber und überhaupt in allen hitzigen Krankheiten gegeben werden, ehe die Menge der Säfte durchs Blutlassen vermindert, und durch häufige Getränke verdünnt worden ist, veranlassen die größten Uebel, Entzündungen des Magens, der Lungen, der Leber, Erstickungen, Entzündungen des Gehirns, u. s. w. Die Purganzen verursachen zuweilen eine allgemeine Entzündung der Gedärme, die den Tod nach sich zieht. Von allen diesen Fällen habe ich selbst Beispiele gesehen, und diese Arzneyen thun unter solchen Umständen eben das, was Salz und Pfeffer auf einer trocknen, entzündeten und unreinen Zunge thun würden, die man damit anfeuchten und reinigen wollte.

Man sieht aus diesen Ausführungen die Bedenklichkeiten derjenigen großen Aerzte, die in hitzigen Krankheiten den Gebrauch der Brechmittel und Purganzen widerrathen. Ich muß gestehn, daß viele eben so große Aerzte Mittel von dieser Art dem ungeachtet im Anfange der hitzigen, ja selbst einiger Entzündungsfieber, verordnen, und selbst der Herr von Swieten gehört zu diesen Lehrern. Die parissischen Aerzte haben dem Herrn von Saen schon den Vorwurf einer allzu großen Furchtsamkeit in Absicht der Brechmittel bey hitzigen Krankheiten gemacht; und ich gestehe auch an meinem Theile, daß ich in vielen Fällen die großen Schwierigkeiten nicht finde, die dabey gemacht werden. Sie sind inzwischen nur solche Mittel, die in den Händen vorsichtiger und wohl unterrichteter Beobachter gelingen, und deren sich keiner bedienen muß, der auf diese Qualitäten keinen gegründeten Anspruch machen kann. In Dingen, worin die besten Aerzte selbst noch uneinig sind, und die also gewiß auf schwer zu entdeckenden Verhinderungsründen beruhen müssen, ist es immer Kühnheit, etwas zu unternehmen, ohne selbst ein Meister der Kunst zu seyn.

Das sicherste, zuverlässigste und heilsamste Mittel, um in hitzigen Fiebern den Zweck zu erreichen, wesswegen man Brechmittel und Purganzen verordnet, nämlich die Verdauungswege zu reinigen, ist fast das einzige, wozu man das Volk nicht bereden kann, und wofür viele lieber sterben; es sind die Clystiere. So verkehrt von unten bis oben ist der Mensch in seinen eignen Angelegenheiten! Das Beste will er niemals, das Unnütze thut er, und vom Schädlichen kann man ihn gar nicht abhalten, wenn man auch alle nur mögliche Bemühung anwendet.

Man sollte hören, wie die Leute, die sich kein Bedenken machen, im hitzigen Fieber Brechmittel und heftige Purganzen zu nehmen, wie die so klug sind, die großen Gefahren von einem erweichenden Clystiere zu entdecken, das sie dagegen annehmen sollen! Im Friesel, in den Blattern, Masern, in Brustentzündungen, wo der Durchlauf so gefährlich ist, Clystiere zu geben? Mein Gott, was für ein Doctor müßte das seyn! Gleichwol muß ich diesen Leuten sagen, daß seit Sydenhams Zeiten viel hundert Patienten von Ärzten, die ihnen täglich Clystiere verordnet, gerettet worden, die andern vielleicht ohne eine einzige Ausnahme gestorben seyn würden. Ich will, wie ich pflege, ein paar der neuesten Zeugnisse anführen. Der Herr von Haen, der die uralten guten Einsichten des Hippocrates immer zu seiner Richtschnur nimmt, hat seinen Kranken in hitzigen Fiebern täglich den Leib mit Clystieren geöffnet. »Ja, sagt er, wenn auch der Leib nicht verschlossen war, und nur im Anfange eine merkliche Trockenheit verspürt wurde, haben die erweichenden, verdünnenden Clystiere, welche täglich zwey bis drey mal gegeben worden, die Wirkung gethan, daß sich nachher der Leib weniger, als zuvor, geöffnet. Das macht, sie führen die Schärfe ab, die den Leib zu stark reizt, wenigstens schwächen sie dieselbe durch die Verdünnung. Zugleich wird der Leib durch diese sanfte Bähung erweicht; die verhärteten Materien in den dünnen Gedärmen werden durch die warmen Dünste aufgelöst und zur Abführung geschickter gemacht. Die Verstopfungen in der Leber, im Magen, in den Nieren,

Urin.

Uringängen und andern Eingeweiden, werden gelinde aufgelöst, und die zurückführenden Adern, die auch in den groben Gedärmen vorhanden sind, saugen diese Dünste in sich, welche die Säfte verdünnen, und den Körper ernähren. Der Herr Tissot pflegt seine Kranken nach eben derselben Methode. »Wenn der Kranke nicht täglich zweymal Dessung hat, wenn der Urin nicht häufig fließt, oder roth ist, wenn der Kranke phantastet, wenn das Fieber, der Kopf- und Rückenschmerz heftig ist, und der Leib weh thut, wie auch bey öfterer Neigung zum Erbrechen, muß man wenigstens einmal des Tages ein Clystier von Malvenblättern und Blumen mit etwas Honig geben. Das Volk liebt dieses Hülfsmittel nicht; gleichwol aber ist in heftigen Krankheiten, besonders wo die Umstände so, wie ich gesagt worden, beschaffen sind, kein nützlicherer Rath, als dieser. Ein Clystier schafft gemeinlich mehr Erleichterung, als wenn man sieben bis achtmal so viel Flüssiges tränke. Die einzige Vorsicht ist zu beobachten, daß den Kranken kein Clystier gegeben werde, so lange sie in einem Schweiß liegen, der sie erleichtert.

Dieses sind nun die vornehmsten Maasregeln des Verhaltens in hitzigen Krankheiten, und man kann mit dem Herrn Tissot behaupten, daß eine große Menge derselben bloß durch dieses Verhalten allein völlig und gründlich curirt werden könne, und daß es alle übrige gewiß erleichtert. Ohne dieses sind alle Arzneyen gemeinlich unnütz. Es wäre nur zu wünschen, daß das Volk wüßte, wie wenig sich die Krankheiten trogen lassen, daß jede ihren bestimmten Ablauf habe, und daß die ihm so beliebten heftigen Arzneyen sie zwar verkürzen können, weil sie den Kranken tödten, nie aber sie geschwinder curiren, sondern sie vielmehr schlimmer, länger und hartnäckiger machen, ja oft solche Folgen nach sich ziehn, welche der Kranke Zeit lebens empfindet. Ich will alle diese Ermahnungen meiner bisherigen Blätter mit einer Stelle vom Herrn Tissot beschließen, die er bey eben derselben Veranlassung geschrieben hat.

»Wer nur irgend eine gesunde Vernunft hat, wird im Stande seyn, von dem allen, was ich in diesen Blättern gesagt habe,

die Wahrheit einzusehn, und diejenigen selbst, die auch nicht Fähigkeit genug haben, die Gründlichkeit dieser Rathschläge zu begreifen, würden klug handeln, wenn sie ihnen nicht gerade zuwider lebten, und sie mit allzu großer Kühnheit überträten. Die Sache, von der die Rede ist, ist wichtig, und in einer ihnen fremden Materie müssen sie unstreitig dem Rathe solcher Leute etwas zutrauen, die sie lebenslang studirt haben. Ich bin es nicht, den man hören soll: Mein, es sind die größten Aerzte, deren schwacher Ausleger ich in dem gegenwärtigen Falle nur bin. Was haben wir allesammt für Vortheile davon, den Kranken zu verbieten, daß sie nicht essen, sich nicht ersticken, und nichts hitziges trinken sollen, das ihnen ein Fieber erregt? Welcher Nutzen kann uns daraus zuwachsen, daß wir uns dem fatalen Strome, der sie mit fortreißt, entgegen setzen? Welcher Grund kann die Leute überreden, daß tausend Männer von Genie, Wissenschaft und Erfahrung, die ihr ganzes Leben bey Kranken zu bringen, und einzig und allein damit beschäftigt sind, sie zu pflegen, und alles, was ihnen wiederfährt, zu beobachten, in Absicht der Speisen, des Verhaltens und der Arzneyen der Kranken sich betrügen und irren sollten? Kann es vernünftigen Leuten wol einfallen, daß eine Aufwärterin, die eine Bouillon, ein Ey, ein Biscuit anpreiset, mehr Glauben verdiene, als ein Arzt, der sie verbietet? Es ist dem letztern nichts unangenehmer, als daß er unaufhörlich für dieses Elend disputiren, und immer befürchten muß, daß die mörderische Dienstsichtigkeit der Leute die Wirkung aller seiner Arzneyen, durch solche Speisen, die alle Ursachen des Uebels vermehren, vernichte, und die Wunde eben in dem Maße wieder vergifte, wie er sie heilt. Je mehr man einen Kranken liebt, desto mehr soll er essen. Dies heißt nichts anders, als ihn aus Zärtlichkeit umbringen.

Mein Herr,

Man hat schon viel Beispiele in den Geschichtbüchern der Aerzte, daß diejenige entsetzliche Krankheit, welche man den Wasserabscheu

abscheu (hydrophobia) nennt, nicht allemal von dem vorhergegangenen Bisse eines tollen Thiers, sondern auch von selbst entstehe. Weil nun dieses einen Gedanken erläutert, den man in Ihrem 94sten Blatte, vom Ursprunge dieser Krankheit liest; so will ich Ihnen einen sehr merkwürdigen Fall von dieser Art mittheilen, den der Herr Doctor Nazars de Cazeles beschrieben hat.

* Eine vernünftige, gallreiche, fünf und funfzigjährige Frau stand in eilf Schwangerschaften, die alle zwey Jahr auf einander folgten, und alle glücklich geendigt wurden, in den vier ersten Monaten jedesmal den heftigsten Wasserabscheu aus. Gleich Anfangs vergieng ihr in diesem Zustande der Schwangerschaft die Lust zu trinken, und nach und nach ward hieraus ein so heftiger Abscheu, daß sie alle Getränke und flüssige Speisen völlig meiden mußte, und daß sie auch nicht einmal leiden konnte, daß jemand in ihrer Gegenwart trank.

Der Anblick und das Rieseln des Wassers war ihr ebenfals unangenehm, und verursachte ihr heftiges Schaudern und Ohnmachten, doch zeigte sie keine Begierde, jemanden zu beißen. Man mußte demnach, wenn man in ihrer Gegenwart Wasser bedurfte, dasselbe verstecken, und es so behutsam ausgießen, daß es kein Geräusch machte.

Die Abnahme des Leibes, der heftige Durst, und die Bedürfnisse der Haushaltung, waren gewiß große Bewegungsgründe für sie, um sie abzuhalten, ihren Zustand schlimmer vorzustellen, als er wirklich war, und, um sich aller Kunstgriffe und Gewalt, die nur zu ersinnen waren, zu bedienen, dieser unerträglichen Marter los zu werden. Allein, die Veränderungen, welche ihr Körper in der Schwangerschaft erlitten, hatten ihre Einbildungskraft so wild gemacht, daß alle Vorstellungen der Vernunft stets unnütz waren, und in der Erwartung des Zeitpunkts, da diese nach und nach selbst wieder in ihre Rechte treten würde, hatte die Unglückliche, wenn sie nothwendig über den Fluß, nach der Stadt gehen mußte, kein andres Hülfsmittel zu ergreifen, als daß sie die Ohren verstopfte, die Augen verband, und sich so von zweyen Personen über die Brücke führen ließ, wo dieser seltsame Auszug allemal eine Menge Zuschauer herbey lockte, die von dieser wunderbaren Krankheit Zeugen waren.

M. K.





Zwey hundert zwey und vierzigstes Stück.



Gellert.

Nach so viel bittern Hindernissen.



Es sagen viele Sittenlehrer, das Unglück der meisten Menschen entsünde bloß davon, daß sie sich in ihr Glück nicht zu schicken wüßten. Ich habe nichts dawider einzuwenden, ob es gleich vielleicht eben so gewiß davon herrührt, daß sie sich auch in ihr Unglück nicht zu schicken wissen. Ein Arzt kann dieses beydes von den meisten Menschen sagen, daß sie sich weder in ihre Krankheit, noch in ihre Gesundheit zu schicken wissen. Das erste habe ich in meinen bisherigen Blättern überflüssig gezeigt. Der Mensch besitzt eine verdammte Klugheit, sich zu ruiniren, die ihn nie verläßt, er mag im Elende oder im Wohlstande seyn. Dieses letztere will ich heute aus einem besondern Gesichtspuncte zeigen, wozu mir meine bisherigen Betrachtungen die natürlichste Veranlassung geben. Wir haben gesehen, mit welchem Unsinne das Volk seine wahren Vortheile in den hitzigen Krankheiten verschleudert. Aller dieser unaufhörlichen Bemühungen, sich umzubringen, ungeachtet, genesen doch einige durch die hilfreichen Beystände der Natur und guter Aerzte. Sollten diese Entronnenen nicht wenigstens durch ihren Schaben weise geworden seyn? Nachdem sie die schwersten und gefährlichsten Hindernisse glücklich überstanden, und den wahren Nutzen kluger medicinischer Maaßregeln, selbst wider ihren Willen, erkannt; sollte dies nicht den Funken der gesunden Vernunft, der in ihnen glimmt, ein wenig aufgefacht, und ihre Entschlüsse mit einem kleinen Schimmer der Weisheit erleuchtet haben? Mein. Selbst das neueste Angedenken der überstandenen Gefahren, welche die Früchte seiner heillosen Vorurtheile

urtheile waren, warnt und wüßigt den geblendeten Menschen so wenig, daß man, auch noch indem er geneßt, schon wieder sagen muß:

Der Irrthum ist dein Rath, du bist sein Eigenthum.

Da ich nun bisher die Irrthümer im Verhalten der Kranken angezeigt, und die wahren Gründe, nach welchen sie dasselbe einrichten müssen, mit den Beobachtungen der besten neuesten Aerzte, vorgetragen habe, so würde dieser höchstnörhige Unterricht unvollständig bleiben, wenn ich die Irrthümer im Verhalten der Genesenden, welche die Früchte der besten Cur wieder vernichten, und den von so vielen Gefahren erreiteten Kranken wieder in das Labyrinth des Elendes zurückführen, mit Stillschweigen übergehn wollte. Man hat dem Kranken nichts mehr, als nur die Hoffnung zur Gesundheit gegeben, wenn er bis zur Genesung gebracht ist; und diese Hoffnung wird ihm gewiß noch fehl schlagen, wenn sein Verhalten bey der Genesung nicht eben so vernünftig eingerichtet ist, als in der Krankheit. Ich werde demnach dieses Verhalten beschreiben, und dabey hauptsächlich den hierher gehörigen Unterricht des Herrn Tissot zum Grunde legen.

Die Genesung ist gemeiniglich ein schwachtender Zustand, der von der Schwachheit herrührt. Eben dasselbe Vorurtheil, wodurch man die Kranken tödtet, indem man sie zum Essen zwingt, erstreckt sich auch auf die Genesenden, und hindert und verzögert ihre Wiederherstellung. Man veranlaßt hierdurch Rückfälle, die zuweilen tödtlich werden, oft aber auch langwierige Krankheiten nach sich ziehn. Nach dem Maaße, wie das Fieber abnimmt, kann man zwar nach und nach die Quantität der Speise vermehren; allein, so lange nur noch eine Spur davon vorhanden ist, muß man sich bloß an diejenigen Nahrungsmittel halten, die in der Krankheit selbst empfohlen worden sind. Wenn das Fieber ganz hinweg ist, kann man andre Nahrungsmittel wählen, z. E. ein wenig zartes Fleisch, Fisch, Fleischbrühe, dann und wann ein Ei, Wein mit Wasser vermischt, u. d. gl. Wenn man sich dieser Nahrungsmittel mäßig bedient, so sind sie nützlich, und

und dienen zur Erneuerung der Kräfte; genießt man aber davon ein wenig zu viel, so verzögern sie die Genesung, weil der sowohl durch die Krankheit, als durch die Arzneyen äußerst geschwächte Magen nur eine kleine Verdauung ausstehen kann, und weil er, wenn man ihm mehr giebt, als er vermag, alles unverdauet liegen und verderben läßt. Hierdurch geschieht es, daß das Fieber oft wiederkommt; daß der Kranke stets matt und schläfrig bleibt, ohne doch schlafen zu können; daß er Kopfschmerz, und Hitze und Schmerzen in Armen und Beinen empfindet; daß er unruhig und verdrießlich, und daß er mit Erbrechen, Durchlauf oder Verstopfungen beschwert ist.

Allen diesen Uebeln wird dadurch vorgebeugt, daß sich der Kranke nur mit wenig Speise begnügen läßt. Er selbst und alle seine Rathgeber müssen die Mäßigkeit in ihren Kopf bringen, daß ein Genesender, den man stärken will, wenig essen müsse. Denn, so lange sie glauben werden, daß ihm vieles Essen die Kräfte wieder bringe, werden sie ihn nimmermehr zu Kräften kommen lassen. Das, was die Leute verschlingen, ernährt sie nicht; sondern das, was sie verdauen. Der Genesende, der wenig speist, verdauet es, und wird davon genährt. Der, wer viel isst, verdauet es nicht, und anstatt davon genährt und gestärkt zu werden, ruinirt er sich vielmehr nach und nach.

Jeboch ich will die Verhaltensregeln der Genesenden nach der Reihe anführen. Sie müssen eben so, wie die Kranken, nur wenig auf jedesmal, und lieber oft speisen; doch so, daß zwischen jeder Mahlzeit die Verdauung der letztern vollbracht werden könne. Es gehört hierzu, bey so kleinen Mahlzeiten, als Genesende halten dürfen, und bey so leichter Kost, eine Zwischenzeit von drey bis vier Stunden. Das öftere Speisen würde der Verdauung nachtheilig seyn, so, wie es die langweiligen Mahlzeiten der vornehmen Leute sind, die oft länger, als ein ganzer Termin einer völligen Verdauung währen, so, daß die ersten Speisen schon völlig verwandelt seyn können, wenn sich die letztern mit ihnen vermischen. Dieses allein verdirbt den Nahrungsfaß und die

Verdauungskräfte zum öftern geschwinder und mehr, als eine große Ueberladung, und macht, daß Leute, die lange Mahlzeiten lieben, ob sie gleich nur wenig von den Gerichten speisen, eben so schlecht verdauen, als ob sie sie alle in einer halben Stunde verzehrt hätten. Eine jede Quantität Speisen, die zur Stillung des Hungers oder zur Sättigung nur eben hinreichend ist, erfordert eine ganze Verdauungszeit, wenn daraus ein guter Nahrungsfaß gekocht werden soll, und die Verdauungskräfte selbst bedürfen wechselsweise der Ruhe. Wer den ganzen Tag speist, überladet den Nahrungsfaß mit rohen Theilchen, und ermüdet den Magen und die Gedärme. Genesende haben vor allen Ursache, diesen doppelten Nachtheil zu verhüten. Wenn sie kleine Mahlzeiten von leichten Speisen nach drey- oder vierstündigen Zwischenzeiten zu sich nehmen, so werden sie nicht fürchten dürfen, sich zu verderben.

Die Genesenden müssen zu jeder Mahlzeit nur ein Gericht nehmen, und die Speisen nicht zu oft verändern. Dieses wäre für Gesunde selbst eine vortreffliche Mäßigkeit; allein, ich werde mir Glück wünschen können, wenn sie nur bey Genesenden Eingang findet. Je einfacher die Speisen sind, desto gleichförmiger wird der aus ihnen bereitete Nahrungsfaß. Nun sind aber vielerley Speisen in einer Mahlzeit, wie eine einzige aus ihnen allen zusammengerührte zu betrachten; und wenn man zuweilen diesen Mischmasch, ehe er verschlungen wird, in einer Schüssel so beysammen sehen sollte, wie er im Magen zusammenkommt, so würde man über die greuliche Speise erstaunen. Es ist unwahrscheinlich, daß der Magen eines Genesenden schon Kräfte genug besitzen sollte, ein solches Gemisch zu verdauen, das selbst die besten Magen der Landleute bey weitem so gut nicht verdauen, als ihre ganz einfache Kost.

Es ist auch nöthig, daß die Genesenden alle feste Speisen, die sie genießen, wohl zerkauen, und den Speichel damit vermischen, weil dieses nicht wenig dazu beiträgt, dem Magen die Arbeit der Verdauung zu erleichtern.

Wenn

Wenn ein Kranker bis zur Genesung gelangt ist, so kann er anfangen, weniger zu trinken, als er in der Krankheit selbst hat thun müssen. Das beste Getränk, was sich alsdann für ihn schickt, ist Wasser, mit dem vierten oder dritten Theile weißen Weins vermischt. Ueberhaupt dient der Wein, wie ich schon öfters erwähnt habe, bey hitzigen Krankheiten nur bloß im Zustande der Mattigkeit und des Schmachzens; und eben dies ist auch der Zustand derer, die von hitzigen Fiebern genesen.

Eine wohlgeordnete Leibesübung ist einer der wichtigsten Punkte in der Lebensordnung Genesender. Nichts stärkt die besten Theile besser, und beschleunigt so gut die Zurückkunft der Kräfte. Das Gehen, das Fahren, das Reiten, sind insgesamt gute Uebungen; nur müssen sie mit hinlänglicher Mäßigung bewerkstelligt werden. Dieses letztere gilt insbesondere vom Reiten, welches im Uebrigen eine der gesündesten Leibesübungen ist. Man muß aber nie nach Tische, sondern jederzeit vor der stärksten Mahlzeit reiten, welches die Mittagsmahlzeit seyn muß. Das Reiten vor dem Essen stärkt die Werkzeuge der Verdauung, die hernach desto besser vonstarten geht; nach der Mahlzeit hingegen bringt es dieselbe in Unordnung.

Wenn die gewöhnlichen Geschäfte der Kranken in ihren gesunden Tagen Leibeskräfte erfordern, so müssen sie dieselben nicht zu früh nach überstandner Krankheit wieder vornehmen. Diese üble Gewohnheit verhindert alle Tage viele Arbeitsleute und Bauern an ihrer recht vollkommenen Genesung, und an der Wiederersezung ihrer vorigen Kräfte. Weil sie sich nicht so viel Zeit lassen, einige Tage auszuruhen, so werden sie nie wieder so gute und tüchtige Arbeiter, als vorher, und diese frühzeitige Arbeit macht, daß sie hernach in jeder Woche ihres Lebens mehr Zeit verlieren, als sie mit einem einzigenmale gewonnen haben. Wollte man untersuchen, wovon so viele Bauern und andre Arbeitsleute, die täglich vor unsern Augen herumgehen, so kraftlos und elend geworden wären, so würde man finden, daß die meisten nach irgend einer hitzigen Krankheit in diesem Zustande geblieben,

die

die aus Mangel der nöthigen Vorsichtigkeit bey der Genesung nicht völlig curirt worden ist. Hätten sie sich nur um acht Tage länger der Arbeit enthalten, so würden sie diesen Zustand der Schwachheit vermieden haben; allein, es hält schwer, ihnen dieses begreiflich zu machen. Das Volk rechnet in diesem Falle, wie in vielen andern, nur auf heute, und sieht gar selten bis auf morgen. Es ist nicht so weise, der Zukunft ein Opfer zu bringen, welches doch geschehen müßte, wenn es sie sich günstig machen wollte.

Die Gelehrten begehen eben denselben Fehler, wenn sie bey der Genesung ihre Gemüthskräfte zu zeitig wieder anstrengen. Jedermann weiß, daß das Nachdenken ermattet, vermuthlich indem es den Muskeln die Materie der Kräfte, die Lebensgeister entzieht, die es der Geisterwelt aufopfert. Ohngefähr so etwas muß wenigstens an der täglichen Erfahrung Schuld seyn, daß die Gedanken mit den Leibeskräften jederzeit in umgekehrter Verhältniß zu stehn pflegen. Am allermeisten aber entkräftet das frühzeitige Meditiren nach schweren Krankheiten das Haupt, oder die Gemüthskräfte selbst, und in so fern rächt gleichsam die Seele ihren Fehler auf eine doppelte Weise, indem sie zugleich sich selbst und ihren Körper entkräftet. Man kann überhaupt nicht zweifeln, daß das starke Nachdenken eine Sache wider die Natur sey; und ein Genesender hat große Ursache, dergleichen Unternehmungen zu vermeiden. Es kommt hierbei, wie Viele irrig glauben, nicht bloß darauf an, daß man nur schwere und tief-sinnige Betrachtungen hintansetze. Nein; eine jede Anstrengung des Gemüths, eine jede starke Aufmerksamkeit schwächt die Kräfte. Ich habe beobachtet, daß Viele, nach schweren Krankheiten auch nicht einmal eine lange Erzählung, nicht das Lesen einer anmuthigen Geschichte, nicht das genaue Anschauen einer Sache vertragen können, ohne schwindlicht zu werden, und zu ermüden. Einige haben die Gewohnheit, daß sie in diesem schwachen Zustande Verse machen. Es müßten erbärmliche Verse seyn, wenn man sie ihnen erlauben sollte; aber eben darum darf man sie ihnen nicht erlauben.

Da

Da sich die Genesenden gemeiniglich gegen Abend am schlechtesten befinden, so müssen sie auch den Abend am wenigsten speisen. Hierdurch verhüten sie den unruhigen Schlaf, welcher die Aufnahme ihrer Kräfte hindert; folglich müssen sie sich auch durch diese Enthaltensamkeit nothwendig geschwin- der wieder herstellen. So gewiß ist es, daß nicht immer das Essen und Trinken, sondern auch in gewisser Absicht die Enthaltung von Speisen Kräfte gebe, und stärke. Wer es fassen kann, der fasse es! Ich fürchte aber, daß es die allerwenigsten fassen werden.

Es giebt Leute, welche die Wiederherstellung ihrer Kräfte im Bette abwarten wollen. Allein, so gewiß ein gesunder Mensch, der sich einige Tage ins Bett legen wollte, matt und schwach werden würde, so gewiß ist es auch, daß ein Genesender darin langsam oder wohl niemals zu Kräften kommen werde. Es ist in den vorigen Blättern gezeigt worden, daß selbst die Cur der hitzigen Fieber durch den beständigen Aufenthalt der Kranken im Bette verzögert, gehindert, ja oft unmöglich gemacht werde. Wie viel weniger kann also nicht ein Genesender davon hoffen, und wann sollen seine Muskeln wieder Kräfte erhalten, die ihnen weder Speisen, noch Getränke, sondern nur die Uebung geben? Man kann einen Genesenden im Bette, wenn es darauf ankommt, zwar fett mästen; aber dies wird ihn noch mehr hindern, wieder zu Kräften zu kommen, wenn nicht die Uebung seine Fäser- chen stärkt, und seinen schwachen Muskeln zu Hülfe kommt. Es ist also nöthig, daß die Genesenden, so bald als möglich, aufsitzen, und, wie Gesunde, nur sieben oder acht Stunden im Bette zubringen. Dieses Aufsitzen, welches in der Krankheit selbst den Elenden stärkt und erfrischt, wird ihn noch mehr erquickern, wenn bey der Genesung seinen Kräften keine Hinderniß mehr im Wege liegt, um davon allen nur möglichen Vortheil zu erhalten. Auf diesem Grunde beruht es, warum die gemeinen Leute nach hitzigen Krankheiten gemeiniglich viel geschwin- der wieder hergestellt werden, als die Vornehmen, welche sich einbilden, daß sie die Ruhe und Bequemlichkeit genießen müssen, weil sie sie besser genießen können.

nen. Es ist kein sicherer Weg, Krankheiten in die Länge zu ziehen, ja zu verewigen, als nach der Genesung immer im Bette zu bleiben.

Bei den Leibesübungen, die ich den Genesenden, statt der trägen Ruhe in Betten, empfehle, werden sie sich von einer besondern Unbequemlichkeit schneller befreit sehn, die eine fast allgemeine Folge hitziger Krankheiten ist, nämlich das Schwellen der Veine. Die Erschlaffung der Fäserchen, die gemeinlich der Grund davon ist, wird durch eine gemäßigte Uebung am besten und am geschwindesten curirt, zumal, wenn man sich dabey der Mäßigkeit bekeift. Wenn diese Geschwulst keinen andern, als den ist erwähnten Grund hat, wenn sie nicht von einem übeln Verhalten der Kranken, noch vom Gebrauche schädlicher Arzneyen herrührt, hat sie weder böse Folgen, noch Bestand; und ob sie auch gleich nach den ersten Uebungen der Füße zunehmen sollte, so verschwindet sie doch bald bey der Fortsetzung derselben gänzlich.

Was die Leibesöffnung betrifft, so haben Genesende zwar nicht darauf zu dringen, daß sie täglich erfolge; nichts desto- weniger aber muß doch auch die Verstopfung nicht über zween oder drey Tage geduldet werden. Am dritten Tage muß man den Leib durch ein erweichendes Clystier öffnen. Sollte aber die Verstopfung dem Kranken Hitze, Ausspannung des Leibes, Unruhe und Kopfschmerzen verursachen, so muß man es nicht einmal so lange anstehn lassen, damit sich nicht ein neuer Zunder der Krankheit ansammle und nächstens entzünde.

Es ist die Gewohnheit vieler Kranken, daß sie zuerst zur Kirche gehn, ehe sie ihre eigentlichen Geschäfte wieder antre- ten. So löblich dieses in seiner Absicht ist, so übel kann es, besonders in rauher Jahreszeit, oder bey schlechten Witterun- gen gelingen. Es ist besser, zuerst bey schöner Witterung einige kleine Spaziergänge zu wagen, von welchen man sich, wegen der reinen, freyen Luft, wegen der sanften Bewegung des Leibes, und wegen der Zerstreuung und Belustigung des Gemüths mehr Nutzen versprechen kann. Man kann hier- von lesen, was in meinem 171sten Blatte gesagt worden.

Hier zu Lande ist es fast durchgängig eingeführt, den Beschluß einer Cur mit Magentropfen zu machen, und die meisten Kranken würden glauben, daß sie der Arzt vernachlässigte, wenn er ihnen dergleichen nicht gäbe. Obgleich diese Methode nicht ganz verwerflich ist, so würde es doch, überhaupt betrachtet, besser seyn, sie abzuschaffen, und das Volk eines andern zu bereden. Man wählt hierzu gemeinlich die hitzigsten Arzneien, welche gar leicht das Fieber von neuem entzünden, und die Verdauungswege erhitzen. Sie erzwingen einen falschen Appetit, welchem der Kranke um desto lieber folgt, da dieses die Absicht seiner Cur ist, und da es dem allgemeinen Vorurtheile schmeichelt, daß der Kranke durch vieles Essen wieder zu Kräften kommen müsse. Da nun aber, wie oben schon erinnert worden ist, ein Genesender im Essen viel Mäßigung beobachten soll, so kann es ihm zum großen Nachtheile gereichen, wenn er seinen Appetit zu stark reizt, und sich nicht bloß mit dem Triebe der Natur begnügt, welcher nicht allein hinlänglich, sondern auch dem Zustande der Verdauungskräfte angemessen zu seyn pflegt. Außerdem machen die hitzigen Magentropfen durch den Trieb, den sie ins Blut bringen, starke Wallungen, welche den Schlaf hindern, und häufige Schweisse, welche die Rückkunft der Kräfte verzögern; und endlich so ist diese Nachhülfe des Arztes in den wenigsten Fällen nöthig, zumal, wenn die übrige Cur der vorhergegangenen Krankheit wohl abgewartet worden ist. Man wird immer finden, daß bey der Genesung mehr Aufmerksamkeit nöthig sey, um den Appetit zu mäßigen, als um ihn zu reizen, und daß sich diejenigen am ersten wieder hergestellt sehn, die das erste, nicht aber das letzte, thun.

Wenn inzwischen ein Genesender über große Mattigkeit und Unordnung seines Magens klagt, und noch von Zeit zu Zeit etwas Fieberhaftes empfindet, so ist sein bestes Hülfsmittel, dem keine Magentropfen an Güte gleichen, die Fiebertinde, wovon er täglich dreymal ein Quentlein, zu Pulver gemacht, mit Brunnenwasser, einnehmen muß. Diese Arznei stellt die gute Verdauung wieder her, stärkt die vesteren Theile, und vertreibt das Fieber. Es ist auch gewiß den Kranken

Kranken nicht mehr Appetit bey der Genesung nöthig, als den sie allein erregt, und der, wie man aus ihrem Gebrauche bey Wechselfiebern weiß, oft sogar stark genug ist, um zu neuen Ueberladungen zu reizen.

Die Aerzte, welche sich noch nicht von den Vorurtheilen wider diese Arznei losreißen können, werden viel lieber bey ihren Magentropfen bleiben, und ich überlasse es jedem andern, sie darum zu loben. Ich an meinem Theile verabscheue die Hartnäckigkeit derer, die, um bey ihrem Schlendrian zu bleiben, nichts, was sonst vorgeschlagen wird, untersuchen, und ohne Barmherzigkeit gegen die armen Kranken, alles verwerfen. Sie müssen nicht Lust haben, Leuten zu helfen: Denn wenn ihnen dieses wahrhaftig am Herzen läge, so würden sie allen nur möglichen Fleiß daran wenden, ihre Methoden durch die Entdeckungen andrer Aerzte zu verbessern.

Sollte man es wol glauben, daß es in unsern Tagen noch ansehnliche Aerzte giebt, die selbst in Wechselfiebern den Gebrauch der Fiebertinde schlechterdings scheuen, und sie nie geben, wenn sie auch ihren Kranken verderben sähen? Ich habe hiervon vor kurzem ein auswärtiges Beyspiel erfahren, das einen seltsamen Eigensinn eines solchen Arztes verräth, woben leider! der arme Kranke am unglücklichsten war. Ein Frauenzimmer hatte das dreytägige Fieber, welches sie äußerst abmattete. Ihr Arzt verordnet ihr salzige Pulver und eine Essenz von Scordien. Sie gebrauchte diese Arzneien vier Wochen lang aufs treulichste, und bequemt sich in allen Stücken, die zur Diät gehören, nach den Vorschriften des Arztes. Sie war nach diesen vier Wochen so erschöpft, daß sie das Bette nicht mehr verlassen konnte, und alle ihr Fleisch war verzehrt. Ihr Arzt ermahnte sie, noch acht Tage in der Cur fortzufahren. Sie that es vierzehn Tage; aber umsonst. Das Fieber behält seine Kräfte, und die Kranke verliert sie dergestalt, daß man ihr eine auszehrende Krankheit prophezeit. Der Arzt wird um Gottes willen gebeten, sich ihrer zu erbarmen. Er behauptet aber aufs heiligste, daß er nichts Bessers zu verordnen wisse; daß die Natur bey diesem

verdammten Fieber die beste Absicht von der Welt hegte; daß es seine Schuldigkeit sey, sie in dieser Absicht zu unterstützen, und daß hierzu seine Arzneyen vollkommen hinreichend wären. Nachdem die Kranke acht ganze Wochen diesen Unsinn der Natur und des Arztes ausgestanden, und alle Hoffnung verlohren hatte, der Auszehrung zu entinnen, suchte sie meinen Rath schriftlich, und da ich sie in der Zwischenzeit zweener Paroxysmen gereinigt, und ihr dann nur zwey Loth Fiebrinde verordnet hatte, war sie von ihrem Fieber befrehet, und geniest seitdem einer sehr guten Gesundheit. Man sage nicht, daß die Fiebrinde diese Cur nicht bewerkstelligt haben würde, wenn nicht der lange Gebrauch der andern Arzneyen vorher gegangen wäre: Denn mehr als tausend Zeugen könnten von mir allein aufgestellt werden, daß nichts mehr, als was ich dieser Kranken verordnete, nöthig sey, um gemeine Wechselfieber geschwind, gründlich und sicher zu heilen. Wie soll man nun wol den Eigensinn eines Arztes betrachten, der so unbarmherzig seyn kann, einem Kranken, den er fast sterben sieht, das gewisse Mittel zu seiner Rettung vorzuenthalten? Unmöglich kann er nicht gewußt haben, daß Fiebrinde in der Welt wäre; unmöglich, daß sie das Fieber am gewissten unter allen Arzneyen vertreibe; unmöglich, daß man sie auf eine solche Weise verordnen könne, woben nicht die geringste Gefahr ist: Denn ums Himmels willen! was müßte in unsern Zeiten das für ein Arzt seyn, der dies nicht wüßte? Nun möchte man einem Arzte, so lange er seine Fieberpatienten ohne Fiebrinde curiren kann, ohne sie viel länger zu martern, einen kleinen Eigensinn zwar verzeihen; aber weiter muß es nicht getrieben werden.

Ein kleiner Eigensinn sey Künstlern gern verziehen!
Ich sehe mit Bedacht: Ein kleiner Eigensinn;
Denn allen, die sich nicht um Kunst und Witz bemühen,
Dem groben Theil der Welt, geh auch der größte hin.

Ein Arzt, dessen Charakter wahrhaftig rechtschaffen und menschenfreundlich seyn muß, wenn er nicht den Namen eines Menschenhassers verdienen soll, den ein gewisser Dumm-

Dummkopf allen ohne Unterschied giebt, verbricht mehr, als jeder andrer Künstler, wenn er zum Nachtheile seines Nächsten eigensinnig ist.

Ich habe nicht umhin gekonnt, diese kleine Ausschweifung zu machen, weil sie ein Vorurtheil vieler noch lebender Aerzte betrifft, das wol verdient, mit denen in einer Reihe zu stehn, die ich in meinen letzten Blättern bestritten habe. Ich beschliesse nunmehr diese Reihe von Critiken über das Verhalten der Kranken und Aerzte bey hitzigen Krankheiten. Wenn ich mir jemals von meinen Blättern etwas Nützlichs versprechen kann, so wird es dann seyn, wenn diese Vorstellungen bey vielen meiner Leser Eindruck machen. Welcher unter allen Feinden des menschlichen Lebens ist wol fürchterlicher, als das Heer der hitzigen Krankheiten. Wie viele Millionen haben sie nicht schon hingerafft! Ich würde zu wenig sagen, wenn ich nur die Hälfte der Todten für die Irrthümer im Verhalten rechnete. Man kann deren sicher auf zwey Drittheile rechnen. Dieses Sterben für Vorurtheile kann von nun an aufhören. Die vorgeschriebnen Regeln sind nicht allein leicht und sicher zu halten, sondern ihre Beobachtung ist selbst den Kranken angenehm, erquicklich und ihrer eignen Sehnsucht, ihren natürlichen Trieben gemäß. Wie lange will man noch Anstand nehmen, sie einzuführen?

Mein Herr,

Die folgende Beobachtung eines französischen Wundarztes, Herrn Fabas, dürfte vielleicht in Dero nützlichen Blättern eine Stelle verdienen.

* Ich ward zu einem gewissen Herrn Dübzo gerufen, und fand ihn im Bette liegend. Er erbrach sich unaufhörlich, und seine Glieder wurden von Krämpfen und convulsivischen Bewegungen verdreht, woben er ein heftiges Bauchgrimmen anstund. Seine Frau und seine beyden Aufwärterinnen lagen in eben denselben Umständen, nur daß dieselben bey ihnen nicht so verwickelt waren, als bey ihm.

Ich urtheilte hieraus, daß dieses Erbrechen durch eine außerordentliche Ursache veranlaßt worden seyn müsse. Nach einigen Fragen erhielt ich wirklich so viel Nachricht, daß sie Eyer mit Sauerampfer

und Butter gegessen hätten, die in einem kupfernen Gefäße zubereitet worden, welches, da ich es besahe, voller Grünspan war.

Da ich gar nicht zweifelte, daß die Säure des Sauerampfers einen Theil des Kupfers aufgelöst haben mußte, und daß die gedachten Zufälle von diesem Metalle herrührten, welches die Häute des Magens reizte und nagte, gleichwol aber in diesem kritischen Augenblicke keine Hülfsmittel bey der Hand waren; so entschloß ich mich, dem Herrn Dübzooc ein gutes Glas Eßig, seiner Frau aber, deren Zufälle nicht so heftig waren, ein halbes Glas voll, zu trinken zu verordnen.

Eine halbe Stunde, nachdem sie den Eßig getrunken hatten, sagten mir die Kranken, daß sie in ihren Mägen eine merckliche Aufgährung verspürt hätten; bald hernach erfolgte ein Erbrechen, und die Zufälle legten sich. Ich ließ sie hernach viel Del trinken und erweichende Clystiere nehmen. Eine von den Bedienten, die keinen Eßig getrunken, mußte sterben, ob sie gleich Theriak, erweichende Sachen und andre Arzneyen gebraucht hatte. (*)

Zwey hundert drey und vierzigstes Stück.

von Hagedorn.

Ein durchsichtiges Hirngespinnste.

Der phrygische König Midas, der das seltne Glück gehabt hat, durch seine Eselsohren unsterblich zu werden, bat sich bey seinem Wohlthäter, dem Bacchus, die Gnade aus, alles, was er anrühren würde, in Gold zu verwandeln. Bacchus war boshast genug, ihm diese Bitte zu gewähren; und weil ihm auf diese Weise alle Speisen im Munde zu Golde wurden, so würde ihn der Stein der Weisen ohnfefhlbar das Leben gekostet haben, wenn nicht der Gott so gnädig gewesen wäre, seine schädliche Wohlthat wieder zurück zu nehmen. Wenn gleich Midas um dieser Geschichte willen kein Goldmacher genennt zu werden verdient,

(*) Vergl. das 267ste Blatt, zweyten Aufsatz.

so hat er doch dieses mit ihnen gemein, daß er seine Begierde, alles zu Golde zu machen, am Ende bereuet hat. Es werden wenig Goldmacher in der Welt gewesen seyn, die diese Reue nicht sollten gefühlt haben, und doch ist es gewiß, daß eben diese Reue immer neue Adepten macht. Nichts ist leichter, als hiervon den Grund zu finden. So bald ein Geldgieriger alles das Sennige auf die Versuche gewendet hat, Gold zu machen, ohne das Geringste dabey zu gewinnen, so nöthigt ihn endlich die Armuth, sich für einen Adepten anzugeben, damit sich andre, die eben so einfältig und geldgierig, als er, sind, seiner erbarmen, und ihm aus der Noth helfen mögen. Daher kommt es, daß die Goldmacher gemeiniglich Bettler sind, und die den Stein der Weisen haben, kümmerlich ihr Brodt suchen.

Wenn man fragt, was doch eigentlich an dem schlechten Erfolge dieser großen Unternehmung Schuld sey, so wird hierauf von Verschiedenen auf verschiedene Weise geantwortet. Einige halten es für ganz unmöglich, aus einem schlechtern Metalle Gold zu machen. Andre, die es für möglich halten, glauben, daß dieses Geheimniß nur denen offenbart werde, die es nicht suchen, aber im übrigen die gehörige Heiligkeit dazu besitzen. Noch andre sagen, daß es uns bisher noch an denjenigen Einsichten in die Natur und Zusammensetzung der Körper gefehlt habe, welche zu einer solchen Erfindung erfordert werden; und wenn man zu dieser Meynung hinzu fügt, daß wahrscheinlicher Weise unsre Einsichten niemals so hoch steigen werden, so hat man vielleicht die gründlichste Auflösung von der Sache gegeben.

Ich will heute von dieser Sache einige Betrachtungen mittheilen, ob sie gleich nicht eigentlich medicinisch ist. Meine Leser lieben die Abwechslung im Vortrage; und ich habe sie bisher zu lange mit medicinischpractischen Aufsätzen unterhalten. Die Verwandtschaft der Chymie und Alchymie mit der Arzneykunst, hauptsächlich aber der unglückliche Einfluß, welchen die fatalen Bemühungen, durch Goldmachen reich zu werden, auch in die physikalische Wohlfahrt der Menschen haben, berechtigt mich, von dieser Kunst, als von einer

Ursache des menschlichen Elendes, die von den Betrügern unter meinen weitläufigen Kunstverwandten herrührt, war, umgewise einmal zu reden.

Es giebt Leute, welche die Kunst, Gold zu machen, darun für unmöglich halten, weil sie gehört haben, daß die Wesen der Dinge unveränderlich sind, folglich das Wesen des Bleies unmöglich in das Wesen des Goldes verwandelt werden könne. Diese Leute mögen sich wol einbilden, daß die Kunst, Gold zu machen, darin bestehe, ein schlechteres Metall zu verbessern, ohne entweder andre Theile oder eine andre Zusammensetzung an die Stelle der vorigen zu setzen. Allein diesen unsinnigen Begriff muß sich niemand von der Sache machen. Wenn sich die Goldmacher überredeten, es dahin zu bringen, daß Blei Gold wäre, so müßte man sie freylich ohne Erbarmen für aberwitzig erklären; wenn sie aber die Sache nicht anders, als wie sie in der That ist, nämlich wie eine bloße Verwandlung betrachten, so ist kein Grund zu finden, warum man das Goldmachen für unmöglich halten sollte. Man kann vielmehr deutlich zeigen, daß eine solche Kunst nicht allein nichts Widersprechendes, sondern sogar etwas sey, das zu erfinden der menschliche Verstand, überhaupt betrachtet, gar wol vermögend seyn könnte. Der Herr von Maupertuis hat sich hierüber gründlich erklärt.

Die Naturlehre entscheidet die Aufgabe, ob ein schlechteres Metall in ein besseres verwandelt werden könne? aus folgenden Gründen. Entweder sind die Stoffe aller Körper von einerley Art, und alsdann sind die verschiednen natürlichen Körper nur bloß nach ihren verschiednen Figuren und der Vermischung der Theile dieser Materie von einander verschieden; oder es lassen sich alle Theile der Materie auf eine gewisse Anzahl von Gattungen bringen, welche, wie obgesagt, die Principia der Chymisten seyn sollen, die Elemente aller Körper sind, obgleich die Chymisten weder von der Anzahl ihrer Elemente, noch von der Natur derselben, einerley Meinungen hegen; und in diesem Falle sind die Körper bloß nach der Proportion der Menge dieser verschiednen Theilchen und nach der Art ihrer Verbindung von ein-

ander

ander verschieden. Endlich könnte auch noch der Fall Statt finden, daß alle Theile der Materie selbst eben so mannichfaltig wären, als die verschiednen natürlichen Körper selbst sind; und alsdann ist jeder solcher Körper aus solchen Theilen zusammen gesetzt, die ihm ursprünglich ähnlich sind. In diesem letzten Falle wird also das Gold aus Goldtheilchen, das Eisen aus Eisentheilchen, das Holz aus Holztheilchen, u. s. w. bestehn.

Im ersten Falle, wenn die ersten Theilchen der Körper alle von einerley Art sind, würde es unbesonnen seyn, die Möglichkeit zu leugnen, daß man den Theilchen der Materie in gewissen Körpern eine andre Figur und Verbindung sollte geben können, als die sie wirklich besitzen, und mehr würde nicht nöthig seyn, um andre Körper in Gold zu verwandeln. Im andern Falle, wenn die Körper aus mancherley Gattungen von Elementen zusammen gesetzt sind, kann man nicht behaupten, daß es unmöglich wäre, die Proportion der vermischten Theilchen und ihre Art der Verbindung so zu verändern, daß sie in Gold verwandelt würden. Im dritten Falle endlich, wenn jeder Körper aus Theilchen bestünde, die ihm ursprünglich ähnlich wären, könnte man mit noch viel weniger Grunde behaupten, daß kein Körper in der Natur, außer dem Golde selbst, goldmachende Theilchen in sich enthalten sollte, oder daß es unmöglich wäre, sie aus demselben heraus zu bringen. Der menschliche Verstand ist zu noch viel größern Werken fähig, als die sind, welche nach diesen dreyen Fällen zum Goldmachen erfordert werden. Es giebt selbst in der Chymie Operationen, die weit schwerere Bedingungen haben, als diese; und man kann also, wenn man die Sache von allen Seiten betrachtet, weder die absolute Unmöglichkeit des Goldmachens behaupten, noch dasselbe für ein Werk halten, das die Kräfte des menschlichen Verstandes und aller Kunst überstiege.

Ob man nun aber gleich der Meinung derer, die die Goldmacherkunst überhaupt für eine bloße Chimäre halten, nicht beytreten kann; so bin ich doch keinesweges gesonnen, sie dem Fleiße meiner Leser zu empfehlen. Es ist nicht

wahrscheinlich, daß jemals ein Mensch dieses Geheimniß besessen habe, man mag auch noch so viel von den Adepten und ihrer Heiligkeit sagen. Viele bilden sich ein, daß man dasselbe nur durch eine gewisse Art der Offenbarung erfahren könne; und weil sich zu einer Offenbarung fromme Leute am besten schicken, so glauben sie fast von allen Leuten, die wegen ihrer Frömmigkeit berühmt sind, daß sie den Stein der Weisen besessen haben. Herr Klippmann hat mich zum Östern versichert, er wolle alle Tage einen Eid schwören, daß **Johann Arndt** und der Doctor **Luther** Gold gemacht hätten; und er hätte viele Stellen im Paradiesgärtlein und in den Tischreden mit Röthel angestrichen, worin, wie er glaubte, dieses Geheimniß mit sonnenklaren Worten gelehrt würde. Auf die Stelle im 28sten Kapitel Hioba: Es wird je des Dunkeln etwa ein Ende, und jemand findet ja zuletzt den Schiefer tief verborgen; baute er einen chymischen Proceß, der einige Jahr gedauert hat, und als endlich des Dunkeln bey ihm einmal ein Ende wurde, so war ihm das Geheimniß noch viel tiefer, als der Schiefer in der Erde verborgen. Er wendete sein letztes baares Geld noch auf eine Stelle im **Jesus Sirach**; und als er hierüber so nackend arm geworden war, als er noch ist, so schloß er daraus, daß man Recht gehabt hätte, dieses Werk für ein apocryphisches Buch zu halten. Leute, die das Goldmachen auf diese Weise für einen Lohn der Frömmigkeit halten, thun am allerbesten, daß sie sich ihre Frömmigkeit nur weiter nichts kosten lassen; denn, indem sie anfangen, fromm zu werden, um zu laboriren, bedenken sie nicht, daß sie nur laboriren, um vom Brodte zu kommen.

Andre nehmen die Schriften der Alchymisten zur Hand, um sowohl die Gewisheit, daß es Goldmacher in der Welt gegeben, zu beweisen, als auch das Verfahren zu lernen, wie sie zu dieser Kunst gelangen können. Die alchymistischen Schriftsteller theilen sich von selbst in zwei Gattungen. Einige haben ihr Verfahren ganz deutlich und so beschrieben, daß man es verstehen und nachmachen kann. Wenn man der Vorschrift dieser Leute folgt, so findet man nichts wenig-

ger

ger als Gold. Wollte man gleich sagen, daß die, so es nach ihrer Vorschrift gefunden hätten, es verheleten; so setzt man doch dieses ohne Beweis zum Voraus, da die Zengen, die es beweisen sollten, so verschwiegen sind. Will man sagen, daß es einige gestanden hätten, so ist damit noch nicht erwiesen, daß diese glaubwürdig gewesen sind. Hingegen haben viele geschickte Männer die deutlich beschriebenen Versuche nachgemacht, und sie unzureichend befunden. Haben diese wol alle die Schriftsteller nicht genug verstanden? Es waren doch gleichwol Leute, die in der Chymie wohl unterrichtet waren, und also muß der Fehler an dem Schriftsteller liegen, der sich nicht deutlich genug erklärt hat. Er gehört demnach zu der zweiten Classe der Alchymisten, die ihr Geheimniß in eine Menge dunkler Wörter verstecken, welche kein Mensch verstehn kann. Wer kann aber so thöricht seyn, einen Theil seines Vermögens auf die Entdeckung einer räthselhaften Aufgabe zu wenden, die mit Fleiß unverständlich gemacht worden ist, und die noch dazu eine Sache betrifft, von der noch unausgemacht ist, ob sie jemals ein Mensch verstanden habe? Unterdessen findet man gemeinlich in solchen Schriften eine Menge Geschichte und Erzählungen von Goldmachern, und so viel hochmüthige Ausdrücke der Verfasser, daß man dadurch veranlaßt wird, eine Arbeit anzufangen, wodurch man sich mit vielen Umständen ruinirt, da man es doch viel bequemer haben könnte. Diese Erfahrungen und Pralereien, welche die Goldmacher sowohl schriftlich, als mündlich ausbreiten, sind fast der einzige Grund, auf den man sich beruft, wenn man beweisen will, daß es wirklich Goldmacher in der Welt gegeben habe. Wir wollen seine Stärke näher prüfen.

Da ich das Goldmachen überhaupt für unmöglich halte, und es unter die Sachen zähle, deren ein menschlicher Verstand noch wohl fähig seyn kann, so kann ich es auch nicht für unmöglich halten, daß es jemals Goldmacher gegeben habe. Es fragt sich also nur, ob die Nachrichten, welche man von Leuten hat, die das Geheimniß besessen haben sollen, wahrscheinlich genug sind, um ihnen Glauben zuzustel-

len,

len, und ob sie uns, wenn sie auch wahr wären, vernünftiger Weise bewegen können, kostbare Versuche anzustellen?

Was die erste Frage betrifft, so muß man die eigentliche Beschaffenheit solcher Nachrichten wohl untersuchen. Sie rühren entweder von den Goldmachern selbst, oder von solchen Personen her, die ihre Operation mit angesehen, oder davon gehört haben. Die Goldmacher lassen sich in Betrüger und in ehrliche Leute eintheilen. Die ersten, deren gewiß die allermeisten sind, verdienen keinen Glauben. Die letzten, welche keinen Schein des Betrugs von sich blicken lassen, können durch einen Betrug, den sie sich selbst spielen, glauben, daß sie Gold machen können, da es doch in der That nicht ist. Sie können, nach vielfältiger Zerlegung und Zusammensetzung verschiedner natürlicher Körper, von ohngefähr etwas Gold heraus bekommen, das schon vorhin darin verborgen war, und der Wunsch, das Geheimniß zu finden, überredete sie, daß sie es wirklich gefunden haben. Es kann geschehn, daß sie durch ihre Arbeiten einen Körper herausbringen, der die Farbe des Goldes, aber nicht dessen übrige Eigenschaften besitzt. Es giebt noch viel mehr Arten, wie sich der rechtschaffenste Mann, dem es an Geschicklichkeit und Einsicht in die chymischen Wissenschaften nicht schlechtzterdings mangelt, fälschlich überreden kann, daß er das Geheimniß, Gold zu machen, besessen habe, oder noch besitze; und man findet daher auch von solchen Leuten so viel falsche Nachrichten, daß man ein strenger Richter ihrer Versicherungen sehn muß, um sich vor dem Schaden desjenigen Betrugs zu hüten, den sie sich selbst gespielt haben.

Was die Augen- und Ohrenzeugen betrifft, so ist es einem behutsamen Manne fast unmöglich, einem einzigen derselben Glauben zuzustellen. Ich will nicht erwähnen, daß es Viele darunter giebt, die ihren Vortheil dabey suchen, wenn sie vorgeben, daß sie das Gold hätten machen sehn. Man hat die größten Betheurungen von den redlichsten Leuten, und von Monarchen selbst, daß sie die Verfertiigung dieses edlen Metalles mit Augen angesehn, und die Wirkungen der Kunst in den Händen gehabt hätten. Der allergrößte Theil derselben

sind selbst Betrüger, die, aller Scharfsicht und Einsicht ungeachtet, dennoch die listigen Kunstgriffe der Betrüger nicht haben entdecken können. Man muß nur einige solche Betrügereyen wissen, um hiervon die Möglichkeit einzusehn. Ich will einige Beispiele vom ältern Herrn Geoffroy, und aus den sogenannten Caprices d'Imagination entlehnen.

Einige dieser Betrüger bedienen sich solcher Werkzeuge von Metall oder Holz, die mit einer Solution von Gold oder Silber angefüllt sind, oder die eine Höhle haben, worin klein gefeiltes Gold oder Silber befindlich ist. Sie können diese Höhle sauber verstopfen, und schütten, indem sie die im Tiegel befindliche Materie umrühren, das versteckte Gold darunter, so daß der aufmerksamste Zuschauer dadurch betrogen werden muß. Einige haben Schmelztiegel oder Capellen mit zween Boden, davon sie den ersten, unter welchem das Gold liegt, während der Arbeit zerstoßen, so daß man beym Aufdecken das klare Gold zu sehn bekommt. Andre haben gefütterte Schmelztiegel, woran am Boden der Kalk von Gold oder Silber befindlich ist, den sie mit Staube von zerbrochenen Ziegeln, der mit Gummi angemacht ist, dergestalt zu überziehn wissen, daß man dieses Verdeck für den rechten Boden des Tiegels ansieht. Zuweilen verbergen sie das Gold oder Silber in der Höhle einer Kohle, oder tränken den Kohlenstaub mit einer Solution dieser Metalle. Sie mengen das Gold auf unzählige Weise unter die Dinge, woraus sie es zu machen versprechen. Denn ein wenig Gold oder Silber kann unter vielem Quecksilber, Spießglaskönige, Bleye, Kupfer und andern Metalle nicht leicht gespürt werden. Besonders läßt sich der Kalk vom Silber und Golde unter dem Kalk von Bley, Spießglase und Quecksilber gut verstecken. Ofters steckt das Scheidewasser des Goldes und Silbers schon voll von diesen aufgelöseten Metallen. Das Papier, wohinein sie ihre Sachen wickeln, die Tinte, womit es beschrieben ist, enthält öfters Theilchen des Goldes oder Silbers. Die Spielarten, deren sich diese Betrüger bedienen, können inwendig metallischen Kalk enthalten. Man hat auch Glas gesehen, darinn auf der

Glas.

Glashütte etwas Gold versteckt war, da es noch flüssig gewesen. Man hat sich auch wohl folgenden Streiches bedient, daß man eine kugelförmige kupferne Büchse genommen, in welche man ein gewisses Pulver gethan, alsdann die Fugen verkümmert, und in ein Feuer gebracht, darin sie zwar glühen, aber nicht schmelzen konnte. Man hat sie eine Weile darin stehn, und dann das Feuer ausgehen lassen. Wenn man die kalte Büchse eröffnet, ist der Obertheil derselben versilbert, und gewissermaßen in Silber verwandelt gewesen: denn das erwähnte Pulver war nichts anders, als ein Silberkalk, den man hineingestrent hatte, und welcher im Feuer nach dem obern Theile der Büchse getrieben, durch das Seesalz mit dem Kupfer vereinigt worden, selbst etwas vom Kupfer ergriffen und mit sich fortgeführt hat, an dessen Stelle hernach das Silber dageblieben ist. Einige haben vorgegeben, sie könnten zwar ächtes Gold machen; allein sie wären noch nicht im Stande, ihm die Schwere zu geben. Sie haben aber unter das ächte Gold etwas gethan, wodurch es sich aufgebläht hat, und inwendig voller Löcher geworden ist, daß es daher nur etwa die Schwere des Silbers zu haben geschienen. Dem Kupfer die Farbe zu geben, welche das Gold hat, ist sehr leicht. Man darf nur Quecksilber und ein wenig Zink darauf tragen. Einige mit Arsenick zubereitete Materien machen das Kupfer so weiß, daß es wie Silber aussieht. Man hat sich also vor denen zu hüten, die aus solchen Kunststücken beweisen wollen, daß sie wenigstens schon nahe an dem Geheimnisse wären. Andre haben Quecksilber mit Grünspane vermischt, welches ein Amalgama von Quecksilber und Kupfer giebt, das im Grünspane enthalten ist. Dieses geben sie für die Kunst aus, das Quecksilber zu einem festen Körper zu machen, und wer zu wissen verlangt, wie viel dieses bey den Goldmachern sagen wolle, der braucht nur **Boerhaavens** Versuche vom Quecksilber, und zwar den Anfang des ersten Theils nachzulesen.

Aus diesen wenigen Beyspielen von den Betrügereyen der Goldmacher mag man auf die übrigen, deren noch unzählige sind, und auf die Glaubwürdigkeit derjenigen Zeugen schließen,

schließen, die bey dem Goldmachen selbst zugegen gewesen sind. Ich müßte ganze Folianten zusammenschreiben, wenn ich die Zeugnisse der Schriftsteller sammeln wollte, die die Goldmacher auf solchen Betrügereyen ertappt haben. Was aber die in wahres Gold verwandelte Sachen, Geräthschaften, Handwerkszeuge, und dergleichen betrifft, so ist die Erklärungsart des Betrugs ebenfalls schon von manchem Schriftsteller mitgetheilt worden; wie man dann sowol deswegen, als auch überhaupt, um die Hoffnung, Gold zu machen, fahren zu lassen, den im siebenten und neunten Bande des Hamburgischen Magazins befindlichen Aufsatz, mit dem Titel: Ungeworfne zwey scheinbare Stützen der Gold- und Silbermacherey, mit Nutzen nachlesen kann.

Wenn man bedenkt, wie oft die redlichsten Leute, wenn sie Gold gemacht zu haben glauben, sich selbst hintergehn können; wie wenig redliche Leute unter den Goldmachern gefunden werden; wie viel tausend Vortheile die Betrüger haben, ihre Schelmereyen zu verbergen; wie wenig das wachsamste Auge sie ertappen, und der hurtigste Wiß alle mögliche Hintergehungen ausspüren kann; wie viel hundert Beyspiele vorhanden sind, da man den Betrug zeitig oder spät entdeckt hat; und wie selten die Fälle sind, da sich die Goldmacher aus dem Staube machen, ohne noch einmal so viel mitgenommen zu haben, als sie im Ziegel zurücklassen: so weiß ich nicht, mit wie viel Grunde man die schriftlichen und mündlichen Zeugnisse von wirklich gemachtem Golde oder Silber, es sey von Goldmachern selbst, oder von Personen, die dabey gewesen, für wahrscheinlicher halten könnte, als etwa die Geschichte eines guten Romans, von welcher man zwar gestehn muß, daß sie nichts Widersprechendes in sich enthalte, gleichwol aber nie im Ernste glaubt, daß sie wirklich geschehn wäre.

Wenn ich bedenke, daß alle Wahrscheinlichkeit, die ein Mensch, der sich aufs Goldmachen legt, haben kann, daß ihm sein Vorhaben gelingen werde, auf weiter nichts beruht, als auf dem Glauben, den er fremden Leuten, die ihn die Wirklichkeit der Sache versichern, zustellt, und wenn ich

alsdenn

alsdann diese kleine Glaubwürdigkeit gegen den großen Glauben halte, womit man sein ganzes Vermögen an einen unmöglichen Versuch wagt; so muß ich erstaunen, zu sehn, wie viel Macht der Wunsch, reich zu werden, über die Herzen der Menschen besitze. Denn gesetzt auch, daß es Fälle gäbe, wo man unwidersprechlich beweisen könnte, daß wirklich ein schlechteres Metall in Gold verwandelt worden wäre, da doch noch kein einziger ganz zuverlässiger bekant ist; so müßte ich dennoch die zwote obige Frage, welche mir noch zu beantworten übrig ist, schlechterdings verneinen. Diese Frage bestand darin: ob man den Versicherungen, daß wirklich Gold gemacht worden sey, mit Grunde so viel Beyfall geben könne, daß man es selbst wagen dürfe, auf diese Entdeckung zu arbeiten? Ich gebe allen, die sich hierzu entschließen wollen, zu bedenken, daß wir bis ist die Natur der natürlichen Körper, ihre Mischung und ihre Bestandtheile viel zu wenig kennen, als daß es wahrscheinlich seyn sollte, durch Uebersetzung, Fleiß und Nachdenken auf den rechten Weg zu gerathen. Wosern ja jemals ein Mensch dieses Geheimniß besessen hat, so ist die Erfindung wahrscheinlicher Weise mehr dem Zufalle, als seiner Einsicht zuzuschreiben gewesen. Da nun aber keiner von allen Alchymisten dieses Geheimniß deutlich entdeckt hat, so bleibt es stets ein bloßer Zufall, wenn noch in Zukunft jemand eben dieselbe glückliche Entdeckung machen sollte. Wer wollte aber wol sein Vermögen an einen so unwahrscheinlichen Zufall wagen? In eine Lotterie zu setzen, worin nur ein einziger Gewinn und hundert tausend Fehler wären, würde eine weit vernünftigere Handlung genant zu werden verdienen, als diese. Vielleicht würde sie niemand begehn, wenn jedermann die Stärke der Versuchungen kenne. Gemeinlich macht man den Anfang mit dem Vorsatze, nur eine ganz kleine Summe an die Versuche zu wagen, und, wenn diese verlohren ist, aufzuhören. Allein, die Reue über das Verlohrne; der Wunsch, es mit Wucher wieder zu erlangen; die große Hoffnung, welche diesen Wunsch begleitet, und die der Goldmacher, der einen Capitalisten zu solchen Versuchen überredet, durch seine Pralereien, durch betrü-

gerische

gerische Erfahrungen, durch Ueberredungen und Bitten beständig zu unterhalten und täglich zu vermehren weiß, lassen den, der einmal den unglücklichen Vorsatz gefaßt hat, reicher zu werden, nie wieder in diejenige Gleichgültigkeit zurück fallen, womit er vor diesem Entschlusse die Gespräche vom Steine der Weisen angehört und verachtet hat. Könnten beweisende Beyspiele die Menschen witzigen; so würde diese Thorheit, die schon so viel tausend Bettler, und noch keinen einzigen Menschen reich gemacht hat, vorlängst vom Erbboden vertilgt seyn.

Man hält das Geheimniß, Gold zu machen, mit dem für einerley, die Universalarzney zu erfinden, wodurch man sich eine Art der Unsterblichkeit zu erwerben hofft. Das macht, es ist selten ein Unsinn allein; und wer nur erst angefangen hat, eine einzige unglaubliche Sache für wahrscheinlich zu halten, der kommt bald so weit, alle Ungereimtheiten zu probiren. Wenn es wahr ist, daß das herrliche Mittel, das die Metalle in Gold verwandelt, zugleich der Wunderbalsam des Lebens wäre, so giebt dies einen neuen Beweis, daß noch kein Mensch auf Erden das wahre Geheimniß besessen hat. Denn welche Goldmacher haben wol je das Ziel des menschlichen Lebensalters überschritten, und seine Schwachheiten vermieden?

Ihre Leiber deckt der Sand;
Sie sind in ein ander Land
Aus dieser Welt gefahren!

✻
Zwey hundert vier und vierzigstes Stück.

Brem. Beytr.

— Sich zur Last gesund zu sehn?

Mein Herr,

Die Hundstage sind vorbey, und die Gleichtage nahen heran. In jenen will niemand, auch nicht der gesündeste Reiche, mediciniren; und ich glaube, daß selbst ihr Capitain Lur
Der Arzt. X. Th. Berth. Aug. 69 in

in diesen vier Wochen nichts eingenommen hat. Hingegen sind die Gleichtage die Erndtezeit der Aerzte. Alle Kranke und alle Gesunde warten auf sie, und Tod und Aerzte haben dann alle Hände voll zu thun. Es wundert mich, daß sie von dieser Ebbe und Fluth in der medicinischen Practi noch nie ausführlicher geschrieben haben: denn sie beweiset ziemlich, daß die meisten Menschen um ganz andrer Ursachen willen mediciniren, als weil sie krank sind. Es giebt Zeiten im Jahre, wo niemand an Arzneyen denkt, und man kann gleichwohl nicht behaupten, daß zu diesen Zeiten weniger Krankheiten, und weniger Gefahren vor Krankheiten wären. Dahin gehören die Hundstage und die Mitte des Winters. In andern Zeiten nimmt jedermann Arzney, ob man gleich nicht findet, daß mehr und wichtigere Krankheiten im Schwange gehen sollten. Dieses geschieht um die Zeiten der Gleichtage, sowol im Frühjahr, als im Herbst. Wenn beydes Gewohnheiten sind, die auf Vorurtheilen beruhen, wie ich von den meisten Fällen glaube, so deucht mich, daß man in den Hundstagen und im Winter mit den Leuten vielmehr in Gelegenheit sehn müsse, als um die Gleichtage. Denn es ist wahrscheinlich, daß sie sich weniger Schaden zufügen, so lange sie die Arzneykunst fliehen, als wann sie ihr hüzig nachlaufen. Sie sind ein Mann, dem ich es zutraue, daß er uns die Wahrheit sagen wird, wenn er gleich wider seine eignen Privatvorteile reden muß; oder, damit ich keinem zu viel thue, es scheint ihr Privatvorteil zu seyn, daß Sie für die Wahrheit zuweilen wider ihn reden. Daher hoffe ich, daß Sie uns noch einmal ganz unpartheyisch belehren werden, ob es nicht vernünftiger wäre, gar keine Arznezeiten im Jahre vest zu setzen, außer solchen, worin wir wirklich krank sind; oder wenigstens unter was für Bedingungen uns dergleichen Curen etwa nützlich seyn könnten. Sie werden zwar antworten, daß Sie sich hierüber schon öfters erklärt haben; und ich gestehe es, Sie haben uns gesagt, daß kein gesunder Mensch mediciniren müsse, und daß die Präservationscuren in keiner Absicht vernünftig sind, als in so fern sie wider schon vorhandene Ursachen von Krankheiten gerichtet werden, die sich nur noch nicht völlig entwickelt haben. Allein, dieser Unterricht ist zu allgemein; Sie müssen es Ihren Lesern näher geben. Wer kein Arzt ist, der kann schwerlich die allgemeinen Maximen der Kunst in einzelnen Fällen so richtig anwenden, daß er keinen Irrthum zu besorgen hätte. Sehen Sie uns in den Stand, daß uns unsre Empfindungen zum sichern Leitfaden unsers Verhaltens dienen können. Beschreiben Sie uns den Zustand genau, worin wir Ursache haben, die Mode im Mediciniren mitzumachen. Es sind eigentlich nur zwey Art Präservationscuren recht Mode; das Blutlassen und das Purgiren. Bestimmen Sie uns den Zustand unsrer Empfindungen, aus welchem wir abnehmen können, ob uns die eine oder die andre von diesen Curen nöthig und nützlich, oder unnöthig und schädlich

sey. Sie haben zwar schon im 121sten Blatte vom Blutlassen gehandelt; aber auch dieser Unterricht ist noch nicht brauchbar genug für Leute, die keine Aerzte sind. Sie lehren uns daselbst, daß das Blutlassen der Vollblütigkeit zwar abhelfe, aber ihr nicht vorbeuge, und zeigen, wie es anzufangen sey, daß nach dem Blutlassen die neue Vollblütigkeit verhütet werde. Sie haben uns auch den Zustand der Vollblütigkeit beschrieben. Allein, ist die Vollblütigkeit nur der einzige Bewegungsgrund, warum wir zur Präservacion Blut lassen müssen? Giebt es nicht Fälle, die es selbst bey der Vollblütigkeit widerrathen? Wie oft, und wie viel muß man Blut lassen? Auf welche Kennzeichen hat man insbesondre Acht zu geben, wenn man sich wegen des Blutlassens entschließen will? Stellen Sie sich uns als Leute vor, die gar nichts wissen, und geben sie uns Anweisung, daß wir so mit uns verfahren können, als ob wir alles wüßten. So werden Sie uns einen wahren und großen Vortheil verschaffen. Da dieses der Zweck Ihrer wöchentlichen Bemühungen, und insbesondre Ihrer practischen Blätter ist, so hoffe ich, Sie werden die Veranlassung, die ich Ihnen gebe, zu dieser rechten Jahreszeit zum Nutzen vieler Ihrer Leser anwenden, unter welchen ich besonders sters seyn werde, u. u.

Es ist wahr, ein allgemeiner Unterricht in medicinischen Dingen kann, ob er gleich deutlich und gründlich ist, von Leuten, die keine medicinische Einsichten besitzen, in besondern Fällen leicht verkehrt angewendet werden: denn es geschieht dieses oft von Aerzten selbst; noch viel leichter kann er ihnen unzureichend seyn. Daher muß sich ein Arzt, der für das Publicum schreibt, zuweilen in eine Ausführlichkeit einlassen, die ihm ein medicinischer Leser gern schenken würde. Allein, bey dem ausführlichsten Unterrichte wird doch noch immer von Seiten des Lesers ein gewisser Grad der Fähigkeiten und Einsichten erfordert, ohne welchen alles verloren ist. Nur die Facultäten können aus Maschinen Aerzte machen; die Schriftsteller aber können es schwerlich. Wenn ich dieses zum Voraus setzen darf, so glaube ich nicht, daß das, was ich oft von den Präservationscuren gesagt habe, allzu mangelhaft und unzureichend wäre. Nichts desto weniger bin ich geneigt, diejenigen Erläuterungen hinzuzufügen, die mein Herr Correspondent von mir fordert, und ich hoffe es auf eine

eine solche Weise zu bewerkstelligen, die ihn befriedigen wird. Damals, als ich von diesen Materien schrieb, war die schöne Schrift noch nicht bekannt, worin Herr Tissot das Volk von dem Gebrauche der Präservationscuren unterrichtet. Ich sehe mit Vergnügen, daß mein Vortrag in allen wichtigen Punkten mit den Maximen dieses berühmten Mannes völlig übereinstimmt; zugleich aber gestehe ich gern, daß der Plan, nach welchem er diese Materie abgehandelt hat, unsern gemeinschaftlichen Zweck, das ungelehrte Publicum zu unterrichten, besser erreichen könne, als mein Vortrag im 121sten Blatte, welcher mehr auf die Entwicklung der verworrenen Streitigkeiten abzielte, ob für Vollblütige das Blutlassen eine gründliche Cur sey, oder nicht? Ist, da ich mein Augenmerk hauptsächlich auf die genaue Erläuterung practischer Maximen richtete, würde ich selbst die Frage im Blutlassen zur Präservacion nach einem andern Plane erörtert haben, wenn ich nicht in der obgedachten Schrift einen solchen fände, der beygehalten zu werden verdient. Hierdurch werde ich meinem Herrn Correspondenten die schuldige Befriedigung, und meinen Lesern einen hinlänglichen Unterricht, zugleich aber auch einen Beweis geben, daß meine Meynung von den Präservationscuren kein so unglücklicher Gedanke sey, daß ihn nicht auch Männer von großer Einsicht und Erfahrung billigen könnten. Es kommt hier nicht auf einen Ruhm des Wises, sondern darauf an, daß man die Natur wohl beobachtet habe; und wenn ich hiervon das Zeugniß eines vortreflichen Beobachters für mich anführe, so kann mir dieses so wenig zum Selbstlobe gereichen, als ein jeder anderer Beweis, daß das, was ich sage, gegründet sey. Ich werde das, was Herr Tissot von den Präservationscuren sagt, nicht eigentlich übersetzen; aber ich werde dem ungeachtet, alles, was meinen Lesern zur Erläuterung meiner vorigen Aufsatze dienlich seyn kann, getrenlich mittheilen. Es wird heute nur vom Blutlassen die Rede seyn. In meinem folgenden Blatte aber will ich von den Purganzen zur Präservacion insbesondre handeln.

Von den Präservationscuren überhaupt erklärt sich Herr Tissot eben so offenerzig und mit eben demselben Vorbehalte wider den großen Haufen der Aerzte und Kranken, als ich es jederzeit gethan habe. „Man gebraucht gewisse Arzneyen, als allgemeine Präservative, zu gewissen Jahreszeiten ordentlich und fast allezeit aus bloßer Gewohnheit, ohne zu wissen, ob man Recht oder Unrecht thue. Gleichwol ist es gar keine gleichgültige Sache, Arzneyen zu nehmen. Es ist lächerlich, gefährlich, ja zuweilen ein Verbrechen, sie hint anzusehen, wenn sie nothwendig sind; aber es ist eben das selbe, sie ohne Noth zu nehmen. Eine zur rechten Zeit genommene Arznei, wenn in der Maschine eine Unordnung eingecrißen ist, welche in kurzer Zeit eine Krankheit veranlassen würde, hat oft derselben vorgebeugt; wenn man aber eben dasselbe Mittel einer Person giebt, die sich wohl befindet, so wird es dieselbe, wo nicht alsobald krank, doch gewiß zu Krankheiten viel geneigter machen. Man hat Beispiele genug von Leuten, die durch ihren unglücklichen Geschmack an Arzneyen ihre sonst dauerhafte Gesundheit mit den gemißbrauchten Gaben ruinirt, welche die Vorsicht den Menschen zu deren Wiederherstellung ertheilt hat. Dieser Mißbrauch macht, wenn er auch die Gesundheit nicht ruinirt, daß in Krankheiten ein solcher Körper, der an die Arzneyen gewöhnt ist, fast gar keine Wirkungen mehr davon empfindet, und dadurch der Hülfe beraubt wird, die er erhalten haben würde, wenn er nur im Nothfalle Arznei gebraucht hätte.“

Wir wollen die Anwendung dieser Maximen auf das Blutlassen machen. Es lassen sich alle Fälle, worin dasselbe nothwendig ist, unter vier Bedingungen bringen. Die erste ist die Vollblütigkeit, welche durch das Blutlassen vermindert wird. Die zweite sind die Entzündungen, welches wirkliche schon formirte Krankheiten sind, zu deren Cur das Blutlassen selten entbehrlich ist. (S. das 231ste Blatt.) Die dritte Bedingung ist die, wenn sich im Körper eine Ursache erzeugt hat, oder erzeugen will, die bald eine Entzündung, oder eine andre Krankheit hervorbringen würde, wenn

man die Blutgefäße durch das Blutlassen nicht schlaffer machte. Dies ist der Grund, warum man bey Wunden und Quetschungen, bey heftigen Husten schwangerer Frauen, und in vielen andern Fällen, zur Präservatio[n] Blut läßt. Die vierte Bedingung ist endlich die, wenn man zuweilen zur Besänftigung eines allzu heftigen Schmerzens Blut läßt, welcher zwar weder von der Vollblütigkeit, noch von einer Entzündung des Bluts herrührt, der aber doch durch das Blutlassen ein wenig besänftigt wird, um Zeit zu gewinnen, seine Ursache durch andre Arzneyen zu vernichten. Da aber diese letztern Bedingungen in den Begriffen der ersten schon wirklich enthalten sind, so kann man sagen, daß die Vollblütigkeit und die Entzündung des Bluts die beyden einzigen Fälle sind, welche das Blutlassen nothwendig machen. Die Entzündungen des Bluts sind, wie gesagt, eigentliche Krankheiten, die man aus ihren Kennzeichen entdecken muß; und dieß ist die Sorge eines Arztes. Es bleibt demnach für das Blutlassen zur Präservatio[n] nichts anders übrig, als der Zustand der Vollblütigkeit, welche zwar keine wirkliche Krankheit, aber doch durch die mindeste Veranlassung die fruchtbarste Ursache derselben ist. Da es nun nöthig und vernünftig ist, solche gleichsam schlafende Ursachen unsers Elendes aus dem Wege zu räumen, ohne darauf zu warten, daß sie erwachen; (S. das 108te Blatt.) so haben selbst die gesündesten Leute Ursache, sich zu manchen Zeiten zu untersuchen, um zu entdecken, ob sie von der Vollblütigkeit etwas zu fürchten haben, damit sie ihr zeitig abhelfen können.

Die vornehmsten Kennzeichen der Vollblütigkeit habe ich schon im 121sten Blatte beschrieben. Die gemeinsten Kennzeichen derselben, nach welchen sich ein jeder am leichtesten beurtheilen kann, sind folgende: Zuerst hat man die Lebensart, welche man führt, in Betrachtung zu ziehn. Denn, wenn diese von der Art ist, daß sie wahrscheinlicher Weise vollblütig machen kann; so sind alle übrige Kennzeichen weniger zweifelhaft und entscheidender. Wenn man stark ist, und sich vieler nahrhaften Speisen bedient, hauptsächlich

wenn

wenn man viel Fleisch speiset; wenn man fette Biere und nahrhafte Weine trinkt; wenn man dabey gut verdauet; sich wenig bewegt und viel schläft; und wenn man weder viel blutet, noch sonst starke Ausführungen hat: so ist es sehr wahrscheinlich, daß man zu viel Blut habe. Bey den geringsten Leuten, besonders bey denen auf dem Lande, finden die wenigsten dieser Ursachen Statt, außer, daß sie im Winter einige Wochen lang zu wenig Bewegung haben, wovon sie auch in der That zuweilen vollblütig werden. Uebrigens leben diese Leute gemeinlich nur vom Brodte, Zugemüse und Wasser, welche insgesammt nicht stark nähren. Ein Pfund Brodt macht bey eben demselben Menschen vielleicht nicht mehr Blut, als zwey Loth Fleisch, obgleich nach dem allgemeinen Vorurtheile gerade das Gegentheil geglaubt wird. Eben so sind die fetten Biere außerordentlich nahrhaft, und legen den Grund zu den unermesslichen Schmeerbänchen, die so viel wichtigen Körpern zur Zierde dienen. Zum andern hat man Ursache, die Vollblütigkeit zu befürchten, wenn einige natürliche Blutflüsse aufgehört haben, an welche man vorher gewohnt gewesen ist. Wenn Kinder oft häufig aus der Nase geblutet haben, und dieses Bluten in den Jünglingsjahren aufgehört, so werden sie bald vollblütig, und darum ist den Gesundesten dieses Alter wegen des Bluthustens gefährlich. Das dritte Kennzeichen der Vollblütigkeit ist ein voller und starker Puls, und hervorragende Blutadern bey Leuten, die gleichwol nicht mager sind. Allzu magern Leuten ragen die Adern beständig mehr hervor, als andern, weil sie von der Fetthaut weniger gedeckt liegen. Democh aber ist dieses Kennzeichen auch bey fleischigten und fetten Leuten, und selbst bey mageren, sehr wandelbar. Man muß, um sich darnach zu richten, eine Person in verschiedenen, und so viel möglich entgegengesetzten Zuständen betrachten. Man mag vollblütig seyn oder nicht, so sind zu mancher Zeit die Blutadern an Händen und Füßen, und im Gesichte, deutlich sichtbar und hervorragend; zu mancher Zeit hingegen scheinen sie verschwunden zu seyn. Ein größerer Grad der Wärme oder Kälte der Luft und des Körpers,

die Zeit der Verdauung der Speisen, die Wirkung der Getränke, der Wechsel verschiedener Leidenschaften kann bey einerley Personen in einem Tage die Blutadern bald aufreiben, bald sinkend machen, den Puls bald verstärken, bald schwächen. Man muß eine Reihe von Tagen und mannichfaltigen Zuständen bey dieser Untersuchung zur Probe nehmen, um zu entdecken, ob die Adern in allen Zuständen verhältnißweise mehr hervorragen, und ob der Puls stärker schlägt, als vormalis in ähnlichen Umständen. Eben dieses ist bey dem vierten Zeichen der Vollblütigkeit, nämlich der Röthe des Gesichts, zu beobachten. Eine enge Halsbinde, ein Glas Wein zu viel, eine stark gewürzte Speise, eine starke Mahlzeit, ein heftiger Affect kann einen Papenfärbigen glühend roth mahlen; aber eine beständige rothe Farbe bey aufgetriebenen Gesichtsadern ist ein ziemlich entscheidendes Zeichen der Vollblütigkeit. Hierher gehört auch, fümstens, eine ungewöhnliche Betäubung der Glieder, ein tieferer, längerer und unruhigerer Schlaf als gewöhnlich, eine Aengstlichkeit und schnelle Ermüdung von sonst gewöhnlichen Arbeiten und Bewegungen, u. s. w. Zuweilen sind diese Umstände nur Vorläufer einer bevorstehenden schweren Krankheit. Man muß die übrigen Zeichen der Vollblütigkeit mit diesem Zustande vergleichen, um ein sicheres Urtheil zu fällen. Wenn sich vollblütige Leute in heißer Luft aufhalten, oder sich stark bewegen, so fangen sie an zu beben, und werden schnell kraftlos, ja wol gar ein wenig ohnmächtig. Wenn sie sich bücken und schnell wieder in die Höhe richten, auch wenn sie vom Schlafe aufstehn, werden sie leicht mit Schwindel befallen. Sie empfinden zum öftern Kopfschmerzen, deren sie sonst nicht gewohnt waren. Aber alle diese letztern Zufälle wiederfahren auch oft Leuten, die schlecht verdauen, weshalb sie zum Beweise der Vollblütigkeit nur alsdann dienen, wenn man versichert ist, daß die Verdauungskräfte in gutem Stande sind. Außerdem giebt es auch Verdacht auf die Vollblütigkeit, wenn man über den ganzen Leib eine ungewöhnliche Hitze empfindet; wenn, nach einiger Erhitzung, ein stehendes Kitzeln die ganze Haut reizt, und besonders,

wenn

wenn man zum öftern blutet, und nach dem Bluten sich wieder erleichtert befindet.

Es ist inzwischen keins von allen diesen Kennzeichen allein zuverlässig; sondern man muß, wie gesagt, mehrere derselben zugleich an sich wahrnehmen, und wohl untersuchen, ob sie nicht vielleicht von einer ganz andern, ja wol gar entgegengefügten Ursache, als von der Vollblütigkeit, herrühren. Wenn man aber aus diesen Zeichen von einer wahren Vollblütigkeit überzeugt ist, so ist das Blutlassen von großem Nutzen; und man kann es zuweilen noch wiederholen. Die Wahl der Adern ist bey dem Blutlassen zur Präservacion größtentheils gleichgültig, und man kann sicher die Saugelleyen, die hierbey Mode sind, den Charlatans und Wartschneerern überlassen. Wäre es ja zuweilen dem Zustande eines vollblütigen Körpers vortheilhafter, wenn die Ader vielmehr an diesem, als an einem andern Theile geöffnet würde; so sind doch die Unterscheidungszeichen so wenig für die Einsicht solcher Leute, die keine medicinische Gelehrsamkeit besitzen, daß man sich hierin bloß an das Urtheil eines Arztes, welches doch selbst oft trügen wird, halten muß.

Wenn die obigen Umstände nicht Statt finden, so ist das Blutlassen nicht nothwendig. In manchen Fällen würde es gar schädlich seyn, wenn nicht besonders wichtige Umstände, welche nur Aerzte beurtheilen müssen, dazu rathen. Es wird möglich seyn, die vornehmsten Fälle von dieser Art zu beschreiben. Sowol in der ersten Kindheit, als im höchsten Alter, ist das Blutlassen zu widerrathen. Es ist ein schädlicher Mißbrauch, den zartesten Kindern aus Vorsicht Blut zu lassen, so gemein es auch in manchen Ländern geworden. Eben so wenig schickt sich diese Operation für Leute, die von Natur ein schwaches Temperament haben, oder durch Krankheiten und andre Zufälle geschwächt sind. Ein kleiner, weicher, schwacher und aussenbleibender Puls, mit blasser Haut, öftere Kälte an Händen und Füßen, und weiche Geschwulst derselben, sind lauter solche Umstände, woben das Blutlassen aus Vorsicht undienlich seyn würde. Wenn man seit langer Zeit wenig und keine nahrhafte Speisen gegessen hat; und

wenn durch reichliche Abführungen die Masse des Bluts sehr vermindert wird; wenn Blutflüsse von aller Art, Durchlauf, starker Abgang des Urins, starke Schweiß, bey gesunden Tagen, der Vollblütigkeit vorbeugen, oder die Erisen einer Krankheit auf einem solchen Wege schon erfolgt sind; wenn man von langwierigen Krankheiten ermattet ist, und viele Verstopfungen hat, die die Erzeugung des Bluts hindern; wenn man von irgend einer Ursache, sie sey, welche sie wolle, erschöpft ist; und wenn man blaßes und dünnes Blut hat, so ist das Blutlassen zur Präservatio[n] immer bedenklich, und mehrentheils ganz verwerflich; denn in solchen Fällen verfehlt oft ein einziges Blutlassen den Kranken in einen unheilbaren Zustand, so, daß sich die übeln Folgen desselben auf keine Weise wieder gut machen lassen; wie solches nur allzu viel Beispiele erweisen.

Der Zustand eines Menschen sey welcher er wolle, und die Person mag noch so stark seyn; so wird ihr doch alles Blutlassen, was ihr nicht nothwendig ist, schädlich. Das öftere Blutlassen schwächt und entkräftet, und macht vor der Zeit alt; es vermindert den Trieb des Umlaufs, und mäset dadurch anfänglich: weil es aber in der Folge zu sehr schwächt, und die Digestion verdirbt, so veranlaßt es die Wassersucht. Es bringt die unmerkliche Aussüßung in Unordnung, und macht dadurch den Körper flüßig oder catarrhalisch. Es schwächt die Nerven, und veranlaßt dadurch Vapours, die Hypochondrie und alle Nervenerkrankheiten.

Man bemerkt die üble Wirkung des Blutlassens nicht gleich anfänglich: im Gegentheile scheint man sich besser darnach zu befinden, wenn nicht so viel Blut gelassen wird, daß es sogleich merklich schwächen sollte. Allein, nichtsdestoweniger ist es gewiß, daß alles Blutlassen, das nicht nothwendig war, schädlich sey, und daß man sich nie bloß um der Mode willen, die Ader öffnen lassen müsse. Es ist unsonst, wenn man antwortet, daß man nach einigen Tagen mehr Blut wieder habe, das ist, daß man schwerer wiege, als zuvor, und daß das verlorne Blut schnell wieder ersetzt werde.

werde. Die Sache ist wahr: aber eben diese größere Schwere nach dem Blutlassen giebt ein Zeugniß wider dasselbe: denn sie beweiset, daß die natürlichen Ausführungen nicht mehr so gut von statten gegangen, und daß Säfte im Körper zurückgeblieben sind, welche hätten fortgehen sollen. Man hat freylich dieselbe Menge des Bluts, und noch mehr wieder: aber ist es auch so gut ausgearbeitet? Unmöglich! Denn, wenn dem also wäre; wenn man einige Tage nach dem Blutlassen eine größere Menge Blut von gleicher Beschaffenheit hätte; so könnte man beweisen, daß das wiederholte Blutlassen einem robusten Menschen nothwendig eine Entzündungskrankheit verursachen müßte.

Das Blutlassen zur Präservatio[n] muß in keinem andern Falle regelmäßig wiederholt werden, als wenn die Vollblütigkeit regelmäßig wieder kommt. Es ist thöricht, einmal, oder zwey, drey und viermal im Jahre, um die Gleichstage oder Solstitia Blut zu lassen, wenn man zu diesen Zeiten die Kennzeichen der Vollblütigkeit nicht an sich spürt. Wo diese sind, wählt man, mit Grunde, gern die Tage, an welchem die Witterung gemäßigt ist. Man wähle meinet halben den abnehmenden Mond; man verwerfe die Tage der Sonnen- und Mondfinsternissen; ich bin es zufrieden: aber man lasse nur nicht Blut, ohne zu wissen, weswegen?

Die mittlere Menge des Bluts, welche bey[m] Blutlassen aus Vorsicht genommen werden soll, beträgt ungefähr neun bis zwölf Unzen.

Wer zur Vollblütigkeit geneigt ist, muß alle die Ursachen sorgfältig vermeiden, von denen ich oben gesagt habe, daß sie dieselbe vermehren können. Um sie zu verhüten, muß man eine mäßige Diät halten, und sich mit Zugewüssen, Früchten, Brodt und Wasser begnügen, zuweilen laue Fußbäder gebrauchen, Abends und Morgens ein halbes Quentlein Salpeter, in Wasser aufgelöst, nehmen, täglich eine Prisaue von kaltgewordenen Fliederkleeblumenthee, mit ein wenig Eßig und Honig vermischt, trinken, wenig schlafen, und viel Leibesübung aufstellen. Bey dieser Vorsicht in der Diät wird

wird man entweder des Blutlassens zur Präservation überhoben seyn können: oder, wenn man es ja fortsetzen muß, so wird doch dadurch die gute Wirkung desselben vermehrt und verlängert werden. Eben dieselben Mittel beugen auch aller Gefahr vor, wenn man das Blutlassen zur gewöhnlichen Zeit übergehen will.

„Man sieht mit Schaudern, daß manchen Leuten in zweien Tagen achtzehn, zwanzig, bis vier und zwanzigmal die Ader geöffnet wird; gleichwie es Leute giebt, die binnen einigen Monaten einige hundertmal Blut gelassen haben. Dieses sind jederzeit zuverlässige Beweise der Unwissenheit des Arztes oder Wundarztes, und wenn der Kranke beim Leben bleibt, so muß man die Kräfte der Natur bewundern, die nach so vielen Mordschlägen dennoch nicht unterliegt.“ Wie gern wird nicht ein jeder Arzt, der seine Handlungen durch gesunde Vernunft und wahre Weisheit dirigirt, diesen Urtheilspruch des Herrn Tissot unterschreiben!

Viele Leute verschieben das Blutlassen zu lange, weil sie in dem Wahne stehn, daß sie sich mit dem ersten Blutlassen das Leben retten könnten, und daß es die folgendenmale nicht mehr so viel helfe. Dieses Vorurtheil hat Vielen das Leben gekostet, indem sie in Krankheiten die Lebensgefahr erst haben erwarten wollen, welche hernach das allzu späte Blutlassen nicht mehr hat heben können.

Es giebt noch bis diesen Tag einige Leute, selbst unter den Ärzten, die das Blutlassen gänzlich verwerfen, weil sie glauben, daß dadurch der beste Theil des Bluts verloren gehe. Man braucht hierüber keinen Streit mit ihnen zu führen; weil sie vernünftiger Weise auch das beste Blut hergeben müßten, wenn es darauf ankäme, das Leben zu retten. Nun hat aber das Blutlassen sowol in Krankheiten, als zur Präservation keinen andern Endzweck, als die nahen Gefahren des Todes zu verhüten, die gewiß dringend genug sind, und die das Blutlassen unwidersprechlich oft verhütet; es mögen nun die Gegner desselben aus dem Vorrathe ihrer Unwissenheit so viel Wischmasch dagegen aufbringen, als sie belieben.

Zwey

Zwey hundert fünf und vierzigstes Stück.

Brem. Beitr. 3 B.

Um nicht, als unerkannte Feinde,
Den Menschen tödtlicher zu seyn.

Ich werde heute von den Purgirmitteln, die man zur Präservation einzunehmen pflegt, eben so ausführlich handeln, als es im vorigen Blatte vom Blutlassen geschehn ist. Denn nachdem ich einige Jahre die guten Maximen der Arzneykunst öffentlich gelehrt habe, weiß ich am besten aus der Erfahrung, wie wenig man sich, auch bey dem deutlichsten Vortrage, Hoffnung machen dürfe, hinlänglich verstanden und begriffen zu werden. Die Fähigkeiten der Menschen sind ungleich, und des gemeinen Mannes seine bleiben gemeiniglich von seiner Kindheit an unverändert.

C'est que l'homme est encore Enfant.

Gleichwol wäre der Nutzen für die Republik am größten, wenn der große Haufen des Volks in allen Ständen in den Maximen der Gesundheit wohl unterrichtet würde. Ein Schriftsteller kann nur auf einer Seite die Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, die dieses hindern. Er kann sich im Vortrage zu den Fähigkeiten des Volks herab lassen. Da er aber unmöglich seinen Leser fähiger machen kann, als er ist; so darf er sich nicht wundern, wenn es ihm, nach allem Fleisse und Unterrichte, eben so, wie den Lehrern geht, die den König von Frankreich, Clodoväum, zum Christenthume zubereitet hatten. Sie glaubten, ihre Sache wohl gemacht zu haben; und der König ward in die Zahl der Christen aufgenommen. Man erfuhr es nicht eher, wie schön er den Unterricht gefaßt hatte, als bis ihm die Pässionsgeschichte vor-

vorgelesen wurde, bey deren Anhörung er sich so erzürnte, daß er sagte: Er wünschte nichts mehr, als damals gelebt zu haben; denn so hätten seine Truppen alle Juden niedersäbeln und Christum erlösen sollen.

Es ist immer unangenehm für einen Lehrer, übel verstanden zu werden; aber in medicinischen Dingen ist dieses noch ausserdem gefährlich. Das Volk gründet seine medicinische Praxis am liebsten auf das Ansehen der Aerzte, und selbst die Weiber rühmen sich, ihre Geheimnisse von berühmten Lehrern der Kunst erlernt zu haben. Auf das, was sie sogar gedruckt lesen, gehn sie mit solcher Zuversicht zu Werke, als ob es schlechterdings unmöglich wäre, dabey zu irren: Denn wie sollte es ihnen wol einfallen, daß dazu auch Verstand gehöre, jemanden wohl zu verstehen? Will man das Unheil verhüten, das hierdurch auf eine große Menge Menschen fallen kann, so muß man den Unterricht, den man dem Volk übergiebt, um sich ihn selbst zur Richtschnur zu nehmen, mit einer solchen Einsicht abfassen, daß es mehr Spitzfindigkeit erfordern würde, ihn unrecht auszulegen, als ihn recht zu begreifen. Dieses ist die Ursache, warum ich von den Purganzen zur Präservatio-
 tion eben so umständlich handeln werde, als ich im vorigen Blatte vom Blutlassen gehandelt habe. Ich werde die Zeichen, wenn man aus Vorsicht purgiren muß, und wenn es nicht geschehn darf, wie auch die Regeln, welche im ersten Falle zu beobachten sind, mit möglichster Deutlichkeit anführen, um so viel an mir ist, zu verhüten, daß ein solcher Unterricht weder seines Zwecks verfehle, noch gar schädlich werde.

Von den besten Speisen, welche wir täglich genießen, wird nur derjenige Theil, der sich zu Mitsäfte kochen läßt, eigentlich verdauet; hingegen bleibt die gröbere Masse in den Gedärmen zurück, und wird durch die natürliche Leibesöffnung täglich abgeführt. Die Purganzen sind Arzneyen, welche diese Abführung vermehren, und dieses verrichten sie überhaupt auf zweyerley Weise; entweder indem sie die gröbern Unreinigkeiten, die sich in den Gedärmen festgesetzt haben, ab- und auflösen, da sie dann die natürliche Kraft der Ge-
 dār-

därme in größerer Menge, als sonst, fortreibt; oder indem sie die Fäserchen der Gedärme reizen, daß sie sich stärker zusammenziehen, und hierdurch dasjenige mit größerer Gewalt austreiben, was sich in ihren Höhlen gesammelt hat. Die leßtern Purganzen erregen durch ihren Reiz lebhaftere Empfindungen im Magen und in den Gedärmen, und diese haben die Nebenwirkung, daß sie eine große Menge von Säften nach den Gedärmen ziehn, welche sich in sie ergießen, und die gröbern Massen fortspülen helfen. Man kann demnach ihre Wirkung in den Gedärmen mit der Wirkung der Blasenpflaster auf der Haut einigermaßen vergleichen; und da diese Arzneyen, welche die Säfte einem Theile des Körpers in Menge zuführen, den Zufluß derselben nach andern Theilen vermindern und ableiten, so bedient man sich der reizenden Purganzen auch zu dem Zwecke, den allzu starken Trieb der Säfte nach gewissen Theilen abzuleiten, und zugleich die ganze Masse der Säfte durch diese Ausführung der Gedärme zu vermindern. Wenn die Säfte unrein sind, so erhält man dadurch zugleich den Vortheil, indem man die unreinen oft abführt, durch neue gute Nahrungsäfte aus wohlverdauten dienlichen Speisen die ganze Masse derselben zu erneuern und zu reinigen. Daher pflegen die Aerzte solche Leute, die schlechte Säfte haben, wenn sie ihnen eine Diät oder Arznei verordnen, wodurch die Qualität ihrer Säfte verbessert werden soll, zum öftern dazwischen zu purgiren, und darum ist es so durchgängig Mode, bey Präservationscuren und Blutreinigungen Purganzen zu gebrauchen.

Man kann hieraus abnehmen, daß das Purgiren zur Präservatio-
 tion eigentlich nur drey Hauptabsichten haben könne, die es rechtfertigen. Die erste kann darin bestehen, daß man die Gedärme von denjenigen Unreinigkeiten befreyen und entledigen will, die sich von den gröbern Theilen der Speisen darin zusammen gesammelt haben. Es kommt hierbey auf die Kennzeichen an, woraus man schliessen kann, daß die Gedärme angehäuft sind; denn da ihre Ueberhäufung den Grund zu Krankheiten legt; so kann die Entledigung derselben diese verhüten. Die andre Absicht der Präservationspurganzen
 kann

kann die seyn, durch einen Reiz der Gedärme den allzu starken Zufluß der Säfte nach den andern Theilen abzuleiten, und dadurch die Gefahr abzuwenden, die solchen Theilen dräuet. So verhütet man bey Kindern den Ausschlag des Kopfs, die Felle der Augen, u. s. w. wenn man sieht, daß ihre Säfte stark zu Haupte treiben, und sie alsdann durch wiederholte Purganzen davon ableitet. Die dritte Hauptabsicht ist endlich die Reinigung der ganzen Masse der Säfte, weil unreine Säfte eine gemeine Ursache von Krankheiten sind, welchen durch die Abführung derselben und die Ersetzung mit bessern vorgebeugt wird. Man sieht beyläufig, was ich schon oft gesagt habe, daß die vernünftigen Präservationscuren nichts anders, als wahre Curen schon wirklich vorhandener Krankheiten sind, die nur nicht so beschwerlich fallen, noch so gefürchtet werden, als die Folgen, welche sie bey langer Fortdauer nach sich zu ziehen pflegen.

So lange diese Curen nichts mehr, als den Gebrauch einer Purganz erfordern, kann man sie, nach hinlänglicher Unterweisung, der Direction eines jeden allein überlassen. So sind die Curen von der ersten Absicht gemeiniglich beschaffen. Wenn man die Zeichen der Ueberladung bey sich findet, und keine andern Umstände vorhanden sind, die das Purgiren verbieten, kann man durch ein oder zwei Purganzen dem ganzen Uebel abhelfen. Für diesen Fall muß demnach das Volk genau unterrichtet werden. Wenn hingegen der Zweck einer Purganz zur Präservacion etwas mehr, als bloß das Purgiren erfordert; wenn es mißlich ist, ihn dadurch zu erhalten, ohne medicinische Einsichten dabey zu Hülfe zu nehmen; wenn die Zeichen zu dunkel, zu zweydeutig oder zu versteckt sind; und wenn auf die Wahl der Purganz viel ankommt, so ist eine solche Präservationscur nicht das Werk eines in der Arzneykunst unersahnen Menschen, und dann ist es nöthig, den Rath eines Arztes darüber zu vernehmen. So ist es mit den Purganzen, die man zur Ableitung der Säfte, und die man zur Reinigung derselben, wenn sie verdorben sind, gebrauchen muß. Man wird zwar aus dem Unterrichte, den ich in diesem Blatte geben werde, viel Erläuterungen nehmen

men können, die den richtigen Gebrauch der Purganzen auch in diesen letztern Fällen bestimmen; allein es wird sicher seyn, einen Arzt dabey zu Rathe zu ziehn. Ich richte meinen Vortrag eigentlich nur auf den Fall der Präservationspurganzen ein, dessen Absicht die Reinigung und Entledigung der Gedärme ist. Man wird nicht Ursache zu klagen haben, daß ich hierdurch die eigne Praxis des Volks zu sehr einschränkte: Denn ich bin überzeugt, daß sowol die ableitenden, als blutreinigenden Präservationspurganzen höchst selten nöthig seyn würden, wenn man nur diejenigen zur rechten Zeit gebrauchte, die die Verdauungswege entledigen.

Man kann vermuthen, daß die Gedärme überladen sind, wenn man seit einiger Zeit stark gespeiset, und zwar viel feste, zähe und harte Speisen genossen, ohne daß sich doch in derselben ganzen Zeit der Leib proportionirlich entledigt hat. Es ist nicht genug, daß sich bey Leuten, die stark essen, der Leib täglich expedire; sondern es muß auch in einem gehörigen Verhältnisse gegen die Menge der festen Speisen geschehn, die man genießt. Ohne diese Bedingung würde sich mancher nicht für überladen halten können, der doch bis zur Verstopfung der Gedärme überhäuft ist: Denn es sind viel Leute, denen es keinen Tag an Leibesöffnung mangelt, und die doch ein unglaublich großes Magazin von Unreinigkeiten zusammen sparen, weil ihre tägliche Ausgabe gegen die Einnahme viel zu gering ist. Die Aerzte sehen solche Beispiele oft, wobey die Kranken selbst erstaunen, und die Möglichkeit nicht begreifen, wie ein solcher Vorrath bey ihnen habe anwachsen können, da sie doch keinen Tag verstopft gewesen sind. Daher ist die Aufmerksamkeit auf diese Verhältnisse der Menge der festen Speisen und des täglichen Abgangs eine Hauptpflicht derer, die nach der Gesundheit leben wollen. Viele von denen, die auf diesen Umstand achten, versichern, daß sie keinen sichern Maasstab hierzu nehmen können, als ihre eignen Empfindungen, und daß sie von einer hinlänglich proportionirten Entledigung des Leibes eine so angenehme Erleichterung verspüren, welche sie nie beobachtet, wenn sich der Leib zu sparsam entledigt hat.

Wer mit öftern Verstopfungen des Leibes beschwert ist, der hat die Ueberhäufung der Gedärme immer mehr zu befürchten, als ein andrer. Leute von starker Verdauung sammeln von einerley Menge fester Speisen nicht so viel grobe Ueberbleibsel, als die schwach verdauen und von allen Mahlzeiten viel Schleim in den Gedärmen zurück behalten. Die härtesten Speisen sind nicht allemal die, welche die meisten Cruditäten machen, sondern vielmehr die zähen, schleimigten Sachen, besonders die Speisen von rohem ungegohrnen Mehle, wie Kuchen, Mehlklöße, Mehlmiser, harte Erbsen, Bohnen, Erdäpfel, Cartüffeln u. d. gl. sind. Nach diesen Umständen muß man sich prüfen, wenn man die Kennzeichen, die eine Anhäufung in den Gedärmen zu begleiten pflegen, an sich wahrnimmt, um daraus zu urtheilen, ob sie wahrscheinlicher Weise diesen Grund haben, oder ob sie von andern Ursachen herrühren können.

Diese Kennzeichen der Ueberhäufung der Gedärme, welche den Gebrauch der Purganzen nöthig machen, bestehen darin, daß man besonders des Morgens einen übeln Geschmack im Munde empfindet, der mehrentheils bitter ist, wobey die Zunge und die Zähne unrein sind; daß man mit öfterm unangenehmen Aufstoßen, mit Blähungen und Spannungen des Leibes beschwert ist; daß man des Morgens Ekel, Ueblichkeit und Neigung zum Erbrechen verspürt, oder auch wirklich bittere und verdorbne Sachen von sich bricht; daß man im Magen, bey den Nieren und in den Knien ein Drücken oder eine ungewöhnliche Schwere bemerkt; daß der Appetit mangelt und sich immer mehr verliert, ohne ein Fieber zu haben, und daß daraus ein wirklicher Ekel und ein übler Geschmack an allen Speisen entsteht; daß sich die Kräfte verlieren, und dagegen Unruhe, Niedergeschlagenheit und Aengstlichkeit einstellen, daß man Magenschmerzen, Kopfschmerz und Schwindel, welche mit Ekel oder Blähungen vergesellschaftet sind, zuweilen Colikschmerzen, Unordnungen in der sonst gewöhnlichen Leibesöffnung, die bald einige Tage in Durchfällen, bald wieder in hartnäckigen Verstopfungen bestehen, und Herzklopfen von Blähungen bemerkt, wodurch der Puls unordentlich

lich und schwach, zuweilen auch auffenbleibend gemacht wird. Dieser letzte Umstand ist fast entscheidend; und man findet in den neuesten Schriften verschiedner Aerzte wohlbestätigte Beobachtungen, daß ein solcher auffenbleibender Puls entweder einen Durchlauf verkündige, oder dem Arzte zur Lösung diene, daß er Purganzen verordnen müsse. Ausserdem ist es auch ein ziemlich entscheidendes Kennzeichen von der Nothwendigkeit zu purgiren, wenn man viel Schleim im Munde und Halse hat, der oft des Abends und Morgens ein heftiges Neuspern veranlaßt, das mit Erstickungen droht. Wenn dieses sonst gesunden Leuten widerfährt, und einige der obigen Umstände damit verbunden sind, so kann man versichert seyn, daß eine Ueberhäufung der Verdauungswege der Grund davon, und das Purgiren nöthig sey, wofern solches nur nicht die große Schwachheit des Magens verbietet.

Der üble Geschmack und Schleim im Munde, das öftre Aufstoßen, die Neigung zum Erbrechen, das Erbrechen selbst, und die traurige Aengstlichkeit und Melancholey, wie auch das Drücken und die Schmerzen des Magens und Ohnmächtigkeiten, beweisen mehr eine Ueberhäufung des Magens und der obern Gedärme; hingegen die Nierenschmerzen, Colik, die Schwere in den Knien, die Ausspannung des ganzen Unterleibes, mehr eine Anfüllung der untern Gedärme. Nach diesem Unterschiede richtet man sich in der Wahl der Purganzen: Denn man hat einige, deren Wirkung so stark ist, daß sie sogleich im Magen einen Aufstand erregen, der ihn zum Erbrechen zwingt, und diese Purganzen, welche, weil sie von oben wirken, Brechmittel genannt werden, schicken sich besser bey dem erstern, als bey dem letztern Zustande, in welchem die Purganzen, welche von unten wirken, dienlicher sind.

Es kann sich indessen zutragen, daß es bey aller Nothwendigkeit, zu purgiren, dennoch dem Kranken schädlich seyn würde, eine Purganz zu nehmen; und diese Umstände verdienen bemerkt zu werden. Kein Zustand der Schwachheit der Nerven oder Erschöpfung an Kräften, leidet Purganzen; und man muß einem solchen Kranken entweder durch milde

Elysiere oder mit andern Arzneyen zu Hülfe kommen, die ihn entledigen, ohne seine Kräfte anzugreifen. Eine allgemeine Trockenheit, eine starke Erhitzung, eine Entzündung, ein heftiges Fieber, verbieten insgesammt den Gebrauch der Purganzen; ja auch, wenn die Natur mit Ausführungen andrer Art, mit critischen Schweißen, Blutflüssen, Eiterungen, u. s. w. beschäftigt ist, darf man nicht eigenmächtig Purganzen nehmen, sondern es muß auf das Gutachten eines Arztes ankommen, der den ganzen Zustand des Kranken überfiehet und beurtheilt. Die Leute, die zu hartnäckigen Verstopfungen öfters geneigt sind, würden mit eigentlichen Purganzen diesem Uebel nicht abhelfen, vielmehr würden sie es verschlimmern, da die allermeisten Purganzen, nach vollbrachter Wirkung, eine Trockenheit und Verstopfung des Leibes zurück lassen.

Unter den Purganzen sind die Brechmittel in noch weniger Fällen brauchbar, als die eigentlichen Purgirmittel, weil sie mit größrer Heftigkeit wirken, und also viel lebhaftere Nebenwirkungen äußern. Vollblütige Leute würden vom Erbrechen tödtliche Schlagflüsse, Bluthusten und andre heftige Blutbewegungen zu fürchten haben, welche schon manchem fatal gewesen sind. Aus eben dem Grunde sind sie allen Leuten zu widerrathen, die zu heftigen Blutflüssen, Nasenbluten, Bluthusten, Blutbrechen, u. s. w. geneigt sind. Sie vermehren denen das Uebel, die die blinde gütliche Ader, Lacken, Brüche, Schmerzen von Blutbewegungen, haben, und sind auch im Zustande der Schwangerschaft stets gefährlich.

Wenn man gleich die Zeichen der Ueberhäufung der Verdauungswege bey sich wahrnimmt, und wenn gleich keins von den iſterwähnten Kennzeichen, welche das Purgiren widerrathen, vorhanden ist; so kann es doch in vielen Fällen rathsamer seyn, nicht zu purgiren, wenn man dem Uebel auf andre Weise abhelfen kann, weil der öftre Gebrauch der eigentlichen Purganzen die Gesundheit ruinirt. Es ist hiermit nicht anders, als wie mit dem öftern Blutlassen. Die wiederholten Purganzen verderben die Verdauungskräfte,

setzen den Magen außer Stand, seine Dienste zu thun, machen die Gedärme träge, und veranlassen oft heftige Coliken; der Leib wird nicht genährt, die Ausdünstung der Haut wird in Unordnung gebracht, und es entstehen Flüsse, Nervenkrankheiten, eine allgemeine Schwäche, gleichwie sich alle Gebrechen des hohen Alters vor der Zeit einstellen. So ist der Zustand der Leute, die sich an öftres Purgiren gewöhnt haben; und manches Elend, das sie von ihrer schwachen Natur herleiten, würde sie nicht drücken, wenn sie nicht durch das unnöthige Mediciniren diese gute Natur geschwächt hätten. Man wüthet recht in sich selbst mit den Purganzen. Es werden wenig Menschen gebohren, und wenn sie auch nur einige Tage alt würden, die nicht schon mehr Purganzen einkommen hätten, als ihnen dienlich sind. Viel tausend Kinder werden damit auf ihre ganze Lebenszeit ruinirt, und das größte Unglück dabey ist, daß man die Uebel, die man ihnen mit den unzeitigen Purganzen gemacht hat, fast mit nichts anders, als mit neuen Purganzen zu vertreiben sucht. Diese Praxis verhindert sie, jemals recht zu Kräften zu kommen, oft verdirbt sie ihren Wachsthum, und veranlaßt oder verschlimmert zum wenigsten die Verstopfung der kleinen Gefäße in ihren Eingeweiden. Solchergeſtalt ruiniren die Aeltern, die allzu sorgsam für die Erhaltung ihrer Kinder wachen, dieselben weit mehr, als wenn sie sich ihrer gar nicht annähmen; und wenn dieses letztere eine verdammliche Nachlässigkeit der Aeltern genannt wird, so könnte man doch von ihren Kindern mit noch mehr Rechte, als Brantome, von den Erben geiziger Aeltern sagen: Bienheureux est le fils, de qui l'ame du Pere est damnée.

Ein gemeines Vorurtheil macht, daß man sogleich ein Purgirmittel einnimmt, wenn man nur den Appetit zum Essen verliert. Hierinn irret man oft: denn die meisten Ursachen, welche den Appetit verderben, lassen sich mit den eigentlichen Purganzen nicht aus dem Wege räumen, ja viele werden davon vermehrt. Wenn der Magen so schwach verdauet, daß darin die Speisen zu Schleim werden, so ist es wahr, daß die Purganzen diesen Schleim abführen, und

daß dieses den Kranken, die mit Schleime überhäuft sind, eine kurze Erleichterung schafft. Allein, die Purganzen vermehren die Schwachheit des Magens, und der Schleim findet sich nach wenigen Tagen in viel größerer Menge wieder ein. Nimmt man nun alsdann von neuem seine Zuflucht zu reizenden Purganzen, so wurzelt das Uebel dergestalt ein, daß es unheilbar wird. Es sind hier ganz andre Arzneyen nöthig, die den Schleim nach und nach auflösen, die Kräfte des Magens schonen, und seine Fäserchen stärken. Ich kenne Viele, die, ob sie gleich von Jugend auf an Purganzen gewöhnt worden, dieselben mit ihrem großen Vortheile hintangesezt, und ihre Verdauungswege durch Digestionsalze stets rein gehalten haben. Hierzu thut das noch vieles, wenn man bey einer solchen Ueberhäufung der Gedärme sparsam, und keine nahrhafte Kost speist, viel frisches Wasser trinkt, und sich mehr als gewöhnliche Leibesübungen macht. Ein Getränk von Molken mit Honig, laues Wasser, worin man etwas Küchensalz aufgelöst hat, eine Auflösung von Cremor Tartari, und dergleichen auflösende milde Abführungen, können bey einer solchen Diät zu jeder Zeit, da man sonst gewohnt gewesen, eine Purganz zu nehmen, die verschiedenen Unpäßlichkeiten, die sich alsdann ereignen, oft hinlänglich vertreiben; und man ist bey Curen von dieser Art stets sicher, daß die Arzneyen keine neue Krankheiten nachlassen.

Wenn man inzwischen Ursache findet, mit eigentlichen Purganzen sich zu purgiren, so muß man so vorsichtig seyn, niemals die heftigsten dazu zu nehmen, sondern sich mit denen zu begnügen, die hinlänglich, aber nicht heftig abführen, keine hartnäckige Verstopfung nachlassen, den Magen nicht angreifen, sondern ihn schonen, oder zugleich stärken, und die mit Verdauungsmitteln verbunden sind. Die Jalappenwurzel, die Sennesblätter und Cremortartari, lassen sich, zu gleichen Theilen, z. E. zu einem Scrupel oder einem halben Quentlein von jedem, vermischen, und dieses Pulver verdient die Anpreisung des Herrn Tissot, daß es eine gute Purganz sey, wo kein Fieber ist. In ganz Deutschland sind gewisse Arten von Pillen gebräuchlich, die aus den Extracten bitterer

sanft

sanft abführender Kräuter zusammengesezt werden, und unter dem Namen balsamischer, oder Polychrestpillen, von Becher, Hofmann, Stahl, Richter, Junker, u. a. verkauft werden. Das Dessen einer solchen Art von Arzneyen ist vortreflich, und man kann sich davon viel Gutes versprechen. Sie führen langsam und gelinde, und ohne heftigen Reiz ab; man kann dabey alle Geschäfte abwarten, und die Cur einige Tage fortsetzen; ihre erwärmende Bitterkeit kommt den Verdauungskräften ausnehmend zu statten, und da sie nicht hitzig seyn müssen, so können sie die bösen Folgen der Magentropfen nicht haben, womit man sonst leider den Schaden zu ersetzen sucht, den die Purganzen in den Verdauungswegen angerichtet haben. Der große Beyfall, welchen sich die Arzneyen von dieser Art, ohnerachtet vieler ihnen noch beywohnenden Unvollkommenheiten, seit langer Zeit erworben, und die Erfahrung derer, die damit Versuche gemacht haben, beweisen den Nutzen und den Vorzug ihres Gebrauchs zur Präservacion vor fast allen eigentlichen reizenden Purganzen zur Genüge. Da aber die meisten von den bisher bekannt gewordenen Compositionen einen Fehler haben, indem einige noch zu stark reizen, einige allzumkräftig sind, einige Bewegungen auf die guldne Ader erregen, oder sonst heftig treiben, und einige mit ganz unnützen und untauglichen Ingredienzen überhäuft sind; so vermindert dieses um Vieles den Nutzen, den diese Arzneyen sonst stiften würden. Die Aerzte sollten ihren Freunden solche Zusammensetzungen in ihre Hausapotheken geben, worin diese Fehler verbessert wären. Ich habe dergleichen für die, so sie von mir fodern, zubereitet.

Wenn die genommenen Purganzen zuweilen keine Wirkung thun; so kann man zwar die Dosen derselben, von welchen man zuvor zuverlässig unterrichtet seyn muß, um einen vierten oder dritten Theil vermehren; aber man muß hierin ja nicht zu weit gehn. Es ist schon viel Unglück dadurch gestiftet worden, wenn man, unvorsichtiger Weise, die Dosen doppelt oder dreyfach genommen hat. Ein Nachtrunk von viel Molken mit Honig, oder einiger Quentlein englisches

Salz in warmen Wasser aufgelöst, geben der Wirkung einer zu schwachen Purganz gar leicht den Ausschlag, und im Nothfalle würde es ein Elystier thun.

Manche Leute sind so unempfindlich, daß sie ungeheure Dosen von Purganzen einnehmen müßten, wenn sie sie purgiren sollten. Herr Tissot versichert, daß es Leute gebe, die vier und zwanzig Gran Brechspießglas (*Vitrum antimonii*) einnehmen, wovon ein bis zweien Gran hinlänglich sind, andre Leute zu vergiften. Die Aerzte müssen dieses wissen, um sich darnach zu richten: außerdem muß Niemand so kühne Versuche wagen, wenn er nicht Gefahr laufen will, sich umzubringen.

Wenn eine dringende Krankheit den Gebrauch der Purganzen erfordert, so verordnet man dieselben zu jeder Zeit und Stunde. Wenn es hingegen damit keine Eil hat, so muß man bey großer Hitze und heftiger Kälte nichts einnehmen, und wenn es geschieht, den Vormittag dazu wählen, damit sich nicht die Arznei im Magen mit den Speisen vermische. Wenn man in den Hundstagen, um der großen Hitze willen, nicht purgirt, so ist nichts dagegen einzuwenden, geschieht aber dieses aus einem astrologischen Vorurtheile, so ist es um desto lächerlicher, da die isigen Hundstage um sechs und dreyßig Tage von denen entfernt sind, die eigentlich diesen Namen führen.

Man muß sich, wenn man eine Purganz einnehmen will, wenigstens vier und zwanzig Stunden dazu vorbereiten, nämlich wenig speisen, und einige Gläser laues Wasser oder dünnen Kräuterthee trinken. Wenn die Arznei genommen ist, trinkt man nur so viel warmes Getränk nach, als nöthig ist, um den Geschmack zu vertreiben. So bald sie aber zu wirken anfängt, ist es dienlich, oft und viel zu trinken. Man nimmt hierzu gemeinlich Bouillon; allein lauwarmes, mit Zucker oder Honig versüßtes Wasser, oder dünnes Theewasser, dient in den meisten Fällen am besten.

Weil endlich von jeder eigentlichen Purganz der Magen leidet, so muß man einige Tage nachher mäßig speisen, und lauter leicht verdauliche Kost genießen.

Ich

Ich will diesen ganzen Unterricht mit einer Stelle beschließen, die ich vom Herrn Tissot entlehne, und der ich in ihrem ganzen Umfange Beyfall gebe;

„Das sicherste Präservativ für Jedermann besteht darin, alle Ausschweifungen, besonders die im Essen und Trinken, zu vermeiden. Man speist gemeinlich mehr, als nöthig ist, um sich wohl zu befinden, und alle mögliche Kräfte zu erhalten: allein, die Gewohnheit ist einmal eingegriffen, und es ist schwer, sie auszurotten. Wenigstens sollte man sich das Gesetz machen, nie, wie man sagt, *par raison*, sondern bloß aus Hunger, zu essen: Denn es ist niemals *raison*, *par raison* zu speisen. Ein Mensch, der mäßig lebt, ist zu Arbeiten, ja ich möchte sagen, zu Ausschweifungen von mancherley Arten fähig, die Leute, welche mehr essen, schlechterdings nicht ausstehn könnten. Die einzige Mäßigkeit curirt Uebel, die fast unheilbar sind, und stellt die aufs äußerste runirte Gesundheit wieder her.“

Zwey hundert sechs und vierzigstes Stück.

von Haller.

Habt alles Vorurtheil, und sucht aus wahren Gründen
Beym Lichte der Vernunft das Nützliche zu finden.

Zur Herbstzeit pflegen die bösen Heise wieder zu kommen, die sonst, nach Sydenhams Beobachtung, zwischen dem Frühjahr und Sommer am gemeinsten sind. Diese Krankheit ist eine Entzündung des Halses, deren Zufälle, nach dem Unterschiede der Theile des Halses, welche sie einnimmt, gefährlicher, beschwerlicher oder leichter sind. Sie ist viel jungen Leuten gemein, und man hat deren, die jährlich zwey, drey mal, ja wohl aller sechs Wochen damit

H b S

beschwert

beschwert werden. Die Hülfe der Kunst ist haben kräftig genug; und wenn sie nur zeitig gesucht würde, so könnte man oft vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren vorbeugen. Ich werde heut die nöthige Anleitung hierzu geben, nachdem ich die Natur dieser Krankheit beschrieben.

Die gewöhnlichen Zufälle bey der Entzündung des Halses sind Schauer, Hitze, Fieber, Kopfweh, rother Urin, und eine Beschwerlichkeit, ja zuweilen eine gänzliche Unmöglichkeit, etwas niederzuschlucken. Wenn der obere Theil der Luftröhre selbst entzündet ist, so wird auch das Athemholen beschwerlich, und der Kranke ist mit Beklemmungen und Erstickungen bedräuget. Zuweilen entzündet sich der Kopf der Luftröhre, die ganze Luftröhre selbst, und die Lunge; und dieser betrübte Zustand wird gemeinlich von einem schnellen Tode begleitet.

Die Entzündung der andern Theile des Halses ist nicht so gefährlich, zumal, wenn nur die äußerlichen Theile angegriffen sind. Wenn aber die Entzündung allgemein ist, und, außer den Muskeln des Halses, auch zugleich die Mandeln, den Zapfen und den Hintertheil der Zunge ergreift, so ist die Krankheit höchst gefährlich und entseßlich. Das Gesicht wird aufgetrieben und entzündet, der ganze innere Hals ist es nicht weniger; der Kranke kann nicht das mindeste niederschlucken; er schöpft schwer und ängstlich Luft; das Gehirn wird mit Blut überhäuft; der Kranke hat wüthende Phantasien, die Zunge schwillt auf, und tritt aus dem Munde hervor; die Nasenflügel stehn ausgebreitet, um besser Luft zu schöpfen; der ganze Hals bis an die Brust ist erstaunlich geschwollen; der Puls schlägt oft und schwach, und bleibt öfters aus; die Kräfte sind verloren, und der Kranke stirbt gemeinlich schon am andern oder dritten Tage. Nicht selten weicht diese Art der Entzündung von den innern Theilen, und schlägt auf die äußerlichen, da dann die Haut des Halses und der Brust roth und schmerzhaft wird, wobey sich der Kranke erleichtert befindet. Zuweilen hingegen wendet sie sich auch nach dem Gehirne oder der Lunge, und in diesen beyden letztern Fällen wird eine schnelle Hülfe erfordert, die

noch gemeinlich vergeblich ist. Zum Glücke ist diese Art böser Halses nicht sehr gemein. Ich werde sie von den übrigen dadurch unterscheiden, daß ich sie die *eigentliche Halsentzündung* oder *Bräune* nenne. (*angina vera*.)

Die gemeine Art böser Halses ist bloß eine Entzündung der Mandeln im Halse und des Zapfens. Ich will die eingeführte Redensart beybehalten, und diese Krankheit schlecht hin den bösen Hals, oder die falsche Bräune, nennen. (*angina notha*.) Im Anfange wird gemeinlich nur eine Mandel im Halse dick, roth und schmerzhaft, so, daß man nicht ohne Schmerzen schlucken kann. Zuweilen bleibt es bey einer Seite, mehrentheils aber ergreift die Entzündung auch den Zapfen, und dann die andre Mandel. Wenns am besten geht, so ist die erste Mandel schon wieder besser, ehe die zwote angegriffen wird. Wenn aber das Uebel beyde zugleich trifft, so sind die Schmerzen arg, und man hat viel auszustehn, man kann nur mit der größten Mühe schlucken, und die Empfindlichkeit ist so groß, daß sie bis zu Convulsionen steigen kann. Man kann viele Stunden und Tage nicht das Geringste verschlingen, oben im Munde, am Gaumen und hinten an der Zunge ist es roth angelaufen. Viel Kranke schlucken das Flüssige schwerer, als trockne Speisen, weil das erste mehr Bewegung der Muskeln erfordert, um es in den Schlund zu leiten. Der Speichel ist noch beschwerlicher als die übrigen flüssigen Sachen, weil er zäher zu seyn pflegt und schwerer gleitet. Diese Beschwerlichkeit, ihn zu verschlingen, und die Menge desselben, macht das beständige Räuspern, welches einige Kranke um desto mehr beschwert, da die innwendigen Wangen, die Ränder und der Hintertheil der Zunge und die Lippen gemeinlich wund sind. Dieses hindert auch die Kranken am Schlafen; allein, hieran ist wenig gelegen, weil der Schlaf in fieberhaften Krankheiten nicht nützlich ist. (S. das 239ste Blatt S. 410.) Wenn man am Abend glaubt, daß der Hals fast völlig wieder gut sey, so kann er, nach einigen Stunden Schlaf, besonders wenn man dabey, wie hier oft unvermeidlich ist, den Mund aufthut, äußerst verschlimmert wer-

worden seyn; eine Sache, die jeder, der darauf Acht hat, erfahren wird.

Zuweilen ist in dieser falschen Bräune das Fieber stark, und der Frost dauert oft einige Stunden, worauf eine starke Hitze mit heftigem Kopfweh und Betäubung des Haupts erfolgt. Am Abend ist gemeiniglich das Fieber merklich genug, hingegen am Morgen schwach, ja oft gar nicht zu spüren.

Zuweilen ist schon vor dem ersten Fieber ein kleiner Schmerz im Halse; jedoch mehrentheils fängt er sich erst zugleich mit der Hitze an.

Der Hals ist zuweilen ein wenig dick, und viele Kranke klagen über einen lebhaften Schmerz im Ohre auf der Seite, wo der Hals schlimm ist. Wenn er auf beyden Seiten schlimm ist, so ist der Schmerz in beyden Ohren, obgleich der lebhafteste den andern betäubt; und überhaupt sind der Empfindung nach alle Theile des Kopfs sehr ausgedehnt und gespannt.

Diese Entzündung bey der falschen Bräune pflegt sich gemeinlich auf eine von den dreyen folgenden Arten zu entscheiden; entweder sie zertheilt sich nach und nach; oder sie verschwindet gleichsam im Augenblicke, oder es formirt sich ein Geschwür, welches aufbricht. Die allmähliche Zertheilung hat nichts Merkwürdiges; die schnelle Zertheilung hingegen ist sonderbar. Wir sind davon verschiedne Beispiele bekannt; ich will aber nur eins anführen. Ein gewisser Mann hatte von Jugend an bis in sein männliches Alter jährlich drey- vier- auch wohl mehrmal die falsche Bräune, worin er gemeinlich vierzehn Tage bis drey Wochen lag, ohne das mindeste schlucken zu können. Er hatte dabey ein starkes Fieber, große Geschwulst der Mandeln, bald auf einer, bald auf beyden Seiten zugleich, eine merkliche Entzündung im Munde, am Zapsen und Gaumen, und so wie alle diese Umstände täglich zunahmen, vermehrte sich das Fieber mit heftigen Delirien und grausamen Schmerzen. So stieg diese Krankheit ordentlich von Tage zu Tage höher, bis die Aerzte und Umstehenden nichts anders als das Erstickn des Kran-

ken

ken erwarteten. Alsdann geschah es, ehe man sich versah, daß im Halse ein Ton entstand, wie man hört, wenn man eine Erbsenschote aufdrückt, oder wie man mit der Zunge klatscht, und in dem Augenblicke war es, als ob alle Theile im Kopfe, die bisher äußerst gespannt zu seyn geschienen, auf einmal entspannt würden. Die Sprache war so gleich deutlich, der Kranke konnte ohne Schmerzen schlucken, und in wenig Stunden war alles Fieber, alle Hitze, alle Röthe verschwunden. Dieses war die gewöhnliche Weise, wie sich diese Bräune zertheilte, und es war dabey weder ein Auswurf, noch ein ungewöhnlicher Geruch oder Geschmack im Munde, auch mußte der Kranke zu solcher Zeit nicht schlucken, oder Husten oder Räuspern, wenn er nicht wollte; welches doch unvermeidlich gewesen seyn würde, wenn ein tief unten im Halse liegendes Geschwür ausgegangen wäre. Ich habe dieser besondern Art erwähnen wollen, weil ich nicht finde, daß sie von andern Schriftstellern angemerkt worden wäre. Wenn die Entzündung zur Eiterung kommt, so ist die größte Gefahr schon vorbey. Es geschieht auch bey der falschen Bräune nicht leicht, daß die Entzündung in den Brand oder in eine Verhärtung übergehe, wenn man nur die Krankheit gehörig pflegt; jedoch kann sich eins von beyden wohl zutragen, wenn man im Anfange der Krankheit durch hitzige Arzneyen den Schweiß erzwingen will. Eben so selten wendet sich die Entzündung bey der falschen Bräune zur Lunge, wie solches bey der äußerlichen Halsentzündung zu geschehn pflegt. Sie wendet sich aber auch nicht so leicht zu den äußerlichen Theilen, wie die letztere.

Die Cur der Bräune ist mit der Cur andrer Entzündungskrankheiten einerley, wovon ich die, von den Brustentzündungen schon beschrieben habe. (S. das 231ste und 232ste Blatt.)

Bei der wahren Bräune muß man durch oft wiederholtes Blutlassen der schnellen Gefahr zuvorkommen. Es kann in wenig Stunden vier- fünf- und mehrmal nöthig seyn. Nach dem zweyten oder dritten Blutlassen dienen zuweilen die Schröpfungen am Halse von großem Umfange ganz ausnehmend.

Ja

In ganz verzweifelten Umständen hat man in den Hals, wenn er erstaunlich geschwollen gewesen, äußerlich einen oder zweien tiefe Einschnitte mit einem Scheermesser gemacht, und damit den Kranken gerettet. Mit andern Arzneyen ist hier wenig auszurichten, weil die Gefahr allzu schnell, und der Kranke zu schlucken unvermögend ist. Ein Gerstenwasser mit etwas Salpeter, Honig und Essig, oder eine sehr dünne Mandelmilch würden die besten Getränke seyn. Weil aber in diesen Umständen wenig davon genossen werden kann, so muß man desto mehr Clystiere, von Pappeln gekocht, und mit etwas Honig versetzt, anbringen. Es kann dieses alle drey Stunden geschehen, und es wird noch nützlich seyn, täglich einigemal Fußbäder von lauem Wasser zu geben, worin der Kranke jedesmal eine halbe Stunde sitzen muß. Diese Bäder müssen nicht warm seyn, weil sie sonst den Trieb des Bluts nach den obern Theilen vermehren, ja es giebt Leute, denen sie so leicht Beängstigung und Wallungen machen, daß sie sie gar nicht gebrauchen dürfen. Das übrige Verhalten muß so beschaffen seyn, wie es sich für hitzige Krankheiten schickt. (S. das 237ste bis 241ste Bl.) Sydenham empfiehlt besonders den Kranken, daß sie einen großen Theil des Tags außer dem Bette bleiben; daß sie täglich erweichende und kühlende Clystiere nehmen, und nichts als Gersten- oder Haberptisanne und Molken, Wasser mit Milch, oder Honigwasser genießen. In dieser schweren Krankheit, die von schleuniger Gefahr ist, muß man die Hülfe eines geschickten Arztes zeitig suchen.

Die unächte Bräune, welche schlechthin unter dem Namen böser Hälse bekannt, und nur allzu-gemein, jedoch selten von großer Gefahr ist, kann leichter ohne den unmittelbaren Beystand eines Arztes curirt werden, ob sie gleich eine genaue Beobachtung aller Umstände erfordert. Wenn bey dieser Krankheit ein harter und voller Puls ist, so muß man das Blutlassen alsobald veranstalten, und es so lange wiederholen, als der Puls es erfordert. Das erste Blutlassen muß reichlich seyn, und leidet keinen Aufschub, wenn es die Eiterung verhüten soll, die nur allzu leicht zu Stande kommt, wosern

wosern man es einige Stunden zu weit verschiebt. Sydenham verordnet das zweyte Blutlassen am andern Morgen, wenn nicht der Schmerz bey'm Schlucken und das Fieber schon nachgelassen hat. Das dritte Blutlassen ist selten nöthig, und kann oft mit besserem Nutzen durch das Schröpfen an beyden Seiten des Halses und im Rücken ersetzt werden, welches nach den ältesten Arzten, besonders der Herr Leibarzt Vogel und Heister vorzieht. Mit gleichem Nutzen kann man, statt des Blutlassens, sieben bis acht Blutigel unter dem Kopfe der Luftröhre am Halse saugen lassen, oder ein Paar Löffel voll Blut aus den Froschadern unter der Zunge nehmen, wie Pringle vorschlägt. Zuweilen ist der Anfall so leicht, daß das Blutlassen ganz entbehrlich bleibt, wenn man ihn nur sonst gut abwarten kann. Wer aber weder Zeit zu verlieren, noch Wartung hat, der geht am sichersten, wenn er alsobald einmal Blut läßt, wodurch oft die Krankheit in der Geburt erstickt wird, besonders, wenn man viel von der oberwähnten Gerstenptisanne mit Salpeter, Honig und Essig nachtrinkt. Bey diesen leichtern Zufällen ist es hinlänglich, täglich des Morgens ein Fußbad und des Abends ein Clystier oder eine Abführung zu nehmen. An den Tagen, da die Abführung nicht gegeben wird, sind die Clystiere nöthig. Man kann aber eine milde Abführung, nach Sydenhams Rathe, verordnen, so bald das Blutlassen nicht mehr nöthig ist.

Es kann sogar Fälle geben, wo das Blutlassen nicht dient, und wo die gelinden Abführungen allein, nebst den äußerlichen Hülfsmitteln die Cur bewerkstelligen. Der gelehrte Herr Auriwallius in Stockholm hat dieses bey einer Bräune beobachtet, die epidemisch grassirte. So ist es auch bey der, die sich zu faulenden Fiebern gesellt.

Je stärker die Entzündung und das Fieber in der wahren und falschen Bräune ist, desto nöthiger ist nach und zwischen dem Blutlassen der Gebrauch innerlicher und äußerlicher Arzneyen wider die Entzündung, und die genaue Beobachtung des Verhaltens für hitzige Krankheiten. Die innerlichen Arzneyen und die Getränke sind eben dieselben, die in der

Lungenentzündung nöthig sind, wovon mein 231stes Blatt nachgesehen werden kann. Selbst der in diesen Krankheiten gepriesene innerliche Gebrauch des Leindls wird auch hier von einigen Aerzten als ein nie genug zu lobendes Mittel empfohlen. Ein kluger Arzt wird sich in solchen wichtigen Fällen der Zeiten des Nachlasses des Fiebers bedienen, um die Fiebrerrinde zu verordnen, besonders wenn Bösartigkeit oder Gefahr des Brandes in Verdacht kommt, wo sie Herr Aurivillius mit Nutzen verordnet hat. Auch der gelehrte Herr Professor Zeuermann in Copenhagen lobt bey der Bräune den Gebrauch der Fiebrerrinde in seinen schönen Bemerkungen.

Von den äußerlichen Hülfsmitteln, die am Halse und im Munde angebracht werden können, ließe sich ein großes Verzeichniß machen, und ich könnte sie unmöglich alle beschreiben. Es wird aber hinlänglich seyn, wenn ich nur der Vorzüglichsten Erwähnung thue. Wenn man gleich im Anfange der Halsschmerzen, ehe sich noch eine starke Entzündung und zäher Schleim im Halse festsetzt, nach dem Blutlassen, oder, wenn dieses nicht nöthig ist, bey den Abführungen zum öftern einige Tropfen der Essenz von der weißen Pimpinellwurzel, entweder unvermischt, oder mit ein wenig Beilchenfaste gelindert, in den Mund nimmt, und an die schmerzhafteste Stelle fließen läßt, so kann man oft die Stockung, zumal wenn sie von einer Erkältung des Halses herrührt, in wenig Stunden glücklich zertheilen, und unter diesen Bedingungen ist die gedachte Essenz wirklich von einer specifischen Wirkung, wie Stahl beobachtet hat. Hat aber die Entzündung schon überhand genommen, und ist der Schleim im Halse zähe geworden, so wird diese Essenz unleidlich, indem sie die Hitze im Halse vermehrt, und den Schleim zäher macht. In diesen Fällen ist nichts den säuerlichen Mundwassern vorzuziehen, welche von den meisten besten Aerzten übereinstimmig gepriesen werden, ob ich gleich wohl weiß, und Pringle bezeugt, daß sie nicht überall dienen. Man hat viel tausend böse Hälse mit Brunnenwasser, worunter ein wenig Eßig oder Branntwein gemischt worden, curirt, indem

man den Hals gleich anfangs fleißig damit gegurgelt. Der berühmte Herr Carpser ließ öfters zum Gurgeln Theebowasser nehmen, worin ein wenig Eßig war. Herr Tissot läßt einen Thee von Wintergrün, oder von rothen Rosenblättern, oder Marienrosenblättern, mit Eßig und Honig vermischt, zum warmen Mundwasser gebrauchen. Wenn es künstlicher seyn soll, so nehme man Salbey- oder Fliedersblumenwasser, oder Thee von beyden, mache sie mit etwas Weinessig säuerlich, und vermische sie mit ein wenig weißer Pimpinell Essenz, und mit Beilchen- oder Maulbeernfaste, und lasse damit den Hals oft ausspülen. Diese säuerlichen Mundwasser sind unendlich besser, als die aus so vielen Kräutern und andern Arzneyen zusammengefügten resolvirenden und adstringirenden, von welchen man selten besondre Wirkungen sieht. Sydenham ließ gleich nach dem ersten Blutlassen die entzündeten Theile mit Rosenfaste berühren, der mit so viel Vitriol- oder Schwefelspiritus vermischt war, daß er sehr sauer ward. Ja, er verordnete selbst den Vitriolspiritus allein auf die entzündeten Theile, und ließ nachher ein linderndes und schleimiges Gurgelwasser gebrauchen. Man kann diese Gurgelwasser aus Kräutern, die erweichen und zertheilen, zusammensetzen; aber die Säure muß darin zu Hülfe kommen. So pflegte Ettmüller seine kräntrigen Gurgelwasser mit Eßig zu versehen. Der bloße Eßigmeth, mit Wasser verdünnt, ist von großem Nutzen. Außer den Mundwassern ist auch der Dampf des warmen Wassers entweder allein, oder mit Eßig vermischt, ungemein nützlich. Man schöpft ihn durch einen Schwamm oder Trichter täglich fünf- bis sechsmal, eine halbe Stunde lang, und bedient sich dazwischen oft des Gurgelwassers. Man kann auch einige Stücke Kampher, zur Zertheilung, hineinwerfen.

Die Kinder und viel erwachsene Personen können sich nicht gurgeln, und der Schmerz verbietet solches ohnedem zum öftern. Alsdann ist es nützlich, desto mehr von dem oberwähnten Gerstenwasser, mit Honig, Salpeter und Eßig zu trinken, das Mundwasser aber oft im Munde zu halten, oder es sich in den Hals einspritzen zu lassen. Diese Opera-

tion löset viel zähen Schleim im Halse ab, welches den Kranken erleichtert. Nur muß niemals mit Heftigkeit gespritzt werden, damit sich davon der Hals nicht mehr erhitze. **Muegrave** ließ, um den höchst beschwerlichen Schleim abzulösen, alle halbe Stunden einen Scrupel von gleichen Theilen crysell. mineral. und sacchar. crysell. in den Mund nehmen, und wieder ausspeyen, wovon ein häufiger Speichelfluß kommt. Ein gleiches thut ein Decoct von Feigen in Milch und Wasser, mit etwas Salmiacspiritus, wie **Pringle** gerathen hat.

Zu diesen im Munde selbst anzubringenden Arzneien gehören auch äußerliche um den ganzen Hals, erweichende warme Verbände, z. E. Flanell in Pappelnthee getaucht, Kräuterkbeutel von Pappelblumen, Flieder, Chamillenblumen, rothen Mohlblättern, u. d. gl. in Wasser, oder Milch gekocht; Kindsblasen, welche zur Hälfte mit warmen Wasser, warmer Milch, oder dem Decocte der igtbesagten Kräuter angefüllt sind; warme Umschläge von Semmelkrumen und Milch, oder dick gekochten Reiß oder Habergrüße, oder vom Schwalbenneste. Dieses sind zusammengenommen die Hauptmittel bey der Cur sowol der wahren als unächten Bräune, die ausser dem Blutlassen, ausser den Abführungen und Clystieren, und ausser den in Entzündungskrankheiten nöthigen innerlichen Arzneien und dem Verhalten, erforderlich sind.

Viel Leute haben die Gewohnheit bey dem bösen Halse, sich das Zäpflein, wie sie sagen, aufziehen zu lassen. Dieser unnütze Gebrauch kann zuweilen schlimme Folgen haben. Der berühmte Herr **D. Vogel** in Lübeck, hat eine dadurch verursachte unglückliche Verrenkung des Unterkinnbackens in seinen Krankengeschichten beschrieben.

Wenn nicht schon bey dem ersten Blutlassen das Fieber heftig gewesen, wenigstens nach demselben seine Gewalt merklich gebrochen ist, kann man mit einem Blasenpflaster im Nacken zuweilen eine schnelle Hülfe verschaffen. Herr **Störck** rühmt davon vortrefliche Wirkungen, wenn man es um den Hals herum legt, besonders in der wahren Bräune, wo der

der Kopf der Luftröhre entzündet ist, und die man aus dem schmerzhaften Athemholen erkennt. Eben diesen Rath giebt auch Herr **Pringle**. **Sydenham** verordnete solche Pflaster groß und stark, ohne alle Bedingung, gleich nach dem ersten Blutlassen. Da sie aber gewiß den Puls heben, und das Fieber vermehren würden, so ist es besser, bey starkem Fieber große Schröpfköpfe an den Hals oder Nacken zu setzen, und damit Blut auszusziehen.

Wenn die Krankheit ohne Eiterung abgehn kann, so wird schon am vierten Tage das Fieber, das Kopfsweh, der Schmerz und die Hitze im Halse geringer: zuweilen schon am dritten, zuweilen erst am fünften; und nach diesem Ansatze bessert sich alles merklich. Nach zween, dreien oder vier Tagen ist der Kranke schon wieder besser, wenigstens nur bis auf einen kleinen Schmerz im Halse, der noch einmal so lange dauern kann.

Zuweilen wird nach dem Blutlassen und den übrigen Mitteln, das Fieber, nebst seinen Zufällen, geringer, ohne daß weder der Hals sich bessert, noch die Entzündung eiten will. In diesen Fällen sind die Mundwasser und der Wasserdampf anhaltend zu gebrauchen; und wenn ein geschickter Wundarzt die Mandeln zu schröpfen weiß, so geht etwas Blut heraus, welches den Kranken geschwind erleichtert.

Wenn die Entzündung sich vereitert, welches gemeiniglich zu erfolgen pflegt, wenn Anfangs die Krankheit vernachlässigt worden ist; so vermindert sich zwar das Fieber mit seinen Zufällen nach dem vierten Tage ein wenig, aber es hält doch an; die Röthe des Halses bleibt auch, ob sie gleich nicht mehr so lebhaft ist; der Schmerz wird stumpfer und pulst zuweilen; er kann auch wol gänzlich aufhören; der Puls wird gemeiniglich etwas weicher, und am fünften oder sechsten Tage ist der Eiterbeutel zum Ausbruche reif. Dieses erkennt man aus einem weissen und weichen Flecken, welcher inwendig im Munde auf dem Mittelpuncte der Entzündung zu sehn ist. Wenn der Eiterbeutel alsdann nicht bald von selbst ausbricht; so muß man ihn öffnen, entweder mit einer unwickelten Lanzette, oder durch Abwischen desselben mit

einem etwas rauhen Tuche, das um den Finger gewickelt wird, oder durch eine glückliche Wendung des Halses, durch lautes Lesen, Reden, oder Lachen, oder durch ein scharfes Gurgelwasser, welches mit Nachdruck angespritzt wird, z. E. wenn man in dem Gurgelwasser etwas scharfen Senf auflöst, und es mit Essig sauer macht, u. s. w. Pringle rath in solchen Falle, wenn man mit der Lanzette nicht beykommen kann, ein Brechmittel.

So bald der Eiterbeutel bricht, ist der Mund mit einem stinkenden Eiter erfüllt, und es geht zuweilen eine unglaubliche Menge desselben fort. Man bedient sich hiernächst eines reinigenden Gurgelwassers von Salberthee mit Honig vermischt.

Zuweilen formirt sich der Eiter nicht an der Stelle, wo die Entzündung am größten zu seyn scheint, sondern an einem verborgenern Orte, so, daß der Kranke leichter schluckt, gut schläft, ohne Fieber bleibt, und schon alles überstanden zu haben glaubt. Wer kein Arzt oder Wundarzt ist, kann hierdurch hintergangen werden. Allein es sind Zeichen genug vorhanden, woraus man die Gegenwart des Geschwürs schließen kann. Der Kranke ist unruhig und übel auf, es bleibt ein Schmerz im ganzen Munde, er hat von Zeit zu Zeit Schauer und heftige flüchtige Hitze, einen weichen, aber doch nicht natürlichen Puls, eine Empfindung, als ob ihm die Zunge dick und schwer wäre, kleine weiße Blasen am Zahnfleische, inwendig an den Wangen und Lippen, und einen unangenehmen Geschmack und Geruch im Munde.

Wenn sich ein solcher Fall ereignet, so muß man oft warme Milch oder laues Wasser im Munde halten, den Dampf von warmen Wasser athmen, und die Umschläge um den Hals fort gebrauchen. Alles dieses befördert den Ausbruch des Geschwürs. Wenn man mit dem Finger die Stelle, wo es sitzt, erreichen kann, so läßt es sich entweder ausdrücken, oder der Wundarzt kann es öffnen. Das starke Einspritzen von lauem Wasser in den Mund oder die Nase, erregt zuweilen einen Husten oder ein Würgen, wovon es sich öffnet. Uebrigens kann man dabey ohne Sorge seyn. Es stirbt nicht

nicht leicht Jemand am bösen Halse, wenn sich schon ein Geschwür formirt hat, oder nur anfängt, sich zu formiren.

Der zähe Schleim im Halse, und die Geschwulst, erregt oft eine Neigung zum Erbrechen, weil davon die Mündung des Schlundes gereizt wird. Man muß sich hierdurch nicht irre machen lassen, um vielleicht ein Brechmittel zu verordnen, welches die Entzündung so verschlimmern könnte, daß man wol in der Wirkung des Mittels selbst Blut lassen müßte. Es giebt einige böse Hälse, mit Fieber, woben Brechmittel dienlich wären, aber es muß keine Entzündung vorhanden, oder nach der Entscheidung etwas Faulendes im Magen seyn, das es erfordert. Hierbey ist das Urtheil eines Arztes nöthig.

Der Unterricht, welchen ich in diesem Blatte ertheilt habe, wird bey gemeinen Halskrankheiten in viel hundert Fällen hinlänglich seyn können. Ich übergehe die große Menge theils gleichgültiger, theils schädlicher, theils aber gläubischer, theils auch solcher Hülfsmittel, die Meisterhände erfordern, wie z. E. die Eröffnung der Luftröhre, u. d. gl. In den gewöhnlichen Halskrankheiten, so schwer sie auch sind, ist diese leichte Cur hinreichend. Von der Cur der bösartigen Bräune kann man das 288ste Blatt nachsehn.

Mein Herr,

Sie haben uns in Ihrem 93sten Blatte den Gebrauch der *Mora* bey der Gicht, nach Anleitung einer hiervon geschriebnen Abhandlung des Herrn *Harre*, erklärt und angepriesen, wiewol Sie in Ihrem 222sten Blatte erinnern, daß er nur in den Fällen Statt finde, wo sich der gichtische Schmerz gleichsam in einem Brennpuncte fixirt. Nach dem, was Sie uns in Ihrem 220sten bis 222sten Blatte von der Cur der Gicht überhaupt gesagt haben, ist es nicht mehr nöthig, die Bedingungen mühsam zu suchen, unter welchen man sich von dieser Cur durchs Brennen wider die Gicht, mit Grunde etwas versprechen kann. Ich will Ihnen nur sagen, daß, nach *Thevenors* Berichte, diese Cur der Gicht, durch das Abbrennen der *Mora*, auch in der Türkei gebräuchlich sey. Meine eigentliche Absicht aber, warum ich derselben gedenke, ist bloß diese, Ihnen eine Stelle aus *Sydenhams* Werken anzuzeigen, worin dieser

dieser große Mann die Cur der Gicht durch die *Mora* berührt, und zugleich anmerkte, daß die Erfindung derselben sehr alt, und selbst dem Hippocrates schon bekannt gewesen sey. Ich zweifle nicht, daß es einigen Ihrer Leser angenehm seyn würde, diese Anführung in Ihren Blättern zu finden.

„Ich muß bey dieser Gelegenheit noch eines gewissen indianischen Mooses, *Mora* genannt, Erwähnung thun, welches erst neuerlich zur Cur des Podagra gerühmt worden; wenn man nämlich den schmerzhaften Theil mit dieser angezündeten *Mora* leicht fengt. Ob man gleich sagt, daß dieses Mittel aus Ostindien herrühre, und in Europa bisher niemanden bekannt gewesen wäre, so wird man doch im Hippocrates finden, daß man es schon vor zwey tausend Jahren selbst in Europa gekannt habe. Es sagt dieser große Arzt I. de Affectionibus Sect. V. wo er von der Hüftgicht redet: Wenn sich an irgend einem Orte der Schmerz versetzt, und von den Arzneyen nicht vertrieben werden kann, so muß man die Stelle, sie sey, wo sie wolle, mit rohem Leinschlasse fengen. Kurz nachher, da er vom Podagra redet, heißt es: Es dienen hier eben die Mittel, wie in der Gliedergicht, und diese Krankheit ist langwierig und schwer, obgleich nicht tödlich. Wenn der Schmerz in den Zähnen fest sitzen bleibt, so muß man die Adern in der Zähne, ein wenig über dem Gelenke, brennen; dieses muß aber mit rohem Leine bewerkstelligt werden. Ich glaube nicht, daß es jemanden einfallen werde, zwischen der Flamme vom Leine und der von diesem indianischen Moose einen so wesentlichen Unterschied anzunehmen, daß diese letztre zur Cur des Podagra mehr beytragen sollte, als die erste. — Dieses Sengen des leidenden Theils verspricht etwas, und kann es zuweilen auch wohl wirklich thun, nämlich die Schmerzen zu lindern, indem dadurch der feinste und flüchtigste Theil der in die Glieder übergegangnen gichtischen Materie ausgezogen wird. Da aber die von diesem Mittel zu hoffende gute Wirkung die unordentliche Verdauung, welche die entfernte Ursache des Podagra ist, auf keine Weise verbessert, so kann sie nicht anders als flüchtig und kurz seyn. Es ist unnöthig, zu erinnern, daß dieses Mittel nur im Anfange podagrischer Zufälle zu gebrauchen sey; denn, wenn erst das Podagra durch seine lange Dauer, oder durch den unvernünftigen Gebrauch ungeschickter Arzneyen, wie es pflegt, nach den innern Theilen gewichen ist, und den Kranken mehr durch die Unruhen im Unterleibe und die übrigen Zufälle der Zurücktreitung, als durch den Schmerz martert, wird kein Vernünftiger zum Gebrauche des Feuers rathen.“

So weit Sydenham. Ich bin übrigens mit Ihnen einerley Meynung, daß diese Cur nur alsdann von einigem Bestande seyn könne,

kenne, wenn zuvor der Quell der gichtischen Materie in den Verdauungswegen verstopft worden, und dann nichts mehr übrig ist, um den Schmerz, der sich im Gelenke festgesetzt hat, zu vertreiben, als daß man den Rest derjenigen Materie, die sich schon in die Gelenke gesetzt hat, durch eine schnelle Ausdampfung aus dem Gelenke herausziehe. Hieraus erkennt man den wahren Werth des Hülfsmittels, den rechten Zeitpunkt seines Gebrauchs, und den Umfang des Nutzens, den man von einer solchen Palliativcur zu hoffen hat. Ich bin, &c.

Zwey hundert sieben und vierzigstes Stück.

von Hagedorn.

— — — Der Witterung Eigenschaft,
Der Seuchen Art, der Kräuter Kraft.

Die Flüsse, oder Catarrhen, (rhumes) die in der gegenwärtigen Jahreszeit sehr gemein sind, haben ihre Benennung von einer dünnen scharfen Feuchtigkeit, welche bey diesen Krankheiten häufig abgesondert wird, und aus den obern Theilen des Körpers abfließt. Diese dünne scharfe Feuchtigkeit wird in der Brust, im Halse und Kopfe, an den Augen, in der Nase, bey den Ohren und an vielen andern Stellen zuweilen angetroffen, wenn diese Theile eine leichte Entzündung leiden; hauptsächlich aber erzeugt sie sich in der Schleimhaut, welche inwendig die Nase und andre Höhlen im Kopfe, die mit der Nase Gemeinschaft haben, wie auch den Rachen, die Luftröhre und andre Theile bekleidet. Sie hat eine vollkommne Aehnlichkeit mit der Materie der Ausdünstung; und da sie sich ordentlich nach einer Erkältung, welche die Ausdünstung der Haut zurücktreibt, einzufinden pflegt, so ist kein Zweifel, daß es nicht eben dieselbe seyn sollte. Es sey nun, daß diese Schärfe in

der ilterwähnten Schleimhaut und in den benachbarten Theilen durch ihren Reiz eine leichte Entzündung hervor bringt, oder daß sie sich bloß zu derselben gesellt, so ist sie doch jederzeit der wesentliche Umstand, der eine solche Entzündung catarrhalisch macht. Es giebt Entzündungen der Schleimhaut in der Nase, im Halse und in der Brust, an den Augen, an den Ohren, im Munde, u. s. w. die niemand Flüsse nennt, und die es auch darum nicht sind, weil sich keine Absonderung, noch ein Abfluß einer catarrhalischen Schärfe dabey spüren läßt. Ob man also gleich den Husten, die Entzündung des Halses, der Augen, u. s. w. gemeiniglich Flüsse oder Catarrhen zu nennen pflegt; so geschieht es doch bloß darum, weil diese Krankheiten oft catarrhalisch sind; nicht aber, weil sie es immer wären. Die Gegenwart der catarrhalischen Materie entscheidet es allein, ob sie zu den Catarrhen gehören, oder nicht. Wenn sich diese bey einer leichten Entzündung der Schleimhaut in der Nase befindet, so nennt man diesen Fluß einen Schnupfen, (*rhume de Cerveau*) ist sie bey der Entzündung im Halse, so heißt sie eine catarrhalische Bräune, (*Esquinancie catarrhale*) und wenn sie eine leichte Entzündung der Brust begleitet, so wird der davon erregte Husten ein catarrhalischer Husten genannt, welcher vom schwindsüchtigen Husten, wovon ich in meinem 236ten Blatte gehandelt habe, ganz verschieden ist.

Ich habe schon im 63ten Blatte von den Catarrhen geredet, und, außer einigen Hülfsmitteln, vornehmlich die Lebensordnung beschrieben, wodurch man dieselben verhüten kann. Im gegenwärtigen Blatte will ich die Cur derselben gründlicher erklären, weil ich überzeugt bin, daß es eine Sache von großer Wichtigkeit sey, dergleichen Krankheiten, so gering sie auch scheinen, gut zu pflegen. Ein jeder gemeiner Catarrh, ein Husten, ein Schnupfen, ein Fluß im Halse, ist gleichwol nichts geringers, als eine leichte Entzündung der Brust, der Nase, des Halses, und mit solchen Krankheiten ist niemals zu scherzen. Man hält sie gemeiniglich allzu geringe; und ob es gleich wahr ist, daß man an einem Catarrhe nicht stirbt, so lange er ein Catarrh bleibt,

bleibt, so geschieht es doch oft, daß er sich, wenn er vernachlässigt wird, in eine Brustkrankheit, die tödtlich wird, verwandelt. Da nun die Vernachlässigung dieser Krankheit allgemein ist, so könnte derjenige Arzt Recht haben, von welchem Herr Tissot erzählt, er habe einem Freunde, der ihm gesagt: er befände sich wohl; er hätte nur einen Catarrh, zur Antwort gegeben: Es sterben mehr Leute von Catarrhen, als von der Pest. Herr Minutius, einer meiner Correspondenten, der im 198ten Blatte nicht begreifen konnte, daß Baldus an einem vierzigstägigen Schnupfen (*distillatione*) gestorben wäre, kann sich hieraus eine Erläuterung nehmen, wenn ich ihm sage, daß die Lateiner durch *Distillatio* nicht bloß den Schnupfen, sondern eben das verstehen, was die Griechen Catarrh nennen. Daß die Catarrhen einen großen Einfluß auf die übrige Gesundheit haben müssen, läßt sich daraus schließen, daß ihre Ursache, nämlich die zurückgetriebne Ausdünstung, eine fruchtbare Quelle gefährlicher Krankheiten ist; daß die Catarrhen selbst die Brust angreifen und schwächen, indem sie Entzündungen und Geschwüre darin erzeugen können; daß das sie begleitende Flußfieber den ganzen Körper in Aufruhr setzt; und daß die Leute, die zu Catarrhen geneigt sind, gemeiniglich die schwächste Gesundheit und einen matten Körper haben. Da also die Catarrhen durch ihre Folgen von so großer Wichtigkeit sind, so erhellt daraus der Grund der Warnungen der Aerzte, wenn sie sagen, man soll keinen Husten oder Catarrh, so gering er auch zu seyn scheint, einwurzeln lassen, oder im Anfange vernachlässigen, weil sonst die Hülfe gar leicht zu spät kommen könnte. *Discant agroti Tussi laborantes tempore idoneo, & cum morbus altas nondum egit radices, validisque adhuc viribus, remedia adhibere.*

Principiis obsta, sero medicina paratur,
Cum mala per longas invaluere moras.

Allen.

Die vornehmste Ursache der Catarrhen ist eben dieselbe, welche so oft Brust- und Halsentzündungen, die höchst gefährlich

fährlich sind, hervorbringt, nämlich die unterbrochne Ausdünstung der Haut. Wie dieses geschehe, und wie wenig es dadurch verhütet werde, wodurch es die meisten schwächlichen Leute verhüten wollen, nämlich durch das allzu sorgfältige Warmhalten, davon habe ich im 63sten Blatte umständlich gehandelt. Daß aber wirklich eben dieselbe Ursache, welche die Brustentzündungen hervorbringt, auch die Catarrhen veranlasse, erhellt daraus, daß diese beyderley Krankheiten gemeinlich zu gleicher Zeit grassiren, und daß selbst beyde in ihrem Anfange einerley Gestalt haben, indem die Zufälle, die einen heftigen Catarrh ankündigen, denen sehr ähnlich sind, die vor hitzigen Brustkrankheiten, vor der Bräune und andern Entzündungsfiebern vorher gehn. Ein starker Catarrh fängt sich gemeinlich mit einem Schauer und Fieberhize an, welche letztre zuweilen wol einige Tage dauert. Man hustet, und der Husten bleibt eine Zeitlang trocken, nachher folgt ein Auswurf, welcher den Husten und die Bedrückung der Brust vermindert. Zu dieser Zeit kann man sagen, daß der Catarrh reif sey. Man empfindet zuweilen leichte Stiche, die aber nicht Stand halten, und ein wenig Halsweh. Wenn die Nase der Sitz des Uebels ist, so leidet man öfters heftige Kopfschmerzen, die am meisten von dem Reize der Haut her rühren, welche die Höhlen des Stirnbeins und der obern Kinnlade bekleidet. Im Anfange schnaubt man nur ein helles und scharfes Wasser aus, aber so, wie sich die Entzündung vermindert, wird es dicker, und man schnaubt eine Materie aus, die der, welche man durch den Mund auswirft, völlig gleicht. (*) Dabey geht gemeinlich der Geruch, der Geschmack und der Appetit auf einige Zeit verlohren.

Die Catarrhen dauern keine gewisse Zeit. Die Schnupfen währen gewöhnlichermassen nur wenig Tage; hingegen die Brustcatarrhen sind langwieriger, wiewol es doch auch viele giebt, die sich nach vier bis fünf Tagen endigen. Wenn sie allzu lange dauern, so werden sie gefährlicher, theils, weil

weil der heftige Husten die ganze Maschine in Unordnung bringt, und das Blut stark zu Kopfe treibt; theils, weil er fast allezeit den Schlaf hindert; theils, weil er den Appetit und die Verdauung verdirbt, welches nothwendig schwächen muß; und theils, weil er die Brust selbst schwächt, die so viel Erschütterungen ausstehen muß, daher es dann geschieht, daß sich nach und nach alle Säfte zu ihr, als dem schwächsten Theile, wenden, und einen unaufhörlichen Husten unterhalten, sie stets überhäufen, in ihr sich verhalten, das Athemholen beschwerlich machen, die Brust bedicken, das Uthemen schwerlich machen, die Brust beklemmen, und ein schleichendes Fieber verursachen, wobey der Körper schwindet und sich abmattet, und der Kranke von Schlaflosigkeit, Abzehrung und Beängstigung oft nur allzu geschwind sterben muß.

Weil ein Catarrh eine Krankheit von eben der Gattung ist, als die Bräune, die Lungenentzündung, die Pleuresie, u. s. w. so muß auch die Cur desselben von gleicher Art, nur aber der Gefahr proportionirt seyn, die bey den Catarrhen weit geringer ist. Ein starker Catarrh erfordert das Blutlassen am Arme, welches ihn sehr abkürzt. Ich weiß wohl, daß ein allgemeines Vorurtheil bey uns sagt, man müsse beym Husten und Schnupfen nicht Blutlassen, ja, daß man sogar, wenn man das Blutlassen um anderer Ursachen willen selbst höchstnsthig findet, das zu einem wichtigen Vorwande nimmt, es zu verschieben, weil man den Schnupfen oder einen Fluß auf der Brust habe. Allein, wann sind wol die medicinischen Vorurtheile der Leute so glücklich, daß sie sie auf die rechte Bahn leiteten. Immer führen sie sie auf verkehrte Wege; und was das Gegewärtige betrifft, so ist es so ungegründet und verkehrt, daß sich Viele, die ihm folgen, dadurch unglücklich verderben. Man kann sich darauf verlassen, und die Erfahrung hat es viel hundertmal bestätigt, daß man im Schnupfen und bey Flüssen auf der Brust und im Halse nicht nur ohne Gefahr, sondern auch mit großem Nutzen Blut lassen könne, wenn der Kranke blutreich ist; wenn er stark hustet, und große Kopfschmerzen ansteht. Sehr oft würde ein solches Blutlassen, und die gehörige Diät der Kranken

(*) Man vergleiche hierbey, wegen der Cur, im 297sten Blatte die Beantwortung des zweyten Schreibens, am Ende.

Kranken allein hinlänglich seyn, dem Catarrhe bald abzuheben. Diese Diät ist aber keine andre, als die sich zu hitzigen Entzündungsfiebern schickt. Ich habe sie ausführlich beschrieben. (S. das 237ste bis 241ste Blatt.) Der Genuß einer reinen Luft, welche weder durch ihre Hitze, noch Dünste, die Entzündung vermehren kann, die Enthaltung von allen hitzigen, salzigen, spiritudsen und gewürzten Speisen und Getränken, welche die Catarrhen, so, wie alle Entzündungen, unendlich verschlimmern, der häufige Genuß dünner versüßender Getränke, hauptsächlich des Fliederblumenthee, oder der Gerstentrisanen mit Honig, Eßig und Salpeter vermischt, wie auch einer ganz dünnen Mandelmilch, oder, bey Verstopfung des Leibes des abgekochten Kleyenwassers mit Rosinen und süßem Holze; der tägliche Gebrauch der Fußbäder, die Inspiration des Dampfs von warmen Wasser, die tägliche Oeffnung des Leibes und die Vermeidung aller hitzigen Arzneyen sind die vornehmsten Stücke, worauf es im Verhalten der Kranken ankommt.

Die Zufälle sind oft so leicht, daß diese Diät einzig und allein hinlänglich ist, um sie in wenig Tagen zu curiren, besonders, wenn man dabey, nach Sydenhams Rathe, einige Tage gar kein Fleisch, keine Fleischbrühen, keine Eyer und keinen Wein, noch andre scharfe, fettige und schwere Kost, sondern bloß Brodt, Zugemüse und Wasser, oder Fliederthee mit Milch genießt, und des Abends wenig oder nichts speiset. Man kann kaum glauben, wie viel hierauf ankommt, und wie wenig man hingegen mit allen Arzneyen gewinnt, wenn man den Wein, die Fleischspeisen und die Gewürze und schweren Getränke nicht meiden will. Zur Beförderung des Schlafes ist diese Diät, und des Abends ein Fußbad, wie auch bey dem Schlafengehen ein halbes Quentlein Salpeter, in warmer dickgekochter Gerstentrisane aufgelöst, schon hinlänglich. Beym Husten, welchen der Salpeter reizt, sind diese dicken Wellgen, worin man ihn auflöst, der Vortheil, wodurch ihn die Brust in der reichlichsten Dosis verträgt.

Wenn Fieber, Hitze und Entzündung verschwunden sind, und sich der Kranke einige Tage bey guter Diät erhalten, und

mit den angepriesenen flüssigen Sachen wohl getränkt hat, gleichwol aber der Husten und die Nachtruhe noch fortwähren, kann man des Abends nach dem Fußbade einige Tropfen Laudanum mit Eßigmeth, oder aufgelösetem Gummi ammoniac, oder eine Prise Theriack mit Fliederthee nehmen, um sowohl den Husten zu stillen, als die Ausdünstung zu befördern, wodurch oft in einer Nacht alles gut wird; doch muß man denselben Abend wenig gespeiset, und die Speise wohl verdaut haben. Wenn man aber zu diesen Arzneyen seine Zuflucht zu zeitig nimmt, so kann man leicht des Zwecks verfehlen, und das Uebel ärger machen.

Es giebt eine ungeheure Menge von Arzneymitteln, die wider die Flüsse und Catarrhen gerühmt werden, und die auch wirklich zum Theil ihren guten Werth haben. Der Ehrenpreis, der Isop, die Nesseln, der Erdephru, Borago, Feigen, Rosinen, der Sirup de capillaire, sind insgesamt nützlich, und können in Thee gekocht, gebraucht werden. Nur sind die süßen Sachen nicht zu häufig zu gebrauchen, weil sie den Schleim verdicken, und den Zufluß nach der Brust unterhalten. Die Meerzwiebeln, der Meerzwiebeleßig und der Eßigmeth von Meerzwiebeln sind die wirksamsten Arzneyen; und wenn man von einer Mixtur aus vier Loth Fliederblumenthee und einem Lothe Eßigmeth von Meerzwiebeln zusammengesetzt, alle 2 Stunden eine halbe Theetasse voll trinkt, und dabey gute Diät hält, so kann man gewiß in vielen Fällen aller übrigen obenwähnten Arzneyen entbehren.

Die gemeinen Leute sind gewohnt, bey Brustcatarrhen häufig Wallrath mit Zuckercand, Anies, u. d. gl. zu nehmen. Dies ist ein schlechtes unverdauliches Mittel, womit der Magen und die Brust nur mehr verdorben werden, zumal da das Wallrath gemeinlich ranzig ist. Das, was es beliebt macht, ist die Erleichterung des Auswurfs, welchen man aber mit bessern, frischem süßen Oelen, oder mit Seifen, erhalten kann. Gleichwol sind auch die besten Oele, dergleichen das feinste Baumöl und das frisch ausgepreßte süße Mandelöl und Leinöl sind, weder zum langen

Gebrauche, noch auch bey schon alt eingewurzelten Husten dienlich, weil sie die Fäserchen der Brust schwächen, und dadurch den Zufluß der Säfte stets nach der Brust leiten. Ob also gleich Sydenham, Pringle und viel andre große Aerzte den Nutzen des Oels loben, und dessen Gebrauch anrathen; so ist dieses doch, wie sie selbst erinnern, nur von einem neuen Husten zu verstehen, der sich noch nicht festgesetzt hat. Pringle giebt den Rath, in solchen Fällen das Oel durch den Zusatz eines flüchtigen Kali wirksamer zu machen, oder er setzt auch den Leinsaamenschleim in die Stelle. Bey einem Husten, der schon lange gedauert hat, sind diese Arzneyen ganz verwerflich, und verdienen die Vorwürfe, die ihnen Herr le Camus gemacht hat. Inzwischen giebt es Fälle, wo eine Erschlaffung der Drüsen den Husten unterhält, welche durch den Gebrauch der schärfsten Säuren, die man, in Oel eingehält, am besten beybringen kann, gereizt und gestört werden müssen. In solchen Fällen vermischt man das Vitriolöl mit Oel und Brustsäften, und erhält dadurch eine vortrefliche Arznei, welche zugleich die fressende catarrhalische Schärfe beym Schnupfen und Husten stumpf macht und dämpft, und mit ausnehmender Wirkung gebraucht wird. Herr Tissot erzählt, daß ein Thee von Kirschensrielen, der ein gar angenehmes Getränk ist, einen lange eingewurzelten Catarrh vertrieben habe.

Sowol beym Husten, als auch beym Schnupfen, ist der Dampf des warmen Wassers, oder von Brustkräuterthee oder Caffee, wegen der geschwinden Erleichterung, die er verschafft, mit Recht anzupreisen. Es ist im Schnupfen keine Gefahr dabey, die flüssigen Sachen mit Eßig zu vermischen, und diesen Dampf durch die Nase zu ziehen, oder auch an einen mit Eßig befeuchteten Knoten im Schnupftuche zu riechen. Der Nutzen, welchen der Eßigdampf bey Erstickungen vom Schleime und das Eßigwasser bey der Bräune stiftet, beweiset zur Genüge, daß er sich auch für eben dieselbe catarrhalische Entzündung der Schleimhaut in der Nase schicke, und viele damit gemachte Proben bestätigen diese Hoffnung vollkommen. Bey der Abendhize, welche Husten

und

und Schnupfen zu begleiten pflegt, muß man viel Pilsame mit Vitriolspiritus sauer gemacht, und mit Brustsäften oder Zuckercand versüßt, trinken. Um dem Trieffen des Schnupfens Einhalt zu thun, pflegt man die Zimmer mit Harzen zu räuchern. Ein unschuldiges Mittel hierzu, das gute Erleichterung giebt, besteht darin, daß man mit verbundenen Augen auf eine glühende Kohle bläst, damit die Nase von der Wärme getrocknet werde, wenn man die warme Luft durch sie einathmet. Alsdann streicht man ein wenig Oel oder flüssigen Talck in die Nase, um die verwundete Haut zu besänftigen. Das Abschneiden der Haupthaare, und das öftre Ausspülen des Mundes mit kühlem Salpeterswasser, thut auch gute Dienste.

Einige Leute wollen sich den Husten und Schnupfen damit vertreiben, daß sie eine ungeheure Menge warmes Wasser trinken. Wenn sie dabey eben so viel, als sonst, speisen, so verderben sie damit ihre Gesundheit; sie verdauen schlechter, und es gesellt sich zu ihrem Bluthusten ein Magenhusten, woran sie in eine Auszehrung fallen können.

Die gebrannten Wasser und die gewürzten Weine bringen, wenn sie gleich anfangs gebraucht werden, großen Schaden, ja, es wäre besser, sie jederzeit hintan zu setzen. Wenn sie ja eine gute Wirkung geleistet haben, so ist es bey dem Ende der Krankheit gewesen, wann nämlich nur bloß die Schwachheit der besten Theile das Uebel noch unterhalten hat. In solchem Falle muß man alle erschlaffende Arzneyen bey Seite setzen, und da ist es dem gemeinen Manne erlaubt, ein paar Löffel voll Brauntwein bey dem Schlafengehen zu nehmen. Einige Dosen vom Pulver der Fieberrinde, zu einem halben Quentlein, mit ein wenig Wein, z. E. täglich drey bis viermal genommen, sind ein edleres und hülfreicherer Mittel. Sollten aber dennoch die Säfte allzu hartnäckig nach der Brust hinziehen, so muß man Blasenpflaster an die Waden legen, und durch Clystiere den Leib reichlich befördern, damit der Zufluß abgeleitet werde.

Die Liqueurs sind so wenig nützlich, daß oft eine geringe Quantität derselben einen Catarrh, der schon gewichen war,

war,

war, wieder erneuert. Es giebt sogar Leute, die sie nicht trinken können, ohne davon den Schnupfen oder Husten zu bekommen; und dieses ist gar nicht zu bewundern. Sie verursachen stets eine leichte Entzündung der Brust, die ein Catarrh wird. Eben so wenig aber, wie die innerlichen hitzigen Sachen dienlich sind, kann dieses auch von der äußerlichen Hitze behauptet werden. Es ist wahr, man muß bey Catarrhen die große Kälte vermeiden; und wenn der übrige Leib wohl bedeckt ist, wie z. E. des Nachts in den Betten, muß es die Brust und der Hals ebenfalls seyn; in dem man bemerkt, daß nichts leichter den Husten und Schnupfen und das Halsweh vermehre, als wenn man des Nachts mit unbedeckter Brust schläft, gleichwie auch nichts diese Krankheiten augenscheinlicher erleichtert, als daß man die Brust und den Hals durch warme Bedeckungen erwärmt. Nichtsdestoweniger aber ist auch die große Hitze der Cur der Catarrhen ganz entgegen. Wer sich in heiße Zimmer verschließt, wird nimmermehr den Catarrh los werden; und wie könnte er ihn auch wohl los werden? Solche Zimmer machen auf eben die Weise Catarrhen, wie die Liqueurs, in dem die heiße Luft die Brust leicht entzündet, nicht zu gedenken, daß die Gefahr der Erkältung desto größer sey, wenn man aus solchen Zimmern herausgehn muß. Gleichwol ist dies die allgemeine Maxime der flüssigen Leute, die stets Catarrhen haben, daß sie sich sehr warm halten. Es ist die Maxime, sich untrüglich zu ruiniren, wie ich schon im 63sten Blatte ausführlich gezeigt habe. Die Leute, welche zu Flüssen geneigt sind, haben einen von beyden Fehlern: entweder, daß sich bey ihnen die Ausdünstung der Haut leicht in Unordnung bringen läßt, oder daß ihr Magen oder ihre Lunge geschwächt ist, welcher Umstand besondere Arzneyen erfordert. Wenn die Ausdünstung bey jemanden leicht in Unordnung geräth, so wird er desto mehr schwitzen, je wärmer er sich hält, und desto ärger wird sein Uebel werden. Diese stets laue Luft schwächt den ganzen Körper, am meisten aber die Lunge, und daher ziehn die Säfte immer häufiger nach ihr hin. Der stete kleine Schweiß, welcher die Haut

unauß-

unaufhörlich beneßt, erweicht und erschläfft dieselbe, und so wird sie zu ihren Verrichtungen unfähig. Die geringste Ursache hält alsdann die Ausdünstung zurück, und so entsteht eine Menge von Zufällen, die ermatten. Man verdoppelt alsdann die Sorgfalt wegen der kalten Luft, und alle hierzu genommene Maaßregeln sind eben so viel untrügliche Mittel, die Gesundheit mehr zu schwächen, zumal da mit dieser Furcht vor der kalten Luft nothwendig eine müßige sitzende Lebensart verbunden ist, welche, nebst den vielen warmen Getränken, das Elend aufs Höchste treibt. Für solche Leute ist nur ein einziges Mittel, um zu genesen. Sie müssen der Luft besser trauen, die heißen Zimmer fliehen, die Menge der Kleidung nach und nach vermindern, in ungeheizten Zimmern schlafen, und lauter kalte Speisen und Getränke genießen, sich viel bewegen, und, wenn das Uebel eingewurzelt ist, die kalten Bäder und die Fiebertinde eine lange Zeit gebrauchen. Eben diese Methode paßt auch für Leute, deren catarrhalische Natur ursprünglich von einer Schwäche des Magens oder der Lunge herrührt, und nach einer gewissen Zeit vereinigen sich doch diese drey Ursachen allemal mit einander.

Unter allen den Mundkuchen und Zeigen, die man beym Husten im Munde zu führen pflegt, giebt nichts befreyer Erleichterung, als der Saft des süßen Holzes, welchen jedermann unter dem Namen Liquirizensaft kennt. Man muß ihn nur in genugsamer Menge nehmen. Herr Tissot hat dessen in einem Tage drey Loth mit merklichem Nutzen selbst gebraucht. Der Althäenteig ist ebenfalls ein angenehmes linderndes Mittel, wenn man ihn beym scharfen Catarrh im Munde nach und nach schmelzen läßt. Wenn dieser Teig wohl zubereitet ist, so wird er sich gewiß den Beyfall derer erwerben, die solche Arzneyen lieben, welche den Geschmack nicht beleidigen. Man hat dergleichen in unsern Gegenden von größter Vollkommenheit, besonders in der Nebelungischen Apotheke in Altona.

Wenn ein neuer Husten bey der beschriebnen Diät und den bisher erwähnten Arzneyen dennoch hartnäckig bleiben sollte,

Der Arzt. X. Theil. Berth. Ausg.

R f

und

und ihn ein Fieber begleitete; so ist keine große Hoffnung mehr auf die Brustarzneyen zu setzen; sondern man muß ihn durch Blutlassen und durch dienliche Purganzen und Fieberzinde zähmen. Jene sind das Manna, die Meerzwiebeln, das Gummi ammoniacum, saure Molken, das süße Holz, der Salpeter, u. a.

Das Volk hat in hiesigen Gegenden ein gemeines Vorurtheil wider gewisse Speisen, von welchen gesagt wird, daß sie rögsam wären. Unter dieser Benennung versteht man diejenigen Speisen, die catarrhalische Zufälle veranlassen, und die gelehrtesten Weiber wissen alle Arten derselben auf den Fingern herzuzählen. Nach dem, was ich oben von der Diät bey Catarrhen gesagt habe, ist es leicht zu entscheiden, welche Speisen diesen Vorwurf verdienen, und man wird finden, daß dieses größtentheils ganz andre sind, als die das Volk dafür ausgiebt. Alle Fleischspeisen, selbst die Fleischsuppen, Fische, alle hitzige Gewürze, Weinsuppen und Eyer sind rögsam. Man kann sich darauf verlassen. Die Gartenfrüchte, das Obst, die Zugemüse, sind es nicht; und keine Speisen sind rögsam, wenn sie von Personen genossen werden, die gut verdauen, eine gesunde Brust haben, und der Witterungen gewohnt sind.

Mein Herr,

Wir haben hier zu Lande wol eben keine große Gefahr, von Scorpionen gestochen zu werden: dennoch aber lehrt die folgende medicinische Geschichte von Herrn Dimont, daß dergleichen Fall auch an solchen Orten Statt finden könne, wo diese Thiere sonst nicht bekannt sind. Die Cur einer solchen Vergiftung ist indessen der Hauptbewegungsgrund, warum ich Ihnen diese Geschichte mittheile.

Herr Dimont ward im October 1759. zu einer Frau gerufen, die die Rose am Arme zu haben vorgab. Es war eine Meile weit auf dem Lande. Er fand den ganzen Vorderarm so erstaunlich geschwollen und gespannt, daß er wie eine aufgeblasene Haut zu seyn schien. Die Geschwulst war wässerigt, und ohne äußerliche Entzündung. Hin und wieder sahe man Blasen von verschiedener Größe, die voll gelbes Wasser waren, das dergestalt fressend war, daß das Instrument, wo mit

mit man sie öfnete, ganz schwarz wurde. Herr Dimont sagte sogleich, daß dieses keine Rose war, sondern einen ganz andern Grund haben müsse. Die Frau antwortete, daß sie wirklich an der Spitze des Mittelfingers am Morgen desselben Tages von einem kleinen Thiere gebissen worden wäre, das sie nicht gekannt, als sie in einem benachbarten Holze gegräset: der Stich habe ihr keinen besondern Schmerz verursacht, welcher im Augenblicke wieder vergangen; allein, sie habe bald darauf eine Betäubung in dem Finger, und eine gleichsam wellenförmige Bewegung bemerkt; doch sey ihr die Hand und der Arm nicht eher geschwollen, als bis sie nach Hause gekommen. Nach der Beschreibung des Thiers war es offenbar, daß es ein Scorpion gewesen seyn müsse. Dies Thier ist in diesen Gegenden selten. Der Arzt war bestürzt auf diese Nachricht, zumal da die Geschwulst zusehens stieg, und bey einem so schnell überhand nehmenden Uebel kein hinlänglich kräftiges und geschwindes Mittel zu haben war; denn im Dorfe war schlechterdings nichts, und der Arzt mußte sich mit dem begnügen, was er an einem solchen Orte bekommen konnte. Ohngefähr zween Querfinger breit über dem Ellbogen, etwas über der Geschwulst, band er den Arm mit zusammengewundenen Fensterseilen, und zugleich ließ er sich eine gute Handvoll Knoblauchstöcke, eben so viel Eisenblätter, und eben so viel Rauten holen, deren jedes er besonders stößte, und hernach noch zusammen vermischt, mit gemeinem Brannteweine, so viel als nöthig, zu einem Dreyumschlage stampfen ließ. Unterdeß öffnete er alle Blasen der Geschwulst, schöpfte die Hand und den gestochenen Finger, vornehmlich an der verletzten Stelle, die deutlich zu erkennen war, bähete das ganze Glied öfters mit Brannteweine, und ließ hernach den Dreyumschlag auf den ganzen Arm legen. Nachdem dieses geschehen, ward anderthalb Quentlein Theriak geholt, und in gutem Weine verdünnt gegeben. Die Nacht nahete heran, und die Kranke blieb in diesem Zustande bis zum andern Morgen. Als Herr Dimont dahin kam, sahe er mit Vergnügen, daß sich die Geschwulst sehr vermindert hatte, und eben bey dem Bande von Fenster seihen geblieben war. Er ließ denselben Umschlag Morgens und Abends neu auflegen, und verordnete dreyimal am Tage ein Quentlein Theriak in Weine zu nehmen. Da weder Fieber, noch Schmerz im Arme vorhanden war, ließ er sie puren Wein trinken. Am Abend des andern Tages war die Geschwulst um vieles gefallen: am dritten Tage noch vielmehr, und zwar immer bey eben denselben Mitteln. Am vierten Tage war am ganzen Gliede nichts mehr zu sehen, als daß die Haut zusammen geschrumpft war. Von der Zeit an nahm die Kranke nur noch Morgens und Abends ein Quentlein Theriak, und gebrauchte denselben Umschlag äußerlich. Am fünften Tage war alle Geschwulst fort, und die ganze Oberhaut schuppte sich ganz

ganz vertrocknet ab. Man hörte mit den Arzneyen auf. Am sechsten Tage ward die Kranke mit Cornachinpulver purgirt. Am achten war der Arm wieder so brauchbar, als jemals, und vollkommen geheilt.

Der Scorpionstich scheint eben solche Wirkungen, wie der Vipernstich hervorzubringen, folglich auch eben dieselben Mittel zu erfordern, nämlich das flüchtige Kali, wie das Eau de Luce, und das flüchtige englische Salz ist, wie auch die reizenden, die gewürzhaften Mittel, und die Cordiale. In diese Classe gehören der Wein, Brantwein, gewürzter Brantwein, Theriak, Eßig, u. d. gl. Es ist wahr, daß diese Mittel auf dem Lande gemeiniglich fehlen, und daß man Gefahr laufe, den Kranken aus Mangel gehöriger Mittel sterben zu sehen. In solchem Falle aber kann man nicht besser thun, als dem Herrn Vimont nachahmen, und solche Gewächse stoßen zu lassen, wovon man gemeiniglich glaubt, daß sie ein flüchtiges Kali enthalten, wie der Rettig, Knoblauch, Senf, die Kresse, das Löffelkraut, die Nachungen, das Klettenkraut, u. s. w. die fast überall wachsen, und die man alle Augenblicke haben kann.

Es wäre zu wünschen, daß Herr Vimont den Gebrauch des Baumöls bey solchen Wunden gewußt, oder sich dessen erinnert hätte: denn es ist bekannt, daß dieses eins der zuverlässigsten, sowol innerlichen und äußerlichen Hülfsmittel, wider den Vipern- und Scorpionstich seyn soll, und was die Bequemlichkeit, es habhaft zu werden, betrifft, so verdient es darin gewiß noch den Vorzug vor allen den Mitteln des Herrn Vimont. Ich bin, 16. (*)



Zwey hundert acht und vierzigstes Stück.



Bodmer.

— — Wenn dein Herz die Menschlichkeit empfindet,
So höre meinen Rath, den die Erfahrung findet.



Ich werde in diesem und folgendem Blatte die Cur der Epilepsie nach meiner Einsicht beschreiben.

Im

(*) Man vergleiche das 250ste Blatt, am Ende.

Im 187sten Blatte bewies ich, daß diese Krankheit von einem Fehler der Verdauung ihren Ursprung nehme, und vielleicht würde dieses mehr erkannt werden, wenn man die eigentliche Epilepsie nicht zu oft mit andern Arten von Convulsionen verwechselte. Es kann ein heftiger Schmerz, der einen Nerven zu stark reizt, oder ein Gewächs, ein fremder Körper, der das Gehirn, oder andre Theile des Sensorii in ihren Verrichtungen hindert, convulsivische Bewegungen im Körper hervor bringen, Ohnmachten und Krämpfe verursachen, und epileptische Zufälle nachahmen. Allein die Epilepsie unterscheidet sich von ihnen aufs deutlichste. Die wahren Fallsüchtigen sind robuste, sonst gesunde, blühende, vollblütige und freysüchtige Leute, nicht schwach, nicht kränklich, nicht empfindlich, nicht abgezehrt, außer den Anfällen von guter Vernunft, wo ihnen nicht die öftern heftigen Anfälle nach und nach das Gehirn verdorben haben; ihre Zufälle kommen ganz unversehends, und gleichsam mitten im Wohlfeyn, und so bald dieselben überstanden sind, befinden sie sich wieder eben so munter und gesund, als zuvor. Diese Zufälle haben etwas periodisches, ob man gleich die Regel der Perioden nicht bestimmen kann. Sie ereignen sich mehrertheils bey gewissen großen Veränderungen sowol in der Natur, als auch in der thierischen Oeconomie, ohne daß dem Patienten etwas Merckliches widerfahren wäre, das ihn krank gemacht haben könnte. Man mag es immerhin für Märchen halten, so ist es doch mehr als zu gewiß, daß solche Leute um die Gleichstage und Sonnenwende, bey den Mondwechseln und andern wichtigen Himmels- und Naturbegebenheiten, bey großen Umschlägen der Witterung, und die Frauenpersonen um die Zeiten ihrer Veränderung, fast unaussprechlich ihren Anfall einz oder etliche mal bekommen, oder sich doch verschlimmern. An diese Ordnung binden sich andre Convulsionen und auch die cataleptischen Anfälle nicht. Ich weiß von vielen Epileptischen, die zugleich zwischen ihren großen Anfällen kurze Erstarrungen haben, daß sie die ersten viel Jahre her, nur um die Zeit des Mondwechsels erlitten, da sie hingegen alle Tage dazwischen ihre cataleptischen Anfälle häufig erfahren haben.

haben. Die Wurmkrankheit hingegen richtet sich nach den Monden, wie die Epilepsie: Dem von Rosenstein hat gefunden, daß um die Mondzeiten die Würmer am besten abgeführt werden können; Lentin, daß der Bandwurm sogar im Frühjahr von selbst abgehe, und Zimmermann, daß eine Frau seit dreien Jahren in jedem abnehmenden Monde einige Ellen vom Bandwurme ohne Arznei zu gebrauchen, verloren. Diese periodische Ordnung der Anfälle hat mich oft unterrichtet, wo es sonst schwer war, das epileptische Uebel von andern convulsivischen Anfällen zu unterscheiden. Die wahren epileptischen Anfälle selbst sind mit einem völligen Verluste des Bewußtseyns verbunden, welches bey vielen andern convulsivischen Zufällen nicht Statt findet. Auch das Schäumen des Mundes und das Einschlagen der Daumen charakterisirt sie. Es ist wahr, ich habe diese letztern Kennzeichen auch bey dem Ausbruche der Blattern mit Convulsionen an einem Paar Kindern bemerkt, die zuvor nicht epileptisch gewesen waren; allein ihre Magen waren überladen, und dies war die Ursache, warum ihre Convulsionen die Art eines epileptischen Zufalles annahmen. Es kann vielleicht zur sichern Regel dienen, daß das Schäumen des Mundes bey Zuckungen eine Ueberhäufung des Magens andeute, und daß solche Leute Gefahr laufen, epileptisch zu werden. Bey andern Convulsionen sind diese ist erzählten Umstände entweder nicht vorhanden, wenigstens nicht zusammen genommen, oder sie sind auch wirklich eine noch unvollkommene, sich erst noch formirende Epilepsie. Man liest, daß Kinder die Epilepsie bekommen haben sollen, wenn man ihre Fußsolen gekitzelt hat. Einem Epileptischen kann vielleicht ein heftiger Reiz der Nerven einen Anfall verursachen; der Schreck, die Vergerniß thut es auch. Aber daß der gleichen Reiz einer Epilepsie den Ursprung geben könne, wo nicht die Krankheit schon in ihrer materiellen Ursache im Körper wehnt, das ist unglaublich und nie erwiesen. Man hat von Wunden, Steinen, Geschwüren im Gehirne, u. s. w. häufige und öftre Convulsionen gesehn; allein verlohren dabey die Kranken ihr Bewußtseyn, schäumten sie mit dem Munde,

Munde, schlugen sie die Daumen ein, (denn die Reize der Nerven im Unterleibe haben einen ganz besondern Einfluß auf die Krämpfe in den Gliedmaßen, wie man aus den Wirkungen der Colik in die Muskeln der Arme und Beine weiß;) hielten die Anfälle Perioden, die sich nach den obervährten Veränderungen in und außer dem Körper richteten? waren die Kranken vor und nach den Anfällen nunter, stark, bey gutem Appetite, vierschrötig, wollüstig, ohne andre Beschwerden, wußten sie keine Empfindung anzugeben, die ihnen den Anfall machte, (denn die Epileptischen wissen keine,) überfiel er sie oft bey der besten Laune? und wenn das alles so war, hatten sie nicht vielleicht zugleich bey ihrem Fehler im Gehirne die Ursachen der Epilepsie im Magen und in den Gedärmen? Diese Fragen mußte wenigstens ein Zeuge erst beantworten, der behauptet, daß eine Epilepsie von einer Ursache im Gehirne allein entstanden wäre.

Nun wird man verstehn, was für eine Krankheit ich meine, wenn ich von der wahren Epilepsie rede. Von ihr habe ich im 187sten Blatte behauptet, daß sie ihren Ursprung aus einem Fehler der Verdauung nehme, daß das Gehirn nur zufälliger Weise, oder durch die Gewalt der Anfälle, daran Theil nehme, und daß sie nicht wie eine Krankheit des Haupts, sondern wie eine Magenkrankheit curirt werden müsse. Dieses letzte will ich ist ausführlich darthun.

Man mag mir in der Hauptsache Recht geben, oder nicht, so kann man doch, wenn man Epileptische kennt, nicht läugnen, daß die nächste und unmittelbare Ursache ihres Anfalls im Magen sey. Hier empfinden sie die große Beängstigung, die sie nach und nach ihrer Sinne und Vermunft beraubt. So bald man den elastischen Dünsten, die ihren Magen ängstigen, den Ausgang schafft, lassen die Zufälle nach; so bald es mit ihnen zum Erbrechen kommt, finden sie sich erleichtert. Ich habe dies im 187sten Blatte so hinlänglich bewiesen, daß es unnöthig wäre, hier mehr davon zu sagen.

Wer die Fehler der Verdauung wohl zu verstehn glaubt, der kann seine Einsichten prüfen, wenn er die Epilepsie mit andern Krankheiten von gleicher Ursache zusammen hält.

Wie mag es doch zugehn, daß der Wust von Unrath, den Epileptische bey sich führen, nicht hindert, daß diese Leute mehrentheils so wohl genährt sind, das schönste Blut, die blühendste Farbe, dauerhafte Kräfte, starke Gliedmaßen, und oft einen unmenschlichen Hunger haben, den sie stillen können, ohne davon auf andre Weise beschwert zu werden, als daß sie ihre Krankheit unvermerkt dadurch nähren? Worin mag dieser Fehler der Verdauung von dem bey der Hypochondrie, die die Leute so schwach und mager, so läunisch und blaß macht, von dem bey der Dürresucht, wo sich die Auszehrung mit der Trommelsucht in den Gedärmen verbindet, von dem, der die Magensieber, von dem, der die faulende Ruhr, die Lienterie, den Durchlauf, die Gallenruhr (cholera) erregt, und von zwanzig andern verschieden seyn, welche die ganze thierische Natur weit schmerzhafter angreifen, weit mehr zerrütten, als der Fehler der Epileptischen, welche weder von Hypochondrie, noch Magensiebern, weder von Auszehrung noch Schwachheit, weder von Gallenruhr noch aufgetriebnen Bäuchen, weder von blasser Farbe noch Laune etwas wissen. Gewiß, wir kennen die Fehler der Verdauung noch schlecht, und unter allen scheint mir der in der Epilepsie besonders problematisch zu seyn.

Man muß sich demnach bloß an die Beobachtung halten, wenn man die Art dieses Fehlers hinreichend entdecken will, um practische Folgerungen daraus herzuleiten. Unstreitig sind die blähenden Dünste im Magen der Epileptischen die unmittelbare Ursache des Ausbruchs der Anfälle. Die Gewalt, mit der sie hervor stürzen, wenn man den Schlund reizt, und die Angst vor dem Magen, die sie erregen, beweist die große Macht, womit sie in diese Theile, die eine so starke Sinnlichkeit haben, wirken. Ausser diesen Dünsten aber bringen die Brechmittel und Purganzen aus den Verdauungswegen der Epileptischen einen dicken zähen Schleim, wie Frotschlaich oder Eyweiß, mit allerley seltsamen und unnatürlichen Excrementen, oft Würmer von gewöhnlicher, oft von ganz ungewöhnlicher Art, eitrige Nester von Würmern mit Blutstreifen, und viele Dinge, die Verdacht geben, daß sie ein

noch

noch unentwickelter Wurmstoff sind, besonders eine gewisse Art weißer Fäserchen, die zuweilen Spuren des Lebens zeigen, zum Vorscheine, welche letztern ich im 302ten Blatte bey der Erzählung einer epileptischen Cur an einem Kinde näher beschreiben werde, und die ich nach der Zeit bey so vielen Epileptischen, die darauf Acht gegeben, in solcher unglaublichen Menge gefunden habe, daß ich fast in die Versuchung gerathen möchte, sie mit unter die Unterscheidungsmerkmale der wahren Epileptischen zu setzen.

Ich ziehe hieraus die unmittelbare Folge, daß der Fehler der Verdauung bey Epileptischen, ob wir gleich seinen wahren Grund nicht kennen, sich dadurch hauptsächlich äußere, 1. daß die Speisen, anstatt gehörig verdauet zu werden, sich in einen dicken, zähen Schleim verwandeln; 2. daß dieser Umstand der Entwicklung der Wurmb Brut im Magen und Gedärmen zu statten kommt: Denn ganz sicherlich hat Jeder den Stoff zu Würmern in sich, und es muß ihm nur ein gewisser Fehler der Verdauung Vorhub thun, daß er sich gehörig entwickeln kann, wenn wirklich Würmer ausgebrütet werden sollen; und 3. daß sich aus den Speisen eine Menge gährender, erstaunlich elastischer Dünste erzeugen, die, indem sie im Magen verschlossen werden, denselben mit der unglaublichen Gewalt reizen, die sich durch den Zusammenhang des Sensorii, in allen Muskeln, und besonders in den Gliedmaßen, offenbart.

Es läßt sich nicht genau sagen, welcher von diesen dreyn Fehlern der Anfang, und der Grund der übrigen, sey. Mir ist noch kein Epileptischer vorgekommen, bey dem die Abführungen nicht den obbeschriebenen dicken Schleim zum Vorscheine gebracht hätten. Daß man ihn und die Würmer zuweilen nach dem Tode nicht findet, das muß uns nicht irre machen. Diese Materien sind vielleicht nicht einmal bey jedem Anfälle vorhanden, noch dazu nöthig, wenn nur die elastischen Dünste noch da sind, die den Magen unmittelbar vor dem Anfälle ängstigen. Die Würmer scheinen der letzte und wandelbarste Umstand zu seyn: Denn man findet viel öfter nur etwas, das einem Wurmstoffe im Schleime gleicht,

als wirkliche Würmer. Bey so vielen Epileptischen, denen ich die stärksten Abführungen verordnet, weiß ich mich Weniger zu erinnern, von denen mit dem zähen Schleime viel Würmer abgegangen wären. Bey den Meisten ist es, binnen einer fortwährenden Cur von vielen Monaten, bey einem oder zweien einzelnen Spulwürmern geblieben. Das Besondere hierbey war, daß Einige vor dem Anfange der Cure oft viele Würmer von sich gegeben, ohne etwas dazu gebraucht zu haben, und daß gleichwol hernach die stärksten Abführungen keinen einzigen mehr gebracht. Tödteten sie vielleicht die allzu starken Arzneyen, so daß sie im Schleime vergehn und unkenntlich werden? Bey Manchen sind Stücke vom Bandwurme, aber nur die ledigen Häute abgegangen, weil diese langsamer verwesen, als die Eingeweide. Ich bin es so müde geworden, bey dieser Cur auf Würmer zu lauren, daß ich ist gar nicht mehr darnach frage. Hingegen ist mehr daran gelegen, daß allerley unnatürliche Excremente mit dem Schleime abgehn, besonders solche, die einigermaßen organisiert zu seyn scheinen. Die schon erwähnten weißen Fäsergen sind zu vielen Tausenden zum Vorscheine gekommen. Sie und dergleichen Zeug sind vermuthlich entweder eine noch unvollkommene Wurmbgut, oder vermoderte Theile der Würmer, wohin besonders die Nester von Eiter, Blut und Fasern gehören, die in den Schleimbällen häufig gefunden werden. Vielleicht macht der Fehler der Verdauung bey Epileptischen, daß die Wurmbgut zur Entwicklung kommen kann. Ein Fehler der Galle, die sonst den Würmern schädlich ist, könnte dies thun. Die Würmer erzeugen alsdenn den dicken Schleim, wie sich die Insekten und Würmer außer uns ihre Wohnungen bauen: Denn im Schleime nisten die Würmer. Zugleich erzeugen sich die gährenden Blähungen, die durch die Aengstigung des Magens das ganze Nervensystem in Unordnung bringen. Auch diese könnte eine gährende Galle hervor bringen. Vielleicht aber entsteht zuerst der dicke Schleim, worin sich die Würmer entwickeln, aus schlecht verdaueten, und die Dünste aus gährenden Speisen.

Was

Was auch der wahre Fehler der Verdauung hier seyn mag: so scheint er doch nicht sowol in den festen Theilen, im Magen und Gedärmen selbst, als vielmehr in den Verdauungssäften zu liegen. Ueberhaupt ist der Magen bey Thieren und Menschen, wo er nur häutig und nicht ein dicker Muskel ist, keinesweges das vornehmste Werkzeug der Verdauung: denn ein solcher Magen zerreibt die Speisen nicht, sondern sie werden nur in ihm durch gewisse Verdauungssäfte aufgelöst, wie die Reaumur'schen Versuche beweisen. (S. das 210 Bl.) Ausserdem findet man bey Epileptischen gar keine Spur von einer Magenschwäche, wie etwa bey Hypochondristen. Sie sind am ganzen Körper stark; sie thun oft die schwersten Arbeiten, die den Magen so gut stärken. Sie fressen unendlich, ohne ein Magensieber zu bekommen, wenn sie es auch gern haben wollten; sie vertragen die entseßlichsten Brechmittel und Purganzen viele Monate und Jahre lang, und verdauen darum doch vortreflich, sobald sie nur ihren Vorrath los sind, u. s. w. Hingegen ist es wahrscheinlich, daß ein besondrer Fehler in den Verdauungssäften das ganze Unheil stifte, und wenn Nahrungsmittel gelten könnten, so möchte ich sagen, daß es eine nicht dicke, wie bey Melancholischen, nicht schwache wäfrige, wie bey Hysterischen, nicht faulende, wie bey der Ruhr, nicht scharfe, wie bey den inflammatorischen Gallenfiebern, sondern eine verdorbne Galle sey, welche eine Menge elastischer Dünste zu erzeugen, am geschicktesten ist, und dadurch die epileptischen Anfälle hervorbringen kann, ohne daß vielleicht der dicke Schleim und die Würmer dazu nothwendig erfordert werden. Ich will einige Gedanken hierher setzen, die mich zu dieser Nahrungsmittel gebracht haben, wovon man übrigens glauben mag, was man will.

Es ist unglaublich, was für eine Menge von dickem Schleime, der sich in Stricke zusammenwinden läßt, von Epileptischen abgeht, wenn sie starke Brechmittel oder Purganzen genommen haben. Ich habe Beispiele, daß solches wöchentlich zwey bis drey mahl, acht, zwölf, sechszehn bis zwanzig Monate hintereinander geschehn ist, und die meisten

Pur.

Purganzen jedesmal zwölf bis zwanzig Sedes gemacht haben. Unmöglich war dieser Wust von Schlamm vom Anfange an in den Gedärmen. Ein vielmal größerer Raum, als der menschliche Körper einnimmt, könnte ihn nicht fassen. Er erzeugt sich also, nach jeder Abführung vom neuen. Woher aber? Es ist wahr, die Epileptischen sind freßfüchtig, und es können viel Purganzen nöthig seyn, ehe der einmal gesammelte Vorrath erschöpft wird. So lange kann der Epileptische nicht Diät halten. Seine Speisen vermehren den Rest des Unraths, der von den Purganzen nachgelassen worden, aufs neue, und so ist's begreiflich, daß diese Ausführungen Jahre lang fortwähren. Aber woher kommt dieser Frotschleim, dieser feste Schleim, der dem Eyweiß so ähnlich ist, woher kommen diese Ballen von Schleime, die, wenn man sie zerreißt, inwendig voll Blut, Eiter und seltsame Dinge sitzen, in die sich sonst Speisen von allerley Art, in den verdorbenen Magen, niemals so gleichförmig verwandeln? Woher kommen diese Würmer von allerley Gattung, davon die wenigsten noch beschrieben sind, und woher diese Millionen kleiner weißer Fäsergen, die mit dem Unrath so häufig abgehen? Es muß also bey Epileptischen ein ganz besondrer uns bis ist noch unbekannter Fehler der Verdauungskräfte statt finden, welcher alle Arten Speisen in einerley dicken Schleim verwandelt, und der Erzeugung verschiedener seltner Arten von Würmern Vorschub thut. Man räume nun diese Gedärme rein aus; aber es bleibe derselbe Fehler der Verdauung übrig. Nach vier Wochen wird der Bauch von Schleim und Würmern wieder eben so voll seyn, als zuvor. Werden nun die epileptischen Zufälle binnen dieser Zeit auffen bleiben, und wird also nur die Ueberhäufung sie hervorbringen? Dies widerspricht den Beobachtungen. Die Anfälle stoßen sich selten an die allerstärksten Ausführungen. Wenn heut alles wegpurgirt ist, was ein Bauch fassen kann, so verschließe man Morgen den Blähungen den Leib, mit einem Opiate, so wird der Magen von Winden aufgetrieben, und der Anfall erfolgt sicherlich. Ein Brechmittel erleichtert ihn dadurch, daß eine große Menge Blähungen durch den

den Hals hervorstürzen, die eine Gährung im Magen verrathen. Man hat aber in verschiednen wirklich epileptisch gewesen Leichen, die entweder im Anfalle gestorben sind, oder doch vom letzten Anfalle bis zum Tode, keinen Schleim noch Würmer von sich gegeben haben, den Magen und die Gedärme ledig, oder doch nur mit Galle, oder mit Winden erfüllt, obgleich sonst etwa schadhast, entzündet, brandig, u. s. w. gefunden. Solchemnach kommt es mir am wahrscheinlichsten vor, daß derjenige Fehler der Verdauungskräfte, wodurch alles, was man genießt in einen solchen dicken Schleim verwandelt, und wodurch den elastischen Dünsten und dem Wurmstoffe Veranlassung gegeben wird, sich zu entwickeln, nichts anders als diese gesunde gährende Galle, und daß diese an sich schon hinlänglich sey, epileptische Zufälle hervorzubringen. Weil aber diese vorhandne Ursache nicht ohne Wirkung bleibt, so erzeugen sich wirklich bey jedem Epileptischen alle diese unnatürlichen Dinge, aus allen seinen Speisen, und da keine Möglichkeit ist, diesem Fehler der Verdauung eher abzuhelpen, als bis der gesammelte Unrath ausgeführt ist, zumal da dieser vermuthlich selbst den gedachten Fehler unterhält und vermehrt, so bleibt es nichts destoweniger ein wahrer Lehrsatz, daß alle Epileptische dergleichen unnatürliche Dinge bey sich erzeugen, und eine wahre Maxime des Arztes, die Ausführung dieses Unraths so lange fortzusetzen und so oft zu wiederholen, bis er erschöpft ist, und nicht wieder kommt.

Ohne die Regeln der Cur der Epilepsie auf einige Muthmaßungen zu gründen, will ich mich dabey blos an die obigen drey Erfahrungssätze halten, daß nämlich der Fehler der Verdauung, er bestehe an sich, worin er wolle, anstatt die Speisen zu verdauen, dieselben zu einem zähen Schleime werden lasse, dem Wurmstoffe Anlaß gebe, sich zu entwickeln, und eine große Menge elastischer Dünste im Magen erzeuge, welche die Anfälle unmittelbar hervorbringen.

Hieraus folgen die Regeln der Cur im Anfalle selbst, daß man erstlich die verschloßnen Dünste austreibe, zum andern
aber

aber die allgemeinen Convulsionen möglichst besänftige, oder ihnen ein Ende mache.

Nach diesen Regeln will ich jetzt die Cur der Epilepsie im Anfalle selbst entwerfen.

Um den verschlossnen Dünsten im Magen Luft zu machen, muß man dem Kranken, wenn er einige vorläufige Kennzeichen von dem nahen Anfalle hat, alsobald ein Brechmittel von einigen Granen Brechweinstein, oder von ein paar Loth Brechwein von Ipecacuanne, worin ein paar Gran Brechweinstein zerrieben worden, eingeben, und ihn so viel laues Wasser, als er schlucken kann, nachtrinken lassen. Man reizt zugleich den Schlund mit einer in Oehl eingetauchten Feder, oder mit dem Finger. Der Herr D. Freier in Havelberg hat mir berichtet, daß man einem Kinde im epileptischen Anfalle den Hals voll Tabackrauch geblasen habe, wovon es sich heftig erbrochen und nie wieder einen Anfall gehabt hat, ob es gleich vorher schon einigemal damit befallen gewesen. Man sieht hieraus den Nutzen, und zum allerwenigsten doch die Unschädlichkeit des Erbrechens im Anfalle. Sollte sich der Zufall an einem Tage einstellen, da man schon ein Brechmittel oder eine Purganz eingenommen hat, so giebt man zwar kein Brechmittel zur Verhütung des Anfalls, aber man reizt doch den Schlund mit einer Feder zum Erbrechen, und läßt den Kranken eine große Menge laues Wasser trinken. Man kann hier das vergleichen, was schon im 187 Blatte gesagt worden ist. Fast zu gleicher Zeit wird ein Clystier von gesalznem Wasser mit viel Baumöl, oder einem Lothe weißer Seife, beigebracht, um die Blähungen nach den untern Gedärmen zu leiten. So bald diese von oben oder unten häufig ausbrechen, findet sich der Kranke erleichtert, und der Anfall bleibt entweder ganz außen, oder verwandelt sich in eine Ohnmacht.

Wenn keine vorläufige Zeichen des Anfalls vorhanden sind, und der Kranke davon schnell überrascht wird; so sucht man ihm einen stumpfen hölzernen Griffel zwischen die Zähne zu bringen, damit man ihm ein flüßiges Brechmittel eingießen, oder wenigstens den Schlund mit einer Feder reizen, und

und so viel laues Wasser mit Baumöl vermischet, als er nur immer schlucken kann, beybringen könne. Warbette rühmt von einem Tranke aus sechs Loth Milch, worin ein halbes Quentlein weiße spanische Seife gekocht worden, daß ihn ein epileptisches Mädchen täglich zweymal lauwarm getrunken, und dadurch curirt worden sey. Wenn man nur statt der Milch Wasser zur Auflösung der Seife nimmt, so kann dieses Mittel, im Anfalle, statt des Brechmittels oder Dels gegeben werden.

Man darf von der Wirkung des Brechmittels im Anfalle zuverlässig nichts fürchten. Brouzet hat es sogar bey Kindern im Anfalle selbst für nothwendig erkannt, und ich weiß es aus vielfältigen Versuchen. Hingegen ist die Gewohnheit desto mehr zu tadeln, solchen Leuten hitzige Sachen, als Bernsteinöl, Salmiacspiritus, Eau de Luce, Opium, Theriac, Regenwürmer-Pulver, und allerley Roth von Thieren in den Mund zu geben, oder sie an flüchtige Salze und Spiritus riechen zu lassen, weil dieses alles, durch den Reiz der Nerven, die Anfälle nur verschlimmert, anstatt sie zu endigen, und augenscheinlich schädlich ist. Eben so ist das Binden und gewaltsame Drücken der Kranken, als eine vergebliche Sache zu verwerfen, indem es genug ist, wenn jemand nur die Glieder des Kranken so dirigirt, daß er sie nicht zerschlagen oder verletzen kann.

Indem man sich auf die vorbeschriebne Weise bemühet, den eingesperrten Blähungen Luft zu machen, kann man auch der andern Regel zugleich eingedenk seyn, die Convulsionen zu besänftigen, und dem Anfalle bald ein Ende zu machen. Wenn der Kranke vollblütig ist, und lange nicht Blut gelassen hat, so wird man die Heftigkeit und Gefahr des Anfalls dadurch verhüten, daß man ihm ohngefähr ein Pfund Blut abnimmt, so bald sich vorläufige Zeichen des Anfalls äußern. Wenn ihn aber der Zufall überrascht, so kann man ihm auch im Anfalle selbst Blut lassen, welches ich nicht allein aus eigener Erfahrung für nützlich halte, sondern auch finde, daß es Herr Salck in seiner Diss. de Epilepsia Virginum angepriesen. Die öligten Clystiere thun ebenfalls etwas dazu, die

die Krämpfe zu besänftigen, und selbst das Ausbrechen der Daumen ist nicht zu verwerfen, weil man bemerkt, daß die Krämpfe in den Händen und Armen davon nachlassen. Herr Schreiber giebt den Rath, um dem Anfälle ein Ende zu machen, die Kranken mit kaltem Wasser zu begießen. Ich habe gesehn, daß dieses bey Epileptischen, die auf der Straße umgefallen, mit schnellem Erfolge bewerkstelligt worden. Das nach dem Anfälle übrige Zittern der Füße wird durch Fußbäder vertrieben.

Mein Herr,

Wie können Sie sich doch wundern, daß die medicinischen Vorurtheile dem Volke so fest ankleben, da täglich Leute nach allen Methoden der Aerzte sterben, und gesund werden, weil sich die strenge oder gütige Natur oft in die Sache mischt, und alle Curen vereitelt, und alle unsinnige Unternehmungen glücklich gerathen läßt; da das Volk selbst seine Vorurtheile auf das Ansehn der Aerzte gründet, die sie ihm beigebracht haben; da das Reich der Aerzte darüber noch ganz uneinig, und selbst oft ein großer Mann in einerley Sache der ganz entgegengesetzten Meynung eines andern ist; da niemand das Volk darin unterrichtet, noch unterrichten kann, welcher von Euch Herren Recht habe; da keiner von allen Lehrern der Kunst in allen, wenn er auch gleich in vielen Dingen, Recht hat, und gehört zu werden verdient; da keine Zeit angegeben werden kann, auch nicht die gegenwärtige, wo der Unterricht der Aerzte zuverlässig frey von Irrthümern und Vorurtheilen wäre, und wo das Volk mehr Grund hätte, Eurer Weisheit und Eurem guten Willen zu trauen, als jemals. Ich lobe Sie, mein Herr, daß Sie sich über die Zähigkeit der Vorurtheile beklagen, die so vielen Menschen das Leben kosten. Ich lobe Sie, daß Sie nicht aus eigener Auctorität sprechen, sondern die Irrthümer mit Beobachtungen der größten Aerzte bestreiten. Allein, wenn ich Ihnen sage, daß fast alle ihre Ausführungen aus den neuesten und besten Schriftstellern, von Boerhaaven an, nichts anders als Wiederholungen dessen sind, was Sydenham vor ihnen gesagt hat, und daß gleichwol der große Haufe der Aerzte immer so gehandelt hat, als ob kein Sydenham in der Welt wäre; wie können Sie dann verlangen, daß sich das Volk nach seiner Vernunft und Einsicht richte? Machen Sie erst, daß die Aerzte selbst besser übereinstimmen, und ihren Vorurtheilen entsagen; so sollen Sie sehn, wie die alten Weiber nach Sydenhams Methode practiciren werden! Ich bin, 16.

Zwey

❖
Zwey hundert neun und vierzigstes Stück.

von Haller.

Das Uebel reutet er mit sammt der Wurzel aus.

Die Aerzte haben bisher die Epilepsie darum als eine Krankheit des Haupts curirt, weil sie bey vielen Epileptischen Fehler im Gehirne gefunden haben. Diese können von den öftern Anfällen entstanden seyn. Sind sie aber die Ursache der Epilepsie gewesen?

Herr D. Pietsch sagt nein: aber mir deucht, es kann eingestanden werden, ohne der wahren Theorie und Praxis etwas dadurch zu vergeben. Sie sind nur nicht das, was bisher alle, die eine idiopathische Epilepsie annehmen, gesagt haben, sie sind nicht die nächste Ursache des Uebels; vielmehr sind sie in der Reihe der Ursachen noch weiter entfernt, als die im Unterleibe. Ein Stein, ein Gewächs, kurz, ein Fehler im Gehirne wird nie eine Epilepsie hervorbringen, ohne diesen besondern Fehler der Verdauungskräfte zu verursachen, wovon sich der Unrath der Epileptischen erzeugt, denn dieser Fehler ist das Wesentliche des Uebels, und aus ihm erst entspringt es. Warum sollte ein Fehler im Gehirn nicht diesen Fehler der Verdauung verursachen können, da alle Aerzte wissen, wie groß der Einfluß des Gehirns auf die Verdauungswerkzeuge ist. Wie könnten Kopfwunden ein Erbrechen, wie könnte das Nachdenken schwache Verdauung machen, wenn dem nicht also wäre? Da wir aber die Fehler des Gehirns nicht kennen und keine zuverlässige Mittel dazu haben, so ist uns kein Rath übrig, als bey dem Fehler der Verdauung stehn zu bleiben, und den zu bestreiten. Wir werden diesen Fehler nicht ausrotten können, wenn ihn ein verborgener Fehler im Kopfe verursacht, der sich nicht heben läßt, Der Arzt. X. Th. Berth Ansg. 11 und

und dies ist ein Fall, warum wir manche Epileptische nicht curiren können. Es ist aber gewiß, daß Vergleichungsweise sehr wenig Epileptische gefunden worden, die merkliche Fehler im Gehirn gehabt hätten, und daß die, so man gefunden, wol größtentheils Wirkungen der heftigen Anfälle gewesen seyn mögen. Solchergestalt bleiben die Gehirnfehler nur unter den entfernten Ursachen der Epilepsie, als solche stehn, die sich zuweilen zufügen, wogegen der Fehler der Verdauung die nähere, beständige und nothwendige Ursache ist, und oft bey dem gesunden Gehirn von andern entfernten Ursachen hervorgebracht wird.

Das, was ich hier sage, widerspricht dem nicht, was in andern Blättern gesagt worden, daß im Gehirn die nächste Ursache der Epilepsie liege, und die Cur durch Abführungen wider die entfernte gerichtet sey. Denn, wenn von einem Fehler des Gehirns ein Fehler der Verdauung entsteht, welcher allgemeine heftige Bewegungen im ganzen Körper nach sich zieht, so muß, nach den bisherigen Grundsätzen der Aerzte, daß vom Gehirn, als dem Ursprunge aller Bewegungen, jede Bewegung komme, der Fehler der Verdauung die Epilepsie durch eine Zurückwirkung ins Gehirn wirken, als welches alsdann die unmittelbare Ursache der epileptischen Bewegungen wird. Wider diese unmittelbare Wirkung des Gehirns hat man auch bisher die Cur gerichtet, nicht aber wider die entfernte, die man selten annehmen kann, und wenn sie auch da ist, noch seltener weiß; wogegen die erste, nach besagten Grundsätzen der Aerzte, überall und also auch bey jedem epileptischen Anfälle erfolgen muß. Ich halte zwar, nach reifrer Ueberlegung, ist diesen Grundsatz für falsch, daß alle thierische Bewegungen durch das Gehirn gewirkt werden. Allein dies gehört hier nicht zur Sache. (Man sehe hiervon das 201 und 202 Blatt.)

Inzwischen bleibt es gewiß, daß blos der Reiz der Nerven des Magens und der Gedärme, von welchem die Seele der Epileptischen wenig oder nichts weiß, und der also auch ins Gehirn wenig Eindruck machen muß, zu allen diesen heftigen Convulsionen der Muskeln allein hinlänglich sey, ohne erst

erst durch die Vermittelung des Gehirns zu wirken, und daß also auch hier eine Cur von Arzneyen für das Gehirn verkehrt angebracht werden würde. Ich habe im vorigen Blatte erwiesen, daß eine gewaltsame Ausdehnung des Magens, die er von häufigen in ihm eingeschlossnen elastischen Dünsten leidet, die unmittelbare Ursache der Anfälle sey, und daß diese von einem unbekannten Fehler der Verdauung herrühren. Wir wissen indessen von diesem Fehler dreyerley aus der Erfahrung gewiß, nämlich, daß er die Speisen zu dickem Schleime werden lasse, daß er die Entwicklung der Wurmb Brut begünstige, und daß er stets eine Menge elastischer Dünste im Magen erzeuge. Aus diesen Gründen müssen wir die Regeln zur Cur der Epilepsie, außer den Anfällen, bestimmen. Es müssen nämlich den Epileptischen solche Arzneyen verordnet werden, welche den dicken zähen Schleim auflösen, und so oft sich derselbe von neuem anhäuft, ihn austreiben, damit er nicht den Gebrauch aller Mittel, die sich in ihm ohne Wirkung verlieren würden, vergeblich mache. Zugleich müssen Arzneyen gebraucht werden, die der Entwicklung des Wurmsstoffs hinderlich sind, und endlich solche, welche die Blähungen verschlucken oder aus dem Körper heraus führen. Da man den Fehler der Verdauung bey Epileptischen noch nicht kennt, so muß sich der Arzt mit diesen Anzeigen zur Cur begnügen, welche, indem sie beständig die Wirkungen desselben, die die Epilepsie machen, vernichten, nothwendig auch einen heilsamen Einfluß auf ihre Ursache, nämlich auf diesen unbekannten Fehler äußern, und ihn nach und nach mit verbessern müssen. Die Erfahrung lehrt, daß diese Vermuthung gegründet sey, und diese Curart wirklich gelinge. Daß sie aber gleichwol in manchen Fällen mißglücke, davon werde ich die Ursachen anderwärts anführen. (S. das 270 Bl.) Ist will ich die Regeln der Cur einzeln erläutern.

Die Austreibung des zähen Wurmschleims, der sich, wie ich im vorigen Blatte erinnert habe, in unglaublicher Menge erzeugt, und wenn man heut viele Pfunde davon weggebracht hat, nach ein paar Tagen in eben der Menge wieder vorhanden ist, macht den wichtigsten Theil dieser Cur aus. Es

können Monate und Jahre dazu erforderlich seyn, da man diese Auslegung wöchentlich ein paarmal zu wiederholen hat, und wer dieses verabsäumt und vernachlässigt, wird in seiner Cur schwerlich glücklich seyn. Man bemerkt, daß die besten Aerzte die Nothwendigkeit dieser Marime erkannt haben. Der Herr van Swieten sagt, daß die Epilepsie, welche aus dem Magen kommt, und sich durch ein Zittern der Unterlippe vor den Anfällen offenbahret, Brechmittel ersodre, die man den Kranken vor dem Vollmonde reichen muß, und daß man diese eine sehr lange Zeit wiederholen müsse.

Sydenham hatte wenig Gelegenheit, epileptischen Leuten Rath zu ertheilen, und dies war bey einem solchen Beobachter allemal ein Verlust für die Wissenschaft der Aerzte. Seinem Scharfsinne wäre wohl schwerlich der wahre Grund des Uebels und die gründliche Cur desselben entgangen. Die wenigen Worte, die er von der Epilepsie geschrieben, beweisen schon hinlänglich, daß er diesen wahren Kunstgriff gemerkt, und über die Vorurtheile erhaben gewesen. Er curirte, wie man weiß, den St. Veitstanz, eine besondere Art von Convulsionen, durch Blutlassen und Purganzen. Man bemerkt deutlich, daß er die letztern für die Hauptcur gehalten habe; denn er ließ den Kranken nach dem ersten Blutvergießen drey mal einen Tag um den andern purgiren, alsdann ward nochmals die Ader geöffnet, und der Kranke wiederum drey mal purgirt. Wenn solchergestalt der Kranke drey bis viermal Blut gelassen, und immer dazwischen oft purgirt hatte, so unterließ er das erste; allein, das Purgiren mußte er bis zur völligen Genesung noch immer wiederholen. Bey der Gelegenheit, da Sydenham diese Cur des Veitstanzes beschreibt, äußert er seine Gedanken von der Epilepsie nur beyläufig, und sagt: „Ich sollte fast glauben, daß nach eben dieser Methode die Epilepsie der erwachsenen Leute vertrieben werden könnte; nur müßte man die Arzneymittel dem Alter der Kranken gemäß einrichten. Ich habe aber, da mir diese Krankheit sehr selten vorgekommen, den Versuch selbst noch nicht gemacht. (Sane haud multum abest, quin huic methodo Epilepsiam adultorum cedere posse au-

tumem, modo remedia praescripta aetati eorum rite adaequantur; tametsi, cum non nisi perquam raro hic morbus mihi occurrerit, non adhuc idem sum expertus.) Die Purganzen, von welchen Sydenham redet, waren nur gelinde, und bestunden aus einem Trank von Tamarinden, Sennesblättern, ein wenig Rhabarber und Manna und Rosensaft. Aus einer andern Stelle, worinn er eben dieselbe Rathsmaßung äußert, erhellet, daß er zur Cur der Epilepsie stärkere Purganzen für nöthig halte. („Verisimile mihi videtur, quod haec methodus curatione Epilepsiae adultorum convenire possit, quod tamen non adhuc expertus sum. Cum vero Chorea Viti aetatis teneras adoriri soleat, in Epilepsia adultorum tam sanguinis detrahendi quantitas, quam Catharticonum dosis adaugeantur.)

Man sieht hier deutlich, daß Sydenham die Ausführungen bey Epileptischen für eins der wichtigsten Stücke bey ihrer Cur gehalten habe. Man muß aber um hierin mit Fortgange zu arbeiten, nicht allein sehr starke, sondern auch solche Abführungen erwählen, die besonders den Schleim verdünnen und auflösen, und zwar das erste darum, weil theils die Arzneyen in dem Busto von Schleime verschlungen werden, und unwirksam bleiben, theils auch die Nerven des Magens, deren Sinnlichkeit in dieser Krankheit auf eine besondere Weise verlegt zu werden scheint, nicht hinlänglich von den Eindrücken der Arzneyen gereizt werden, wenn sie nicht außerordentlich stark wirken. Man kann hiervon ein Paar einzelne Beweise im 274 und 302 Bl. lesen. Unter den Abführungen haben die Brechmittel vor den Purganzen vorzüglichen Nutzen, um den Anfällen vorzubeugen, hingegen die Purganzen vor jenen, um die Wurmbrot und Nester in den Gedärmen abzutreiben. Am besten ist es beyderley Mittel in Vereinigung zu verordnen, daß sie von oben und unten zugleich wirken, sie auch von allen Seiten zugleich den Kranken benzubringen, ich meyne durch Clystire und äußerliche auf den Nabel applicirte Purganzen. Denn obgleich diese letztern, wie Herr Triller wohl bemerkt hat, sonst unsicher wirken, so kann man doch, bey einem wahren, robusten Epileptischen, dieselben ohne alle

Sorge gebrauchen. Eben dies gilt von den innerlichen Mitteln, die man andern Leuten mit großer Behutsamkeit, und in zehnmal kleinern Dosen geben müste. Ein Epileptischer verträgt sie ohne Schwierigkeit, ja er bedarf ihrer und zwar oft, weil sich der dicke Schleim und die Würmer gar bald wieder ansammeln. Gemeiniglich müssen solche Leute schon um den fünften Tag wieder purgirt werden, und wer dies oder die starken Dosen scheuet, der wird sie nicht leicht curiren. Das in Wachs verhüllte Spießglas, (*vitrum antim. cecratum*) ist hier eine recht treffliche Arznei, die von oben und unten wirkt, und womit auch Herr Strandberg in Stockholm die Epilepsie geheilt hat: nur schade, daß es in seinen Wirkungen so ungleich ist. Herr D. Pietsch verordnet den Abend vor der Purganz, den Würmern zum Vorschmacke, eine Arznei von zwanzig Gran versüßtem Quecksilber, vierzig Gran Corallenmoos und eben so viel gebranntem Hirschhorn, nebst dreißig Granen sowol von Wurmsamen (*Semen Cinnæ*) als Reinfarnsaat (*tanacetæ*), und obgleich hiervon die Kranken schon in der Nacht zu purgiren anfangen sollten; so giebt er doch den Morgen drauf diese Pillen: aus zweien Skrupeln vom Extracte der schwarzen Nieswurz, einem halben Skrupel Claterrum, einem halben Quentlein Aloeextract, sechs Granen Coloquintenküchlein (*trochisc. al-handal.*) einem Grane mineralischen Turbith, und sechs Tropfen Krausemünzöhl. Ehe diese Pillen zur Wirkung kommen können, wird ein Clystier aus Milch, bittern Kräutern und Wurmsaat, und äußerlich eine Salbe, de Arthanita, oder Coloquintenöhl oder Ochsegalle, u. d. gl. auf den Unterleib applicirt. So ungeheuer diese Dosen zu seyn scheinen, so bin ich doch genöthigt gewesen, sie zuweilen Kindern unter zehn Jahren, zum öftern einzugeben, wovon ein Beyspiel im 302 Blatte erzählt werden wird. Man kann die Arzneyen nach Gutdünken wählen; wenn sie nur stark genug ausführen, und sich sonst in den Zustand des Kranken passen. Ettmüller gab im Anfange Brechmittel, und im Fortgange Purganzen mit versüßtem Quecksilber versetzt. Pitcarn wiederholte die Brechmittel so oft als Ausführungen nöthig waren.

waren. Die Specacuanne allein ist zu schwach. Ein Quentlein davon, mit vier bis acht Granen Brechweinstein versetzt, thut gute Wirkung, die aber auch der letztere allein thut. Eben so ist es mit der Jalappe, welche das Gummi Gutta schärft. Wenn diese Brechmittel mit den Purganzen vereinigt werden, so thun sie am Besten. Auch die Purgirsalze, in dreifacher Dosis gegeben, schicken sich wohl, um den Schleim aufzulösen. Bey allen diesen Verordnungen setze ich erwachsene, wahre, robuste, und ausser den Anfällen nicht kranke, schwächliche, sondern gesunde, muntere Leute zum Voraus, und rathe einem Jeden, daß er zum Anfange sich nur der gewöhnlichen Dosen der Ausführungen bediene, und sie nur nach und nach verstärke, und daß er zwischen ihren Wirkungen stets eine große Menge laues Getränk genieße.

Ich gehe nun weiter zu den übrigen Regeln der Cur, welche man in den Zwischentagen der Ausführungen zu beobachten hat. Es sind, wie ich oben gesagt, diese: daß der zähe Schleim verdünnt, die Wurmbrot ausgerottet, und der Leib von den Blähungen befreiet werde, die hier so viel Uebles stiften. Durch dieses Verfahren wird man zugleich die Schwäche des Magens und der Gedärme, die etwa Mancher für den Grund der schlechten Verdauung halten möchte, wovon ich doch nichts glaube, hinlänglich curiren.

Unter den Schleim auflösenden Mitteln sind die Salze vorzüglich. Daher ist es nützlich, daß Epileptische in den Zwischentagen der Ausführungen alle Morgen ein halbes Loth Rochsalz oder Purgirsalz, in Wasser aufgelöst, einnehmen, und eine große Menge Wasser nachtrinken. Das aufgelöste Gummi Ammoniacum kann zur Abwechslung dienen, wie auch der Esigmerz von Meerzwiebeln, und kleine Dosen von dem Brechweine (*aqua benedicta Rulandi*) etwa zu 60 Tropfen auf einmal, oder dem Brechweinstein, en layage, wie man sagt, das ist, in sehr viel Wasser aufgelöst, und nur in so kleinen Dosen gebraucht, daß er kein Erbrechen machen kann.

Wenn man in den Zwischentagen des Morgens früh dergleichen Arzneien zur Auflösung des Schleims verordnet hat, so kann man gegen Mittag und nach Mittage diejenigen anbringen, die den Würmern nachtheilig sind, und ihre Brut verderben: weil dies alles gute Arzneien für den Magen und für die Verdauung sind. Herr Pietsch verordnet dazu vor und nach Mittage ein Quentlein des folgenden Pulvers. Nehmet Aaron- und weiße Pimpinellenwurzel, von jeder zween Skrupel, von der kleinen Galgant- und der Zitwerwurzel, von jeder vier Skrupel, vitriolischen Weinslein, mineralischen Mohr und gebranntes Hirschhorn von jedem fünf Skrupel, alles pulverisirt und vermischt. Ich führe dies bloß an um die Curart des Herrn D. Pietsch vollständig mitzutheilen: denn ausserdem sind unter den bittern magenstärkenden Arzneien, welche zugleich die Wurmbrut vertilgen, verschiedene von nachdrücklicherer Wirkung. Ich rechne dahin insbesondre die Ziebellinde; nur daß man sie nicht in Substanz häufig gebe, so lange der Magen noch mit zähem Schleime angefüllt ist. Im Decocte verträgt man sie zu dieser Zeit besser. Ich habe auf die Galle ein besondres Vertrauen, weil ich, wie aus dem vorigen Blatte erhellet, einen Fehler der Galle für den wahrscheinlichen Grund halte, warum sich der Wurmfloss in unsern Gedärmen entwickelt. Warum sollte man diesen Fehler der Galle nicht durch andre gute Galle ersetzen können, welche man einnimmt. Man weiß, daß die bitterste Fischgalle für das beste Präservativ in Krankheiten, die von Verschleimungen herühren, gehalten wird, und dahin gehört unstreitig die Wurmfloss. Boerhaave curirte die blaffen, dickbauchigen Kinder, von denen man sagt, daß sie angerögt sind, mit Pillen von Hecht- und Aalgalle, und diese Kinder haben gemeinlich die Wurmfloss. Der vortreffliche Herr Archiater Rosen von Rosenstein verordnet die Galle und die ihr ähnlichen Arzneien wider die Krankheiten von schwacher Galle. Man kann hiervon, wie überhaupt von den besten Wurmarzneien für epileptische Leute das 267ste Blatt lesen. Hier kommen auch die schwefligsten Arzneien und Gesund-

fundbrunnenwasser, imgleichen die Mercurial- und Stahlarzneien und Brunnen in Betrachtung. In England giebt man, wie Herr Mary angemerkt hat, selbst den Kupfervitriol zu $\frac{1}{4}$ bis 1 oder 2 Gran in Mixturen wider die Convulsionen. Allein auch diese letztern metallischen Arzneien, von Eisen, Kupfer, Zinn, u. s. w. sind gemeinlich im Anfange, da der Leib noch nicht oft vom Schleime gereinigt ist, von schlechter Wirkung, wovon man im 302 Blatte ein Beispiel finden wird. Mithin ist es am besten diese Mittel bis gegen das Ende der Cur zu versparen, wo sie gewiß noch immer von gutem Nutzen seyn werden: denn es scheint, daß selbst nach der gänzlichen Entledigung der Verdauungswege bey Epileptischen die Verdauung noch lange Zeit den Fehler behalten könne, welcher der Wurmbrut günstig ist. So gehen z. E. noch bis ist von dem jungen Herrn, dessen Cur ich im 302 Blatte beschrieben habe, dann und wann einige von den weissen Fäserchen ab, die wahrscheinlicher Weise nichts anders, als eine Wurmbrut sind; ob er gleich ist schon volle sechs Jahr die beste Gesundheit genießt, und nie wieder eine Spur von epileptischen Anfällen gehabt hat.

Endlich sind auch die bittern Carminative, welche zugleich wider die Würmer dienen, nach der letzten Regel der Cur, in den Zwischentagen der Abführungen nützlich zu gebrauchen. Unter diesen habe ich nichts wirksamer gefunden, als das Pulver der Pommeranzenblätter, und die gelbe Pommeranzenschale, welche der Herr van Swieten, Störck, und mehrere gepriesen, und womit der gelehrte Herr D. Zannes in Wesel einen epileptischen Knaben curirt hat. Man giebt das Pulver der Blätter, ein- oder zweymal des Tages, zu einem halben oder ganzen Quentlein. So wenig sich öfters die epileptischen Anfälle an die stärksten Abführungen stoßen, und zuweilen nach denselben mit stärkerer Wuth wiederkehren, so nachdrücklich thut ihnen gemeinlich dieses Pommeranzepulver Einhalt, obgleich der Friede von keiner langen Dauer seyn würde, wenn man damit die Cur allein, und ohne alle Abführungen bewerkstelligen wollte. Ich überlasse den Aerzten die Wahl mehrerer Carminative, und empfehle

nur noch zu dieser Absicht den östern Gebrauch der Digestivsalze mit Salpeter, welche eine besondre Kraft zu haben scheinen, die Gährungen zu dämpfen, welche die elastischen Dünste erzeugen, die den Magen zu Convulsionen reizen.

Wenn man eine hinlänglich lange Zeit die Abführungen, und in den Zwischentagen die Wurmarzneien, die Schleimauflösenden Salze und Carminative fleißig gebraucht hat, und die epileptischen Zufälle sich nicht mehr zu ihren gewöhnlichen Zeiten eingestellt haben, so kann man nach und nach mehr und mehr von den Abführungen abstehen, und sich bloß an die Wurmarzneien und bittern Carminative, an das Eisen und an die Fiebertinde halten, welche letztere der berühmte Herr Hofrath Medicus in diesem Termine der Krankheit mit Recht als vortreflich preiset. Herr D. Pietsch wäscht die ludovicische Tinktur von Eisenvitriol vor und nach den Mahlzeiten zum Beschlusse der Cur. Fuller machte aus sechs Quentlein Fiebertinde und zweien Quentlein virginianischer Schlangenzwurzel mit Päonien syrup eine Latwerge, wor von er etliche Monate lang, wider die Epilepsie, Morgens und Abends ein Quentlein nehmen ließ. Man kann mit besonderm Nutzen ein Paar Quentlein Stahlpulver dazu setzen. Mit diesen Arzneyen muß man lange Zeit fortfahren, und wenn sich um die Zeiten der Gleichtage, der Sonnenwende, oder des Mondwechsels noch Spuren von Anfällen ereignen, muß man auch die Abführungen gegen diese Zeiten noch immer zu Hülfe nehmen. Um zu wissen, wann die beschwerliche Cur mit Sicherheit beschloffen werden könne, muß man die Zeichen kennen, daß das Uebel gründlich gehoben sey. Ich will dieselben beschreiben.

Man kann nicht zuverlässig schließen, daß man genesen sey, wenn bey der Cur der Anfall eine längere Zeit aufengeblieben ist, als sonst jemals. Er kann wohl ein Jahr aufenbleiben, und doch noch wiederkommen, wie der Herr van Swieten bemerkt hat, wenn nicht mehr andre Kennzeichen die Genesung bestätigen. Wenn die Arzneyen anfänglich eine große Menge unnatürlichen zähen Schleim und Würmer

Würmer abgeführt haben, und solcher Abgang sich beym Ausserbleiben der Anfälle nach eben denselben Purganzen immer mehr und mehr vermindert, so wird die Hoffnung groß, daß die Cur bald vollbracht seyn werde. Man muß aber bey der Beurtheilung der Menge des abgehenden Schleims und der Würmer eine ganz andre Rechenkunst anwenden, als bey andern Leuten. Daß viel Schleim, daß halbe Hunderte von Würmern in einem Tage abgegangen sind, giebt so wenig Sicherheit, daß sich davon oft der Paroxysmus um gar nichts mindert oder verspätet. Es muß erstaunlich viel Unrath weggegangen seyn; es muß allen Glauben und alle Vermuthung derer, die die Krankheit noch nicht kennen, übersteigen, wenn man aus diesem Umstande sicher schließen will, daß nichts mehr übrig seyn könne, und dennoch wird man sich oft in seiner Vermuthung betrogen finden. Wenn aber die Anfälle lange aufengeblieben, oder stets schwächer geworden sind; wenn die Abführungen nach und nach weniger unnatürlichen Unrath zum Vorschein gebracht, und, da sie im Anfange, ihrer Stärke ungeachtet, in den Gedärmen kaum einige ungewöhnliche Empfindungen gemacht, nun anfangen, schmerzhafter zu wirken und unerträglicher zu werden, so ist es wahrscheinlich, daß der Vorrath in den Gedärmen erschöpft sey, und daß die Purganzen, die vorher so wenig Ungelegenheit machten, weil sie sich im Wusse des dicken Schleims verwickelten, nunmehr die Häute, der Gedärme, von ihrem unnatürlichen Ueberzuge befreyet und entblößt, unmittelbar zu berühren anfangen, oder daß die Nerven ihren natürlichen Grad des Gefühls wieder erhalten haben.

Dennoch muß sich der Kranke mit allen diesen Muthmaßungen nicht begnügen lassen, sondern zugleich seinen vorigen und jetzigen Zustand genau gegen einander halten. So lange die Freßsucht noch währet; so lange der Leib sich unordentlich öffnet, so, daß er bald eine Zeitlang verschlossen bleibt, bald einen Durchlauf hat; so lange das Gemüth schreckhaft und launisch, bald schnell melancholisch, und zum Zorne geneigt, bald ohne Ursache lebhaft und fröhlich ist; so lange der Schlaf unruhig, schreckhaft, oder nur noch an allerhand Träumen reich

reich bleibt, wie er bey allen Fallsüchtigen ist; so lange eine ungewöhnliche Empfindung oder Geschwulst in der Herzgrube, Neigungen zu Ohnmachten, und öftere Zuckungen der Sehnen vorhanden sind; so lange der Leib mit Blähungen geängstigt, und nach dem Genusse bitterer Arzneyen und beym Festen von den beunruhigten Würmern schmerzlich gequält wird; so lange noch nach dem Essen, oder auch sonst, schnelle Aengstlichkeiten und Herzklopfen, woben einen Augenblick die Sinne verschwinden, den Kranken beschweren; und so lange sich endlich noch dann und wann die Kennzeichen äußern, die ehemals die Vorboten eines Anfalls waren: so ist dem Frieden noch nicht zu trauen, und man muß die Cur fortsetzen. Je mehr sich von allen diesen Kennzeichen das Widerspiel zeigt, desto zuverlässiger ist die Hoffnung. Will man aber der Sache völlig gewiß seyn, so kann man einen Versuch machen, welchen der Herr D. Pietsch vorgeschlagen hat. Es ist nämlich eine gewisse Beobachtung, wenn man einem Fallsüchtigen nach Beschaffenheit seines Alters oder seiner Kräfte, Morgens und Abends von der Hundszungen Pflanzmaße und vom stinkenden Asand, von jedem zwölf bis vier und zwanzig Gran, in lauem Getränke eingiebt, daß er davon über Blähungen und Drücken vor der Brust klagt, und daß darauf der epileptische Anfall längstens binnen Tag und Nacht ausbricht. Wenn Gesunde dieses Mittel gebrauchen, so ist es ihnen zwar nicht dienlich; aber sie bekommen doch davon keinen epileptischen Anfall. Die Probe ist demnach eben nicht rathsam; aber sie ist doch entscheidend, und bey robusten Leuten sind ihre Folgen nicht sehr zu fürchten.

Wenn der Anfall schon lange auffengeblieben ist, und die übrigen Kennzeichen mehrentheils günstig sind, so kann man die Cur zwar unterbrechen, aber sie muß nicht eher ganz aufgegeben werden, als bis alle Zeichen gut sind. Man kann Anfangs alle acht Tage, nachher nur alle vierzehn Tage, oder alle Monate einen Termin der ordentlichen Cur, welcher ungefähr fünf Tage dauert, wiederholen, und so allmählig abbrechen. Bey leichten epileptischen Krankheiten kann man zuweilen die ganze Cur in solche Termine abtheilen, zumal, wenn

wenn die Kranken von schwächlicher Leibesbeschaffenheit sind. Ist aber die Krankheit eingewurzelt und hartnäckig, so muß der Gebrauch der Arzneyen ununterbrochen einen, zween Monate und länger fortgesetzt werden. Dieses ist wohl zu merken; denn jeder Aufschub der Hülfe verlängert nicht nur die Cur, sondern macht sie auch öfters ganz vergeblich. Eben so ist es, wenn man sich die Cur durch die Verminderung der Dosen erleichtern will. So bald man überzeugt ist, daß der Patient ein wahrer Epilepticus, ausser seinen Anfällen aber gesund und stark ist, so muß er starke Abführungen haben, oder es ist alles umsonst, und sie werden ihn gar nicht beleidigen. Er kann sich vielleicht an dem Tage, da er die Abführung genommen, ein wenig übel befinden; aber er wird am folgenden wieder munter, ja besser zu Muth seyn, als die vorhergehenden Tage. An die Menge der Stühle und des Abganges muß man sich nicht kehren. Die Wirkung der Arzneyen ist wirklich zum öftern erstaunlich; wenn man aber das Befinden des Kranken an den folgenden Tagen damit vergleicht, so wird man sehen, wie wenig sie ihn abgemattet habe. Am allerwenigsten sind diejenigen Kranken zu schonen, bey denen sich Würmer offenbaren. »Die Würmer der Fallsüchtigen, sagt der Herr Dr. Pietsch, sind »insgemein von ganz andrer Dauer, als die gemeinen. Sie »sind oft in ihren vier Pfählen alt worden, — und lassen »sich nicht so leicht aus ihrem alten Besitze vertreiben. Ich »bin versichert, daß Bergen ob Zoom mit weniger Kunst »und Mühe ist überwunden worden, als sich die Würmer bey »manchem alten Fallsüchtigen überwinden lassen, wenn sein »Leben nicht zugleich mit soll überwunden werden. List und »Gewalt sind oft nicht zureichend, ihr Nest einzunehmen, »und sie zu verjagen, wenn sie gleich von oben und unten »und aussen zu einer Zeit bestürmt werden. — Wer sich »bey Fallsüchtigen auf die Wurmjagd einläßt, der erfährt, »mit was für Feinden er zu kämpfen hat. Vorher glaube »Niemand, wie viel Geduld und Fleiß dazu erfordert wird. »Die Mittel der gemeinen Wurmmärzte, welche bey Kindern »und andern Leuten oft vortreflich sind, thun bey Fallsüchti- »gen

gen nichts. Weil es nun so unsäglich schwer hält, die Würmer solcher Leute zum Weichen zu bringen, so hat man mit den gemeinen Arzneyen wider dieselben, die nichts geschrumpft, bald aufgehört, und den wahren Zweck der Cur aus den Augen verlohren. Franz Redi hat einen Spulwurm in einer Auflösung der Aloe über dreyßig Stunden leben sehen. So wenig kann sie ein kleiner Rauch beißen. Hierzu kommt noch die große Menge derselben. Von den kleinen Maden im Mastdarme gehen oft bis tausend mit einmal fort. Vom Bandwurme hat Mancher nur eine, Mancher wohl etliche Schnuren bey sich, davon die Glieder einer jeden bis auf zwey, drey hundert geschätzt werden können. Die Spulwürmer sind bey Fallsüchtigen oft zu Hunderten beysammen, und ich weiß Beyspiele, daß etliche funfzig in einem Tage abgegangen. Wenn manchmal zwey bis drey Duzend fort sind, so stößt sich der Anfall kaum merklich darauf.

Nachdem ich die ganze Cur der Epilepsie, nach meiner Einsicht, hinlänglich beschrieben habe, muß ich noch die Diät und das Verhalten der Epileptischen bestimmen. Der vornehmste hieher gehörige Artikel betrifft die Menge der Speisen. Ich habe schon gesagt, daß die meisten Fallsüchtigen zwischen ihren Anfällen stark, munter und selbst zu den stärksten Arbeiten vermögend sind. In diesem Zustande der Gesundheit ist aber auch ihr Appetit zuweilen stärker, als bey andern gesunden Leuten, ja, sie können kaum die Zeit des Essens erwarten. Das geringe Volk nimmt daher mit jeder Kost fürlieb, wenn sie ihm nur den Magen füllt; und es ist erstaunlich, was für Mahlzeiten ein solcher Mensch zuweilen zu sich nimmt. Der Herr Dr. Pletsch hat eigene Versuche angestellt, um solche Leute durch Ueberladung des Magens zu einem Wechselstieber zu bringen, und dabey hat er ihre Fressucht kennen lernen. Er gab ihnen des Morgens halb gar gekochtes fettes Schweinsfleisch ohne Salz und Brodt, und kaltes Wasser zum Trinken. Dies beschwerte ihren Magen so wenig, daß sie am Mittage wieder eine sehr starke Mahlzeit thun konnten. Er gab ihnen halb gar gesottene Speisefische

fische ohne Salz, nüchtern und Pfundweise, und zwey bis drey Maas kaltes Wasser, welches weder Ekel, noch Magendrücken verursachte. Die folgenden Tage genossen sie nüchtern, ausser den halb gar gekochten Fischen, noch vier bis sechs rohe Eyer, bald Speck ohne Salz, bald rohen Kürbs mit Zucker, und statt des Wassers saure Milch dazu. Dennoch schmeckte das Mittagmahl noch immer gut. Sie schlungen außerdem die Speisen ungekaut aufs begierigste hinunter. Diese erstaunliche Fressucht ist zwar eine natürliche Folge der höchstverdorbenen Verdauung, und es kann ihr nicht eher mit hinlänglichem Nachdrucke gesteuert werden, als bis die Gedärme von den Unreinigkeiten, die in ihnen gähren, und von den Würmern befreyet sind. Da sie aber doch gleichwol dem Grunde des Uebels immer neuen Vorschub thun; so muß man sowol während der Cur, als auch noch lange nachher, den unmäßigen Appetit so viel, als nur immer möglich, in Schranken halten.

In der Wahl der Speisen ist hauptsächlich dahin zu sehen, daß alle diejenigen vermieden werden, die leicht zu einem dicken und zähen Schleime werden, und die den Ausbruch der Anfälle befördern, indem sie viel Blähungen erzeugen. Die Speisen, welche in diesen Absichten am schädlichsten sind, sind alle rohe Mehlspeisen, die nicht zuvor ausgebacken sind, oder wohl gegohren haben; z. E. Mehlbrey, Klöße, Kuchen, Pfannkuchen, trockne Erbsen, Bohnen, Cartuffeln, Castanien, Erdäpfel, Grüßbrey, Pastetenteig, andres Buttergebackenes, Confect, frischgebackenes Brodt, oder schlecht ausgebackenes, das wasserschlichtig ist, Eyergebackenes, u. d. gl. Solche Leute müssen sich mit Zugemüse von leichter Art, mit Fleisch, lockerm Brodt und Fischen sättigen, dabey aber viel dünnes Getränk trinken, wozu das Wasser am besten ist. Wein und Brantwein ist ihnen nicht dienlich, zumal wenn sie bey der Krankheit schon alt geworden sind: denn diese Getränke greifen die Nerven, welche ohnedem schon genug mitgenommen sind, noch mehr an.

Ausser dieser Diät im Essen und Trinken haben die Fallsüchtigen auch noch andre Dinge zu beobachten, um die Wiederkehr

derkehr der Anfälle zu verhüten. Sie müssen nach den Maassen den Magen nicht mit warmen Thee- oder Caffeewasser und Milch anfüllen, weil hierdurch seine Säsergen noch mehr erschlaft, und ausser Stand gesetzt werden, die Blähungen fortzutreiben. Dagegen ist ihnen starke Bewegung nach dem Essen dienlich. Sie müssen nie lange in Gesellschaft bleiben, wo sie genöthigt sind, die Blähungen zurück zu halten, am allerwenigsten müssen sie solche Kleidung tragen, welche um den Magen und Unterleib zu vest anschliesst. Des Nachts ist es nöthig, das Brusttuch aufzuknöpfen, um dem Unterleibe freye Bewegung zu lassen, und nicht auf dem Rücken, sondern am meisten auf der linken Seite zu liegen, da die Blähungen nach oben besser abgehn. Wenn sie hierin etwas versehen, so werden die unruhigen, ängstlichen Träume, die allen Fallsüchtigen ohne Ausnahme gemein sind, weit stärker überhand nehmen, und sich zuletzt in Alpdrücken und Ohnmachten, oder in epileptische Anfälle verwandeln. Das Reiten ist eine gute Leibesübung für Fallsüchtige. Es befördert das Sinken des Schleims nach den untern Gedärmen, wo er keine Epilepsie mehr machen kann, und beunruhigt die Würmer, welches mit der Absicht der Cur übereinkommt.

Weil die Fallsüchtigen bey jeder heftigen Leidenschaft Gefahr laufen, einen Anfall zu bekommen, so muß man ihnen alle Gelegenheit zu solchen aus dem Wege räumen. Alles, was ihre Nerven angreift, hitzige Speisen, Gewürze und Getränke, der Dunst flüchtiger Dämpfe, besonders der Kohlendampf, und dumm machender Blumen, wie auch die dumpfigen Zimmer, welche Beklemmung und Herzensangst machen, müssen von ihnen aufs sorgfältigste vermieden werden.

So lange die Cur dauert, muß der Arzt dafür sorgen, daß sich der Leib der Kranken täglich aufs reichlichste entledige; nach der Cur aber ist dieses eine wesentliche Sorge des Kranken, und seine ganze Diät muß auf diesen Hauptzweck gerichtet seyn. Man findet hierzu die hinlängliche Anleitung sowohl in meinem 5ten, als auch im 245ten Blatte.

So lange die Anfälle noch fortwähren, kann Vollblütigen das Blutlassen zur Präservation nöthig und nützlich seyn, ausserdem aber ist es bey der Cur eine Nebensache.

Ich warne einen jeden wohlmeinend, keinen von allen den so hochgerühmten Specificis und andern Vorschlägen zu trauen, wenn sie nicht auf den einzigen Zweck, den die Cur haben muß, nämlich auf die Verbesserung der Verdauung abzielen. Ich weiß wohl, daß man sich auf Erfahrungen von Wundercuren berufen wird; allein, wenn es nur möglich wäre, alle diese Beweise genau zu untersuchen, so würde man offenbar sehen, daß bloß durch einen glücklichen Zufall eine solche Cur zuweilen gelungen, und daß Mancher für völlig curirt gehalten worden sey, der es doch bey weitem noch nicht gewesen. Ein einziger abgehender Wurm kann zuweilen die Anfälle zurück setzen, und es kann die genommene Arznei nicht einmal diesen Wurm vertrieben haben; da aber beydes zugleich geschehen, so scheint ihre Tugend dadurch bewiesen zu seyn. Unter der Menge von ekelhaften Dingen, die man für Specifica ausgiebt, sind vielleicht einige, deren übler Geruch die Würmer, und eine noch nicht eingewurzelte Epilepsie, vertreibt. Aber man versuche sie nur bey hartnäckigen Uebeln, so wird sich ihre Nichtwürdigkeit offenbaren. Man erzählt noch täglich gleiche glückliche Curen von den Arzneyen fürs Haupt, und viele unsrer besten Aerzte hängen noch daran. Allein, wenn ihre Curen nicht von ohngefähr eben so glücklich die Ursache der Krankheit aus dem Unterleibe verjagen, wie es in dem Falle, der in meinem 205ten Blatte erzählt worden, das Blasenpflaster that, so zweifle ich sehr, daß sie einen einzigen dauerhaft wiederherstellen, oder es ist doch wenigstens seine Genesung in Nebenumständen, in der Diät, oder in der Wirkung der Nebenarzneyen, gegründet, die man kaum mit zur Cur rechnet. Den besten Beweis, wider welchen niemand etwas einwenden kann, geben die Wirkungen der Cur, die wider den Unrath im Unterleibe gerichtet ist. Man nehme einen wahren Fallsüchtigen, der in der Krankheit kein Neuling mehr ist, und dessen Zufälle die Kennzeichen der wahren Epilepsie bey sich führen. Man gebe ihm

eine tüchtige Purganz, wie die Methode sie fordert. Wenn diese Purganz, oder vielleicht die andre, vielleicht die vierte oder sechste, nicht diesen zähen Schleim, Würmer oder andre seltsame Unreinigkeiten, die kein gesunder Mensch auspurgirt, zum Vorschein bringt, so will ich der erste seyn, der diese Theorie wieder verläßt; allein es wird nie fehlen. Nun wäre es aber höchst seltsam, zu glauben, daß sich dieser Umstand bey allen Fallsüchtigen von ohngefähr ereignete.

Mein Herr,

Ein gewisser junger Mensch, der in der Nacht aus einem Fenster begossen wird, und deshalb den Thäter auf der Stelle ausfordert, um sich mit ihm zu schlagen, wird in der Dunkelheit, da er, an einer Mauer angelehnt, sich, dreyimal durch den Unterleib gestochen, so daß der Degen zweymal im Rücken hindurch geht, einmal aber hinten nicht durchdringt. Der Verwundete wird nach der Wache gebracht und verbunden. Es ist keine Spur einer Verletzung der Gedärme zu merken gewesen, und er ist, ohne sonderliche Beyhülfe, genesen und vollkommen gesund geblieben. Diese Sache hat sich wahrhaftig zugetragen, und man hat die Narben Zeit Lebens an dem Verwundeten gesehen. Ist dies nicht fast ein unglaublicher Fall? Wie konnte der Degen den Unterleib dreyimal durchbohren, ohne die Gedärme und andre edle Theile zu verletzen, und wie konnten solche drey Wunden untödtlich bleiben? Es würde mich und mehrere interessieren, wenn Sie hierüber Dero Gedanken mittheilen wollten. Ich verharre, u.

Antwort.

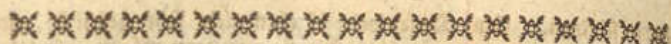
Mein Herr,

Es ist ein sehr glücklicher Fall: aber er ist weder ohne Beyspiele, noch unglaublich. Glücklicherweise ist er, weil die Degenstöße kein beträchtliches Blutgefäß und kein edles Eingeweide berührt haben. Er ist auch nicht ohne Beyspiele, denn es sind öfters dergleichen Verwundungen des Unterleibes, ohne mehr Beyhülfe, als den äußerlichen Verband, glücklich geheilt. Er würde aber höchst wunderbar und unglaublich seyn, wenn die drey Degenstöße den ganzen Unterleib querr durchbohrt haben sollten, ohne die so sehr enge darinn verschlossenen Gedärme zu verletzen, wie Sie es Sich einzubilden

scheinen. Eine Degenspitze ist eben nicht sehr geschickt, von diesen Häuten, so glatt und schlüpfrig sie auch seyn mögen, abzugleiten, wie sich solches einige, die gleiche Erfahrungen gesehen, vor gestellt haben. Es ist aber gewiß, daß die Gedärme so glücklich durchstochen werden können, daß sich die Wunden von selbst gleich wieder zuschließen, wenn nämlich ihre Fäserchen nicht sowol der Quere als der Länge nach getrennt werden, oder wenn überhaupt die Wunde nur schmal ist, und daß sie in solchem Falle auch keine merkliche Spuren ihrer Verletzung geben. Es können auch die schwersten Wunden der Gedärme zuweilen aufs glücklichste heilen. Meri hat einen Fall beschrieben, da die verwundeten dünnen Gedärme sogar in Brand gegangen, und doch die Heilung erfolgt ist. Nach einer andern Beobachtung vom Wundarzte Mallet, gieng ein Säbelstich vorn in den Unterleib hinein, und hinten wieder heraus, und die Wunde gab erst geronnenes Blut, hernach bösen Eiter und endlich ein helles Wasser. Ein heftiges Fieber dauerte bis den siebenten Tag; die Wunde ward offen gehalten, und, zum Ueberfluß, eingespritzt. So erfolgte die Genesung. Der jüngere Herr Vogel, ein Sohn des berühmten Wundarztes in Lübeck, hat von dieser Materie, so viel ich weiß, am hinlänglichsten geschrieben. Der Fall, welcher zu dieser schönen Schrift die Veranlassung gegeben, ist dem besagten Wundarzte in Lübeck selbst vorgekommen. Es war nämlich ein großes Tobacksmesser auf einer Seite des Leibes hinein und auf der andern wieder herausgedrungen. Der Verwundete gerieth in die äußerste Gefahr, er erbrach sich, ward oft ohnmächtig, bekam ein Fieber, zuckte, rasete, aus der einen Wunde stieß zu Zeiten Roth, auch hing das Netz eine Viertelstunde zum Leibe heraus: dennoch genas er, nach etlichen Monaten, und der Roth nahm nach und nach seinen natürlichen Weg wieder, obschon der Darm nicht zusammengeknüpft worden. Bey dieser Gelegenheit werden mehr solche glückliche Curen gleicher Wunden, ohwol auch genug Fälle, die tödtlich gewesen, beygebracht, und daraus die Folgen hergeleitet, daß keine Darmwunde, sie mag auch noch so gefährlich seyn, für schlechterdings tödtlich gehalten werden kann, sondern die Ursache des Todes immer an zufälligen Dingen liege, und daß man nicht nöthig habe, weder die Därme zu heften, noch sie, wenn sie getrennt sind, in einander zu stecken, sondern daß es besser sey, sie nur mit einem Faden an die äußere Wunde zu heften. Alles dieses wird Dero gerechte Neugier in Absicht des ob erzählten Falles hinlänglich befriedigen. Ich bin, u.

Der Arzt.





Zwen hundert und funfzigstes Stück



von Haller.

Des Körpers innre Kraft, das Wesen seiner Seele.

Man kennt die Werkzeuge und Hülfsmittel, deren sich die Natur bedient, um aus den Speisen denjenigen Nahrungsast zu bereiten, welcher zuletzt der Stoff unsrer ganzen Maschine wird, ob man gleich nicht begreift, wie es mit dieser Verwandlung eigentlich zugehe. Wenn man aber sagen soll, durch welchen Kunstgriff die Natur den aus den Speisen verdauerten Milchast in Blut verwandelt, so sind die Schwierigkeiten noch größer, und es ist alles, was man bisher zur Erklärung dieser Sache vorgebracht hat, so vielen Widersprüchen und Zweifeln unterworfen, daß man sich, statt der Gewißheit, mit bloßen Wahrscheinlichkeiten begnügen muß.

Ich habe im 210ten Blatte die Werkzeuge der Verdauung der Speisen, und ihre Verwandlung in Milchast, so weit wir dieselbe kennen, beschrieben, und bin damals dabey stehn geblieben, den Ort anzuzeigen, wo sich dieser neue Nahrungsast in die allgemeine Blutmasse ergießt. Bey diesem Eintritte ins Blut hat er noch eine Milchfarbe, und er behält dieselbe auch noch eine Zeitlang, da er sich schon mit dem Blute vermischt hat. Unvermerkt aber verliert er sie, und nimmt die rothe Gestalt des Bluts und alle Eigenschaften desselben an. Man will die Maschine wissen, die diese Verwandlung bewerkstelligt, und durch welchen Mechanismus sie geschehe? Hier ist es, wo sich die Schwierigkeiten äußern. Die gelehrtesten Aerzte haben ihren Fleiß und Scharfsinn an diese Untersuchung gewendet, und ich will heute kürzlich erzählen, wie weit sie darin gekommen sind.

Es

Es ist wahrscheinlich, daß die Lunge an dieser Verrichtung Antheil habe. Ein Eingeweide von solcher Größe und Wichtigkeit scheint einer so großen Absicht am würdigsten zu seyn. Die ganze Masse des Bluts, welche aus der rechten Herzkammer in die linke übergehn muß, durchströmt bey diesem Uebergange die Lunge. Der Milchast, welcher sich in eine Blutader unter dem linken Schlüsselbeine ergießt, gelangt nach wenigen Augenblicken zur rechten Herzkammer, von da er sich in der Lunge mit der aus dem ganzen Körper zurückkommenden Blutmasse vermischt, und auf diesem Wege, von der besagten Ader an, bis zur Lunge, wird das Blut, das mit dem noch rohen Milchaste beladen ist, weder zu einiger Absonderung noch Ernährung des Körpers angewendet, so daß es scheint, als habe die Natur die Absicht gehabt, vom Milchaste nicht eher einigen Gebrauch zu machen, als bis er erst die Bearbeitung der Lunge überstanden habe. Wenn man aber fragt, warum die Natur in dieser Absicht nicht lieber den Milchgang in die Hohlader geführt habe, welche ihn alsobald zur rechten Herzkammer und zur Lunge gebracht haben würde, so muß ich antworten, daß ich es nicht wisse, und dies ist eben so viel gesagt, als wenn man die spitzfindigste Herleitung davon gemacht hätte. Noch mehr, die ganze Blutmasse, welche nur allein das Herz und die Lunge aus dem ganzen übrigen Körper empfängt, hat in diesen beyden Eingeweiden solche Veränderungen auszustehn, welche hauptsächlich auf ihre Mischung einen Einfluß haben müssen. Das Blut leidet hier den gewaltigen Druck des Herzens, es wird durch die ganze Lunge in unendlich klein zertheilte Blutgefäße geleitet und ausgebreitet; in diesem Zustande wird es von der Luft, die wir einathmen, fast unmittelbar berührt, abgekühlt, und folglich in etwas zusammen gezogen; zugleich dunstet daselbst eine beträchtliche Menge wässeriger Feuchtigkeiten von ihm aus, welche die Luft bey dem Ausathmen mit fortführt, und kurz, es wird bey seinem Durchgange durch die Lunge auf eine so unterscheidende Art behandelt, daß man bisher keine wahrscheinlichere Absicht von so großen Veränderungen hat finden können, als eine allgemeine Veränderung

zung oder Wiederherstellung seiner zum Umlaufe erforderlichen Mischung, welche durch den Abgang so vieler auf dem Wege des Umlaufs von ihm abgesonderten Theile natürlicher Weise sehr verändert, und zu den Zwecken eines nochmaligen Umlaufs vermuthlich untüchtig gemacht worden seyn muß.

Man muß sich an diesen wahrscheinlichen Muthmassungen begnügen, so lange es uns an gewissern Gründen fehlt. In der Blutmasse selbst sind, nachdem sie ihren Umlauf durch die Lunge vollendet hat, keine in die Sinne fallenden Veränderungen zu spüren, die dieselben unwidersprechlich beweisen könnten. Diejenigen, die sich bemüht haben, die Verwandlungen des Milchsafts in Blut aus dem Mechanismo der Lunge und des Athemholens zu erklären, haben, um ihre verschiedenen Erklärungsarten zu unterstützen, dergleichen Veränderungen zwar wahrzunehmen geglaubt, aber andre haben ihren Beobachtungen widersprochen, und der Streit ist noch unentschieden. Selbst die Erklärungsarten dieser Verwandlung sind ein Zankapfel der größten Theoristen unter den Aerzten geworden, und ich kann deren keine hier erzählen, welche nicht ein großer Theil der Aerzte verwerfen würde. Ich weiß die triftigen Gründe, welche der große Herr von Haller, und mehrere Lehrer unsrer Kunst, gegen die obige vorgebracht haben. Allein es gehört nicht für diese Blätter, streitige Lehren zu entscheiden, und ich bin am wenigsten der Mann, der es thun könnte. Es ist genug, wenn ich meine Leser warne, das, was ich hier gesagt habe, für nichts mehr, als wofür ich es ausbebe, für Muthmassungen anzunehmen, die große Lehrer der Kunst in Zweifel ziehen, ohne uns andre, die nicht in Zweifel gezogen werden könnten, dafür zu geben.

Weil die Luft, welche wir einathmen, gemeiniglich kühler ist, als das Blut, und viel wärmer aus der Lunge wieder zurück kommt, als sie hinein gegangen ist; so hat man von dieser Abkühlung des Bluts in der Lunge die große Veränderung seiner Mischung, die es darin so wahrscheinlich leidet, herleiten wollen. Durch die Abkühlung des Bluts sagte man, werden seine Theile ein wenig zusammen gezogen. Die

Die kleinen Kügelchen im Blute werden näher zusammen gebracht; und da man beobachtet haben wollte, daß die kleinen Kügelchen des Milchsafts, wenn sich einige derselben zu einem größern vereinigten, eine rothe Farbe erhielten, so glaubte man, daß durch das Zusammenziehen der Kügelchen des Milchsafts in der Lunge rothe Blutkügelchen formirt würden, so daß die ganze Verwandlung des Milchsafts in Blut eigentlich eine Folge von der Berührung der kühlen Luft bey dem Athemholen wäre. So sinnreich diese Herleitung ist, so hat man doch aus verschiedenen wichtigen Gegengründen darzuthun gesucht, daß der Abgang der Wärme, welchen das Blut in der Lunge durch die Berührung der Luft leidet, auf andre Weise reichlich ersetzt, und das Blut solchergestalt in der Lunge nicht abgekühlt bleibe, sondern vielmehr stärker erhitzt würde; und weil man um deswillen auch die Verwandlung des Milchsafts von dieser Abkühlung nicht gelten lassen konnte, so hat man dieselbe lieber von einem Zusammenbrücken der Blutmasse herleiten wollen. Aus diesen Einwendungen und Gegeneinwendungen wird sich dereinst vielleicht die Wahrheit schließen lassen; bis dahin soll das, was ich davon erwähnt habe, nur zur Bestätigung der Muthmassung dienen, daß die Lunge an der Verwandlung des Milchsafts großen Antheil haben müsse, indem es nichts zur Erklärung, wie solches von ihr bewerkstelligt werde, beitragen kann.

Die Abkühlung des Bluts in der Lunge ist unstreitig, so lange die Luft kühler ist, als das Blut. Der Herr von Haller leugnet es selbst nicht; er behauptet nur, daß ihm dieser geringe Abgang der Wärme alsobald wieder ersetzt werde, und daß er unzulänglich sey, das Blut dichter zu machen. Auf dem letztern will ich nicht bestehn; die Wahrheit scheint auf des Herrn von Hallers Seite zu seyn. Ob man aber aus der unmittelbaren Ersetzung der Wärme des Bluts schließen könne, daß die Abkühlung keine Absicht der Natur bey dem Athemholen sey, oder daß sie gar keinen Nutzen habe, scheint mir noch zweifelhaft. Es ist gewiß, und Summe hat es bewiesen, daß die Wärme den Puls nicht immer vermehre, und also auch die Abkühlung ihn nicht immer

vermindre. Allein es erzeugt sich auch eine Wärme im Blute, wenn es in seiner Mischung verändert wird, ohne Vermehrung des Pulschlags, wie in faulenden und böartigen Fiebern. Der Umlauf setzt unstreitig das Blut aus seiner Mischung. Vielleicht dient die Abkühlung desselben in der Lunge dazu, ihm seine gute Mischung, durch ein gelindes Zusammenziehen wieder zu geben, damit es einen neuen Umlauf aushalten kann, ohne ganz zu verderben. Dies ist darum wahrscheinlich, weil das Blut der in heisser Luft gestorbenen Thiere völlig aufgelöst und aus seiner Mischung gesetzt ist. Es hindert nicht, daß nach der Abkühlung das Blut schon in der Lunge selbst seine vorige Wärme wieder bekommt, es kann darum doch zu einem neuen Umlaufe thätig gemacht worden seyn, denn die Wärme ist es nicht allein, die es beim Umlaufe aus seiner Mischung setzt, sondern die Menge von Absonderungen aus ihm, und das Schütteln und Reiben. Jedoch ich lasse mich in eine Untersuchung ein, die für meine Absichten allhier immer dahin gestellt bleiben kann.

Es ist aber zu vermuthen, daß die Verwandlung des Milchsafts in Blut nicht bloß bey einem Durchgange durch die Lunge, sondern nach und nach durch wiederholte Bearbeitung desselben geschehe, und daß solchergestalt der Umlauf in den Adern und die Wirkung der übrigen Eingeweide ins Blut ebenfalls zur Vollendung dieses Werks etwas beitragen. Man kann hieran um desto weniger zweifeln, da man zuweilen noch Spuren des unveränderten Milchsafts im Blute findet, ob er gleich schon zu mehrermalen durch die Lunge gegangen seyn muß. Da er sich nun jederzeit nur in sehr kleinen Portionen auf einmal ins Blut mischt, und sich darin, wie ein Tropfen im Meere, verliert; so kann die Wirkung der Bluttheilchen selbst in denselben, und seine ganz innige Vermischung mit ihnen, aller Wahrscheinlichkeit nach, schon einen großen Theil der Verwandlung vollbringen; zumal da man nicht in Abrede seyn kann, daß die Verwandlung der Speisen in Milchsaft in den Verdauungswegen, wodurch ein dem Blute so ähnlicher Liqueur hervor gebracht wird,

groß

größtentheils durch die innige Vermischung vieler aus dem Blute abgesonderter Säfte mit der Masse der Speisen erhalten werde. Die rothe Farbe scheint keinen wesentlichen Unterschied zu machen, wenigstens kann man denselben in den Bestandtheilen des Milchsafts und Bluts nicht finden. Die Fähigkeit eines Körpers, gewisse Arten von Lichtstrahlen vor andern zu reflectiren, beruht auf kleinen Veränderungen, wovon man öfters in seiner Vermischung keine Spur merken kann. Ein frisch ausgepresstes oder destillirtes Del hat fast gar keine Farbe, und sieht dem Wasser ähnlich; wenn es lange an einem warmen Orte still steht, wird es gelb, hernach roth und zuletzt braun. Es würde einem Untersucher schwer fallen, die kleinen Unterschiede in der Mischung des Dels zu finden, aus welchen er die gegenwärtige Farbe derselben bestimmen könnte, ohne es zu sehn. Nichts desto weniger muß man, um die Verwirrung der Begriffe zu vermeiden, auf diesen Unterschied achten, und darum hält man billig die Verwandlung des Milchsafts in Blut nicht eher für vollendet, als bis alle Theilchen des Milchsafts durch den Einfluß der Kräfte des Umlaufs und der Eingeweide in diejenige Mischung versetzt sind, daß sie insgesammt die rothen Lichtstrahlen reflectiren.

Die Natur behält sich ihre größten Meisterstücke vor, und der Scharfsinn der Gelehrten darf nicht weiter gehn, als ihr es beliebt, ihn reichen zu lassen. Man weiß von der großen Verwandlung des Speisesafts in Blut fast sonst nichts mit Gewißheit, als daß sie geschehe, und vielleicht ist es dieses auch alles, was wir davon zu wissen brauchen. Ohne der Unwissenheit eine Lobrede zu halten, kann man überhaupt sagen, daß uns zu unsrer Erhaltung und Wohlfahrt nur eine kleine Wissenschaft nöthig sey, die die Natur keinem vorenthält, der sie sucht.

Wenn der aus den Speisen verdaute Nahrungsaft einige Zeit mit dem Blute umgelaufen, und selbst in neues Blut verwandelt worden ist; so dient er, wie die ganze Blutmasse, theils zu allen den Einrichtungen in der thierischen Oeconomie, die ich im 212ten Blatte nach der Reihe

M m 5

beschrie-

beschrieben habe, theils aber auch zur Vermehrung und zur Ersetzung der abgehenden Masse unsers Körpers, oder, welches eben so viel ist, zu unsrer Ernährung und zum Wachstume. Von dieser wunderbaren Eigenschaft unsrer Körper, sich selbst zu vergrößern und nachzubessern, will ich bey dieser Gelegenheit etwas sagen.

Man kann sagen, daß bey allen Thieren eine dreyfache Art des Wachstums und der Vergrößerung Statt finde, deren Verschiedenheit in der Natur selbst gegründet ist. Ich will die physikalische zuerst nennen, ob man gleich nicht wissen kann, ob sie bey der Bildung der Thiere die erste sey. Es ist derjenige Wachsthum, welchen wir mit den bloß physikalischen Körpern gemein haben; es ist das Hinzukommen und die Vereinigung neuer Theile von eben derselben Art mit den alten. Diese Vermehrung der Masse findet sowol bey unsern flüssigen, als auch bey festen Theilen Statt. Ein großer Theil von unsern Säften wird täglich abgenutzt und von uns geschieden; die ganze Masse unsers Bluts verzehrt sich nach und nach, und wir müßten bald umkommen, wenn dieselbe nicht immer ersetzt und erneuert würde. Hierzu dienen uns die Nahrungsmittel, welche, durch die Kräfte der Verdauung und des Umlaufs, in einen flüssigen Körper von der Natur und Beschaffenheit unsers Bluts verwandelt, und täglich mit der alten Blutmasse vereinigt werden, theils, um ihren Abgang zu ersetzen, theils auch, um die ganze Menge der Säfte in eben der Proportion zu vermehren, wie es der Wachsthum der Gefäße und des ganzen menschlichen Körpers erfordert. Der Unterschied der Menge flüssiger Theile im Körper eines Kindes und einer erwachsenen Person ist sehr beträchtlich, und es sind bloß die aus den Speisen verdauten Nahrungssäfte, welche ihn darbieten. Obgleich zur Zubereitung dieser Säfte der thierische Mechanismus erfordert wird, so geschieht doch die Vereinigung derselben mit der übrigen Masse auf eine bloß physikalische Weise. Auch in den festen Theilen ist ein solcher physikalischer Wachsthum wahrzunehmen, wenn zuweilen einige an sich weiche und biegsame Theile durch das Anlegen harter Theilchen knechtigt oder

zu Stein werden, oder sie eine Steinrinde überzieht, die an ihrer Structur keinen Theil nimmt.

Selbst die zweite Art der Vergrößerung und des Wachstums der festen Theile des menschlichen Körpers, nämlich die vegetabilische, könnte ohne die physikalische nicht gedacht werden; nur hat die vegetabilische das vor der bloß physikalischen voraus, daß die Anlage der neuen Theilchen nach denjenigen Gesetzen geschieht, welche die Bildung der Maschinen des Körpers erfordert. Man sieht dieselbe deutlich an der Bildung der Schaalen der Krebse, welche anfänglich ganz weich sind, nach und nach aber, durch den Zuwachs der harten und festen Theile und durch den Verlust der flüssigen, eine Beinhärte erhalten; sich aber gleichwol in diesem ihren physikalischen Wachstume nach den Gesetzen des thierischen Mechanismus richten, und den Leib des Insekts wie ein Panzer umgeben.

Es ist schwer zu erklären, wie dieser vegetabilische Wachsthum eigentlich geschehe. Er kann, seiner Natur nach, nur an den Maschinen des thierischen Körpers Statt finden; gleichwol aber sind es die flüssigen Theile, welche den Stoff dazu hergeben. Unser Blut hat einen klebrichten Saft bey sich, welcher mit dem Eyweisse eine Aehnlichkeit hat, und Kießwasser oder Lympe genannt wird. Dieser Saft ist geschickt, feste Theilchen mit einander zu verbinden, sie an einander zu befestigen, und ihnen verschiedne Grade der Zähigkeit, Elasticität und Härte zu geben. Seine Menge, die künstliche Uunführung desselben in unendlich vielen kleinen Röhren, nach allen Theilen des Körpers, und die natürliche Geschicklichkeit eines solchen klebrichten Safts zu solchen Absichten, machen es höchst wahrscheinlich, daß diese seine wahre Bestimmung sind. Dieser thierische Leim, wie ihn der vortrefliche Herr v. Haller nennt, schleicht sich zwischen alle Puncte, Fäserchen und Flächen unsers Körpers, und befestigt sie in dem Grade unter einander, wie es die Absicht der Structur der Maschinen erfordert. Es kann seyn, daß die Blutmasse verschiedne Arten eines solchen thierischen Leims in sich enthält, so daß einige Theilchen derselben

die Materie der Gebeine, einige den Stoff des Fleisches, der Drüsen, der Sehnen, u. s. w. hergeben. Es kann auch seyn, daß eben derselbe Leim nach verborgnen Gründen die besten Theilchen nur in verschiednen Graden der Festigkeit mit einander verbindet. Diese Ungewißheit kann ich nicht entscheiden. So viel ist aber wol unlängbar, daß aus dem Quelle der Blutmasse beydes die subtilen ursprünglich besten Theile aller unsrer Maschinen, als auch die, welche dieselben mit einander verbinden, nämlich der thierische Leim, herfließen, und daß uns die Nahrungsmittel, durch Hilfe der Verdauungskräfte, beyde geben. Ein verborgner Mechanismus, den sich die Natur wohl ewig vorbehalten wird, dirigirt diese zum Wachstume nöthigen Theilchen von beyderley Art dergestalt, daß sie die Structur derjenigen Maschinen bilden, die zum thierischen Mechanismo gehören. Hier legt sich diese Masse in einer Ordnung an, welche ein Fäserchen formirt; bald leimt sie diese Fäserchen neben einander, und macht eine Fläche, die eine Haut wird; bald schichtet sie dergleichen Häute mehrere über einander; bald ordnet sie dieselben so, daß sie Canäle formiren. Dort vereinigt sie ganze Bündel von Fäserchen, und macht einen Muskel, eine Drüse, eine Sehne: dort kütet sie Häutgen so fest zusammen, daß daraus steinharte Gebeine werden, und alles dieses geschieht an jedem Orte des Körpers so, wie es die Absicht und Anlage der ganzen Maschine erfordert. Die besten Theile unsers Körpers werden selbst, durch die beständige Bewegung, abgenutzt und zerrieben: allein die nahrhafte Masse findet sich überall ein, und ersetzt den Abgang. Sie dehnt viel Jahre lang alle Theilchen einer jeden Maschine stets weiter aus, und vergrößert dieselben durch neuen Zusatz, so, daß sich binnen dieser Zeit der ganze Körper nach allen seinen Ausdehnungen vergrößert und vermehrt, und diese Zeit ist der Termin des Wachstums der thierischen Körper. Nach Verlauf derselben, die bey verschiednen Arten der Thiere von verschiedner Dauer ist, und die sich bey Menschen ohngefähr bis zum vier und zwanzigsten Jahre erstreckt, hört diese Zunahme der ganzen Maschine auf, ohne daß

daß man davon den zureichenden Grund angeben kann. Von solcher Zeit an werden die nahrhaften Theile, die von den Speisen und Getränken täglich ins Blut kommen, bloß zur Verstärkung der Theile der Maschinen angewendet. Die Knochen werden stets härter, die Muskeln und Sehnen zäher und fester, und je weiter es ins höhere Alter kommt, alle Fäserchen steifer und unbiegsamer. Der überflüssige Vorrath der nahrhaften Theile wird, da er nicht mehr zur Vergrößerung des Körpers angewendet werden kann, in den Höhlen und Fächern der Maschinen und Häute gesammelt, und giebt den Stoff zu den fetten Väuchen im männlichen Alter. Weil aber diese Ernährung und Verstärkung der Theile aller Maschinen stets fortwährt, so geschieht es natürlicher Weise, daß endlich die Fäserchen ihre Biegsamkeit verlieren, die kleinen Canäle sich verfüllen, und zu Fäserbündeln werden, und daß dadurch nach und nach der Lauf der ganzen Maschine in Unordnung geräth. Man findet wirklich bey Greisen diese Steifigkeit der Fäserchen, die ihre Bewegungen hemmt, die davon herrührende Trägheit selbst in den Lebensbewegungen, das Fleisch vertrocknet, die Sehnen verhärtet, und selbst die größten Schlagadern in Knochen verwandelt. Was Wunder, wenn nach einer hundert- ja wol andertthalbhundertjährigen täglichwiederholten Ernährung endlich das ganze Gebäude des Menschen in Stillstand geräth, und der thierische Tod die Ernährung beschließt? Man sieht hieraus die Nothwendigkeit des natürlichen Todes selbst bey dem gesündesten Menschen, wenn er auch gleich in seinem ganzen Leben nie einige Krankheit erduldet hätte.

— — Omnes una manet nox

Et calcanda semel via lethi.

Es giebt noch eine dritte Art des Wachstums und der Ernährung, welche nur den Thieren und Menschen allein eigen ist, und die man die thierische nennen kann. Es ist die allmähliche Entwicklung der thierischen Maschinen, wodurch sie den Geist zu den thierischen Verrichtungen geschickt machen. Diese Art des Wachstums der Thiere, man mag sie

sie nun von den Lebensgeistern oder von der Structur des Gehirns und der Nerven herleiten, ist von der vegetabilischen gewiß wesentlich verschieden, und hat auch ganz andre Perioden. Schon in der ersten Kindheit bemerkt man eine Zunahme in der Vollkommenheit der Empfindungen, die auf der besseren Ausbildung der Gliedmaßen der Sinne beruht. Was auch für eine Entwicklung im Gehirne vonnöthen seyn mag, um der Seele die Ausübung der Vernunft zu gestatten, so kann man doch nicht behaupten, daß sie bloß von der Vollkommenheit der gesamten Maschine herrühre, indem diese erst bey den Beschlüssen des vegetabilischen Wachstums angenommen werden kann; der Gebrauch der Vernunft aber sich schon im zwölften bis funfzehnten Jahre einfindet. Dieses Vermögen dauret fort, so lange das männliche Alter währt, und es überlebt oft die Zeit, da der vegetabilische Zustand des Körpers, wenn ich so sagen darf, in völliger Abnahme und seinem Ruine nahe ist. Nichtsdestoweniger spürt man doch die Abhänglichkeit beyder Vollkommenheiten von einander: denn überhaupt kann man sagen, daß die thierischen Kräfte und Vorzüge eben in der Verhältniß zu- und abnehmen, wie die mechanischen. Obgleich in vollem Wachstume des Leibes sich schon der Gebrauch der Vernunft findet, so hören doch viele Menschen schon zu eben derselben Zeit auf zu wachsen, da sich die Vernunft entwickelt, und ausserdem ist bekannt, daß man den Beschluß der Minderjährigkeit auf die Zeit zu setzen pflegt, da ohngefähr der mechanische Wachsthum aufhört. So bald der Körper die Schwachheiten des Alters empfindet, pflegen auch die Gemüthskräfte, nebst den Sinnen abzunehmen, und

Der ganz verlähmte Greis, der kümmerlich sich regt,
Sitzt, wie ein Halbmann, an der Kette.

Alles dieses sind Wirkungen der Natur, die man zwar erzählen, aber nicht erklären kann, und die die Einsichten der besten Arzneygelehrten übersteigen. Sie sind aber um deswillen nicht weniger geschickt, einen würdigen Geist in hohe Betrachtungen zu leiten.

Mein

Mein Herr Arzt,

Wey dem Einngedichte des Herrn von Sagedorn, das ich hierher setzen will, fällt eine medicinische Frage vor, die man beantwortet zu haben wünscht. Das Einngedicht ist dieses:

Der ungeheursie Foliant
Hat, wie der dickste Kerl, zuweilen auch Verstand;
Nicht seiner Bildung muß man spotten:
Steckt Ambra nicht in Cachelotten?

Wie ist dies letztere zu verstehn? Sollte der Pottwallfisch oder der Cachelotte wirklich Ambra bey sich führen? Wo hat man sie gefunden, und worin ist sie von der andern bekannten Ambra unterschieden? Der Herr von Sagedorn beruft sich auf das Zeugniß des Herrn Anderson. Ist aber dieses Zeugniß auch unverwerflich? Ich habe wenigstens von einer thierischen Ambra noch keine glaubwürdige Nachricht gelesen. Ich verharre u. u.

Antwort.

Das Zeugniß des Herrn Anderson ist unverwerflich: denn man hat schon vor beynahе vierzig Jahren in den Schriften der königlichen Societät zu London mehrere und verschiedene Nachrichten von dieser Art bekannt gemacht. In einer berichtet der D. Boyle, von Boston, in Neuengland, der königlichen Gesellschaft, es habe ein Wallfischfänger, zufälliger Weise, in dem Männchen desjenigen Wallfisches, davon der Wallrath kommt, ein großes Stück grauer Ambra gefunden, und seitdem hätten die andern Wallfischfänger in allen diesen Thieren fleißig darnach gesucht; man fände aber unter Hunderten kaum einen dergleichen. Es soll diese Ambra in einembeutel bey den Geschlechtsheilen, der keine Oeffnung hat, auch nicht ganz voll davon ist, stecken, und anfänglich feucht seyn, und einen starken und widrigen Geruch haben. In einer andern Nachricht vom Herrn Dudley, wird eben dasselbe noch umständlicher erzählt, und behauptet, daß die Ambra wirklich ein thierisches Wesen sey. Diese Berichte veranlaßten den berühmten Chymicum in Berlin, Herrn Neumann, einen gelehrten und ausführlichen Aufsatz von der grauen Ambra in die Philosophicaltransactionen einrücken zu lassen, und darin, nebst allen übrigen Meynungen vom Ursprunge der Ambra, auch diese neueste zu kritisiren. Er suchte zu beweisen, daß die Fischer einen Stein in der Urinblase der Wallfische, oder sonst etwas, das gewiß keine wahre graue Ambra gewesen, dafür angesehen hätten. Er bewies aus der chymischen Untersuchung der Ambra, daß sie unmöglich ein thierisches Wesen seyn könne, weil sie

weder

weder einen urinhaften, noch flüchtigen Spiritum, oder dergleichen Salz, sondern nur etwas wenig saures Salz gebe, welches dem Salze, das aus dem gewöhnlichen Ambra gezogen wird, völlig ähnlich wäre. Der Dr. Neumann hatte zu seiner Untersuchung nur ein kleines Stück grauer Ambra genommen; daher wiederholten einige Londonsche Chymisten die Versuche mit größern Stücken, und theilten der königl. Societät ihre Beobachtungen mit. Die herausgebrachten Grundtheilchen kamen mit denjenigen, welche man im Agtsteine findet, sehr überein, ausgenommen, daß Herr Brown kein saures Salz erhalten konnte. Herr Godefrey hat zweymal ein säuerliches Phlegma, wie schwachen Weinessig, bekommen, und bey dem dritten Versuche sem es ihm vor, als wenn das Phlegma vielmehr mit einem Mittelsalze angefüllt wäre. Es erhellt aus allen diesen Nachrichten und Versuchen, daß sich wirklich in manchen Wallfischen Etwas finde, das im Geruche und in einigen äußerlichen Kennzeichen mit der grauen Ambra wenigstens so viel Ähnlichkeit hat, daß es von Leuten, die es nicht nach der Kunst untersuchen, dafür gehalten werden kann; daß aber die gewöhnliche Ambra, obwohl man darin öfters Fischgräten, und andre Ueberbleibsel von Fischen, die sich hinein verwickelt haben, findet, keine thierische Substanz, sondern eine mit dem Agtsteine verwandte Materie sey. Es mag seyn, daß über diese Sache schon mehr Versuche bekannt gemacht worden sind; da es mir aber ißt an Gelegenheit mangelt, weit darinn nachzuschlagen, so mögen diese zur Befriedigung der Neugier hinreichend seyn.

Mein Herr,

Bei der Gelegenheit, da ich im 247sten Stücke eine Cur eines Scorpionstichs vom Herrn Vimont las, ist mir eingefallen, daß der Herr von Maupeyuis verschiedene Thiere von Scorpionen hat stechen lassen, wovon wenige gestorben sind, oder außer dem Schmerze des Stichs weiter sonst etwas erlitten haben. Der große Mann war daher der Meynung, daß das Scorpionöl und andre gewöhnliche Mittel, die dem Gifte dieser Thiere widerstehn sollen, mehr deswegen in Ruf gekommen, weil die Stiche dieser Thiere unschädlich sind, als weil diese Arzneyen eine besondere Kraft besitzen sollten. Herr de la Condamine ward zu Portobello von einem Scorpione gestochen, und hatte davon weiter keine Ungelegenheit, als den Schmerz. Ein Theriacpflaster diente ihm statt der Hülfsmittel, die dort im Lande gebräuchlich sind: aber auch dessen selbst hätte er überhoben seyn können: denn es begegnete dem Herrn von Ulloa eben derselbe Unfall, und er wurde geheilt, ohne das geringste

ringste dawider zu gebrauchen. Die Zufälle, welche darauf erfolgten, waren bey ihm in der That weit heftiger, als bey dem Herrn de la Condamine: allein, er war auch an mehrern Stellen des Leibes, und von einem größern Scorpione gestochen worden. Sie, mein Herr, werden also am besten thun, daß sie die Scorpionstiche von nun an mit in die Reihe der Krankheiten, die nicht wahr sind, einzeichnen, wovon Sie im 87ten Blatte ein Register gegeben haben. Ich bin, ic.

Antwort.

Man muß hier eine Mittelstraße gehn. Es ist wahr, daß einige Scorpionstiche unschädlich sind, welches auf die Verschiedenheit der Länder, wo diese Thiere leben, und auf ihre verschiedene Größe und Natur ankommt. Es ist aber eben so wahr, daß, nach eben dieser Verschiedenheit, auch einige die Menschen tödlich verwunden, und ihre Wunden eben dieselbe Cur erfordern, wie andre vergiftete Wunden von Thieren. Es ist also mit den Scorpionen, wie mit den Spinnen, die nur in manchen Ländern giftig sind. Brogiani versichert, daß die Scorpionen in Italien nur ein ganz schwaches Gift haben. Rüffel, der sich in Aleppo aufgehalten, schreibt, daß daselbst der Scorpionstich ohne alle Folgen sey. Die Indianer brauchen, wie Thevenot sagt, nur eine glühende Kohle an die Wunde eines Scorpionstichs zu halten, so zieht das Gift nach und nach aus. Hingegen sagt er von den Scorpionen zu Cascan in Persien, wo sie in großer Menge, und groß, schwarz und sehr giftig sind, daß ihr Biß in wenig Stunden tödtet. So sagt auch Shaw, daß die Scorpionen nordwärts vom Gebirge Atlas nicht sehr schädlich seyn, und ihr Stich nur ein leichtes Fieber mache, ein wenig venetischer Theriac auch den Schmerz hinlänglich stille. Hingegen sind die Scutelliden, und meist in der ganzen Sahara, stärker und dunkler, und ihr Gift ist allezeit tödlich. Man gebraucht daselbst kein Baumöl wider ihren Stich, sondern brennt die Wunde, oder schrópft sie tief, oder schneidet das Verdorbene aus, oder man läßt den Kranken in warmen Sande schwitzen, oder bloß einen Umschlag von Asche, oder Alhennapulver mit etlichen Schnittten von Zwiebeln auflegen.

Diese verschiedenen Zeugnisse erklären die ganze Sache hinlänglich. Uebrigens will ich noch von Shaw anmerken, daß die Scorpionen ihre Jungen lebendig gebähren, und daß er von einem zwanzig Jungen so groß als Gerstenkörner gesehen.

Der Arzt.

Zwey hundert ein und funfzigstes Stück.

von Haller.

In allen Arten Noth. — —

Mein Herr,

Seitdem ich dasjenige gelesen habe, was Sie im 21sten Blatte vom Gebrauche des Weins in bössartigen und faulenden Fiebern anführten, bin ich bey Durchlesung medicinischer Schriften mehr, als jemals, aufmerksam gewesen, um die eigentlichen Bedingungen dieses Gebrauchs genauer zu erforschen. Ich habe demnach gefunden, daß derselbe bey allen hitzigen Entzündungskrankheiten, und in jedem Zustande andrer hitzigen Fieber, wo der Puls hart und stark ist, durchgängig widerrathen werde, und daß er nur eigentlich im Zustande der Schwachheit, der Entkräftung und der Erschöpfung dienlich sey. Nur in einem einzigen Aufsatze des Dr. Gilchrist, von den Nervenfiebern, finde ich diesen Gebrauch weiter ausgedehnt; und da sich dieser Schriftsteller auf die Erfahrung beruft, und die Versuche seiner Vorfälle für gar nicht mißlich hält, so halte ich dafür, daß Sie seine Meynung in Ihren Blättern mit anführen müssen, gesetzt auch, daß Sie derselben nicht beypflichten könnten. Ich will Ihnen demnach die Stelle, von der die Rede ist, zur Bekanntmachung, mittheilen.

„Es ist, meiner Meynung nach, eine wahre und scharfsinnige Bemerkung des Schmonitine, wenn er sagt: Alle, die im Fieber mäßig Wein zu sich nehmen, genesen leichter, erhalten ihre Kräfte, und werden geschwinder wieder hergestellt. Whistaker geht noch weiter, und widerlegt den Galen, welcher den Wein verbietet, wenn das Fieber heftig ist; wenn Kopfschmerzen oder Deliria vorhanden sind; oder wenn das Fieber von einer Entzündung eines Eingeweides herrührt, oder darauf folgt. Sogar in diesen Fällen spricht er: Der Wein stille, wenn er in Menge getrunken werde, alle heftige Bewegungen, indem er durch seine betäubenden Eigenschaften die Sinne wieder sammle, den Schlaf befördere, die Deliria und heftigen Kopfschmerzen vermindere, die Verstopfungen eröffne, woraus Fäulniß entsteht, und die Verdauung stärke. (Magna quantitate sumptum

sumptum omnem vehementiam sedat, nam qualitate narcotica colligit sensus, somnum conciliat, deliria & dolores acutissimos capitis imminuit, aperit obstructions, unde oritur putredo, & concoctionem adjuvat.) Ich kann dieses aus meiner eignen Erfahrung bekräftigen, da ich ihn in der größten Maseren, in Kopfschmerz, Unruhe und Schläflosigkeit, und da die Augen sehr entzündet waren, mit wunderbarer Wirkung verordnet habe. Die Kranken wurden darauf ruhig, und bekamen Schlaf, wenn das Opium nicht half, oder nicht sicher zu geben war. Es ist nicht zu zweifeln, daß der Wein dem Opio in seinen Kräften, Tugenden und Wirkungen gleichkommt, und eben die Curart erfordert, wenn er zu häufig gebraucht wird, und die Stelle desselben bey denjenigen ersetzt, die es sich abgewöhnt haben. Da aber der Wein eine gegohene Feuchtigkeith ist, so verursacht er vielleicht, wenn er mäßig genossen wird, keine so große Depression und Erschlaffung, als das Opium, da er vielmehr den Puls geschwinder macht, der von dem Opio schwächer wird. Der Wein muß also nützlich seyn, weil er die Bewegungen stillt, und ein sicheres Anodynum ist. Er verursacht dem Magen eine angenehme Empfindung, er erquickt ungemein, stärkt die Eingeweide, und vermehrt den Appetit. Er giebt eine Nahrung für das Blut ab, füllt es mit erwärmenden geistigen Theilen an, stärkt die vesteren Theile, und beschleunigt ihre Bewegungen, von deren gehöriger Wirkung die nöthige Kraft des Umlaufs und die Vollführung der verschiedenen Verrichtungen herrührt. Er verstärkt also und befördert die geschwächten Kräfte, und unterhält alle natürliche Ausführungen, ohne die Krankheit zu vermehren. Denn er kann nicht in die Materie der Krankheit verwandelt werden, sondern widersteht durch seine entgegengesetzten Eigenschaften, als ein Gegengift, den besondern Fehlern und Verderbnissen der Säfte, die das Fieber verursachen. Wenn sich die Säfte langsam bewegen, so können sie leicht stocken, und Verstopfungen formiren, und es werden durch die Beschleunigung ihrer Bewegungen dergleichen Stockungen abgewendet und vertrieben, und er wird auf solche Art ein wahres und wirksames Digestiv, ja, ich werde ihn so lange für das wirksamste Mittel, die Coction zu befördern, halten, bis man ein augenscheinlich Besseres entdeckt hat. Ich habe ihn oftmals und mit großer Freyheit versucht, und daher kann ich mit einiger Zuversicht sagen, daß in allen wichtigen Fällen der Wein, und zwar er vornehmlich am besten thut, wenn man einen unnützlischen Haufen ecker Arzneyen bey Seite legen muß. Ich nehme mir hier die Freyheit, eine hierher gehörige Stelle aus einem vortheilhaften Schriftsteller abzuschreiben, welche ein Verhältniß mit der ganzen Materie hat. Sie ist vom Friedrich Hoffmann: In bössartigen Fiebern, sagt er, ist nichts vortreflicher, als der Wein. Die Bössartigkeit wird aus dem Mangel der Be-

wegungen und Kräfte und der Lebensgeister im Blute (valde depressa sanguinis spiritalcentia) und aus dem langsamen Umlaufe desselben erkannt, welche Umstände insgesamt eine Neigung des Bluts zur Fäulniß anzeigen. Daher ist es in diesen Krankheiten dienlich, die Kräfte zu unterstützen, die Lebensgeister zu stärken, den Umlauf des Bluts freyer zu machen, und die Ausdünstung zu befördern. Hierin besteht die ganze Tugend der Gift austreibenden Arzneien. (Alexipharmacorum.) Daß aber der Wein alles dieses bewerkstellige, wollen wir nicht mit einer Menge von Zeugnissen der practischen Schriftsteller beweisen; sondern wir berufen uns allein auf die Erfahrung, aus welcher wir wissen, daß Viele bloß durch den mäßigen Gebrauch des Weins von bössartigen Krankheiten genesen sind. So weit Hofmann.

Man muß sich nicht vorstellen, daß ich hier einen unumschränkten Gebrauch des Weins in Fiebern anrathen wolle. Es giebt Temperamente und Krankheiten, wo er gänzlich zu verbieten ist. Allein, es mag, was für ein Nachtheil es sey, von dem Gebrauche desselben erfolgen, so hat er unter andern die gute Eigenschaft, daß er durch den unmittelbaren Schaden, den er anrichtet, geschwind zu erkennen giebt, wann er nicht Statt findet, welches eine zeitige Warnung ist, daß man davon abstehe; und daher ist es wenig gewagt, wenn man damit einen Versuch macht. Ich habe also eine sichere Regel, wornach ich mich in der Verordnung dieses Mittels richten kann. Wenn der Wein den Magen nicht beschwert; wenn er keine Hitze, noch Durst erregt; das Fieber, die Unruhe und Raserey nicht vermehrt, sondern die Kranken vielmehr erquicket, ruhig macht, und zum Schläfe veranlaßt; wenn die Krankheit etwas nachläßt, oder leichter und erträglicher wird: so schließe ich alsdann daraus, daß er ein sichres und zu gebrauchendes Mittel sey, welches gut thun muß, und ist damit in socher Menge, zu der Zeit und auf die Art sicher fortzufahren, wie es die Krankheit zu erfordern scheint, und der Kranke ertragen kann. Auch ist die Wahl des Weins keine gleichgültige Sache, sogar bey den Personen, welche ihn leiden können. Ich habe in den meisten Fällen canarischen Sect gebraucht, welcher sich am besten schickt, wo eine verdickte Feuchtigheit in einigem Grade zu vermuthen, und wo ein Krampf damit verbunden ist. Doch sind mir einige Kranke, besonders an langwierigen Fiebern, bekannt, welchen sehr wenig Wein viel Hitze und Unordnung verursacht hat. Diese Kranke werden sich bey einem herben, alten und unverfälschten rothen Weine besser befinden, und ihn in großer Menge vertragen können. Denn, da er den Ton der Gefäße sehr stärkt, so hat er seinen Nutzen, den geschwinden Auflösungen oder Bewegungen, dazu die Feuchtigkeiten geneigt sind, zu widerstehn; und

da er das Blut mit herben und anziehenden Theilen versieht, so verhindert er eine weitere Entmischung desselben.

Dies sind die Rathschläge des Herrn D. Gilchrist. Ich wünschte wohl, zu wissen, in wie weit man dieser Lehre, die so viel andern Regeln großer Aerzte widerspricht, Beyfall geben müsse, oder nicht? Ich bin, u.

Antwort.

Es ist in wichtigen Krankheiten, besonders in Entzündungsfiebern, gewiß so unschädlich nicht, als es Herr Gilchrist angiebt, mit dem Weine die Probe zu wagen, um zu sehn, ob ihn der Kranke vertrage oder nicht? Und wozu sollte auch wol eine so gefährliche Probe dienen, da sie schon oft genug und nur zu viel gemacht ist? Herr Gilchrist sagt, man soll von dem Versuche abstehn, wenn man sieht, daß der Magen den Wein nicht vertragen will, daß er Hitze und Durst, das Fieber, die Unruhe und Raserey vermehrt, u. s. w. Wird er aber nicht dieses alles unstreitig thun, wenn man ihn den Kranken in der Wuth des Entzündungsfiebers reicht? Eben darum, weil er es jederzeit, wenn er in solchen Fällen versucht worden, gethan hat, haben ihn die erfahrenen Aerzte verboten und widerrathen. Wie sollte nun ein Arzt bey so schädlichen Versuchen, die schon vorlängst entschieden sind, immer noch bleiben, und was soll aus den Aerzten werden, wenn sie sich nicht die Erfahrungen ihrer Vorgänger zu Nuße machen wollen? Wird man ihnen nicht die Worte des Herrn von Sagedorn zurufen müssen:

Ihr seyd den schweren Ankern gleich,
Die stets im Wasser sind, und nimmer schwimmen lernen.

Die Stelle von Friedrich Hofmann, der immer eine Zierde der deutschen Aerzte bleiben wird, bestätigt das keinesweges, was Herr Gilchrist anpreiset. Sie bestimmt ausdrücklich den Gebrauch des Weins nur für bössartige Fieber und für den schwachen Zustand in denselben. Es ist nothwendig, es hierbey zu lassen. Es kann bey Deliriz, Unruhe und einem geschwinden schwachen Pulse Wein dienlich und nöthig seyn; denn alle diese Umstände sind oft im Zustande der Schwachheit vorhanden. Aber in der Wuth des Entzündungsfiebers Wein zu geben, ist schlechterdings wider die Erfahrung, und ihn zu versuchen, heißt hier, aus Muthwillen, mit den Nümpfen der Bürger spielen. Es kann ein Fall seyn, wo der Gewohnheit etwas nahegegeben werden muß, die oft Forderungen macht, welche den Regeln der Gesundheit widersprechen. Vielleicht hat Herr Gilchrist solche Fälle gehabt: allein, er würde vielleicht der erste seyn, der daraus allgemeine Maximen der Curen herleitete.

Man könnte mit eben dem Rechte behaupten, daß schwindfüchtige oder verblutete Leute täglich ein Maasß Brantwein trinken müßten; denn wirklich hat es dergleichen gegeben.

Mein Herr,

Der lange Streit, ob eine wahre Schwindsucht zuweilen gründlich curirt werden könne? entscheidet sich je mehr und mehr, indem sich die genauen Beobachtungen mehr häufen. (*) Der unheilbarste Zustand dieser Krankheit ist gewiß der, wenn ein um sich freissendes offenes Geschwür tief in der Substanz der Lunge wüthet. Denn, daß Eiterbeutel, die eine große Menge Eiter gegeben haben, in der Brust völlig zuheilen; daß Geschwüre in den größern Zweigen der Luftröhre; daß superficielle Eiterungen nach Lungenentzündungen im äußern Umfange der Lunge; und daß der Auswurf eines resorbirten oder ohne ein Geschwür erzeugten Eiters, durch die Lunge, obgleich alle diese Krankheiten zuweilen eine geraume Zeit gedauert haben, und mit Husten, Eiterauswurf, Abzehrung des Fleisches, Erschöpfung der Kräfte und einem zehrenden Fieber verbunden gewesen, nicht selten glücklich und dauerhaft curirt werden sind, daran kann niemand mehr zweifeln, wem nicht die Beobachtungen der besten Aerzte ganz unbekannt sind. Es wäre demnach überflüssig gehandelt, wenn ein Arzt die Kranken in solchen Umständen schlechterdings aufgeben und hilflos lassen wollte. Um deswillen war ich vergnügt, als ich Ihre Blätter von der Cur der Lungenentzündungen (S. das 231ste und 232ste Blatt,) und der Schwindsucht (S. das 236ste Blatt,) las, worin Sie die beste Methode der Cur dieser Krankheiten aus den unverwerflichsten Quellen gesammelt haben. Ich habe besonders zu dem damals von Ihnen gegebenen Rathe, (das 232ste Blatt,) dem Brusteiter durch die äußere Haut eine Ableitung zu verschaffen, ein großes Vertrauen gefaßt, seitdem ich anderwärts eine Cur der Schwindsucht von D. Karl Ayton-Douglas gelesen, die eben so merkwürdig, als lehrreich ist, und Dero oberwähnte Aufsatze, von der Cur der Lungenentzündung und Schwindsucht, in vielen Puncten vortreflich erläutert. Ich weiß gewiß, daß Sie Ihren Lesern durch die Mittheilung dieser Geschichte einen wahren, nützlichen und wichtigen Dienst leisten werden.

Ein gewisser Roger zeigte dem obenannten Arzte eine Geschwulst unter seinem linken Schulterblatte, die, seiner Aussage nach, ehe er sich daran gestoßen hätte, so groß, als ein Pfennigbrod, gewesen; ist aber um die Hälfte kleiner geworden war. Sie schien gleich unter den allgemeinen Bedeckungen in einem Sacke enthalten zu seyn.

(*) Vergl. das 276ste Blatt, am Ende.

seyn. Er sagte, daß er sie, ohne Schmerzen, schon zwey Jahr getragen, bis er sich vor ungefähr einem Monate unversehends daran gestoßen, worauf sie zu Schmerzen angefangen, und er selbst zugleich einen Husten bekommen hatte, welcher ihn Tag und Nacht beschrte. Er hustete viel gelben, dünnen, stinkenden Eiter aus, welcher mit Blute vermischt war. Der Puls schlug hurtig und hart; er empfand eine große Hitze über den ganzen Körper; er war ausgezehrt, und sein Appetit ganz schlecht. Vor der Verlesung hatte ihm die Geschwulst wenig Beschwerde verursacht; der Appetit war ziemlich gut, und die Kräfte waren hinreichend gewesen, um die schwerste Dauernarbeit zu verrichten. Er besann sich auch, daß er kurz vorher, ehe die Geschwulst ihren Anfang genommen, ein ziemlich heftiges Fieber und einen Husten gehabt, wie auch ein Stochen an dem Orte gefühlt hätte, wo die Geschwulst entstanden wäre. Es war also vermuthlich eine Lungenentzündung oder Pleuresie gewesen, die sich nicht gehörig zertheilt, sondern in der Oberfläche der Lunge im Rücken einen Eiterbeutel formirt hatte.

Der Arzt bildete sich ein, daß sein Kranker bald sterben würde, wenn er die Geschwulst öffnete, weil viel Materie herauslaufen, und die Lunge zusammenfallen würde: daher ließ er es nur bey dem Rathe bewenden, eine genaue und ordentliche Diät zu führen, und keine Speise zu sich zu nehmen, als die Ptsane des Hippocrates, Rühmilch, so warm, wie sie gemolken wird, oder Buttermilch. Des Morgens und nach Mittage mußte er jedesmal einige Tassen von Hustlätig, Frauenhaar- und Nesselblätterthee, und alle vier Stunden einige wenige Grane Terpentin, in Pillenform, zu sich nehmen. Diese Cur ward vierzehn Tage lang fortgesetzt, und die Geschwulst hatte sich sehr vermindert, auch waren alle Zufälle geringer. Gleichwol blieb der Kranke noch heftisch, und hatte einen schlimmen Husten, so, daß wenig Hoffnung übrig war, eine so hartnäckige Krankheit durch eine noch sowol ausgedachte Cur zu heben. Unterdessen fiel dem Arzte ein, daß die alten griechischen und neuern ägyptischen Aerzte, (Hippocrates, Galen, Prosper Alpinus,) viel auf das glühende Eisen halten, wodurch sie zwischen den Rippen an einem abhängigen Orte einen Ausfluß der Feuchtigkeiten bey jeder Schwärung der Lunge oder Pleura, wie auch bey einem Brustgeschwüre, bey der Entzündung der Lunge und bey der Engbrüstigkeit, zu unterhalten suchten. Daß diese Verwundungen mit glühenden Eisen, welche von diesen Schriftstellern angepriesen werden, Fontanelle gewesen sind, ist ganz deutlich zu erweisen: denn sie verordneten, daß man die Rinde absondern, und die Geschwüre offen erhalten sollte, bis der Kranke gesund wäre. Da nun der Arzt der Meinung war, daß ein Haarseil die Stelle mehrerer durch glühendes Eisen gemachter Geschwüre vertreten könnte, so verordnete er, daß dem

Kranken ein Haarfeil mit den Rippen parallel, und zwar zwischen den beyden derselben gesetzt werden sollte, die sich sogleich bey dem untersten Theile der Geschwulst befanden; die Geschwulst selbst aber wurde nicht durchstochen. Die guten Wirkungen dieses Mittels übertrafen alle Hoffnung: denn acht Tage darauf, da es applicirt worden war, hörte das heftige Fieber völlig auf, der Husten ließ um vieles nach, und der Eiter im Auswurfe bekam eine bessere Farbe und Consistenz. Der Eiter, der durch das Haarfeil in großer Menge abgieng, war ziemlich gut, und wurde auch immer besser. Der Kranke nahm an Fleisch und Kräften geschwinde zu, als man erwarten konnte, und binnen kurzer Zeit war der Eiterbeutel unter dem Schulterblatte völlig leer. Etliche Tage darauf war der Kranke im Stande auf dem Pferde zu sitzen, da er denn besonders vor Mittage, so oft und so lange ausreiten mußte, als er es, ohne allzu große Ermüdung, aushalten konnte, wobey er die vorige Diät und Arzney fortsetzte, nur die Pillen ausgenommen, wovon er nur ohngefahr ein Loth in allem gebraucht hatte.

Um die Zeit, da der Eiterbeutel entleert war, ereignete sich ein ungewöhnlicher Zufall. Denn so oft als der Kranke hustete, drang die Luft mit Gewalt aus der Lunge in diesen Eiterbeutel, worin die Materie gewesen war, daß er so groß, als eine englische Viertelsbouteille wurde. Wenn der Husten vorbey war, so gieng die Luft nach und nach wieder in die Brust zurück. Alle Anverwandte und Nachbarn verwunderten sich über diesen Zufall; indessen verordnete der Arzt sonst nichts, als einen Pausch und eine mäßig angezogene Vinde, nebst dem anfänglich vorgeschriebenen Verhalten. Die Seiten des ledigen Beutels heilten vom Umfange bis zum Mittelpunkte nach und nach an, und zuletzt wurde er, wenn die Luft hineindrang, nicht größer, als ein Taubeney. Kurz, er heilte innerhalb fünf Wochen, seit das Hineinbringen der Luft bemerkt wurde, völlig an und vest zusammen, und zwei Wochen darauf wurde das Haarfeil herausgenommen. Der Kranke hat von der Zeit an seinen Appetit, seine Kräfte und sein Fleisch völlig wieder bekommen, und ist seitdem beständig frisch und gesund gewesen.

(*) Aus dieser Geschichte und aus den sonst bekannten guten Wirkungen der Haarfeile und Fontanelle in Schlagflüssen und vielen andern Krankheiten erhellt, daß die Materie bey Verstopfungen und Eiterungen stark durch solche Oeffnungen abfließe. Ist es daher nicht vernünftig, in gefährlichen Zufällen, z. E. in Nervenfiebern, wobey das Haupt viel leidet, bey Seitenstechen, bey Entzündungen u. s. w. mit Haarfeilen einen Versuch zu machen, weil sie gewiß keinen Schaden anrichten können? Der merkwürdige Erfolg solcher Curen

(*) Eine ähnliche Cur steht im 264ten Blatte.

Curen in gefährlichen Fiebern, worin das Haupt viel leidet, bestätigt diese guten Hoffnungen u.

Antwort.

Ich habe bey schwindstichtigen Leuten verschiedene Versuche mit den Haarfeilen gemacht, indem ich sie an den Stellen der Brust durch die Haut ziehen lassen, wo in der Lunge am wahrscheinlichsten der Sitz der Krankheit war. Wenn in der Lunge ein wahres um sich fressendes offenes Geschwür, oder ein zuvor verschlossen gewesenener, und hernach aufgebrochener Eiterbeutel war, hat mich noch in allen mir vorgekommenen Fällen der Versuch gereuet, weil er nicht ohne Beschwerlichkeit des Kranken ist, und gleichwol keinen Effect thut. Bey solchen, die täglich ein Pfund Eiter ausgeworfen, hat oft die Wunde des Haarfeils in 24 Stunden kaum ein Paar Tropfen gegeben, und man hat es nach einigen Wochen wieder zuheilen lassen müssen. In ein Paar Fällen, wo keine Verletzung, oder ein wahres Geschwür der Lunge zu vermuthen war, haben die Wunden stark geeytert, und der Auswurf hat sich nach und nach vermindert. Ich schliesse also aus diesen eignen und aus andrer Aerzte Beobachtungen, daß das Haarfeil bey eitrigem Husten nur in gewissen Fällen nützlich sey; und zwar erstlich, wo sich ein Eiter im Blute erzeugt, und durch die Lunge ausgeworfen wird, ohne daß eine Brustentzündung, ein Bluthusten, oder ein eigentliches Lungengeschwür vorhergegangen ist, welche Fälle nicht ungewöhnlich, und unter andern vom Herrn von Säen unwidersprechlich erwiesen worden sind. Zweitens in Fällen, wo Fieberabsätze (Metastasen) nach der Lunge gehn, da Herr Fenerlein das Haarfeil wirksam gefunden. Drittens in Fällen, wie der obige war, da ein Geschwür in den Wänden der Brust sitzt, und die Lunge bloß dessen Eiter resorbirt. Ich habe ein dem obigen ähnliches Beyspiel an einem vornehmen Herrn gehabt, der täglich eine Menge Eiter aushustete, bis sich ein Geschwür am Rücken öffnete, das täglich eben so viel Eiter gab, wodurch der Husten aufhörte, bis das Geschwür unversehends zuheilte, da sich sogleich der vorige eitrige Husten wieder einsand. Ein Haarfeil an der Stelle des ehemaligen Geschwürs würde hier gute Dienste geleistet haben; es ward aber von dem Patienten verworfen. Viertens bey Brustentzündungen, so bald sie in Eiterung zu gehen dräuen. Fünftens, bey langwierigem catarrhalischem Husten, wozu sich zuletzt Lungenschmerzen und eitriger Auswurf gesellen. Endlich sechstens im Anfange der wahren Schwindstucht, wo das Lungengeschwür noch von keiner Bedeutung ist. So hat der Herr van Wittren einem Schwindstichtigen durch ein Fontanell zwischen dem Daumen und Zeigefinger curirt. Wo ein Haarfeil angebracht ist, muß es, nach

Brendels gegründetem Rathe, lange unterhalten, auch wohl erneuert werden, bis die Lunge ganz frey ist. So bald es eitert, vermindern sich erst die Schweiß, dann der Husten, und zuletzt das Fieber: wenn aber bey der Schwindsucht kein wahrer Eiter, sondern eine dünne Schärfe ausgehustet wird, so wird das Haarseil von keinem Nutzen seyn. Ich habe bey einigen Schwindfüchtigen, die ein offenes Lungengeschwür hatten, und bey denen das Haarseil keinen Eiter gehen wollte, bemerkt, daß es einige Tage stark eiterte, wenn die Kranken von ohngefähr mit einem Schnupfen oder Catarrhe zugleich befallen wurden. Dies ist davon herzuleiten, weil sich bey Catarrhen das Blut ordentlich so verändert, daß es eine pleuritische Speckhaut formirt, welche, wie der Herr von Hacn wahrscheinlich macht, die Materie des Eiters ist. Das Haarseil ist geschickt, diese eitrige Materie aus dem Blute auszuziehen, hingegen kann es das offene große Lungengeschwür nicht reinigen. Hieraus erklärt sich eine Beobachtung des Herrn Brendels, welcher sagt: Wenn das Haarseil wegen spastischer Zufälle zuweilen nicht mehr zieht, und es finde sich ein Schnupfen ein; so bedeute der, daß es wieder ziehen werde. Es zieht allerdings, aber das Lungengeschwür geht darum seinen Weg fort.

Unter eben den Bedingungen, die ich oben zum Versuche der Haarseile vorgeschrieben habe, kann man auch die Fontanelle versuchen, die mit eben so ungleichem Stücker wirken. Bey schon sehr schwachen und abgeehrten Schwindfüchtigen will ich Niemandem rathe, weder diese noch jene zu versuchen: denn die Hoffnung des Arztes, und besonders des Kranken, der sich um ihrentwillen den Schmerzen unterwirft, wird desto mehr gekränkt, wenn der Versuch fehl schlägt, und der Schmerz bey dem Verbinden enträset ihn ungemein. Wenn vorn auf den Rippen das Haarseil angebracht werden muß, denn die verdächtigste Stelle in der Brust bestimmt den Ort desselben; so muß man bey dem Stiche dahin sehn, daß er nicht zu tief durch die Haut gehe, denn, wenn beyde Oeffnungen zu weit von einander sind, und das Haarseil einige Zoll unter der Haut weggeht, so macht die Bewegung der Rippen einen gefährlichen Reiz in der Wunde, welchen die Kranken nicht ausstehn können, und der die Wunde zu sehr erhist, daß sie desto weniger eicern kann.

Der Arzt.

Mein Herr,

Da Sie zu mehrmalen den innerlichen und äußerlichen Gebrauch des Baumöls wider den Vipernstich, nach dem davon bekannt gewor-

gewordenen Beobachtungen und Versuchen beschrieben und erwähnt haben, so werden Ihre Leser auf dieses Mittel vielleicht ein allzu gutes Vertrauen setzen, wenn Sie ihnen nicht den ganzen Erfolg dieser Versuche erzählen. Man weiß nämlich aus den Memoirs der Akademie der Wissenschaften zu Paris, daß die Akademie, nach der bekannt gewordenen Geschichte des englischen Vipernfängers, die Sie im 88ten Blatte erzählt haben, den Herrn Geoffroy und Sunauld aufgetragen, die Kraft des Baumöls bey der Cur der Vipernstiche näher zu erforschen. Aus vielen Versuchen, welche diese Herren sowol mit vierfüßigen Thieren, als mit Geflügel angestellt, wie auch aus einigen Geschichten von Leuten, die von Vipern gestochen worden sind, haben sie endlich den Schluß gemacht, daß man von der specifischen Kraft des Baumöls in diesem Falle nichts gewisses behaupten könne, indem sich einige von Vipern gebissene Thiere, die nicht mit Öle gestrichen worden, erholt, andre hingegen gestorben sind, obgleich das Öl an ihnen gebraucht worden war. In England selbst hatte man das letztere schon auch beobachtet. Solcherge- stalt gehört das Öl bey solchen Zufällen unter die Mittel, die trü- gen: nichts destoweniger aber ist das Beispiel des englischen Vipern- fängers in allen seinen Umständen so geschickt, dem Mittel ein ge- gründetes Vertrauen zu erwerben, daß es immer in solchen Fällen, wo keine andre Cur veranstaltet werden kann, eine Zuflucht der Elenden bleiben kann, die es bedürfen. Ich bin, u.

Antwort.

Ueberhaupt muß man wol vom Stiche der Vipern eben das sagen; was vom Scorpionstiche, und vom Bisse der Spinnen gilt, daß er nämlich zuweilen an sich wenig schädlich, und leicht zu heilen, zu- weilen gegen die besten Arzneyen zu mächtig sey. Der Kayser Claus IIus verordnete bloß den Saft des Erlenbaums oder Tarnus wider den Gift der Vipern. Dieser soll wol wenige curiren: gleichwol muß es Beispiele gegeben haben, da er hinlänglich gewesen. Herr Birch versichert, daß in England die Vipern fast gar kein tödtliches Gift besitzen, und daß man selbst zu Padua eine Wahl unter diesen Thieren mache, da bloß die Bergvipern für recht giftig gehalten werden. Dies und dergleichen Umstände mehr können viel zu den ungleichen Erfolgen der Arzneymittel beytragen, die man wider die giftigen Stiche und Bisse der Thiere gebraucht.

Es hat doch auch Herr Jüfien mit dem Eau de Luce, welches aus flüchtigem Vipernsalze und Bernsteinöl zusammengesetzt ist, einen von einer Viper gebissenen Studenten geheilt, indem er solches theils in die Wunde getropft, theils dem Kranken einige Tage nach einander zu sechs Tropfen eingegeben, und zugleich den Arm, welcher durchaus geschwol-

geschwollen und gelb war, etlichemal mit Baumöl gerieben hat. Man muß ein Arzneymittel gar nicht um deswillen verwerfen, weil es in einerley Fällen nicht einerley Wirkung thut.

Zwey hundert zwey und funfzigstes Stück.

von Haller.

Im weiten Labyrinth von Scheinbaren Begriffen
Kann auch der Klügste sich in fremde Bahn vertiefen.

Als ich im 210ten Blatte den Mechanismus der Verdauung der Speisen beschrieb, habe ich aus einigen Versuchen des Herrn von Reaumur gezeigt, daß diese Operation der Natur bey so verschiednen Gattungen von Thieren auf ganz verschiedne Weise bewerkstelligt werde, und daß die Thiere, deren Magen dick und fleischigt sind, mehr durch das gewaltsame Zerreiben, die mit häutigen Magen hingegen mehr, vermittelt eines besondern auflösenden Safts, den sie im Magen haben, die Speisen in die Art ihrer Körper verwandeln. Ich sage: mehr. Denn selbst bey den Thieren der ersten Art kann die Verdauung nicht bloß durch das Zerreiben der Speisen, ohne die Beymischung eines auflösenden Safts, vollendet werden, der ihnen die Eigenschaften der Nahrungsmilch giebt. Nach der Analogie zu schließen, muß die Verdauung bey den Menschen ebenfalls hauptsächlich durch ein solches verdauendes Auflösungsmittel geschehn; und ich habe mich in dem obgedachten Aufsatze damit begnügt, hierbey stehen zu bleiben. Ich gestehe, daß hierdurch der edlen Neugier fleißiger Schüler der Natur wenig Genüge geleistet worden sey. Allein die Schwierigkeit der Sache, und die Furcht, ungegründete Muthmassungen vorzutragen, schreckten mich von allen Versuchen ab, in das Geheimniß, welches

Zwey hundert zwey und funfzigstes Stück. 573

welches bis ist noch kein Scharfsinn ergründet hat, tiefer einzudringen. Jedoch in solchen Fällen ist gemeinlich die Wißbegierde des Philosophen am geschäftigsten. Der Trieb, zu wissen, der an zu schweren Gegenständen scheitert, sinkt darum nicht gleich hinweg, sondern er ändert nur seine Bahn, und sucht Muthmassungen und Wahrscheinlichkeiten, an die er sich wendet. Um in einer so schweren Aufgabe, wie die von der Verdauung der Speisen ist, glücklich zu rathen, dazu gehört mehr Wiß und Herzhaftigkeit, als ich besitze; aber dieses benimmt meinen Lesern das Recht nicht, von mir zu fordern, daß ich ihnen die Muthmassungen scharfsinniger Philosophen in dieser Sache vortragen soll, um dadurch der Auflösung des Geheimnisses entweder näher zu kommen, oder sich dieses doch wenigstens einbilden zu können. Damit ich sie nun hierin einigermaßen befriedigen möge, so habe ich mir vorgenommen, Ihnen ist die Gedanken eines ehemaligen italienischen Arztes, nämlich des D. J. Gazola, zu Verona, über den wahren Mechanismus der Verdauung vorzulegen. Nicht darum, weil ich diesen Gedanken selbst durchgängig Beifall gebe, oder weil ich sie unter allen Systemen für das beste hielte; sondern weil sie einer philosophischen Vernunft desto mehr Veranlassung zum Nachdenken geben, je paradoxer sie zuweilen zu seyn scheinen, und weil so viel nützliche Anmerkungen darin vorkommen, die sich ein Leser, der auch kein Arzt ist, wohl zu Nutzen machen kann.

Um alles wohl zu begreifen, was man wissen muß, wenn man eine gute Wahl der Nahrungsmittel treffen will, ist es zuerst nöthig, sich von einer falschen Meynung zu befreien, die uns einige Aerzte aus den alten Zeiten lächerlicher Weise in den Kopf gesetzt haben, daß nämlich, ihrer wunderlichen Philosophie nach, unser Magen einem Topfe gleich wäre, worin die Nahrungsmittel durch die natürliche Wärme, oder nach den verschiednen Graden der Wärme, die sie selbst haben, gekocht würden. Diese Meynung ist so weit von der Wahrheit entfernt, daß es viel leichter wäre, zu beweisen,

sen, daß die Verdauung vermittelt der Kälte, als daß sie vermittelt der Wärme bewerkstelligt werde. Sehn wir nicht in der That, daß die Leute, welche bloß Wasser trinken, das doch, seiner Natur nach, unstreitig kalt ist, weit mehr essen, als die Weintrinker, obgleich der Wein von hitziger Art ist? Sehn wir nicht auch, daß die erstern weit besser verdauen, als die letztern, da doch gerade das Gegentheil geschehn müßte, wenn die Wärme die Ursache der Verdauung wäre? Hippocrates selbst erkannte, daß die Wassertrinker stark essen, und daß hingegen der Wein den Appetit verderbe. Die Hunde, welche von Natur sehr frostig sind, weil sie leicht beben, die Wärme suchen, und viele Stunden im heissesten Sonnenscheine liegen, verdauen leicht die härtesten Knochen, die sie in einen vollkommenen Nahrungsaft verwandeln. Könnte die Verdauung nur vermittelt der Wärme geschehn, so müßten diese Thiere gewiß eine große Hitze in der Gegend ihres Magens haben. Ja, was will man von den kleinen Fischen sagen, die im härtesten Winter in Seen unter dem Eise leben, und könnte man nicht mit weit mehr Wahrscheinlichkeit behaupten, daß sie vermittelt der Kälte verdauen? Denn wenn hierzu eine Wärme zu Hülfe genommen werden sollte, die ihre Speisen verdauete, so müßte nothwendig ein beständiges Wunderwerk dazu erdichtet werden, welches das Wasser verhinderte, den Funken des Feuers in so kleinen Körpern nicht zu vernichten. Ferner, aus welchem Grunde sollte es wol geschehn, daß wir im Winter mehr essen und besser verdauen, als im Sommer, wenn nicht die Kälte daran Schuld hätte? Wollte man antworten, es geschehe darum, weil im Winter die uns umgebende Kälte der Luft, die Wärme im Magen concentrirte, und ihn zur Verdauung einer größern Menge von Speisen geschickt mache, wogegen im Sommer sich die Wärme auswärts vertheilte, und die Verdauungskraft schwächte; so muß ich aufhören zu antworten: Denn auf diesen Fuß werden diejenigen gewonnen Spiel haben, die wider die Meynung des Hippocrates, behaupten, man müsse im heissesten Sommer den stärksten Wein, und im

December und Jenner ihn nur mit Wasser vermischt, trinken. Noch mehr, man muß auch den Polizeyvorsiehern den Proceß machen, wenn sie in den heissesten Hundstagen den Verkauf des Eises aus den Eiskellern erlauben, weil sie dadurch der öffentlichen Gesundheit schaden, indem die zu dieser Zeit schon allzu sehr zerstreute und verflogene Hitze des Magens durch das Eis und die eiskalten Getränke vollends erstickt werden müßte. Allein die tägliche Erfahrung widerlegt solche Gründe hinlänglich, indem sie uns zeigt, daß nichts dem Magen zuträglich und heilsamer sey, als kalt zu trinken, und dieses allein könnte zur Entscheidung genug seyn, daß wir nicht die Wärme, sondern die Kälte für die wirkende Ursache der Verdauung zu halten hätten. Unterdessen aber ist doch im Ernst, die letzte Meynung eben so falsch, als die erste. Man findet Leute, die Ochsenfleisch besser, als Kalbfleisch, und grobes viel leichter, als zartes und sogenanntes leicht verdauliches, verdauen, und wieder andre, die gewisse Sachen, als Zugemüse und Kräuter, ganze Monate im Magen behalten, und doch alle übrige Speisen vollkommen und ohne Schwierigkeit verdauet haben. Kame es bey der Verdauung auf die Wärme und Kälte an, warum sollte jene nicht die zartesten Speisen zerkothen, und warum sollte diese nicht allos ohne Unterschied verdauen können? Unstreitig muß etwas ganz anders im Magen seyn, woraus sich diese widersprechende Erscheinungen und Wirkungen erklären lassen. Vernunft und Erfahrung, als die beyden Pole, um die sich das ganze System der neuern Weltweisheit dreht, sollen auch uns in unsern Untersuchungen zu Leitsternen dienen, die uns die Wahrheit dieser wichtigen Operationen der Natur deutlich zeigen werden.

Die Zergliederer haben im Magen der vollkommensten Thiere einen gewissen Liqueur gefunden, welcher gemeinlich einen sauren Geschmack hat. Die verschiedenen damit angestellten Versuche haben sie überredet, daß dieser Saft nichts anders, als ein Auflösungsmittel seyn müsse, dessen sich die Natur bedient, um die genossenen Speisen zu erweichen, zu zermalmen und in einen vollkommenen Nahrungsaft zu ver-

wandeln

wandeln, indem er aus lauter kleinen spitzigen durchdringenden Theilen, wie kleinen Keilen, besteht, die die Speisen zertheilen, auflösen und zu Milchsaft machen. Auf der Verschiedenheit dieser auflösenden Säuren beruhen die verschiednen obangeführten Wirkungen. Da sich jede einzelne Person nach ihrem Temperamente ihr besonderes Auflösungsmittel selbst zubereitet, so rührt es daher, daß diese mehr, als jene, und eine Art von Speisen besser, als eine andre, verdauet, und daß sie von dieser mehr Nahrung empfängt, als von jener. Alle Nahrungsmittel sind, an sich betrachtet, gut; und wenn es eins weniger, als das andre ist, so liegt die ganze Schuld an unserm Auflösungsmittel, das nicht geschickt ist, es zu verdauen.

Vermittelt dieser Lehren werden wir alle Schwierigkeiten bey der Verdauung leicht erklären können, und es wird uns nicht mehr wundern, zu sehn, daß unter vielerley Speisen eine gefunden werden könne, die viele Tage im Magen unverfehrt und unverdauet liegen bleibt, und daß ein Magen Sachen, die uns grob und schwer verdaulich scheinen, verdauen könne, da er doch andre, die uns zarter und leichter scheinen, nicht verdauet. Um aber diese Wahrheit noch handgreiflicher zu machen, so wollen wir annehmen, daß ein Mensch das Scheidewasser, welches das Silber auflöst, im Magen hätte. Wenn dieser Mensch Silber verschlänge, so würde er es leicht auflösen; wenn er aber Gold verschluckte, so würde dasselbe, weil es dies Scheidewasser nicht auflösen kann, stets unverändert im Magen liegen bleiben. Hätte er hingegen solch Scheidewasser im Magen, das Gold auflöst, so würde sich das Gold darin auflösen, aber das Silber würde von diesem Auflösungsmittel nicht angegriffen werden. Alles dieses rührt bloß von der Verschiedenheit der Salze her, woraus diese beyde Arten von Scheidewasser bestehen, und daß die Theile des einen geschickt sind, in die Zwischenräume des Goldes, des andern hingegen in die Zwischenräume des Silbers zu dringen. Eben so ist es auch mit unserm Speise beschaffen. Wenn unser Magensaft vermögend ist, sie aufzulösen, so wird bald ein Milchsaft daraus verdauet werden;

werden; wo nicht, so werden sie so lange im Magen bleiben, bis sich das Auflösungsmittel verändert, und zu ihrer Auflösung geschickt wird, oder sie werden auch auf diesem oder jenem Wege unverdauet wieder fortgehn. Unfre ganze Gesundheit hängt von der guten Beschaffenheit dieses Ferments ab; und wenn dasselbe mangelt, oder verdorben ist, so entsteht eine Menge von Uebeln, deren Cur nicht eher zu hoffen ist, als bis sich die Natur ein neues Ferment zubereitet hat. Diese Meynung ist der Wahrheit so gemäß, daß sie selbst der große Hippocrates in einem seiner Aphorismen zu bestätigen scheint, wo er sagt, es sey ein gutes Zeichen, wenn bey langwierigen Krankheiten der Gedärme saure Blähungen aufsteigen, die vorher nicht gespürt worden. Dieses Aufstoßen beweiset, daß der Magen sich wieder mit Verdauungssäfte versehen habe, und daß er also, mit dem Appetite, auch die Gesundheit leicht wieder erhalten könne. Eben dieser Hippocrates sagt auch, daß alle diejenigen Kranken gute Hoffnung machen, deren Magen das, was ihm gereicht wird, wohl annimmt, weil dieses ein deutlicher Beweis ist, daß der Magen, da er gut verdauet, seinen Verdauungssaft nicht verloren haben müsse, wovon doch hauptsächlich unfre Erhaltung abhängt.

Wenn man kein solches Auflösungsmittel im Magen annimmt, so weiß ich nicht, aus welcher Theorie man erklären wollte, wie der Strauß die Metalle, der Schwan den Sand, und so viel melancholische Leute Erde, Steine, Kohlen, Glas und so manche ganz ungewöhnliche Sachen verdauen, dergleichen man in den Schriften der Aerzte angeführt findet. So erzählt Sennert, unter andern, daß eine Dame in kurzer Zeit einen großen Stein aufgeessen, und daß sie davon in einem Tage ungefähr zwey Pfund zu sich genommen habe. Wäre die Wärme die Ursache der Verdauung, so müßte gewiß die Natur solchen Leuten statt des Magens einen Schmelzofen und Ziegel gegeben haben, um solche Sachen darin zu schmelzen und zu calciniren. Solchergehalt widerlegt die Erfahrung selbst diese Meynung; wogegen sie deutlich beweiset, daß der saure Saft des Magens das ei-

gentliche Werkzeug der Verdauung seyn müsse. Eben dieser Saft ist es, welcher in uns den Hunger erregt, und der uns, seiner verschiednen Beschaffenheit nach, bald zu dieser, bald zu jener Speise Appetit macht. So hat uns auch die Erfahrung gelehrt, daß wir uns saurer Sachen, als des Citronensafts, des Essigs, des Salzes und andrer ähnlicher Dinge bedienen müssen, nicht nur, um den Appetit zu erregen, sondern auch, um eine größere Menge von Speisen verdauen zu können, weil der Verdauungssaft dadurch gestärkt und zur Verdauung mehrerer Speisen geschickt gemacht wird. Aus eben dem Grunde sind die Wassertrinker starke Esser, weil das Wasser, welches mehr Säure in sich enthält, als der Wein, verursacht, daß sie sich nicht so leicht sättigen.

Nach der Erklärung dieses wichtigen Mechanismus wollen wir daraus die nützlichsten Folgen für die Lebensordnung herleiten. Was demnach die Wahl der Speisen betrifft, so muß man, ohne Bedenken, alles speisen, was beliebig ist, und was der Magen ohne Widerwillen annimmt, weil alles, was die Vorsicht zu unserm Gebrauche geschaffen hat, einem gesunden Menschen nicht anders, als nützlich, seyn kann. Den Gesunden ist alles gesund; und man muß, wie Celsus lehrt, alles miteffen, was andre Leute speisen. Die Erfahrung allein muß die Wahl unsrer Speisen bestimmen, und diejenigen, die wir am besten vertragen, werden uns auch die heilsamsten seyn, es mögen auch die Schriftsteller noch so viel dawider geschrieben haben. Alle Speisen hingegen, die wir nicht gut vertragen, sind für uns verwerflich, und wenn sie gleich alle Aerzte der Welt gelobt hätten. So crates warnte um deswillen die Menschen vor allen den Speisen, die sie, wenn sie nicht hungern, zum Essen, und vor allen Getränken, die sie, wenn sie nicht dursten, zum Trinken reizten. Sonne und Erde sind unaufhörlich beschäftigt, uns verschiedne Sorten von Früchten zuzubereiten, und hernach bringt der Verdauungssaft des Magens Gutes oder Böses aus ihnen hervor, nachdem er sie wohl oder übel verdaut. Die Speisen sind hierin einem Wachs ähnlich, das sich in allerley Figuren drücken läßt, und die Verschiedenheit ihres

ihrer Auflösungsmittels giebt ihnen bald diese, bald jene Eigenschaften. Es ist keine Speise in der Welt, die nicht gewissen Personen dienlich und andern schädlich seyn könnte; daher muß man dreist alles genießen, was unserm Gaumen und Magen wohl ansteht, und alles, was man mit Vergnügen speißt, ist nährend. (Quod sapit nutrit.) Nur muß man alles Uebermaß vermeiden, welches die gesunden Sachen schädlich macht, indem es ihnen Eigenschaften giebt, die ihrer Natur sonst ganz zuwider waren. Omne nimium naturæ inimicum. Um deswillen muß man gewisse künstlich zusammengesezte Speisen vermeiden, die dem Geschmacke allzu sehr schmeicheln und dadurch unsern Appetit zum Uebermaße verleiten, so daß wir mehr davon genießen, als unser Magen saft auflösen kann. Denn von der Menge, nicht aber von der Qualität der Speisen entspringen die Krankheiten. Hippocrates hat zur Erhaltung einer vollkommenen und dauerhaften Gesundheit nur zwei kleine Regeln gegeben, nämlich wenig zu essen, und den Leib durch Arbeit zu üben. Non satiari a cibis, et impigrum esse ad labores. Hierauf gründet sich auch das Sprichwort, das anfänglich paradox klingt, und doch unwidersprechlich wahr ist; daß nämlich derjenige am meisten speise, wer am wenigsten speißt: denn durch eine gute Lebensordnung wird das Leben verlängert, und hierdurch ist man im Stande, mehr einfache Mahlzeiten zu thun, als der Unmäßige große Schmäuse halten kann. Je genauer wir diese beyden Vorschriften beobachten, desto gewisser können wir einer dauerhaften Gesundheit seyn. Die erste, die uns lehrt, zur Nothdurft zu speisen, und nie ganz gesättigt vom Tische aufzustehn, hat den Grund, damit der Verdauungssaft mehr Kraft behalte, als nöthig ist, um die genossne Speise wohl zu zertheilen und aufzulösen: denn wenn der Magen zu sehr überladen ist, so übertrifft die Menge der Speisen die Kräfte des Verdauungssafes, und der daraus verdaute unvollkommne Nahrungssaft verdirbt das Blut, womit er sich vermischt: dieses fließt durch die Eingeweide, und bringt also die Dekonomie des Körpers in Unordnung: und dies ist die Quelle der Krankheiten. Die

andre Regel lehrt uns, den Leib bis zur Ermüdung zu üben. Die Beyspiele der Bauern, der Arbeitsleute und Künstler, die sich durch fleißige Arbeit stets geschäftig erhalten, und die alle viel gesunder, stärker und weniger kränklich sind, als die sitzenden, müßigen und nachdenklichen Leute, geben den Beweis dieser Vorschrift. Durch die beständige Uebung der Glieder und stärkere Bewegung des Bluts, reinigen sich die Säfte je mehr und mehr: der Körper wird besser genährt, und die Ausführungen sind freyer; ein jeder Theil des Körpers thut seine Verrichtung genauer, und so kann es unmöglich einen Verfall der Gesundheit geben.

* * *

Dieses ist das System des Herrn Gazola. Wenn man das, was er von der Kälte, wiewol nicht ernstlich, und von der Säure und Gährung des Verdauungsfaßtes sagt, ausnimmt, so kommt seine Meynung mit dem genug überein, was selbst die neuesten und größten Physiologen vom Mechanismus der Verdauung sagen. Ja selbst die Gährungen, ob sie gleich im Zustande der Gesundheit nicht statt zu finden scheinen, sind doch wahrscheinlicher Weise im unnatürlichen Zustande des Körpers eben so wie die Fäulniß, eine fruchtbare Quelle vieler Krankheiten, wie solches bey vielen Fehlern der Verdauung die große Menge elastischer Dünste, die mit unglaublicher Gewalt angreifen oder ausbrechen, und die Ausspannung des Magens und Trummelfucht des Unterleibes beweisen, welche letztere, besonders nach schlecht curirten Magenfebern, mehrentheils bloß eine Ueberhäufung der Dünste in den Gedärmen ist, wie von Saen, Heister, Pringle u. a. wohl beobachtet haben.

Wenn man die Menge und Mannichfaltigkeit der Krankheiten betrachtet, welche von Fehlern der Verdauung herrühren, und wenn man aus der Erfahrung sieht, wie wenig die Theorie hinreicht, um den eigentlichen Fehler in den Verdauungskräften, und die rechten Mittel, ihn zu verbessern, zu finden; so wird es wahrscheinlich, daß uns in dieser Theorie noch viele Einsichten mangeln, und da noch ist die größten

größten Aerzte die Verdauungsäfte im Magen und in den Gedärmen für die hauptsächlichste wirkende Ursache der Verdauung erkennen, und nichts gewisser ist, als daß diese, so wie alle übrige Säfte unsers Körpers, in ihrer Mischung verderben, und die gehörigen Absonderungen und Vereinigung derselben gehindert werden können, wovon nothwendig die hartnäckigsten Krankheiten der Verdauung entstehen müssen; so kann man nicht anders mutmaßen, als daß der große Mangel der Theorie von diesen Krankheiten darin zu suchen sey, daß man die wahre Beschaffenheit der Verdauungsäfte, die Proportion ihrer Menge zu den Speisen, die Art und Weise, wie sie die Speisen auflösen, und die gewöhnlichsten Fehler, denen sie unterworfen sind, zu wenig kennt, und sie bey der Beurtheilung dieser Krankheiten nicht in Betrachtung ziehen kann. Man kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß nicht hierin mit der Zeit mehrere Entdeckungen gemacht werden sollten; und daß der daran zu wendende Fleiß nicht vergeblich seyn würde, kann man aus mancherley Umständen schließen, die vermuthlich daraus ihr rechtes Licht bekommen würden, wenn die Natur des Verdauungsfaßtes besser bekannt wäre. Der wunderliche Appetit vieler Kranken, welcher oft fast unmittelbar vor ihrer Genesung hergeht, und unsern Theorien gemeiniglich gerade widerspricht; der langwierige Mangel desselben bey ganz entledigten Magen; die seltsame Verdauung der Hypochondristen, und der hysterischen Frauenzimmer, da sie zuweilen die größten und unnatürlichsten Speisen leicht, und solche, die man ihnen für die zuträglichsten hält, ganz und gar nicht verdauen; der gewisse Umstand, daß man zuweilen eine Art Speisen, die leichter verdaulich ist, eine geraume Zeit unverändert bey sich behält, und wieder von sich giebt, da man doch andre unterdessen verdaut hat; die seltsamen Folgen des Verderbens einiger Verdauungsäfte, z. E. der Galle bey der Cholera und Ruhr, des Speichels, bey der Wuth vom Bisse toller Thiere; die Fressucht der atrophischen Kinder und ihre Verdauung der unnatürlichsten Sachen; die unaufhörliche und oft sehr schnelle Erzeugung der Darmwürmer bey manchen

Leuten; der unschätzbliche Durchgang mancher Gifte durch die Verdauungswege, und wiederum die veränderliche Wirkung einer Arznei in denselben; die gänzliche Verwandlung des Appetits bey Gefunden, da sie eine Zeitlang in manchen Speisen und Getränken unersättlich sind, die ihnen hernach gleichgültig oder eckelhaft werden; die oft sich widersprechenden Wirkungen von einerley Speisen, die manchmal ohne alle Empfindung, manchmal hingegen mit den äußersten Beschwerlichkeiten verdauet werden; die Erfahrung der Windstichtigen, daß ihnen oft bey dem Genuße einer Speise die Geschwulst des von Gährungen aufgetriebnen Leibes unmittelbar vergeht, ohne daß sie eine einzige Blähung losgeworden wären: die große Ungleichheit der Krankheiten von schlechter Verdauung, welche die entgegengesetztesten Curen erfordern; die ausnehmende Wirkung der Verdauungssäfte und anderer Arzneien in so viel entgegengesetzten Krankheiten der Verdauung, und viel andre besondere Umstände mehr, würden vielleicht, zum Vortheile der Kranken, in ein neues Licht gesetzt werden, wenn man die eigentliche Natur des Verdauungssafte, und seine Art und Weise die Speisen aufzulösen, die Veränderlichkeit seiner Mischung, und die Hindernisse seiner Absonderung und Ergießung besser kenne.

Mein Herr,

Das, was Sie, im 23sten Blatte, von dem Gebrauche der Polygala oder Sencceawurzel bey Brustentzündungen, nur obenhin gesagt haben, verdient wol eine nähere Erläuterung. Herr Tennent hatte von der Wirkung dieser Polygala Virginiana wider den Biß der Klapperschlange Nachricht erhalten, und gesehen, daß der innerliche und zugleich äußerliche Gebrauch derselben solche Leute curirte. Aus der Ähnlichkeit der Zufälle, die sich bey diesem Schlangenbisse, wie bey dem Seitenstechen, der Lungenentzündung und andern Krankheiten finden, die von einem zähen und verdickten Blute herrühren, hat er geschlossen, daß sie auch in diesen Krankheiten dienlich seyn müßte. Er hat sie nachgehends in dergleichen Fällen versucht; und dieses getung so wohl, daß er davon häufig Gebrauch machte. Diese Wurzel hat einige Ähnlichkeit mit der Klapper der Schlange, wider deren Biß sie zuerst von den Indianern gebraucht wurde. Wenn

Wenn man das Pulver derselben einnimmt, so scheint es anfänglich nicht scharf zu seyn; allein, es fängt bald darauf an, sehr zu beißen. Herr Tennent verordnete sie lieber im Decocte, als im Pulver, weil die Hilfe davon geschwinder zu erfolgen schien. Die Dosis des Pulvers ist 35 Gran, und von dem Decocte giebt er auf einmal drey Löffel voll, wenn man nämlich drey Unzen gestoßener Wurzel mit zwey Pfunden Wasser fast halb einkochen lassen. Sie treibt den Urin und Schweiß, verursacht ein Purgiren, und zuweilen ein Erbrechen. Die beyden letzten Wirkungen verhinderte Herr Tennent dadurch, daß er einige absorbirende Mittel mit dem Pulver vermischte, und sie in schwachem Zimmetwasser nehmen ließ. Beym achten Seitenstechen mit einer Entzündung läßt er gleich anfangs die Ader öffnen, und wiederholt solches nachgehends, wenn es nöthig ist. Beym unächten Seitenstechen hingegen, woben die Nerven so leiden, daß eine große Schwachheit davon kommt, oder welches auch nur schon lange angehalten, verbietet er alles Blutlassen, Blasenziehen und alle anr. Arzneien, und verläßt sich bloß auf die Wurzel, welche fast allemal, und noch dazu in etlichen gefährlichen Fällen geholfen haben soll. Er empfiehlt sie übrigens nicht nur in diesen hitzigen Krankheiten, sondern hält sie auch bey dem Gliederreißen, in der Wassersucht und dem Podagra für zuträglich. Was das Seitenstechen betrifft, so haben die Herren Lemery und Jussieu, welchen von der Akademie der Wissenschaften in Paris die Untersuchung der Sache aufgetragen worden, von ihren Versuchen vortheilhafte Berichte erstattet, und auch der Herr du Hamel bekräftigt ihre guten Wirkungen in Entzündungsfiebern. Die Bestätigungen vom Herrn Bouvard und Paul, die Sie am oban. geführten Orte erwähnen, wie auch des Herrn Tissot, sind neuer; und die Versuche mit dieser Arznei werden noch bis diesen Tag fortgesetzt. Schon damals, als die Akademie der Wissenschaften die virginianische Polygala versuchen ließ, ward die Frage aufgeworfen, ob nicht vielleicht die einheimische Polygala eben so gut wäre? Der Herr du Hamel wollte sie sammeln. Allein, die Wurzeln dieser einheimischen Pflanze sind so dünne, daß es nicht möglich wäre, so viel zusammen zu bringen, als man brauchte, wenn sie auch die besten Wirkungen thäte. Er entschloß sich also, die ganze Pflanze im Decocte zu geben. Er ließ demnach eine Hand voll in einem Brusttrank aufkochen, und zweyen Kranke davon nach Beileben trinken, darunter einer in der allergrößten Gefahr zu seyn schien. Dieses Mittel erregte den Auswurf auf eine wunderbare Art, und veränderte die Eigenschaft desselben. Mehrere Erfahrungen haben nachher gelehrt, daß die einheimische Polygala zwar den Auswurf befördere; daß ihr aber doch in dieser Wirkung die virginianische den Vorzug streitig mache, u.

S. 4.

Zwey hundert drey und funfzigstes Stück.

von Hagedorn.

Ein Dienst von solcher Art beleidigt.

Man könnte eine vielleicht nicht unnützliche Eintheilung der Krankheiten in solche machen, die sich entweder an sich selbst als Krankheiten, oder die sich nur erst durch diejenige Cur offenbaren, die die Natur gegen sie zu unternehmen pflegt. Dieser Unterschied ist nicht nur wirklich gegründet, sondern er hat auch einen wahren Einfluß auf die Methode in dem Verfahren der Aerzte wider die Krankheiten. Ein Arzt wird nimmermehr Krankheiten gründlich heilen, wenn er nicht scharfsinnig genug ist, das Materielle derselben von den Bewegungen, die die Natur dagegen unternimmt, zu unterscheiden, und da es viel Krankheiten giebt, die sich bloß durch die letztern offenbaren, so kann der erwähnte Unterschied unmöglich für eine bloße Speculation gehalten werden. Die Kranken reden nicht eher mit dem Arzte, als bis sie Ungelegenheiten empfinden, und das, was sie ihm klagen, sind bloß diese beschwerlichen Empfindungen. Die Materie der Krankheiten liegt oft lange bey ihnen verborgen, ohne daß sie es bemerken, und nur dann, wann sich die Natur aufmacht, um mit ihr zu streiten, empfinden sie etwas Ungewöhnliches, das sie beschwert, und das sie ohne Bedenken für ihre Krankheit ausgeben. Hierdurch sind eine Menge von Namen besondrer Krankheiten entstanden, die ein guter Arzt aus einem ganz andern Gesichtspuncte betrachten muß, als aus welchem sie ihm die Kranken zeigen, und die die Un- erfahrenen, weil sie nicht weiter sehen, als die Kranken selbst, gemeiniglich schlecht curiren und verderben. Um von beyder- ley Krankheiten nur ein paar Beispiele zu geben, so kann man von denen, welche sich unmittelbar selbst, nämlich durch

Zwey hundert drey und funfzigstes Stück. 585

ihre materielle Ursache offenbaren, den grauen Starr, wo eine dicke Feuchtigkeit die Crystalllinse verdunkelt, und den Kranken des Gesichtes beraubt, den Schlagfluß, wo eine im Gehirne ausgetretene Feuchtigkeit die erste Triebfeder der Bewegung hindert, den Schmerz, den eine äußerliche Verletzung in den Nerven erregt, u. d. gl. von denen aber, deren materielle Ursachen so lange, und oft noch viel länger, verborgen bleiben, als bis sich die Bewegungen der Natur wider sie offenbaren, die meisten Fieber, die Epilepsie, den Husten, u. d. gl. anführen. In den ersten ist es die materielle Ursache der Krankheit selbst, die sich durch ihre unmittelbaren Wirkungen äußert; in den letztern ist sie es nicht, sondern es sind die in Aufruhr gebrachten Kräfte der thierischen Natur, die nach der unleugbaren Weisheit, welcher dieselben gemäß wirken, sich der Materie der Krankheit entgegensetzen, um ihren verborgenen Wirkungen Einhalt zu thun. In jenen entdeckt der Zustand des Kranken den unmittelbaren Feind, mit welchem der Arzt zu streiten hat; in diesen hingegen entdeckt ihn der Arzt nicht anders, als durch seine Bekanntschaft mit den Sitten der thierischen Natur, wenn man so sagen darf: indem er aus der Art des Streits der Natur die materielle Ursache schließt, die er bestreiten muß, ob sie sich gleich vor ihm verbirgt. Wie leicht und unbesonnen wäre demnach nicht das Verfahren eines Arztes, der in dieser letztern Art von Krankheiten seine Cur nur darauf richten wollte, die beschwerlichen Bemühungen der Natur, womit sie gegen ihren Feind streitet, bloß darum zu unterdrücken, weil sich der Kranke darüber allein beklagt, und wäre dies wohl mehr Klugheit, als wenn man von einem Menschen, dessen Kleider brennen, die Leute fortjagen wollte, die ihn mit Wasser begießen, weil er sich darüber beschwerte, daß sie ihn naß machten? In diesen Fehler verfallen alle Rathgeber bey Kranken, die das ohne Unterschied für den Feind halten, den sie bekriegen müssen, was ihnen der Kranke klagt, und die gewohnt sind, die Curen der Krankheiten nach ihren Namen einzurichten. So handeln die, welche die Paroxysmen der Fieber vertreiben, ohne die materielle Ursache derselben zuerst vertrieben zu haben;

die wider die Epilepsie Specifica verordnen, wenn es dergleichen gäbe, ohne die Verdauungswege erst zu bestreuen; die Opium wider den Husten geben, ohne die Ursache anzurühren, die ihn reizt. Wenn man diese letzten Arten von Krankheiten, die sich stets durch die Bewegungen der Natur wider den wahren Grund des Uebels offenbaren, in ein allgemeines Verzeichniss brächte; so ließe sich in einer allgemeinen Therapie die Art des Verfahrens der Aerzte überhaupt besser bestimmen, und die jungen Aerzte würden nicht erst durch so viel Proben, die unzähligen Kranken fatal sind, endlich auf die rechte Spur kommen. Bisher lehrt man sie es nur bey einzelnen Krankheiten, wo es zu deutlich in die Augen fällt; und die Erfahrung beweist es noch täglich, wie mangelhaft dieser Unterricht sey. Man hat oft um weit unerheblicherer Absichten willen das Heer der Krankheiten systematisch in Classen vertheilt; von dieser Eintheilung würde das Glück der Curen der Zweck und die Folge seyn.

Ich erwähne dieses alles bey einer Veranlassung, wo es nur allzu wohl angebracht ist. Es ist meine heutige Absicht, von der Cur einer Krankheit zu handeln, welche oft selbst eine solche Cur der Natur ist, und die fast eben so oft auf diejenige Weise gemishandelt wird, als ich eben beschrieben habe. Es ist der Durchlauf. (Die Diarrhoe.) Er ist es, den der Kranke anzuklagen pflegt, und den der Arzt gemeinlich stopft, ohne daß weder der eine, noch der andre daran denkt, daß er bloß eine hülfreiche Bemühung der Natur wider einen in den Verdauungswegen verborgenen Feind sey, die man mit Weisheit und Ueberlegung vielmehr zu unterstützen, als zu verhindern Ursache hätte. Ein Durchlauf, der den Kranken, ohne einiges vorhergegangenes Uebel, ausser etwa ein wenig Ekel und Schwierigkeit in den Lenden und Knien, auf einmal überfällt, und wobey entweder wenig oder gar kein Schmerz und kein Fieber ist, kann in der That mehr eine Wohlthat der Natur, als eine Krankheit genannt werden. Ein solcher ist wirklich eben das, was die Cur eines Arztes ist, welcher mit einer Purganz alte verdorbene, seit langer Zeit zusammengesammelte Materien ausjagt, die gewiß eine

schwerere Krankheit verursacht haben würden, wenn sie noch länger im Körper zurückgeblieben wären. Sowie eine solche Purganz die Gesundheit wieder herstellt, so macht auch ein solcher Durchlauf den Kranken, anstatt ihn zu schwächen, stärker, leichter und munterer. Der üble Dienst, den man einem solchen Menschen leisten würde, wenn man die Wirkung der ihm verordneten Purganz durch eine andre Arznei unterbräche, wird gewiß in diesen Tagen, da die Diarrhoeen gemein sind, einer großen Menge Leuten, von Aerzten und Rathgebern geleistet, die es nicht in ihren Kopf bringen können, daß Krankheiten möglich wären, die Curen der Natur sind.

Man kann sich darauf verlassen, daß Diarrhoeen von solcher Art gemeinlich von selbst aufhören, so bald alles schädliche aus den Gedärmen fortgegangen ist, und daß sie also auch keine Arznei erfordern. Hingegen würde man sich betrügen, wenn man glaubte, man dürfte um deswillen auch in der Diät nichts verändern; denn eben diese ist es, die die Arzneyen ersetzt und überflüssig macht. Ein lange anhaltender und durch die Diät vernachlässigter Durchlauf wird endlich zur Gewohnheit, und schwächt den Kranken aufs äußerste. Die wahre gute Diät, die man bey einem solchen gesunden Durchlaufe zu halten hat, besteht darinn, daß man gemein mäßig speise, und sich des Fleisches, der Eyer und des Weins enthalte; hingegen sich mit einigen Suppen, Zugemüsen und ein wenig rohem und gekochtem Obste begnüge, und mehr, als gewöhnlich, trinke. Diese letztern Regeln werden nur denen bedenklich scheinen, die diese Krankheit aus ihrem unrichtigen Gesichtspunkte betrachten. Es ist wahr, daß Obst und vieles Getränk wenig geschickt sind, einen Durchlauf zu stopfen; allein, sie befördern die Reinigung der Gedärme, und verkürzen hierdurch seine Dauer. Wer einen Durchlauf von dieser Art mit Theriack und andern dergleichen Arzneymitteln stopft, der sieht ihn für die Krankheit selbst, nicht aber für das, was er wirklich ist, nämlich für die Bemühung der Natur an, eine ihr überlästige gewordene Materie in den Gedärmen abzuführen. Eine Präpäre von Frauen-

Frauenhaartraute ist in diesem Falle schon hinlänglich genug, um sie zu moderiren.

Wenn ein Durchlauf über fünf bis sechs Tage anhält, und die Kräfte mitnimmt; wenn die Leibesbeschmerzen stärker werden, und besonders, wenn der Trieb zum Stuhle öfters wiederkommt, dann ist es nöthig ihn zu stillen. Wenn ich aber dieses sage, so meyne ich nicht, daß man alsdann Theriac und Opium einnehmen soll. Ausser den übrigen Ungemächlichkeiten, welche der frühe Gebrauch opiatischer Arzneyen nach sich zu ziehen pflegt, ist diese am meisten zu bedenken, daß man damit den Zweck wirklich nicht erreicht, den man sich vorsezt. Es ist wahr, daß sie die Schmerzen eine Zeitlang lindern, und den Durchlauf zurückhalten, daß er seltener kommt. Allein, die Abführungen kommen hernach in größrer Menge auf einmal, und sind eben so dünn und flüßig, und faulender, als zuvor. Ja, wenn man damit den Durchlauf wirklich zwingt, so verschließt man dadurch der Materie der Krankheit den Weg, die Unreinigkeiten bleiben zurück, und verderben desto mehr, der Leib wird aufgetrieben, und der Zustand des Kranken ist weit gefährlicher, als er war.

Ein Durchlauf wird dadurch hartnäckig, wenn die Bemühungen der Natur und die gute Diät des Kranken nicht kräftig genug sind, die Materien, die die Gedärme reizen, auszureiben. Man macht ihm also ein Ende, wenn man den natürlichen Ausführungen durch die Kunst zu Hülfe kommt. Die Umstände des Kranken müssen den Arzt lehren, auf welchem Wege er diese Materie austreiben soll, und die erste Pflicht des Kranken ist hierbey, sich strenge nach den Regeln der Krankendiät zu halten. Wenn bey der Diarrhoe viel Ekel und Neigung zum Erbrechen, eine unreine Zunge und ein übler Geschmack im Munde vorhanden ist, so ist die Specacuanne das Mittel, welches die obern Verdauungswege nachdrücklich reinigt, und zugleich durch seine Nachwirkung den Leib anhält; in einem Falle hingegen, wo diese Zeichen mangeln, ist es die Rhabarber. Man nimmt diese Arzneyen, nach Beschaffenheit, in einer hinlänglichen Dose,

Dose, mit ein wenig warmen Getränke, und nach ein paar Stunden fängt man an, alle halbe Stunden eine Tasse voll dünne Bouillon nachzutrinken.

Ist ist eins dieser Mittel allein hinlänglich, den Durchlauf zu stillen; zuweilen aber sind die Materien so zähe, und sitzen so fest, daß ihre Wirkung von keiner Dauer ist. Wenn also nach einigen Tagen der Durchlauf wiederkommt, so muß man eine Purganz zu Hülfe nehmen, die entweder nachdrücklicher wirkt, oder die zähen Unreinigkeiten besser auflöst. Dreyßig Gran Jalappenwurzel, mit eben so viel Sennesblättern und eben so viel Cremor Tartari vermischt, mit warmen Getränke auf einmal genommen, sind für Leute von starker Leibesbeschaffenheit eine gute Abführung. Empfindlichern Personen können es einige Gran weniger thun. Oder man kocht zwey Loth Zamarindenmark eine Minute in acht Loth Wasser, worinn ein halbes Quentlein Salpeter aufgelöst ist, und thut vier Loth Manna hinzu. Dieser Trank wird durchgegossen, und getrunken. Um den zähen Schleim besser aufzulösen, kann man sich auch statt der vorigen Mittel eines Salztranks bedienen. Man gießt auf zwey Loth Sedlitzer Salz und vier Loth Zamarinden sechzehn Loth kochendes Wasser, und rührt es um, daß die Zamarinden zerweicht werden. Hiervon trinkt man, nachdem es durchgegossen worden, die erste Hälfte auf einmal, und die andre nach einer halben Stunde. Nachdem eine solche Purganz ihre gehörige Wirkung gethan hat, kann man am folgenden Morgen nüchtern ein halbes Quentlein, oder einen dritten Theil eines Quentleins Rhabarberpulver geben, und dieses am folgenden Tage nochmals wiederholen.

Alle die bisher angeführten Arzneyen, die Specacuanne, die Rhabarber und die andern Purganzen, werden, wenn sie erforderlich sind, des Morgens genommen. Wenn sie vor Mittage ihre Wirkung vollbracht haben, gleichwol aber der Durchlauf und die Unruhen im Leibe noch bis zur Nacht fortwährten, so ist dies endlich die Zeit, da man den Kranken sicher durch ein stopfendes Mittel die Nachtruhe geben kann. Eine Dose Theriac oder Laudanum bewerkstelligen dieses

dieses. Man giebt sie gegen die Nacht an solchen Tagen, da der Kranke des Morgens durch eins der vorigen Mittel purgirt worden ist.

In den hartnäckigsten Fällen muß man die Zwischentage, zwischen den Purganzen dazu anwenden, sichere anhaltende Arzneien zu gebrauchen. Hierzu dienen bittere Magenstärkungen; die Fiebereinde, welche der Simaruba, wie schon Klein angemerkt hat, in dieser Krankheit den Rang streitig macht, und die man allenfalls, wie Herr Baldinger gethan hat, mit Kalkwasser versetzt geben kann; das Extract vom Campescheholz in Krauseminzenwasser; die Granatrinde; Korck in Bier gekocht; Caffee von gebrannten Eichen, nach Strandbergs Erfahrung; Quitten; Moschatnuß; das Pulver der Insimachia, nach v. Saens und Ströcks Beobachtungen; Escarillenrinde; Chamillenthee, und zwanzig andre Mittel, welche man innerlich und äußerlich bey Colicenschmerzen zu gebrauchen pflegt.

Wenn sich, wie gewöhnlich, der Stuhlzwang zur Diarrhoe gesellt, so muß dem Kranken täglich durch ein Clystier von Papelnblättern, in Wasser gekocht, worinn ein paar Loth arabisches Gummi oder Tragant mitgekocht worden, Erleichterung geschafft werden. Eben dieses Gummi lindert die Leibeschmerzen, wenn man davon in allen Getränken des Kranken so viel auflöst, daß sie davon ein wenig flebricht werden.

Es giebt Diarrhoeen, wobey die Speise entweder ganz unverdauet, (Lienteria) oder, wo der aus den Speisen verdauete Milchsaft mit fortgeht, (passio coeliaca) und hierbey ist das äußerste Verderben der Verdauungskräfte hauptsächlich in Betrachtung zu ziehen. Bey diesen Arten des Durchlaufs ist ein beständiges Magenrücken nach dem Essen höchst beschwerlich, welches so lange fort dauert, bis sich der Leib wieder entleert hat. Man curirt diese Krankheiten auf eben die Weise, wie man einen lange Zeit zur Gewohnheit gewordenen Durchlauf curirt, der von einer gleichen Schwäche der Verdauungskräfte und einer habituellen schlechten Verdauung herrührt.

Zuerst

Zuerst müssen die Verdauungswege entleert werden, und der Kranke muß nur kaum bis zur Sättigung speisen, so lange er medicinirt. Man macht den Anfang mit einer Prise von Ipecacuanne; und hiernächst verordnet man einen Tag um den andern des Morgens eine Prise Rhabarberpulver, welches binnen acht auf einander folgenden Tagen viermal geschehen muß. In dieser ganzen Zeit muß der Kranke keine andre Speisen genießen, als Brodtrwasser, Habergrühbrühe, Reiß in dünner Bouillon gekocht, Graupen, Gerstentrwasser, u. d. gl. und muß übrigens sowol die Kälte als Wärme verhüten. An den Speisen, die ich jetzt genannt habe, kann Ingber und Moschatnuß angebracht werden, um sie damit ein wenig zu würzen. Schreiber rühmt besonders in der Lienteria einen Caffee von Wacholderbeeren in Milch gekocht. Auf den Magen werden magenstärkende Pflaster oder andre stärkende Zubereitungen applicirt.

Wenn nach dieser Cur von acht bis zehn Tagen noch Zeichen einer schwachen Verdauung, Drücken im Magen nach dem Essen, und bey der geringsten Veranlassung, eine Neigung zum Durchlauf übrig bleiben; so ist es dienlich, wöchentlich noch einmal den Gebrauch der Rhabarber zu wiederholen, sehr mäßig zu speisen, Fleisch, Fische und Eyer zu vermeiden, die Speisen auf obermähnte Weise zu würzen, sich eines etwas herben rothen Weins bey den Mahlzeiten mäßig zu bedienen, und übrigens von solchen Arzneien Gebrauch zu machen, die die Verdauungswege stärken. Die Fiebereinde, das Eisen und einige bittere Gewürze, z. E. Zittwer, Pfeffer, Ingber, Calmus, Pommeranzen, Moschatnuß, u. s. w. thun hier die besten Dienste, obwol die letztern zu viel gemischt werden, wenn man sie anders, als nur zur mäßigen Würzung der Speisen, erlaubt. Suller empfiehlt den Leuten, die stets zu Durchlaufen geneigt sind, das Reiten und Fahren, und Wainwright versichert, daß diese beschwerliche Gewohnheit dadurch abgeschafft werden könne, wenn man wollene Hemden auf dem bloßen Leibe trüge.

Die hier beschriebene Cur des Durchlaufs, die den weisen Grundsätzen des Sydenham und der größten neuern Aerzte gemäß

gemäß ist, passet sich für die ursprüngliche Krankheit dieses Namens, in so fern sie kein eigentlicher Zufall von einer ganz andern Hauptkrankheit ist, sondern Personen widerfährt, die übrigens gesund sind. Selbst bey den graziösen Diarrhoeen muß ein Arzt seine Cur mehr auf die Natur der zu solcher Zeit im Schwange gehenden Hauptkrankheiten richten, und da kann öfters die ist beschriebene Methode unzureichend oder auch schädlich seyn. Sydenham hat hiervon ein Beispiel erlebt, da 1668. das Blatternfieber noch regierte, und die Ruhr nachher gemein wurde, in welcher Zwischenzeit ein Durchlauf einriß, der keine andre Cur leiden wollte, als die dem damaligen Blatternfieber angemessen war, nämlich Blutlassen, und kühlende Diät und Arzneyen. Wenn man diesem Durchlaufe gelinde Purganzen und anhaltende Mittel, ja selbst die Rhubarber entgegensezte, so wurde diese geringe Krankheit tödtlich.

Ich muß bey dieser Gelegenheit noch einer grausamen Art des Durchlaufs gedenken, die zwischen der gemeinen Diarrhoe und der rothen Ruhr gewissermassen das Mittel hält, und sich zuweilen in die letztere verwandelt. Es ist diejenige Krankheit, welche man Cholera, sonst aber gemeinlich die Gallenruhr nennt. (Trousse galant.) Sie besteht in einem plötzlichen heftigen Erbrechen und Purgiren, und ist eben so schmerzhaft, als gefährlich. Zuerst ist der Unterleib von Winden aufgetrieben und ein wenig schmerzhaft, wo bey aber der Kranke schon ganz kraftlos ist. Hernach folgt ein häufiges Erbrechen oder Purgiren, gemeinlich beides bald auf einander. Das Purgiren ist mit grosser Schwierigkeit und Angst verbunden, und die Schmerzen und Ausspannung des Leibes werden entsetzlich. Die abgehenden Materien sind gelb, grün, braun, weiß, schwarz. Eine grosse Herzensangst martert den Kranken. Der Puls ist gemeinlich nur eine kurze Zeit stark und fieberhaft, und wird bald von der erstaunlichen Abführung matt, klein, geschwind und ungleich. Die Menge der Abführungen erstreckt sich oft in wenig Stunden auf hundert. Der Kranke wird zusehends mager, und ist, bey einer heftigen Krankheit von dieser Art, in drey bis vier

vier Stunden kaum mehr kenntbar. Hierzu kommt die Hise, die Angst und der unausstehliche Ekel. Wenn die Abführungen den Kranken sehr mitgenommen haben, wird er, ausser dem Bauchgrimmen, auch von den peinlichsten Krämpfen in Armen und Beinen gemartert; und wenn ihn der Beystand des Arztes nicht retten kann, so erfolgen bald Ohnmachten, der Schlucken, Convulsionen, kalte Glieder, kalte Schweiß, und oft schon in vier und zwanzig Stunden der grausamste Tod.

Diese Krankheit ist gemeinlich die Folge einer erhitzten und scharf gewordenen Galle, und ihr eigentlicher Termin pflegt, nach Sydenhams Beobachtung, der August und der Anfang des Septembers zu seyn, wiewol man sie auch im Julio hat, besonders wenn er sehr heiß ist, und die Sommerfrüchte rar sind. Wenn sie von hitzigen Getränken und Ueberladungen erregt wird, so bindet sie sich an keine gewisse Zeit.

Wenn man ihr zeitig zu Hülfe kommt, so läßt sich oft das Leben des Kranken noch retten. Das erste, was man zu thun hat, besteht darin, die Gallenscharfe in einer grossen Menge flüssiger Getränke zu ersäufen, die aber auf keine Weise die schon allzu sehr gereizten Gedärme angreifen müssen. Man nimmt hierzu entweder bloß abgekochtes Gerstenwasser, oder die dünnste Mandelmilch, oder Wasser, wovon zwölf Pfund mit einem Pfunde geröstetem Brodte eine halbe Stunde gekocht worden. Brodt von Habermehl ist am Besten. Man kann auch Weizenkorn oder Habergrüße rösten, daß es gemahlen, und wie ein dünner Caffee, mit Wasser gekocht werden kann. (*) Sydenham ließ ein junges Huhn, (es kann aber auch ein Pfund magres Kalbfleisch seyn,) in sechs bis acht Bouteillen Wasser (ungefähr eine Stunde) kochen, so, daß die Brühe kaum einigen Geschmack vom Fleische bekommt, oder er nahm Biermofsen, an deren Statt auch an- dre

(*) Von dieser nützlichen Arzney findet man im 309. Blatte umständlichere Nachricht, wo sie als ein vorzügliches Hülfsmittel wider die Gallenruhr empfohlen wird.

dre süße Molken oder Buttermilch gebraucht werden können. Man wähle hiervon, was am ersten zur Hand ist; aber man beobachte, daß von allem eine große Menge nicht nur getrunken, sondern auch durch Clystiere beygebracht werden muß. Die letztern sind alle zwey Stunden nöthig; die Getränke werden indessen stromweise und lauwarm verschlungen, so, daß die Portion von so vielen Bouteillen, als ist angegeben worden, binnen drey bis vier Stunden schon beygebracht ist.

Starke blutreichen Leuten wird anfangs, da der Puls noch stark und der Schmerz heftig ist, ein- oder zweymal die Ader geöffnet, um die Heftigkeit des Uebels zu mindern, und zur übrigen Cur Zeit zu gewinnen. Herr Tissot hat gesehen, daß sich gleich nach dem ersten Blutlassen das Erbrechen geendigt, hingegen hat Herr Tralles an sich selbst wenig Linderung davon verspürt.

Nach Verlauf von vier bis sechs Stunden hält die Wuth der Krankheit bey diesen Hülfsmitteln etwas ein; allein, sie kommt bald mit gleicher Heftigkeit wieder. Daher muß man dieselbe Cur ununterbrochen fortsetzen. Ein laues Bad schafft Linderung, so lange man darinn sitzt: ob aber gleich nachher oft alles wieder ärger wird, so ist doch die Hülfe zuweilen dauerhafter, und darum muß man es nicht hintansetzen. Der Kranke muß lange darin sitzen, und in dieser Zeit muß er sich eines Tranks von sechs Loth Tamarinden in einem Pfunde heißen Wasser ein paar Minuten aufgekocht und durchgegossen, dergestalt bedienen, daß er davon zu sieben bis achtmal je- desmal ein Glas voll, das ungefähr sechs Loth hält, trinkt. Herr Tissot, der diesen Rath erteilt, versichert, daß sich von dieser Arznei das Erbrechen gestillt, und daß der Kranke nach dem Bade einige außerordentlich starke Abführungen gehabt, wornach sich die Krankheit merklich gemindert. Herr Tralles hat im Bade Selterwasser, warm, mit Milch getrunken, welches ihm überaus wohl bekommen ist.

Sydenham verordnete gleich nach den vier ersten Stunden, worinn die Menge der Getränke von oben und unten eingebracht worden war, ein opiatisches Mittel. Er war, wie bekannt, ein grosser Verehrer dieser Arzneyen, und trieb

es damit unstreitig in manchen Fällen zu weit, wie er dann auch wirklich wider eben diese Krankheit bey Kindern, denen er nicht so viel Getränk bezubringen wußte, das einzige Laudanum zur Cur verordnete, das sie doch unmöglich retten konnte. Herr Tissot, welcher, nach dem Herrn Tralles, die Grenzen des Gebrauchs der Opiate enger als einer der neuern Boerhaavischen Aerzte einschränkt, giebt eine Warnung, die dieser Maxime des Sydenhams widerspricht, und die angeführt zu werden verdient. „Wenn man sich durch die Menge der Ausführungen erschrecken läßt, und sie zu zeitig mit Theriack, mit Krausemünzenwasser, mit weissen Mohnsyrop, Opium, Nithridat, u. d. gl. anhalten will; so wird entweder das Uebel ärger, anstatt sich zu mindern; oder, wenn ja der Durchlauf sich stopft, so wird der Zustand des Kranken desto gefährlicher. Ich habe einem Manne, dem man die Gallenruhr mit einer Arznei aus Theriack, Nithridat und Oel gestopft, und ihn dadurch in ein heftiges Fieber mit Naseren gestürzt hatte, eine Purganz geben müssen, um die Gallenruhr wieder in Gang zu bringen. Man muß diese Mittel nicht eher geben, als bis der kleine Puls, die große Schwachheit, die anhaltenden heftigen Krämpfe, und selbst das Unvermögen, sich mehr zu erbrechen, Furcht erregen, daß der Kranke unterliegen möchte. In diesem Falle giebt man alle Viertelstunden einen Speiselöffel voll, oder ein Loth von einer Vermischung des weissen Mohnsyrops mit gleich viel Fliedwasser, und setzt dabey den Gebrauch der Getränke fort. Wenn dieses in einer Stunde viermal geschehen, so wird dasselbe Mittel fernerhin nur alle Stunden, und zwar noch acht Stunden hinter einander gegeben.“

Herr Tralles, welcher von dieser Krankheit aus eigener Erfahrung geschrieben, hält das Blutlassen bey einem starken und geschwinden Pulse für unentbehrlich, hingegen die Brechmittel für schädlich, und befördert bloß das freywillige Erbrechen durch laues Wasser. Die Purganzen dienen nur im Anfange, und zwar hauptsächlich, wenn das Uebel von einem Fehler in der Diät herrührt, wo die Ababarber ohne alle Salze, oder bey Merkmalen einer sauren Schärfe, die

Magnesia am dienlichsten ist. Die öligten Clystiere empfiehlt Herr Tralles, doch ohne Terpentin. Wider eine laugenhafte Schärfe sind saure, hingegen bey einer sauer scharfen Verderbniß der Galle, erdigte zu verordnen. Als sich bey ihm selbst am siebenten Tage das bittere faule Erbrechen in ein scharfes saures verwandelt hatte, genoss er, mit gutem Erfolge, weiche Eyer mit ungesalzner Butter, und Thiergallerten, worauf die Säure mehr ammoniacalisch wurde. Salze und scharfe gewürzhafte Arzneyen sind ganz schädlich, und zur Linderung der Schmerzen war nichts hinlänglich, als das Opium, dessen Gebrauch aber nur unter den schon obangeführten Bedingungen Statt findet.

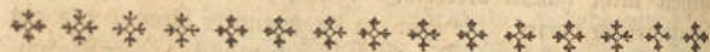
Dieses ist die sichere Cur der Gallenruhr, die aber ein Arzt, nach Beschaffenheit der Umstände, zuweilen verändern kann und muß. Riverius curirte sie einstmals von ungefähr mit einer Humpe Eßigwasser, (oxycratum) das er einer Frauensperson unterdessen verordnete, bis ihr Arzney zubereitet werden konnte. Sie trank einen Becher voll davon aus, und es verlohr sich das Erbrechen, das Purgiren und der Schmerz alsobald, so, daß die verordneten Arzneyen zu spät kamen. Eben dieser Riverius hat schon bey einer Gallenruhr, die beynahe zur rothen Ruhr geworden wäre, die Cur des lauen Bades an sich selbst bewährt gefunden, und sich damit allein hergestellt. Ettmüller rief das Decoct der Ipecacuanne in dieser Krankheit zu versuchen, und Riverius glaubte auch, daß das Erbrechen nützlich seyn könnte. Eben der letztere hat auch schon das Blutlassen, dessen Sydenham nicht gedenkt, unter den obigen Bedingungen, im Anfange der Krankheit, gepriesen.

Wenn der Kranke gerettet werden soll, so müssen die Schmerzen und Abführungen allmählig nachlassen, die Alteration muß geringer, der Puls, ob er gleich sehr geschwind bleibt, doch ordentlicher werden; und es muß ein wenig Schlaf kommen: denn der rechte lange Schlaf bleibt noch lange aussehn. Bey diesem Anscheine der Genesung müssen die ersten Hülfsmittel, wiewol mit mehrerer Mäßigung fortgebraucht werden; man kann ein wenig Bouillon mit Brode oder Mehl speisen, und

und wenn die Ausführungen ein Ende haben, und kein Schmerz, sondern nur eine große Schwachheit und Empfindlichkeit noch übrig ist, so kann man einige Tage dieselben Bouillons, wie auch frische Eyer, wenig oder gar nicht gekocht, erlauben. Endlich verweist man den Kranken zur Diät der Genesenden (S. das 242ste Bl.) und beschleunigt die Genesung durch den Gebrauch der Fiebrerinde.

Der Herr Alexander Monro hat eine drey Wochen lang anhaltende rothe Ruhr, welche viele andre Arzneyen nicht hatten vertreiben können, mit einer gewissen Baumrinde curirt, die ihm ein ungenannter Freund als ein Specificum wider den Durchlauf gegeben hatte. Der Baum, der diese Rinde trägt, wächst an der Küste Coromandel in Ostindien, wo er Conesi genennt wird. Man muß die Conesirinde von den jungen Zweiglein des Baums nehmen, worauf wenig Moos oder auswendig unschmackhafte Schaale sitzt, wenigstens muß die Schaale abgeschabt werden. Das zarte Pulver dieser Rinde wird mit Pommeranzensyrup zu einer Latwerge gemacht, wovon man täglich viermal ein halbes Quentlein, oder mehr einnimmt. Am ersten Tage vermehrt sich der Durchlauf, ohne das Kneipen ärger zu machen: am andern verändert sich die Farbe der Excremente, und wenn dann die Arzney noch einige Tage fortgebraucht wird, so erfolgt die gründlichste Besserung. Ein neuer Durchlauf ohne Fieber, weicht von dieser Arzney zuverlässig, jedoch muß man zuvor ein Brechmittel von Ipecacuanne genommen haben. Wenn mit dem Durchlaufe ein Fieber verbunden ist, so muß dasselbe vor dem Gebrauche der Rinde erst gehörig vertrieben werden. Ueberhaupt muß die Rinde frisch gestoßen seyn, und die Latwerge wenigstens über den andern Tag neu gemacht werden; sonst verliert sie ihre anziehende Kraft und ihren angenehmen bittern Geschmack, und thut in den Gedärmen nicht ihre gehörige Wirkung. Der berühmte großbritannische Leibarzt, Herr Zimmermann, sagt, in seinem schönen Werke von der Ruhr, von dieser Arzney folgendes:

gendes: »Die Codaga Pala, oder Conesfirinde, wird in Ceylon und Malabar als ein wichtiges Mittel wider die Ruhr betrachtet, und in England, wenigstens wider Durchfälle sehr angepriesen. Dieses Mittel ist bitter, und als ein solches kann es in einigen Ruhren seinen Nutzen haben, wenn die ersten Wege rein sind; doch hat man nicht gefunden, daß es mehr Wirkung thue, als andre bittere Gewürze. Zuweilen äusserte es sogar eine stumpfsinachende Kraft, und einmal verursachte es zu zweyen Quentgen in vier und zwanzig Stunden gegeben, unter den Augen des Herrn Brocklesby, den Hundskrampf.«



Zwey hundert vier und funfzigstes Stück.



Brem. Ventr.

— — Wer macht die Last ertöglieh,
Die der Verzweiflung schon die Herzen übergiebt?

So wie Sydenham zu klagen hatte, als zu seiner Zeit der Name von bödsartigen Fiebern Mode ward, daß dieser Ausdrack an vieler Kranken Unglück und Verwahrlosung Schuld sey, so kann man jetzt sagen, daß die Verwirrung der Begriffe von bödsartigen, faulenden, Lazareth-Sympf- und Nervenfiebern, welches eben so viel neue Modenahmen sind, zum östern die Aerzte in Irthum verleitet und in Verlegenheit setzt. Man bemerkt oft mit Bewunderung, daß sich die erfahrensten und größten Aerzte in den Curarten dieser und ähnlicher Krankheiten dergestalt widersprechen, daß man unmöglich der einen folgen kann, ohne die andre zu verlassen, und zweifelhaft bleibt, welche von ihnen Grund habe. In manchen Fällen, wie z. E. in den Blattern, ist hieran die verschiedne Natur der Krankheit Schuld, welche

Zwey hundert vier und funfzigstes Stück. 599

zuweilen eine hitzige, zuweilen eine kühlende Curart erfordert. Gemeinlich aber liegt die Schuld daran, daß die Schriftsteller die Begriffe der Krankheiten, von welchen sie schreiben, nicht deutlich genug entwickeln, sondern sich bloß der ihnen gewöhnlichen Namen derselben bedienen, ohne sie zu erklären, und dies macht, besonders bey den obgenannten, eine sehr schädliche Zweideutigkeit und Verwirrung. Es wird in der That Aufmerksamkeit erfordert, um die Charaktere der Krankheiten, welche gemeinlich unter den obigen Namen begriffen werden, richtig von einander zu unterscheiden, und ich hoffe, nicht nur meinen Lesern, sondern auch angehenden Aerzten, einen nützlichen Dienst zu leisten, wenn ich ihnen hierzu deutliche Anweisung gebe; zumal da selbst in den neuesten Schriften diese Benennungen oft entweder verwechselt, oder so unbestimmt gebraucht werden, daß man sich mehr an die Beschreibungen der Krankheit, als an die Namen halten muß, wenn man den Unterricht nicht missen soll.

Das hitzige Fieber ist, in diesem weitläufigen Verstande, nur ein allgemeiner Begriff, und man findet es in der Natur nicht ohne nähere Bestimmung. Wenn es von einer Entzündung herrührt, so nennt man es ein Entzündungsfieber, kommt es von einer Fäulniß, so heißt es ein faulendes, u. s. w. Aber auch diese Benennungen sind nur noch allgemein. Die Entzündungsfieber heißen wieder, von dem

dem Orte, wo die Entzündung sitzt, Brustentzündungs-
fieber, Pleuresie, Leberentzündungs-
fieber, u. s. w. Eben
so ist es mit den faulenden.

Wenn sich das Blut anhaltend erhitzt, ohne daß in einem
besondern Theile des Körpers eine Stockung mit Entzündung
vorhanden seyn sollte, so nennt Herr Tissot dieses in eigent-
lichem Verstande ein hitziges Fieber. Dieser Begriff ist
schon mehr eingeschränkt, als der vom anhaltenden Fieber,
da er die Entzündungs-
fieber anschießt, und daher sollte
man billig, um alle Verwirrung zu verhüten, zum allge-
meinsten Begriffe, nur den Ausdruck vom anhaltenden
Fieber, mit Vermeidung des Ausdrucks vom hitzigen,
gebrauchen. Nichtsdestoweniger ist auch diese Unterschei-
dung noch nicht so genau richtig, als es zu wünschen wäre:
denn ist kann man zwar das hitzige vom Entzündungs-
fieber, nicht aber vom faulenden und bössartigen unterscheiden, die
dieser Begriff noch mit in sich faßt. Es soll aber, wie die
Tissotische ganze Ausführung zeigt, nur dasjenige anhaltende
Fieber bezeichnen, welches in einer anhaltenden fieberischen
Erhitzung des Bluts, ohne Fäulniß und ohne Bössartigkeit,
besteht. Ich werde es um deswillen das hitzige Blut-
fieber nennen. Diese Krankheit ist kein bloßer abgesonder-
ter Begriff, sondern sie existirt öfters bey Kranken, und
erfordert eine besondre Cur, die ich unten beschreiben werde.
Hier will ich blos ihren Character nach dem Herrn Tissot
schildern, der in der Beschreibung der Krankheiten viel rich-
tiger und zuverlässiger ist, als die meisten andern neuern
Schriftsteller.

Die Kennzeichen des hitzigen Blutfiebers sind, ein harter
und voller Puls, der sich in dieser Krankheit stärker, als
in jeder andern zeigt; große Hitze mit Durst; eine außer-
ordentliche Trockenheit der Augen, Nase, Lippen, Zunge
und des Halses; ein heftiges Kopfsweh, und zuweilen Abends,
da die Zeit der größten Verschlimmerungen ist, Phantasien;
ein etwas beschwerliches Athemholen, besonders in der Ver-
schlimmerung, mit einem dann und wann anstößenden Hu-
sten, doch ohne Stich und Auswurf; verschlossener Leib;
rother

rother, heißer und wenig Urin; einige Zuckungen, vor-
nehmlich im Schlafe; wenig oder gar kein guter Schlaf,
aber fast immer eine gewisse Schläfrigkeit, welche die Kran-
ken gegen das, was um sie her vorgeht, und gegen ihren
eigenen Zustand gleichgültig macht; zuweilen ein wenig Schweiß,
doch gemeinlich eine trockne Haut; Schwäche, und wenig
oder gar kein Geruch noch Geschmack. Gemeinlich folgt
diese Krankheit nach übermäßiger Arbeit, großer Hitze,
Nachtwachen, Ueberladungen mit Weine oder Liqueur, nach
allzulanger Dürre, hitzigen Speisen und allen Ausschwei-
sungen.

Wenn ein anhaltendes Fieber von einer Fäulniß im Kör-
per herrührt und unterhalten wird, so gehört es in die Classe
der faulenden Fieber. Diese Classe theilt sich in zweyerley
Arten, und hier liegt der Grund von den meisten Verwir-
rungen der Begriffe. Die Fäulniß, welche das Fieber un-
terhält, sitzt entweder in den Verdauungswegen, oder im
Blute selbst. Wenn die verdorbnen, faulenden Materien
im Magen, in den Gedärmen, in den Eingeweiden des
Unterleibes liegen, so formiren sie das eigentlich so ge-
nannte faulende Fieber. Es ist leicht zu erachten, daß
im Verlaufe der Krankheit etwas von dieser Fäulniß mit
ins Blut übergehe und dasselbe anstecke: und daß also mit
diesem eigentlichen faulenden Fieber sich oft die andre Art
vermische, da die Fäulniß im Blute sitzt, und das ich, um
der nöthigen Deutlichkeit willen, nothwendig mit einem be-
sondern Namen das faulende Blutfieber nennen muß.
Dergleichen hat Pringle unter dem Namen des Sump-
fiebers beschrieben. Gleichwol giebt es doch auch ein faul-
endes Blutfieber für sich, das weder eine Folge, noch ein
bloßer Gefährte des eigentlichen faulen Fiebers ist, woben
sich nämlich die Fäulniß im Blute anfängt, ohne daß Ma-
gen und Gedärme zuvor damit angefüllt gewesen wären, wie
z. E. manche Fleckfieber, oder Pestkrankheiten. Weil
aber immer eine große Menge von den verdorbnen Säften
aus den Gefäßen in den Magen und die Gedärme zurück-
geführt wird, wie ich schon bey den Wechselfiebern gelehrt
habe,

habe, (S. das 215 Bl.) so können auch die ursprünglichen faulenden Blutfieber zuweilen das eigentliche faulende Fieber zum Gefährten und zur Folge haben. Diese Verwicklung der faulenden Krankheiten macht viel Verwirrung in unsern Lehrbüchern, weil man gar nicht gewohnt ist, das eigentliche faule Fieber von dem zu unterscheiden, das ich das faulende Blutfieber nenne, und weil doch gleichwol das letztere fast immer die Charaktere des bösartigen mit sich führt, welche hingegen beim erstern oft fehlen, indem dasselbe häufiger die Art der Entzündungsfieber annimmt. Daher geschieht es, daß man ein faulendes Fieber mit dem andern verwechselt, und die Curen von beyden unrichtig anbringt. Ich werde hier den Character des eigentlichen faulenden Fiebers, das seinen Sitz in den Verdauungswegen hat, und weil die Galle am gewisesten an einer hier entstehenden Fäulniß Antheil nimmt, von Pringle und mehreren das faulende Gallenfieber genannt wird, unständlich beschreiben; und da sich, wie oben gesagt worden, bey dieser Krankheit, wenn sie nicht gleich, ehe sie sich recht formirt hat, durch schnelle Ausföhrung der Fäulniß, wieder vernichtet wird, die Fäulniß mit ins Blut schleicht, und das faulende Blutfieber mit entzündet, so werde ich, in dieser Beschreibung, diejenigen Kennzeichen, welche dem faulenden Blutfieber an sich eigen sind, besonders mit anzeigen.

Das faulende Fieber meldet sich einige Tage vorher, mit großer Mattigkeit, mit Kopf-, Leiden- und Knieeschmerzen, übelm Athem vor Mittage, Mangel des Appetits und unruhigem Schläfe an. Zuweilen geht nur ein außerordentlich starker Kopfschmerz, ohne alle andre Zufälle einige Tage vorher. Hierauf folgt ein Schauer, den eine scharfe und trockne Hitze begleitet; der Puls, der unter dem Schauer klein und geschwind ist, erhebt sich in der Hitze und ist oft sehr stark; hat aber nicht die Härte, wie in den Entzündungsfiebern, wo nicht das faulende Fieber mit einem solchen vergesellschaftet ist, wie zuweilen geschieht. In dieser Zeit ist der Kopfschmerz gemeinlich heftig, der Kranke aber hat fast beständig Ekel, ja auch zuweilen ein Erbrechen; er ver-

wandelt

wandelt sich, hat übles Ausstossen, bittern Geschmack im Munde, und läßt wenig Urin. Dieser Zustand der Hitze dauert viele Stunden, zuweilen die ganze Nacht; vor Mittage mindert sich die Hitze ein wenig, und der Puls ist weniger, obgleich noch immer fieberhaft, und ob sich gleich der Kranke etwas leidlicher befindet, so ist er doch ungemein entkräftet. Die Zunge ist weiß und unrein, wie auch die Zähne, und der Athem riecht übel. Die Farbe, die Menge und die Beschaffenheit des Urins ist sehr veränderlich. Einige Kranke sind verstopft, einige gehn oft mit wenig Abgange und ohne Erleichterung zu Stuhle. Die Haut ist zuweilen trocken, zuweilen dünstet sie aus, ohne einige Besserung des Kranken. Das Fieber erneuert sich täglich, und oft ohne eine gewisse Zeit zu halten. Ausser der großen Verschlimmerung, die bey allen Kranken bemerkt wird, haben einige auch noch oft kleinere.

Wenn die Krankheit in diesem Zustande wohl gepflegt wird, und die Cur anschlägt, so daß sich wenig faulende Materie ins Blut ziehn kann, so währt sie einige Tage so fort, wie ist beschrieben worden, und dann vermindern sich alle Zufälle nach und nach. Die Verschlimmerungen dauern nicht so lange und sind minder heftig, der Kopfschmerz ist erträglicher, die Leibesöffnung kommt nicht so oft, aber reichlicher und schafft Erleichterung, der Urin fließt häufig, ob er gleich immer noch veränderlich bleibt, es kommt ein wenig Schlaf, der ruhiger ist, die Zunge reinigt sich und die Genesung nimmt täglich zu.

Wenn hingegen die Krankheit sich selbst überlassen, oder schlecht gepflegt wird, oder wenn sie, wie nicht selten geschieht, der Hülfe der Kunst spottet, so nimmt nicht allein die Fäulniß im Unterleibe überhand, sondern sie schleicht auch ins Blut, und da verwickelt sich das faulende Blutfieber mit ihr, da es dann einen gefährlichen Zustand giebt. Das Fieber vermehrt sich; die Verschlimmerungen kommen öfter, unordentlicher und dauern länger; es giebt keine gute Zwischenzeiten mehr; der Bauch spannt sich, wie eine Blase; es kommen Phantasmen hinzu; der Leib entledigt sich ohne

Wissen

Wissen des Kranken; er will nicht einnehmen, redet beständig, und sein Puls ist geschwind, klein und unordentlich. Wenn die Fäulniß im Blute überhand nimmt, so zeigen sich auf der Haut, besonders am Halse, am Rücken, und auf der Brust, kleine braune und blaue Flecken; alles, was aus dem Körper weggeht, hat einen heftigen Gestank; es kommen convulsivische Bewegungen, besonders im Gesichte, hinzu; der Kranke kann nur auf dem Rücken liegen, und sinkt unvermerkt nach den Füßen des Bettes nieder; er greift auf dem Bette und in die Luft; der Puls wird so klein und geschwind, daß man ihn kaum fühlen und nicht zählen kann; die Angst scheint unaussprechlich zu seyn; der Glende ist mit Angstschweiß bedeckt; die Brust wird voll, und der Tod tritt hinzu.

Diese Krankheit hat keine gewisse Grenzen, weder in Absicht der Genesung, noch des Todes. Wenn sie sehr heftig, oder schlecht gepflegt ist, so folgt zuweilen am neunten Tage der Tod; zuweilen am achtzehnten, am zwanzigsten, manchmal wohl erst nach abwechselnder Besserung und Verschlimmerung, am vierzigsten. Ist sie leicht, so endigt sie sich zuweilen, nach den ersten Ausflüssen, in wenig Tagen mit der Genesung. Es giebt Kranke, die erst nach sechs Wochen, und wol noch später, ausser Gefahr sind. Allein, es ist nicht zu leugnen, daß diese so langwierigen Krankheiten oft größtentheils von der Cur herrühren, und daß ordentlicher Weise ihr Ausgang zwischen dem vierzehnten und dreißigsten Tage bestimmt seyn muß.

Ich muß bey dieser Beschreibung der faulenden Fieber ein ziemlich gemeines Vorurtheil bestreiten, daß man nämlich nicht glaube, die Flecken auf der Haut, und andre Arten des Ausschlags in anhaltenden Fiebern wären immer ein Beweis der Bösartigkeit. Es ist wahr, obgleich nicht ganz allgemein, daß bösartige Fieber mit dergleichen Ausschläge verbunden zu seyn pflegen, und ich werde den Grund hiervon anzeigen, wenn ich diese Fieber characterisire. Allein er ist ihnen nicht als bösartigen, sondern als faulenden Blutfebern eigen, welches sie nicht selten zugleich sind, und sei-

ner

ner Natur nach gehört er zu diesen, nicht aber zu jenen. Da es ist noch eine große Frage, ob nicht das eigentliche faule Fieber, dessen Sitz im Unterleibe ist, die Flecken und andern Ausschlag der Haut hervorbringen könne, ohne daß eine Fäulniß im Blute selbst sey. Ich will hiervon meinen Lesern nur eine einzige Stelle eines der größten Aerzte zur Uebersetzung darbieten. Der Herr van Swieten redet also von dem Ausschlage der Haut bey Fiebern.

„Die Beobachtungen lehren, daß zuweilen dasjenige, was Zucken und Ausschlag auf der Haut macht, im Magen und um die Gegend desselben herum liege, und daß beides verschwinde, so bald diese Ursache von dannen vertrieben worden ist. Wenn jemand unglücklicher Weise eine vergiftete Muschel gegessen hat, so erfolgt darauf bald oder spät die größte Beängstigung, und bald hernach kommt, mit dem beschwerlichsten Zucken, ein Ausschlag der Haut, fast über den ganzen Leib. Wenn man nun dem Kranken weissen Vitriol, oder ein andres ähnliches Brechmittel giebt, das sogleich, wie es verschlungen worden, ein Erbrechen erregt, und den Magen reinigt, so verschwindet in kurzer Zeit sowol der Ausschlag, als die Beängstigung. Es ist auch nicht glaublich, daß diese giftige Schärfe durch ihre Vermischung mit dem Blute zur Haut gebracht worden sey, da sogleich nach dem Erbrechen alle Zufälle verschwinden. Ich kenne einen Menschen, dem eben dieses alsobald wiederfährt, wenn er Krebsaugen eingenommen, und den auch, so bald die Krebsaugen nur wieder weggebrochen sind, alle Zufälle gleich wieder verlassen. Sollten auch wol in den Fiebern zuweilen dergleichen Ausschläge zum Vorschein kommen, wenn sich solche bösartige Unreinigkeiten um den Magen versammelt haben? Ich kann betheuren, daß mir in der Praxi Umstände vorgekommen sind, die dieser Meynung günstig zu seyn schienen, indem sich der Ausschlag verlor, wenn diese Unreinigkeiten von oben oder unten, es sey von selbst, oder durch Arzneyen, angetrieben worden waren. In der Krankheit des Silenus, welche Hippocrates beschreibt, gingen vom ersten Tage

des

»des hitzigen Fiebers an, von unten erst gemeine schaumigte
 »Galle, hernach dünne und schwärzliche Unreinigkeiten von
 »dieser Art ab. Am sechsten Tage verschloß sich der Leib.
 »Am achten Tage kamen kleine rothe, runde Punkte auf der
 »Haut zum Vorscheine. Vielleicht hatte sich die Materie, die
 »vorher von unten fortgegangen, und nun durch die Krankheit
 »bösaartiger geworden war, in der Gegend des Magens ge-
 »sammelt. Denn Hippocrates bemerkt, daß vom An-
 »fange, bis ans Ende der Krankheit, ein beständiges
 »Klopfen in den Hypochondren vorhanden gewesen sey. Seine
 »Grundsätze waren in dieser Sache diese: So bald sich
 »bey Bedängstigungen der Durchlauf stopft, so kom-
 »men in kurzem auf der Haut Flecken wie Flohstiche,
 »zum Vorscheine, 2c. Die mit Jucken verbundenen
 »Zufälle bedeuten allen einen Abgang schwarzer Ma-
 »terien von unten und geronnener Materien von
 »oben. (Vomitum grumulosum.) Hieraus ist zu schließen,
 »daß man auf diese Ursachen des Ausschlags aufmerk-
 »sam seyn müsse.»

Wird man nicht Ursache haben, diesen Zustand des Ma-
 gens in Betrachtung zu ziehen, wenn man erklären soll, was
 um vor dem Ausbruche alles Ausschlags in Fiebern so große
 Bedängstigungen vorhergehn, die in der Herzgrube sitzen, und
 die man auch selbst bey der Sicht beobachtet, ehe sie in die
 Glieder geht, und wann sie wieder zurück tritt? Gewiß,
 diese schöne Materie verdient mehr Nachdenken, als man
 ihr noch bis ist gegeben hat.

Ist wende ich mich zur Betrachtung der bösaartigen
 Fieber, welche oft auch faulende, oft Nervenfieber ge-
 nennt werden, welchen letztern Ausdruck ich für den schick-
 lichsten halte, ob ich mich gleich nur an den von bösaartigen
 Fiebern halten werde, der bey uns der gewöhnlichste ist.
 Wenn man unter allen Zufällen, die dabey Statt finden,
 diejenigen auszeichnet, die sich insbesondre characterisiren,
 und das Wesentliche der Bösaartigkeit bestimmen, so sind es
 diese drey: Ein ganz ungewöhnlicher Mangel der Kräfte,
 oder eine außerordentliche Schwachheit, die sich durch Ohn-

machen

machen und einen geschwinden schwachen Puls, der eine
 Folge des Verfalls der Lebenskräfte ist, offenbart. Daher
 ist auch die Hitze, welche diese Fieber begleitet, nicht von
 der Heftigkeit der Lebensbewegungen, wie bey andern anhal-
 tenden Fiebern, sondern vielmehr von einer besondern Be-
 schaffenheit des Bluts, das in dieser Krankheit aus seiner
 natürlichen Mischung tritt und sich erhitzt, herzuleiten, wie
 solches Quesnay besonders erinnert. Schon Galen hat
 beobachtet, daß diese Hitze von einer ganz besondern Art sey,
 da sich die Kranken, wenn man sie berührt, anfänglich gar
 nicht heiß anfühlen, nachher aber, wenn man sie eine Zeita
 lang gehalten, einen empfindlichen Brand in der Hand zurück
 lassen, der eine lange Zeit nach der Berührung noch forts
 währt. Der zweyte Unterscheidungscharacter des bösaarti-
 gen Fiebers ist gleich anfänglich eine seltsame Betäubung des
 Gemüths und der Sinne, ein Stupor, der anfänglich einer
 dummen Schwermuth gleicht, bald aber in schwache Deliria
 ausbricht. Das dritte Zeichen ist endlich ein besonderes Ver-
 derben der Blutmasse, wovon ich schon gesagt habe, daß es
 den besondern Brand in dieser Krankheit verursache; vielleicht
 ein Verderben der Lymphe, wie Herr Binninger glaubt;
 vielleicht in manchen Arten bösaartiger Fieber das eine, in
 manchen das andre, welchen Unterschied Zurham zwischen
 dem faulenden bösaartigen (putrida maligna) und zwischen
 dem langwierigen Nervenfieber (lenta, nervosa) macht, die
 nach der Beschreibung desselben beyde bösaartig sind; vielleicht
 gar ein allgemeines Verderben aller Säfte, insbesondre des
 Nervensafts, wodurch die ganze thierische Natur in ihrem
 Grunde verdorben und zerrüttet wird. Es offenbart sich
 dieser verdorbne Zustand der Säfte in den Ausschlägen der
 Haut und in dem Brande der inwendigen Theile, welcher
 bey dem Beschlusse der Krankheit wahrgenommen wird.

Wenn man die Sache genau untersucht, so wird sichs
 finden, daß bloß diese drey Kennzeichen das bösaartige Fieber
 eigentlich characterisiren, und daß die übrigen nur Zufälle
 dabey sind, weil sich gemeiglich das faulende Blutfieber da-
 mit vermischt. Vielleicht ist das dritte obige Unterscheidungs-

Kennzei-

Kennzeichen eben um deswillen schon überflüssig oder nur zufällig beyhm bössartigen Fieber: da es vielmehr eine Folge des faulenden Blutfiebers ist, das sich zum bössartigen nur allzu bald gesellt. Wie dieses zugehe, davon will ich meine Meynung sagen, nachdem ich die Geschichte der bössartigen Fieber beschrieben haben werde. Ich nehme diese Beschreibung wieder vom Herrn Tissot, welcher am genauesten die Merkmale der Bössartigkeit von den Zeichen der faulenden Krankheiten unterschieden hat.

Er neunt die bössartigen Fieber solche, worin die Gefahr größer ist, als die Zufälle schrecklich scheinen, weshalb er sie mit einem Hunde vergleicht, welcher heist, ohne zu bellen. Das eigne Kennzeichen der bössartigen Fieber, sagt Herr Tissot, ist der gleich vom ersten Anfange bemerkte gänzliche Verlust aller Kräfte. Ihre Ursache sucht er in einem Verderben der Säfte, wodurch sie dem Ursprunge der Kräfte schädlich werden, deren Vernichtung auch eigentlich die Ursache von der ungewöhnlichen Gelindigkeit der Zufälle ist, indem kein Theil unsers Körpers mehr vermögend ist, wider die Ursache der Krankheit eine kräftige Gegenwehr zu leisten. Wenn man in dem Augenblicke, da zwey Armeen sich schlagen wollen, der einen fast alle ihre Waffen wegnähme, so würde der Streit nicht sonderlich heftig, noch von großem Geräusche, aber außerordentlich mörderlich seyn. Ein Zuschauer, der von dieser Entwafnung nichts wüßte, und nur aus dem Geräusche auf die Größe des Blutbades schloße, würde sich sehr betrügen. Die Anzahl der Todten würde ungemein groß seyn, hingegen wäre sie geringer und der Lärm größer gewesen, wenn die Streiter von beyden Seiten ihre Waffen gebraucht hätten.

Die Ursachen dieser Krankheit sind: das allzu viele unterbrochne Fleisshessen, ohne Zugemüse, ohne Früchte und ohne Säuren; Speisen von schlechter Beschaffenheit, z. E. Brod von verdorbnem Getreide; faule Fleischsuppen. Von acht Personen, die verdorbne Fische gegessen hatten, und insgesammt von einem bössartigen Fieber befallen wurden, starben, aller Bemühungen der geschicktesten Aerzte ungeachtet,

tet, fünfe. Auch der Mangel, eine allzu heisse, eine allzu feuchte, und vornehmlich eine solche Luft, die beydes zugleich ist, kann diese Krankheiten veranlassen. Sie sind in heißen Jahren und in den Nachbarschaften der stehenden Seen und Moräste gemein. Eine eingeschlossene Luft, zumal wenn sie von vielen Personen bewohnt wird, eine besondre Verderbniß der Luft, die noch nicht genug entdeckt ist, und Verdruß im Gemüthe, gehören mit in diese Reihe der Ursachen.

Wenn man dieses Verzeichniß aufmerksam betrachtet, so stimmen alle Ursachen darin überein, daß sie ein Verderben der Säfte, wie beyhm faulenden Blutfieber, hervor bringen können, und so scheint sich das bössartige Fieber noch immer als eine Art eines faulenden Blutfiebers zu characterisiren. Ich bemerke dieses, um mich unten darauf zu berufen.

Die Zufälle der bössartigen Fieber sind, wie Herr Tissot schon gesagt hat, ein gänzlicher Verlust der Kräfte, ohne einige vorhergegangene merkliche Ursache, die sie hätte vernichten können. (Dies ist das erste von den drey oben angegebenen wesentlichen Kennzeichen.) Dazu kommt eine Niedergeschlagenheit des Gemüths, (das zweyte,) welches fast gegen alles, ja gegen die Krankheit selbst unempfindlich wird; eine schnelle Verwandlung des Gesichts, besonders in den Augen; kleine Schauer, die in den ersten vier und zwanzig Stunden mit kleinen Anfällen von Hitze abwechseln; zuweilen ein heftiger Kopf- und Lendenschmerz; zuweilen gar keine Schmerzen. (Dies sind zufällige Zeichen.) Wenn gleich vom Anfange der Krankheit Arten von Ohnmächten dabey sind, so ist dies allemal ein verdrießlicher Umstand. (Gehört zum ersten Hauptzeichen.) Uebrigens mangelt der Schlaf, und es kommt oft nur ein halber Schlummer. (Ist zufällig.) Der Kranke hat leichte Phantasien, und einen Stupor, welcher sich hauptsächlich durch ein ungewöhnliches und gleichsam erstauntes Wesen offenbart, da er in wichtigen Gedanken vertieft zu seyn scheint, und doch an nichts denkt; doch haben einige Kranke auch heftige Rasereyen. (Gehört zum zweyten Hauptzeichen.) Sie beklagen sich sonst auch über eine drückende Schwere, oder auch über eine zusammenziehende Beklemmung

mung in der Gegend der Herzgrube. Sie scheinen sehr beängstigt zu seyn. Zuweilen sieht man einige leichte convulsivische Zuckungen im Gesichte, an den Händen und selbst in den Armen und Beinen. (Diese Zeichen sind den eigentlichen faulen, und den faulenden Blutsiebern gemein.) Die Sinne scheinen eingeschlafert zu seyn. Man hat solche Kranke, die alle fünf Sinne verloren gehabt haben, und davon doch einige genesen sind. (Gehört zum zweyten Hauptzeichen.) Die Stimme verändert sich und wird schwach, zuweilen verliert sie sich gänzlich. Es ist nichts Seltenes, Kranke von der Art zu sehn, die weder sehen, noch hören, noch reden. (Gehört zum ersten und zweyten Hauptzeichen.) Einige haben einen verästigten Schmerz an einer Stelle im Unterleibe, welcher von einer Stopfung herrührt, die oft in den Brand übergeht, weshalb auch dieser Umstand immer bedenklich ist. (Gehört zum eigentlichen faulen Fieber.) Die Zunge ist zuweilen wenig verändert, zuweilen sitzt ein gelbbrauner Schleim darauf; sie ist in diesem Fieber seltner, als in den übrigen Arten, trocken; doch findet man sie zuweilen, daß sie nicht anders aussieht, als ob sie lange Zeit geräuchert worden wäre. (Zufälligkeiten.) Der Unterleib bleibt bisweilen ganz weich, ein andermal ist er gespannt. (Zum eigentlichen faulen Fieber.) Der Puls ist schwach, und manchmal ziemlich ordentlich, doch auch zuweilen geschwinder, als natürlich, ja wol sehr schnell, welches besonders bey denen Statt findet, deren Unterleib gespannt ist. (Gehört theils zum ersten Hauptzeichen, theils zum eigentlichen faulen Fieber.) Die Haut ist öfters weder kalt, noch warm, weder trocken noch feucht; sie zeigt oft die blaurothen Flecken des Fleckfiebers, besonders am Halse, um die Schultern und am Rücken. Zuweilen erscheinen große braune Flecken, wie wenn man geschlagen worden ist. (Zum faulenden Blutsieber.) Der Urin ist fast allezeit roh, das ist, weniger gefärbt, als natürlich. Man sieht ihn zuweilen natürlich wie Milch. (Zufällig.) Manchmal ist ein schwarzer fauler Durchlauf dabey, welcher, wenn er den Kranken nicht erleichtert, tödtlich ist. Bey einigen entstehen Geschwüre im Munde

Munde und am Gannem, von ungewöhnlicher Farbe. Zuweilen wendet sich die Materie der Krankheit nach den Drüsen im Schooße, unter den Achseln und zwischen den Ohren und Kinnbacken, oder der Brand ergreift die Füße, die Hände, den Rücken. (Gehören theils zu den faulenden Fiebern bey der Arten, theils sind es zufällige Umstände.) Die Kräfte verlieren sich völlig, der Verstand wird gänzlich benebelt. (Zum ersten und zweyten Hauptzeichen.) Der Kranke, der auf den Rücken hingestreckt liegt, stirbt oft mit Convulsionen, einem erstaunlichen Schweiß und geängstigter Brust. (Wie im eigentlichen faulen Fieber.) Zuweilen tödten ihn Blutstürzungen, welche in dieser Krankheit fast allezeit tödtlich sind. (Von der Auflösung des Bluts, wie im faulenden Blutsieber.) Dieses Fieber hat eben so, wie die andern, (faulenden,) am Abende seine Verschlimmerungen. Der Entscheidungspunct ist, wie bey den faulenden Fiebern, sehr ungewiß. Man stirbt zuweilen am siebenten oder achten, öfter zwischen dem zwölften und funfzehnten Tage, oft noch nach fünf oder sechs Wochen, nachdem die Krankheit heftig ist. Manchmal geht sie im Anfange so langsam, daß in den ersten Tagen der Kranke bey aller seiner großen Schwachheit und ganz veränderten Wesen kaum selbst krank zu seyn glaubt. Es ist mit dem Termine der Genesung nicht anders. Einige sind nach oder vor vierzehn Tagen, oder erst nach Verlauf einiger Wochen außer Gefahr. Die Zeichen der Genesung sind, ein wenig mehr Kraft im Pulse; mehr gekochter Urin; nicht so viel Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit; ein heiterer Kopf; eine gleiche Wärme; ein warmer Schweiß ohne Angst, der ziemlich reichlich ist; die Wiederkunft der in der Krankheit verlorenen Sinne, wiewol es kein böses Zeichen ist, wenn der Kranke, bey der Besserung der übrigen Umstände, taub wird. Am Ende bleibt gemeiniglich eine große Schwachheit zurück, und es währt lange, ehe alle Kräfte wieder gesammelt sind.

Pringle, der das bössartige Fieber unter dem Namen des Faulenden beschreibt, hält den Mangel der Kräfte, vom Anfange an, bis ans Ende, die Niedergeschlagenheit und

den Stupor, für ganz allgemeine Eigenschaften, die übrigen aber nur für zufällige Zeichen der Krankheit.

Was kann man nun wol aus dieser ganzen Beschreibung und den Ursachen der bössartigen Fieber natürlicher schließen, als daß sie eine Art faulender Blutfieber sind, die sich darin von den andern unterscheiden, daß sie besonders das Gehirn, den Ursprung der Sinnlichkeit und der Lebensbewegungen, verletzen, es sey nun, indem sie den Nervensaft verderben, oder sonst den Mechanismus der Sinnlichkeit in seinem Ursprunge hindern. Ein faulendes Blutfieber kann, wie ich oben gezeigt habe, ohne und nach einem eigentlichen faulen Fieber entstehen. Daher kann ein bössartiges Fieber mit beyden vergesellschaftet seyn, wie aus den obigen Zeichen erhellt. Es brauchen aber nicht alle faulende Blutfieber bössartig zu seyn. Denn obgleich die Verderbniß der ganzen Masse aller Säfte, ihren Einfluß, so wie auf alle Eingeweide, also auch aufs Gehirn äußern zu müssen scheint; so lehrt uns doch die Erfahrung in andern Fällen, daß davon immer ein Theil mehr, als ein anderer, angegriffen werde, wie z. E. vom krebbsartigen Gifte die Drüsen, vom kräftigten die Haut, und selbst in den faulenden Brustentzündungen die Lunge und die Brustmuskeln. Es sey also, daß sich in manchen faulenden Blutfebern die verdorbenen Säfte hauptsächlich zum Gehirne wenden, oder daß sich das Verderben bey Manchem mehr im Nervensafte ausbreitet, und dadurch die Werkstatt der Sinne und Kräfte, die Sinnlichkeit, zerrüttet; so ist doch kein Zweifel, daß nur diese Art faulender Blutfieber sie sey nun mit einem eigentlichen faulenden Fieber, mit einer Entzündung, oder andern Krankheit, verbunden, oder nicht, welche das Gehirn insbesondre angreift, den Character eines bössartigen Fiebers erhalte. Hier ist also einmal ein Beispiel von einer wahren Krankheit des Gehirns, die den Grund der ganzen Sinnlichkeit unwühlt, und hier sieht man auch die entsetzlichen Spuren davon augenscheinlich, die sich ganz anders unterscheiden, als bey den übrigen Nervens- und Gemüthskrankheiten, die man gemeinlich mit Unrecht davon herleiten will.

Es ist eine schwere und wichtige Frage, ob ein bössartiges Fieber für sich entspringen und bestehen könne, ohne daß ein faulendes Blutfieber nothwendig damit verbunden seyn müsse. Warum sollte nicht der Nervensaft ursprünglich verderben können, so wie andre Säfte? Aber wenn dies geschähe, würde nicht alsobald die ganze übrige Masse der Säfte davon mit verdorben werden? Durchströmt nicht der Nervensaft alle unsre Eingeweide in den Nerven? Wird nicht ein Glied sogleich vom Brande ergriffen, wenn man seinen Nerven verdirbt, oder den Einfluß des Nervensafte in dasselbe hemmt? oder hören nicht alle Eingeweide auf, ihre Verrichtung zu thun, so bald das Gehirn in seiner Verrichtung gehindert ist, und wie können dabey wol unsre Säfte gesund bleiben? Es scheint also, wenn auch gleich ein ursprüngliches bössartiges Fieber Statt fände, daß sich dennoch alsobald das faulende Blutfieber damit vereinbaren müsse, und daher liefert man in der Geschichte des bössartigen Fiebers beständig die damit verbundenen Zeichen des faulenden Blutfiebers.

Nunmehr hoffe ich, meine Leser in den Stand gesetzt zu haben, daß sie sich vor den Verwirrungen der Begriffe, in Absicht der faulenden und bössartigen Fieber, hüten können.

Ein eigentliches faules Fieber, das seinen Sitz im Unterleibe hat, kann sich, wie ich oben erinnert habe, mit einem faulen Blutfieber vergesellschaften, und dieses letztre kann bössartig werden. Im Anfange wird man hier nur die Zeichen des eigentlichen faulen Fiebers, dessen Schauplatz der Unterleib ist, wahrnehmen. Nach und nach gesellen sich die Zeichen des faulenden Blutfiebers dazu, und wenn dann der Puls sinkt, wie Pringle sich ausdrückt, und die Zeichen der Schwachheit und des Stupors sich äußern, so wird die Krankheit bössartig. Die faulen Blutfieber, z. E. das Fleckfieber, die Pest, können sich gutartig anfangen, und werden erst bössartig, wann die beyden ersten Hauptzeichen der Bössartigkeit hinzu kommen. Man irrt also, wenn man Fleckfieber, Pest, weißen Friesel, u. s. w. schlechterdings bössartige Fieber nennt. Es sind faulende Blutfieber, und sie werden fast allezeit bössartig, wenn sie nicht in der Geburt

gleich erstickt werden können; aber die Bösartigkeit ist nicht ihr eigenthümlicher Character. Die größte Verwirrung kommt daher, daß man das faulende Blutfieber, weil es gewöhnlicher Weise das bösartige erzeugt, und weil es oft tödtlich ist, bösartig genannt hat. Es ist aber eine Krankheit darum nicht bösartig, weil sie gefährlich und tödtlich ist; sondern weil sie mit der Zerrüttung der Sinnlichkeit des Gehirns, mit Schwäche, Stupor und einem allgemeinen Verderben der Säfte verbunden ist.

Man sieht zugleich, wie oft Krankheiten von ganz verschiedner Art, faulend und bösartig werden können. „Es haben auch andre Fieber, sagt Pringle, in ihren höhern Graden die Kennzeichen der bösartigen, weil die lange Dauer derselben die Säfte verdirbt, und das Gehirn und die Nerven angreift.“ Nichts ist nunmehr leichter, als sie zu unterscheiden. Ich will nur die Entzündungsfieber zu Beispielen nehmen. Man hat Entzündungsfieber, die zugleich faulend sind; und man muß sich wohl hüten, sie nicht für bösartige zu halten: Denn sie erfordern die Cur der faulenden Blutfieber, nicht aber der bösartigen. Eine faulende Brustentzündung hat weder einen so harten, noch so starken, aber doch geschwinder Puls, wie in den gewöhnlichen Entzündungskrankheiten ist, obgleich kein Zufall bemerkt wird, der den Puls, wenn es auch selbst Entzündungskrankheiten wären, so gar geschwind machen könnte. Dabey ist ein übler und bitterer Geschmack im Munde; die Hitze ist scharf und trocken; der Kranke empfindet ein Drücken vor dem Magen, mit Ueblichkeit; seine Farbe ist nicht sowol roth, als vielmehr etwas gelblicht; sein Aussehn ist entsetzt; der Urin gleicht dem in faulen Fiebern, nicht aber dem in Entzündungskrankheiten; zuweilen kommt ein kleiner, galligter und faulender Durchlauf hinzu. Die Haut ist gemeiniglich ganz trocken, und der Auswurf weder so zähe, noch so roth, sondern gelber, als in den Brustentzündungen. So beschreibt uns Herr Tissot das faulende Brustentzündungsfieber, und ob hier gleich viele von den Kennzeichen vorkommen, welche bösartige Fieber, in so fern sie faulende Blutfieber sind, be-

gleiten, so ist doch kein einziges von den beyden ersten Hauptzeichen des bösartigen Fiebers in der ganzen Beschreibung zu finden. Gleichwol kann ein solches faulendes Brustfieber zuletzt bösartig werden, wenn es versäumt oder übel gepflegt wird; so daß das faulende Blutfieber zu dem Grade steigt, da es die Werkstatt der Sinnen angreift. Eben so hat man eine faulende Bräune, welche die meisten Schriftsteller falschlich die bösartige nennen: Denn man kann an der faulenden Bräune vom Brande im Halse sterben, ohne daß die Fäulniß das Gehirn ergriffen, und Spuren der Bösartigkeit geäußert haben sollte. Die Ruhr ist gemeiniglich ein eigentlich faulendes Fieber, im Unterleibe. Sie kann zu einem faulenden Blutfieber, mit Flecken, werden, und tödten, und ist doch nicht bösartig gewesen. Oft aber gesellt sich zuletzt das bösartige Fieber dazu. Auch hier verwechselt man sehr häufig die Begriffe vom faulenden und bösartigen Fieber, und verwirrt die Curarten. Blattern mit Fleckfieber sind faulende Blattern; und oft mit dem eigentlichen sowol, als mit dem faulenden Blutfieber vergesellschaftet. Man nennt sie aber gemeiniglich bösartig, und wird dadurch zu einer falschen Cur verleitet. Das zweyte Blatternfieber wird immer bösartig geheissen, und ist doch in den meisten Fällen nur ein faulendes Blutfieber, wie selbst die Curart, die man dazu vorschreibt, beweiset. Es wird aber dieses zweyte faulende Fieber allerdings zuletzt oft bösartig, und würde alsdann eine ganz andre Cur erfordern, als man bis dahin wider das faulende Blutfieber gebraucht hat. Dieses wird alles deutlicher erhellen, wenn ich in meinen folgenden Blättern die verschiednen Curarten der hier characterisirten Krankheiten beschreiben werde. Wie sehr wäre zu wünschen, daß sich künftig die Schriftsteller der Ausdrücke von diesen Krankheiten nach den hier der Natur gemäß festgesetzten Bestimmungen bedienen, und dadurch so öftre und schädliche Verwirrungen vermeiden möchten!



Zwey hundert fünf und funfzigstes Stück.



von Hagedorn.

— — Im Felde

Zeigt es, daß ich die Wahrheit melde,
Uns Aerzten nicht viel Gutes an.

Im die Curen derjenigen Krankheiten mitzutheilen, die ich im vorigen Blatte beschrieben habe, will ich mit der vom Blutfieber, so wie sie Herr Tissot, kurz und hinlänglich entworfen hat, den Anfang machen. Das Blutfieber, oder wie es Herr Tissot schlechthin nennt, das Sizige, ist ein anhaltendes Fieber ohne Entzündung, ohne Fäulniß und ohne Bösartigkeit, das man sich durch Erhitzung, Strapazen und Abmattung zuzieht.

Der Kranke muß sogleich an die Diät für hitzige Krankheiten gewiesen werden. (Siehe das 237ste bis 241ste Blatt.) Er muß nur alle acht Stunden, ja zuweilen nur zweymal in einem Tage, in schweren Fällen aber gar nicht speisen. Man wiederholt das Blutlassen so lange, bis der Puls weich wird, und das erstemal muß es reichlich seyn. Das zweyte geschieht vier Stunden nach dem ersten. Wenn der Puls weich wird, so verschiebt man es, bis er wieder hart genug geworden ist, um neue Gefahr zu drohen; fährt er aber fort, stark und hart zu schlagen, so läßt man noch an demselben Tage zum drittenmale Blut, welches oft das leztamal ist. Man giebt täglich zwey bis drey Clystiere von Malven, mit ein paar Loth Honig, oder von andern erweichenden Kräutern, oder auch von reinem Wasser, die aber alle nicht heiß, sondern nur lau warm seyn müssen. Die Beine werden täglich zweymal in lauem Wasser gebadet, wor mit auch zugleich die Hände gewaschen werden. Auf die

Brust

Brust und den Unterleib wird Leinen oder Flanell, in laues Wasser getaucht, gelegt, und der Kranke muß oft von einer dünnen Mandelmilch, wozu ein vierter Theil Kürbs- oder Melonenkerne mitgenommen werden, oder von folgendem Kräuterwasser trinken, das arme Leute in Menge haben können. Man nimmt, wenn es zu haben ist, das junge frische Kraut von Sänsebisel (Laitron,) oder von Kreuzwurz (Senecion,) oder von wilden Artischocken, oder von Vorrage, stößt es in einem steinernen oder eisernen Mörser, drückt den Saft durch Leinwand, läßt ihn einige Stunden in einer Schale stehn, und wenn er sich gesetzt hat, gießt man das Klärste sanft ab. Von einem solchen Saft mischt man sechs Loth in reichliche drey Pfund Gerstenptisane, aus vier Loth Gersten mit fünf Mößeln Wasser, bis zum Zerplätzen gekocht. Nach dem Blutlassen ist frische Luft und häufiges Getränk das Heil der Kranken. Wenn nach dem Blutlassen das Fieber noch heftig anhielte, müßte man, bis es sich gemindert, alle Stunden, hernach aber, bis es ganz gemäßig ist, alle drey Stunden eine Tasse voll dicke Gerstenptisane, oder Beilschensyrup trinken, wo unter zwölf Loth von einem oder dem andern zwey Loth Schwefels oder Vitriols spiritus gemischt sind.

Es kommt oft Nasenbluten zu dieser Krankheit, und das ist heilsam. Die ersten Zeichen der Besserung sind ein weicher Puls, welcher doch gleichwol seine Härte nicht eher so ganz schlechterdings verliert, als bis die Krankheit völlig geendigt ist; die Verminderung des Kopfwehes; ein häufigerer Urin, der nicht mehr so roth ist; und einige Feuchtigkeit der Zunge. Alle diese günstige Zeichen werden stets besser, und zwischen dem neunten und vierzehnten Tage kommt mehrertheils, und oft nach einigen sehr unruhigen Stunden, häufigere Oeffnung des Leibes, viel Urin mit einem röthlichen weißen Bodensatz, worüber der Urin von natürlicher Farbe ganz klar steht, und ein bald starker, bald gelinder Schweiß; zu gleicher Zeit werden Mund und Nase feuchter, die trockne, branne Zunge, die vorhin nichts reinigen konnte, erhält von selbst ihre natürliche Farbe wieder; der Geschmack fin-

bet sich wieder ein; der Durst wird geringer; die Begriffe erheitern sich; die Schläfrigkeit vergeht, und Schlaf und Kräfte kommen wieder. Zu dieser Zeit muß der Kranke die Diät der Genesenden anfangen, (S. das 242ste Blatt.) und folgenden Trank einnehmen. Man kocht zwey Loth Tamarindenmark, und ein halbes Quentlein Salpeter mit acht Loth Wasser, thut vier Loth Manna hinzu, und gießt es durch. Nach acht oder zehn Tagen wird diese Arznei nochmals gegeben. Bey einigen Kranken bekommt der Urin nie einen Bodensatz, aber sie werden ohne das völlig gesund.

Die Kennzeichen der Verschlimmerung sind ein hartbleibender Puls, der gleichwol schwächer wird; Schwierigkeit im Haupte; beschwerliches Athemholen; stets mehr Trockenheit der Augen, der Nase, der Lippen und der Zunge; und immer mehr Veränderung im Tone der Stimme. Wenn zu diesen Zeichen ein Aufschwellen des Unterleibes, Verminderung des Urins, stete Deliria, Beklemmung, Verdrehung der Augen hinzukommen: so ist der Kranke fast ohne alle Hoffnung; und wenn seine Hände und Finger in steter Bewegung sind, als ob er auf dem Bette etwas suchte, oder Nücken in der Luft haschte, so hat er nur noch wenige Stunden zu leben.

Ich gehe nunmehr fort zur Cur der eigentlichen faulen, und der faulenden Blutfieber, die sich darum nicht wohl trennen läßt, weil nicht allein die ersten sich leicht mit den letztern gesellen, wenn von den faulenden Materien im Magen und in den Gedärmen etwas ins Blut geht, und dasselbe mit Fäulniß ansteckt, sondern auch selbst das letztere sich wieder mit dem ersten verwickelt, wenn die faulen Materien im Blute unter den Höhlen, wohin sie zu flüchten pflegen, sich besonders im Magen und in den Gedärmen niederlegen, und daselbst eine neue Fäulniß erzeugen. Ich muß vorläufig erinnern, daß diese Vereinigung beyder faulenden Fieber immer einen höchstgefährlichen Zustand mache, und daß alsdenn der Character der Krankheit in manchen Stücken noch anders sey, als ich ihn im vorigen Blatte beschrieben habe. Pringle hat

hat diese zusammengesetzte faulende Krankheit im Herbst bey der Armee beobachtet, wenn sie in sumpfigten Gegenden campirte, und hat ihr um deswillen den Namen des Sumpffiebers gegeben. Wenn die sumpfigen Wasser vom langen Stillstehen, und von den darin versauten Pflanzen, Fischen und Insecten, schädliche Dünste in die Luft senden, welche das Volk athmet, so verursachen dieselben solche gefährliche Fieber, die anfangs zu wechseln scheinen, nach und nach aber anhaltend, und von der Natur der faulenden Blutfieber und des eigentlichen Faulfiebers zusammengesetzt werden. Es ist der Mühe werth, ihren Character noch insbesondre zu beschreiben, so wie ihn Herr Pringle beobachtet hat:

Die Leute wurden entweder auf einmal mit einer brennenden Hitze und heftigen Kopfschmerzen befallen, oder es gieng ein kleiner kurzer Schauer vorher. Bey der Hitze war Durst, Schmerz im Rücken und in den Beinen, große Müdigkeit und Unruhe, Ekel, Ueblichkeit oder Magenschmerz, der mit einem Erbrechen von grüner und gelber widrig riechender Galle begleitet war. Der Puls war, nach dem ersten Anfälle, gemeinlich niedergedrückt, (depressus) erhob sich aber nach dem Blutlassen. Einigen ward der Kopf so jähtling und heftig angegriffen, daß sie ohne vorhergängige Beschwerden auf eine wilde Art umher liefen, und für unsinnig gehalten wurden, bis die Linderung des Anfalls durch einen Schweiß und seine periodische Wiederkunft die wahre Beschaffenheit des Uebels entdeckte. Mehrentheils war nach den Anfällen der Zustand der Kranken noch immer fieberhaft; die, bey denen sich in den Zwischenzeiten das Fieber einige Stunden völlig legte, befanden sich in nicht so großer Gefahr, ob sie gleich im Anfälle eben so heftig raseten. Von den erstern bekamen einige um den neunten Tag critische Schweiß, worauf die Krankheit ein regelmäßiges Wechselfieber wurde. Einige wenige hatten eine Crise durch den Urin oder Stuhlgang; einige lagen drey Wochen im anhaltenden Fieber, ohne merklichen Nachlaß, worauf es sich mit einigen alltäglichen Paroxysmen endigte. Diese Leute lagen in der ganzen Krankheit in einem gelinden Schweiß. Die triefenden Schweiß

Schweiß hatten allezeit einen faulenden Geruch, und der Ausfluß von den Blasenpflastern gab einen unausstehlichen Gestank. Von denen, die sich im Anfange der Krankheit erbrachen, giengen einigen mit der Galle, von oben und unten, Würmer ab. Vor dem Tode hatten die Kranken schon einige Tage einen Leichengeruch, und gleich nach dem Tode zeigten sich schwarze rothe Flecken und andre Zeichen des Brandes. Einige von denen, die gleich anfangs plötzlich zu rasen anfiengen, sind nach überstandener Krankheit epileptisch geblieben, und überhaupt sind die meisten Geneseten häufigen Rückfällen von kalten Fiebern ausgesetzt gewesen. Die stinkenden Nebel, welche des Morgens über dem Lande schwebten, schienen die nächste Veranlassung zum Ausbruche dieser Krankheiten zu seyn.

Die häufigen Rückfälle dieser Fieber waren, ob sie gleich nur die Gestalt der Wechselfieber hatten, sehr hartnäckig und unregelmäßig, zumal, da sich bey Vielen eine Verstopfung der Eingeweide, worauf die Wassersucht oder Gelbsucht folgte, oder auch eine Geschwulst der Füße, oder die Trommelsucht ereignete, ohne daß man solches bey denen, die keine Fiebrerrinde gebraucht hatten, weniger hätte bemerken sollen, als bey denen, die sie gebraucht hatten.

An dem Summffieber selbst starben vergleichungsweise nur wenige. Die Gefahr desselben und der Rückfälle war während des heißen Wetters am größten; gegen das Ende des Herbstes war sie schon geringer, und am allergeringsten, nach dem die Fröste anfiengen.

Beiderley Arten von faulen Fiebern, und insbesondre das zusammengesetzte, werden, ob sie gleich ihrer Natur nach nicht eigentlich Entzündungskrankheiten sind, doch bald von der Heftigkeit der Anfälle, inflammatorisch. Denn es ist leicht zu begreifen, daß eben dieselbe Ursache, sie sey auch, welche sie wolle, die eine so brennende Hitze, Kopfschmerzen und Raserey verursacht, wie in den faulen Lagerfiebern wahrgenommen wurde, öfters auch Entzündungen zu machen vermögend seyn müsse. Daher hat Pringle diese Krankheiten im Lager, in ihrer größten Wuth allezeit von der vermischten Natur

Natur der faulenden und Entzündungsfieber befunden, da hingegen Herr Tissot sagt, daß die faulenden Fieber in den Dörfern selten zugleich inflammatorisch sind. Hierauf kommt der erste Schritt bey der Cur an, und darum ist der Unterschied wichtig. Denn, wenn die Stärke und Härte des Pulses, die Leibesbeschaffenheit und die vorhergegangenen gelegentlichen Ursachen der Krankheit es lehren, daß eine Erhitzung und Entzündung des Bluts statt finde; so muß Blut gelassen, ja es muß wol gar nach einigen Stunden wiederholt werden: wogegen es schädlich seyn würde, wenn keine Vollblütigkeit oder Entzündung da wäre. Man kann es mit gleichem Nutzen zur Zeit des Nachlassens, oder im stärksten Paroxysmo vornehmen, wenn nur der Kranke nicht im Schweiß liegt.

Die erste Sorge des Arztes muß dahin gerichtet seyn, daß der Kranke zur Diät für hitzige Krankheiten angehalten werde, (S. das 237ste bis 241ste Blatt.) und daß er besonders täglich ein Clystier nehme, obgleich der Leib offen, ja wol gar ein kleiner Durchlauf vorhanden wäre. Das beständige Getränk muß Gerstenwasser mit Cremor Tartari seyn; oder acht Loth Hundsgraswurzel mit zwey Quentlein Cremor Tartari, eine halbe Stunde lang mit fünf Mößeln Wasser gekocht, und durchgeseigert, oder Limonade, oder die dünnsten Molken.

Wenn der Kranke von dergleichen Getränken zweyen Tage reichlich getrunken hat, und der Geschmack im Munde noch übel, auch starke Neigung zum Erbrechen, und keine Entzündung des Magens vorhanden ist, so muß man in der Zeit des Nachlassens ein Brechmittel verordnen, wosern solches die Leibesbeschaffenheit des Kranken sonst nur erlaubt. (S. das 245ste Blatt.) Die Entzündung des Magens ist weit feltner, als man es sich wohl einbilden sollte, und das Erbrechen, die Schmerzen, die Ueblichkeit und Beklemmung in der Gegend desselben beweisen sie keinesweges: vielmehr verschwinden diese Zufälle nach dem Erbrechen. Die Specacua, zu 30 bis 35 Gran, ist ein sichres und leichtes Mittel, zwischen dessen Wirkungen man viel laues Wasser nachtrinken muß. Allein, in schwerern Fällen, und wenn

das Fieber nicht allzu groß ist, sondern merkliche Nachlässe hat, ist der Brechweinstein besser und wirksamer. Man löset sechs Gran in anderthalb Pfund lauem Wasser auf, wovon der Kranke alle halbe Viertelstunden etwa sechs Loth trinkt, wosern nicht die erste Dosis schon ein häufiges Erbrechen macht; in welchem Falle nur eine große Menge laues Wasser zwischen den Wirkungen getrunken werden muß. Wenn der Effect zugleich von unten erfolgt, wie nach dem Brechweinstein gemeinlich, nach der Brechwurzel aber selten geschieht, wenn man sie nicht mit ein Paar Granen vom erstern versetzt, so ist es desto besser: denn hier gilt die Regel, die ich schon bey der Cur der Ruhr, als einer Krankheit von eben dieser Art, gegeben habe, daß der Kranke desto mehr erleichtert werde, je mehr faule Materie er auf allen Wegen los wird. Nach dem Erbrechen werden die obigen Getränke wieder ein Paar Tage fortgesetzt, und alle Fleischsuppen sorgfältig vermieden.

Wenn der Leib verschlossen, oder auch nur nicht reichlich genug offen ist, so muß man oft, ja wol täglich eine gelinde Purganz nehmen. Bey starkem Fieber ist dies die beste: Man gießt auf sechs Loth Tamarinden ein Rössel kochendes Wasser, läßt es ein Paar Minuten zusammen kochen, und trinkt es für einen Tag, nachdem es durchgegossen worden. Ist das Fieber unerheblich, so können es anderthalb Gran Brechweinstein thun, die man in anderthalb Pfund Wasser auflöst, und davon, von früh an, alle zwey Stunden sechs Loth trinkt, um bloß den Leib zu eröffnen. Wenn es in irgend einem Fieber ohne Ausnahme wahr ist, was Sydenham beobachtet hatte, daß nichts die Hitze eines Kranken gewisser und nachdrücklicher abkühle, als die Leibeseröffnung nach dem Blutlassen, so ist es in dem eigentlichen faulen Fieber, und nirgends paßt auch der Grund besser, den er davon angab, als hier, daß sie in sofern das Fieber glücklich und gewisser, als alle Arzneyen zähmen, als sie die Gedärme von ihren Unreinigkeiten befreye, welche das Fieber entzündeten. In der That haben auch von je her die besten Aerzte diese Krankheit durch ausführende Arzneyen geheilt.

Rive-

Riverius warnte ausdrücklich, daß die anhaltenden faulenden Fieber bey Knaben oft von faulen Säften in den Verdauungswegen entstünden, und durch Abführungen, oder freywilliges Erbrechen und Durchlauf, leicht gehoben würden. Zecchius sahe an einem Kinde ein wütendes hitziges Fieber bloß davon entstehen, daß es, bey der Lösung des Zungenbandes, viel Blut verschluckt hatte, und davon ward es durch das Erbrechen befreyet. Montanus curirte die anhaltenden Fieber durch ein Infusum von Rhabarber, welches er so lange täglich reichen ließ, bis sich mit reichlicher Eröffnung des Leibes das Fieber brach. Eben dieses unterstund sich Riverius, welcher in einem bössartigen, (vermuthlich nur faulenden) Fieber, bey der äußersten Mattigkeit täglich eine gelinde Purganz von Senna und Weinsteinfaße gab, und dadurch die Krankheit heilte, wobey er ausdrücklich anführte, daß man auch äußerst schwachen Kranken allerdings gelinde Purganzen geben könne. Er erlebte zu Montpellier ein grausames bössartiges Fieber mit Geschwulst der Ohrensdrüsen, woran die Hälfte der Kranken starb. Er hingegen curirte sie alle durch öfteres weniges Blutlassen, und dazwischen verordnete Purganzen. Sorestus verordnete in einem bössartigen Fieber das Cassienextract mit der Hiera zu Clystieren, und gebranntes Hirschhorn, wodurch er viel Würmer abtrieb, und den Kranken rettete. Er preiset in allen bössartigen Fiebern, wobey Durchlauf und Würmer sind, diese Arznei als vortreflich an, und legte einer andern Person im bössartigen Fieber eine purgirende Wurmsalbe auf den Leib, wovon sie einen großen Wurm los wurde, und genas. Man muß sich hier den Ausdruck von bössartigen Fiebern nicht irre machen lassen, denn alle Umstände, und selbst die Wirkung der Arzneyen beweisen, daß es faulende gewesen sind, da sich hingegen nicht so deutlich ergibt, ob sie zugleich wirklich bössartig gewesen. Amatus Lusitanus verordnete ebenfalls die Wurmarzneyen mitten im faulenden Fieber mit großem Nutzen, und so viel übereinstimmige Zeugnisse und Erfahrungen müssen doch endlich wol die furchtsamen Aerzte eines bessern belehren, die sich nicht überreden können, in

hizigen

hitzigen Fiebern Brechmittel und Abführungen zu verordnen, weil sie sich einbilden, daß sie hierdurch das Fieber, welches eine heilsame Operation der Natur wäre, schädlich verwirren würden; ein Irrthum, der wirklich noch auf einigen hohen Schulen in Deutschland blindhin gelehrt wird.

Wie aber, wenn mit dem eigentlichen faulen Fieber schon wirklich das faulende Blutfieber mit Flecken, Friesel, Blattern, oder anderm Ausschlage verbunden ist? Würde man in solchem Falle nicht unverantwortlicher Weise den Ausschlag mit den Purganzen zurücktreiben, und die Kranken tödten? Dies glaubt man in Deutschland noch ziemlich häufig, und man wird gewiß selten einen so kühnen Arzt finden, der im Friesel und Fleckfieber das Purgiren für gut hielt. In der That würde man es nicht in jedem Zustande verordnen dürfen. Aber unter diesen beyden Bedingungen ist es nicht nur erlaubt, sondern auch nothwendig: wenn das Fleckfieber, oder überhaupt das faulende Blutfieber zu dem eigentlichen faulenden hinzukommt, ehe noch der Bauch von seinen faulenden Säften entleddigt worden ist, und, wenn im Verlaufe des faulenden Blutfiebers, obgleich kein eigentlich faulendes vorhergegangen ist, die sich äußernden Kennzeichen des eigentlichen faulen Fiebers beweisen, daß sich die faulen Materien im Blute nach der Höhle des Magens und der Gedärme wenden, und daselbst niederlegen. In diesen beyden Fällen wird man die Kranken verwahelosen, wenn man ihnen nicht Abführungen giebt, ob man gleich dabey den Gebrauch der übrigen Mittel wider die Fäulniß und Bösartigkeit, wovon ich hernach reden werde, zu Hülfe nehmen muß. Damit ich in dieser wichtigen Sache nicht ohne Beweis rathe, so will ich ißt etwas zu meiner Rechtfertigung anführen.

Pringle verordnet in dem schrecklichen Zustande des eigentlichen Faulfiebers, den er das Sumpffieber nennt, wo sich offenbar das faule Blutfieber damit vereinigt hatte, wie die stinkenden Schweisse, der Leichengeruch der Kranken und der Ausbruch der Flecken und des Brandes gleich nach dem Tode bewiesen, den Brechweinstein, statt der Specacuanne, weil hier diese Arznei noch nöthiger ist, als im gemeinen Faul-

Faulfieber. In einem argen und bösartigen Fleckfieber, worin die Eingeweide des Unterleibes brandig wurden, hat **Darlue**, neben den mineralischen und andern Säuren, die Brechmittel mit guter Wirkung gebrauchen sehn. Als **Verillard** sahe, daß vom Austrocknen der Wunde eines Blasenpflasters in einem bösartigen Fieber, Zuckungen, Erbrechen, Rötheln und Kälte der Glieder entstanden, weil die Materie, die nun nicht mehr zur Haut geleitet wurde, sich nach dem Unterleibe wendete, so rettete er die Kranke durch Brechmittel und erneuerte Blasenpflaster. Der vorzrefliche **Brendel** hat in einer besondern merkwürdigen Dissertation, schon 1754 den späten Gebrauch der Brech- und Purgirmittel in Friesel und Fleckfieber gelehrt und empfohlen. Er wählte zur ersten Absicht, die Specacuanne, und zum Purgiren die Rhabarber und Aloe, in welcher Wahl man ihm nicht blind folgen muß, weil jener, wie schon die obige Anführung von **Pringle** lehrt, in schlimmen Fällen der Brechwinstein, und der Rhabarber und Aloe, bey stinkendem Abgange, die Purganzen mit Cremortartari und andern säuerlichen Mitteln, weit vorzuziehn sind. Genug aber, er fand, daß selbst im faulen Blutfieber mit Flecken und Friesel der wiederholte und öftre Gebrauch der Brech- und Purgirmittel so lange nothwendig und ohne alle Gefahr des Zurücktretens sey, als noch faule Stühle und andre Zeichen des eigentlichen Faulfiebers den Aufenthalt einer Fäulniß in den Verdauungswegen entdeckten. Der Herr Leibarzt **Störck** bestätigt dieses Verfahren durch eigne Beobachtungen, indem er sagt, daß bey Beängstigung, Eckel, und Neigung zum Erbrechen, der Ausschlag der Flecken keine Erleichterung gebe, sondern daß man dazu Brechmittel verordnen müsse, wenn es auch mitten im vollen Gange der Krankheit wäre. **Brocklesby**, der seine Fleckfieberkranke im Anfange über den ganzen Leib mit einer Vermischung von warmen Wasser und Eßige waschen läßt, giebt ihnen zugleich, und auch im Fortgange, kleine Dosen von Brechmitteln, die dann von oben und unten abführen. Hierher gehören endlich auch alle Auctoritäten, die ich in der Lehre von der Blatternn-

angeführt habe, daß man im zweyten Fieber, welches gemeinlich zum Fleckfieber wird, die Purganzen zeitig geben und oft wiederholen müsse. Auch in der Ruhr würde man, wenn sich das faulende Blutfieber dazu gesellt, unverantwortlich handeln, wenn man die Abführungen, um der Flecken willen verabsäumen wollte, so lange sich noch die Gegenwart der faulen Galle in den Verdauungswegen durch die Zeichen des eigentlichen faulen Fiebers verräth. Jedoch muß es hierbey bewenden lassen, um die übrigen Hülfsmittel zur Cur der faulenden Fieber zu beschreiben.

Wenn nach der Wirkung des verordneten Brechmittels das Fieber anhält, der Abgang faulend bleibt, der Leib etwas gespannt ist, und der Urin sparsam fließt, so muß alle zwei Stunden eine Tasse voll von Fliederthee gegeben werden, wo in zehn Loth desselben zwey Loth Efigmenth von Meerzwiebeln aufgelöst sind. Diese Arznei thut der Fäulniß Einhalt, und mindert das Fieber. Bey dringender Noth giebt man dieses Mittel alle Stunden. Wenn aber dem ungeachtet das Fieber fortdauert, und Kopfweh, Deliria und Unruhe den Kranken beschweren, so muß man an die Waden Blasenpflaster von spanischen Fliegen legen, und die Stellen, so lange als möglich ist, eitem lassen. Wenn es Umstände giebt, die die Verordnung der Brechmittel verbieten, so muß man zwey Tage hinter einander des Morgens, drey Stunden auf einander, alle Stunden ein Quentlein *Eremortartari* geben, welches einigemal von unten galligte Unreinigkeiten abführt, wovon das Fieber sich mindert und die Krankheit gebrochen wird. Bey jedem sehr heftigen Fieber ist diese Arznei besser, als das Brechmittel, und man kann, in jedem ungewissen Falle, sich völlig damit begnügen: Denn in der That ist das Brechmittel in vielen Fällen so nöthig nicht, als es die wiederholten Abführungen mit sauren Salzen sind. Bloß in Gegenwart der Flecken und des Friesels wird man sie lieber wählen, weil sie den Ausschlag nicht zurück ziehn; allein dieser Grund ist zur Wahl übel genommen. Die Abführungen von unten ziehn den Ausschlag eben so wenig zurück, wenn sie nur so angebracht

bracht werden, wie sich gehört. Warum ziehn sie die Blätern nicht zurück? Weil sie ohne einen heftigen Reiz, welcher die Säfte nach den Gedärmen zieht, nur die in den Verdauungswegen schon angehäuften faulen Materien ausführen, und nicht eher verordnet werden, als bis man versichert ist, daß sie daselbst einen solchen Vorrath finden werden.

Wenn die Krankheit um vieles gemindert ist, wenn die Verschlimmerungen schwach sind und das Fieber einige Stunden aufsen bleibt, mithin sich in ein Wechselfieber verwandelt, so müssen die purgirenden Arzneyen nicht mehr täglich verordnet, sondern nur das beständige Getränk fortgebraucht, und alle zwey Tage, vor Mittage, zwey Stunden hinter einander, jedesmal ein Quentlein *Eremortartari* genommen werden, wodurch allen übeln Folgen der Krankheit abgehothen wird. In diesem Falle, wenn die Krankheit zum Wechselfieber zu werden geneigt scheint, zieht *Pringle* den Gebrauch der Mittelsalze, aus *Bermuthsalze* mit Citronensaft gesättigt, um deswillen vor, weil sich dabey die faulen Fieber eher in regelmäßige Wechselfieber verwandeln.

Wenn das Fieber den größten Theil des Tags aufsen bleibt, die Zunge gut, und der Kranke wohl gereinigt ist, gleichwol aber doch täglich ein Fieberanstoß wieder kommt, so muß man täglich, in der Zwischenzeit beyder Anfälle, viermal ein Quentlein Fieberrinde nehmen, und damit einige Tage fortfahren, um das nachgebliebene Wechselfieber zu vertreiben. Unglücklich wird der seyn, der in dieser Krankheit die Rinde allein gebraucht, ehe nicht die Verdauungswege gereinigt sind: Denn alsdenn wird sie entweder das Fieber heftiger und anhaltender machen, oder eine Trommelfucht zurück lassen. In den Fällen der Bösartigkeit, wo sie zuweilen früher nöthig seyn möchte, als es möglich gewesen, die Verdauungswege zu reinigen, muß man durch das desto häufigere Getränk von Graupen mit *Eremortartari*, und durch zwischen verordnete Abführungen und Clystiere die Entlebung der Gedärme zugleich aufs schleunigste mit befördern.

Weil in dieser Krankheit die Verdauungskräfte sehr mitgenommen werden, so muß man lange nachher eine gute Diät halten, und so bald es die Kräfte erlauben, die Leibesübung zu Hülfe nehmen, damit man der Gefahr vorbeuge, in eine ansehnliche Krankheit zu verfallen.

Bisweilen verwandelt sich das faulende Fieber in eine wahre, oder auch in eine Gallenruhr. Man curirt diese Krankheiten so, wie anderwärts gelehrt worden. (S. das 145te und 253te Blatt.)

Wenn nach der langen Dauer oder öftern Rückkehr dieser faulenden Fieber, Verstopfungen der Eingeweide folgen, die sich in Bauchwassersucht und Gelbsucht endigen, so fängt im ersten Falle die Geschwulst an den Füßen an, und steigt allmählig bis zum Unterleibe. Wenn aber der Unterleib, nach dem unzeitigen Gebrauche des Opium in der Ruhr, oder der Fiebrerrinde in Wechselfiebern, allein und plötzlich aufschwillt, so ist es eine wahre Trommelsucht. (tympanitis.) Ich will die Methode, wie Pringle diese Krankheiten curirt, hier beyfügen.

Wenn in der Trommelsucht der Kranke fieberhaft oder vollblütig ist, so muß man mit Blutlassen den Anfang machen; wo nicht, so ist es genug, alle Abend eine hinlängliche Dosis Rhabarber, bloß um den Leib offen zu erhalten, mit einigen wenigen Granen von gewürzhaften Arzneyen (den speciebus aromaticis) zu geben. Wenn die Geschwulst weicht, so nimmt man eine stärkende Arznei zu Hülfe. Zu dem Ende macht man aus zween Quentlein Chamillenblumen, eben so viel Ingber, einem halben Quentlein Stahlpulver und gemugsamen Pommeranzenschalensirup, eine Latwerge, wovon täglich zweymal, einer guten Moschatnuß groß, genommen wird. Alle starke Purganzen oder Carminative ohne Laxirmittel sind schädlich. Um die Luft aus den Gedärmen zu schaffen, bedient man sich zuweilen mit Rußen einer Bindel um den Leib, vermittelt welcher man allezeit nach Beschaffenheit der Abnahme der Luft in den Gedärmen eine gehörige Zusammendrückung machen kann.

Die

Die Bauchwassersucht (ascites) kommt langsamer, und ist gemeinlich mit einer Geschwulst zwischen Zell und Fleisch (analarca) und wenigem dicken Urine vergesellschaftet. Bisweilen geht das Fieber weg, wenn die Geschwulst anfängt, bisweilen bleibt es, oder kommt und vergeht unregelmäßig. Diese Wassersuchten können weder bloß durch Purganzen, noch durch Seife, noch durch mercurialische Arzneyen curirt werden; sondern hauptsächlich durch die Laugensalze, als Senstersalze, Wermuthsalz oder Weinstein salz. Man löset ungefähr dreyßig bis vierzig Gran Weinstein salz in einem Aufgusse von Wermuth auf, und thut Wachholderspiritus dazu. Diese Mixtur wird auf drey mal eingenommen, und täglich wiederholt. In vier oder fünf Tagen wird einmal eine Purganz, (ein halbes Quentlein von den pilulis ex colocynthide cum Aloe,) und bey der Abnahme der Krankheit eine gemeine Stahlarznei gegeben. Bisweilen kann man durch Knoblauch oder Senfsaamen das Wasser durch den Urin treiben. Wenn sich bey der Bauchwassersucht eine harte Geschwulst in der Gegend der Leber zeigte, welche man Fiebertuchen zu nennen pflegt, so geschähe dennoch in der Cur weiter nichts, als daß man die harte Stelle bähete, oder mit einem warmen Pflaster bedeckte.

Unregelmäßige und hartnäckige Wechselfieber sind durch eben dieselben Arzneyen curirt, und wenn sie nach der Cur der Wassersucht wieder gekommen, mit der Fiebrerrinde glücklich weggebracht worden.

Auch die Gelbsucht ohne Fieber wurde durch die Laugensalze und obige Purganzen geheilt. Die Brechmittel aus Spiegellase haben sowol hierin, als in der Wassersucht, gute Dienste gethan.

Ich will zum Beschlusse dieser Abhandlung noch einige kleine practische Anmerkungen beyfügen.

So bald sich bey einem faulenden Fieber, nachdem die Fäulniß ins Blut übergegangen ist, die Zeichen der Bösartigkeit einfinden, die ich im vorigen Blatte beschrieben habe, so muß man die Curart der bösartigen Fieber mit der von

Rr 3

den faulenden verbinden. Ich werde die erste im folgenden Blatte beschreiben.

Wenn im faulenden Fieber todte oder lebendige Würmer abgehn, so ist dies die Folge der überhand nehmenden Fäulniß in den Verdauungswegen, mithin immer ein Kennzeichen der Gefahr, keinesweges aber der Bösartigkeit, noch viel weniger des Todes.

Wenn das faulende Fieber mit einem starken Fieber und heftigen Nasereyen verbunden ist, so sind Bähungen von warmen Wasser mit Eßige an den Füßen nützlich und wirksamer, als Blasenpflaster und Senfumschläge.

Gekochtes Obst und Wasser mit Milch vermischt sind im faulenden Fieber gar nicht nachtheilig, vielmehr verordnet sie der Herr von Saen häufig, nebst der Gerstenptisane mit Cremortartari, zur Abwechselung.

Wenn sich Husten zum faulen Fieber gesellt, so ist der obige Fliederthee mit Meerzwiebeleßigmethe desto reichlicher zu gebrauchen.

Wenn sich eine Harnstrenge (Stranguria) bey der Krankheit einfindet, so läßt der Herr von Saen Leindöl in die Urinblase einspritzen. Der blutige Urin erfordert, zumal da er den äußersten Grad des faulen Blutfiebers anzeigt, mithin ein Begleiter der Bösartigkeit ist, den häufigen Gebrauch des Extracts der Fiebereinde, welches der Herr von Saen täglich zu zwey Loth verordnet hat.

Die faulenden Brustentzündungen, die ich im vorigen Blatte beschrieben habe, müssen nicht anders gepflegt werden, als wie die faulenden Fieber. Sollten sich ja Spuren von einiger Entzündung dabey äußern, so vertreibt man dieselbe durch eine Oefnung der Ader. Man verordnet dem Kranken eine Gerstenptisane mit Cremortartari, und Clystiere, und so bald keine Entzündung mehr zu fürchten ist, ein Brechmittel, das zugleich purgirt, nämlich den Brechweinstein in vielem Wasser aufgelöst. Nach einigen Tagen purgirt man den Kranken nochmals mit einem Tamarindenranke, mit Manna und etwas Salpeter. Oder man kann auch den mineralischen Kermes zum Erbrechen geben, und

weint

wenn das Fieber arg wird, so läßt man die Kranken häufig eine dicke Gerstenptisane, mit Schwefelspiritus sauer gemacht, trinken. Diese Krankheiten grasiren oft eben so, wie die gemeinen faulenden Fieber. Wenn nach den allgemeinen Abführungen die Brust nicht merklich befreyet wird, so sind Blasenpflaster an den Waden nützlich.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Zwey hundert sechs und funfzigstes Stück



Brem. Beyträge.

Wie leicht wird nicht die Kunst nur eines Augenblicks
— — — Bey ihm ein Quell des Glücks.



Das bösartige Fieber ist ein faulendes Blutfieber, in sofern dadurch die Sinnlichkeit des Gehirns und die davon herrührende Lebenskraft äußerst geschwächt ist. Es mag seyn, daß der Quell des Lebens im Gehirne ursprünglich verderben kann, oder daß jederzeit ein Verderben der ganzen Blutmasse vorhergehn muß, ehe diese Abwesenheit der Seele und der Lebenskräfte, welche das bösartige Fieber charakterisirt, statt finden kann; so ist doch, wie ich schon im 254 Bl. gezeigt habe, das bösartige Fieber in jedem Falle mit einem faulenden Blutfieber verbunden. Man sollte demnach die Cur der bösartigen Fieber nur als eine Ergänzung der Cur der faulenden Blutfieber betrachten, und darin bloß lehren, was im faulenden Blutfieber zu Hülfe genommen werden mußte, wenn darin die Lebenskräfte plötzlich oder gleich anfänglich mangeln, und das Gemüth betäubt und abwesend ist. Diese Mängel bey dem faulenden Blutfieber führen uns gerade zu der Cur des bösartigen, zu den Cordialen, zu den Nervenarzneyen, zur Fiebereinde, in so fern sie die Lebensbewegungen vermehrt, zum Campher, zum Moschus,

u. s. w. und es wird Niemanden einfallen können, den Streit des Herrn von Saen, wider den Herrn Tissot, zu erneuern, ob manchmal, oder nicht, in bösartigen Fiebern Brechmittel und Purganzen dienen? Das bösartige Fieber, an sich betrachtet, erfordert nie weder Brech- noch Purgirmittel, noch Blutlassen, aber wol das faulende Blutfieber, wenn es entweder mit dem eigentlichen, oder mit einer Entzündung verbunden ist. Denn wenn das faulende Blutfieber von einem eigentlichen faulenden im Unterleibe entstanden, und dies letztre noch nicht durch genugsame Ausführungen gehoben worden ist, so mag nun das faulende Blutfieber bösartig seyn, oder nicht, so muß der Kranke Ausführungen, Brechmittel oder Purganzen haben; ja, wenn auch das faulende Blutfieber kein eigentlich faulendes im Unterleibe zum Grunde gehabt hätte, so sind doch in dem Falle, wenn sich die fauligen Materien im Blute, in den Gedärmen oder im Magen niederlegen, und daselbst die Zeichen des eigentlichen faulen Fiebers machen, ebenfalls Ausführungen nothwendig, es mag nun das faulende Blutfieber bösartig oder gutartig seyn, und dieses alles um keiner andern Ursache willen, als die der Herr von Saen selbst angegeben hat, nachdem er sie vom Herrn van Swieten erfahren. »Zuweilen, sagt dieser letzte vortrefliche Mann, sitzt in den Krankheiten etwas in der Gegend des Magens, das mit einemmale alle Kräfte zu Boden schlägt, und so lange es da sitzt, die äußerste Schwachheit verursacht, obgleich kein Verlust der Säfte, noch einige merkliche Veränderung in ihnen oder den übrigen festen Theilen vorgefallen ist, wovon man die so schnelle Schwachheit herleiten könnte. Galen hat schon beobachtet, daß von der Galle im Magen nicht nur Convulsionen, sondern auch Ohnmachten entstanden, und augenblicklich wieder verschwunden sind, sobald man diesen Schlamm durchs Erbrechen ausgetrieben hat. Sydenham bewunderte in den epidemischen anhaltenden Fiebern, außer andern bösen Zufällen, die schnelle und große Hinfälligkeit der Kräfte, und doch verschwanden alle diese schwere Zufälle nach einem Brechmittel. Von Giften hat man zuweilen »die

»die äußerste Schwachheit entstehen sehn, da sie doch nur in den Magen und nicht weiter gekommen sind, wie Wepfer beobachtet hat. — Herr von Saen nennt dies eine falsche Schwachheit, die nicht eigentlich den Charakter des bösartigen Fiebers ausmacht, denn die ist nicht symptomatisch, sondern liegt im Gehirne; vermuthlich in einem Verderben des Nervensafte. Hierin hat er vollkommen Recht: aber eben diese zum bösartigen Fieber hinzukommende symptomatische Schwäche, von der Niederlegung faulender Materien aus dem Blute in den Magen, rechtfertigt den Gebrauch der Brechmittel und Purganzen auch in wahren bösartigen Fiebern, zwischen den stärkenden, weil sie ein eigentliches Faulfieber im Unterleibe zum Grunde hat. Eben so rechtfertigt der Umstand, wenn das faulende Blutfieber mit einer dringenden Vollblütigkeit verbunden ist, oder die Art eines Entzündungsfiebers annimmt, das Blutlassen im bösartigen Fieber, obgleich an sich das bösartige Fieber niemals Blutlassen erfordert. Man lese mit Voraussehung dieses Unterschiedes alles, was der vortrefliche Herr von Saen im 2ten Theile der Rat. med. wider den Gebrauch der Brechmittel, Purganzen und des Blutlassens in bösartigen Fiebern geschrieben hat, so wird man finden, daß diese ganze Streitsache nicht Statt gefunden haben würde, wenn unsre besten Schriftsteller und selbst der Herr Tissot, dem es doch eigentlich gilt, die Cur der eigentlichen Bösartigkeit von der Cur der faulen Blutfieber gehörig abge sondert und unterschieden hätten. Ich will ist die Curart des Herrn Tissot, mit der Pringlischen erläutern, mit Fleiß in eben dieser Verwirrung hier anführen, um meine Leser desto aufmerksamer auf den wahren Unterschied der Curen des faulen Blutfiebers und des eigentlichen bösartigen zu machen. Dies letzte erfordert bloß die Unterstützung der Kräfte, die Rettung der ohnmächtigen Sinnlichkeit: jenes hingegen erfordert alles das übrige, was eigentlich in meinem vorigen Blatte bey der Cur der faulen Blutfieber stehn sollte, gemeiniglich aber in die Abhandlung der bösartigen Krankheiten verspart wird, um die Begriffe nur immer in Verwirrung zu lassen.

Herr Tissot rath in dieser Krankheit ganz besonders, die Luft rein und frisch zu halten, oft Eßig im Zimmer zu kochen, und fast immer ein Fenster offen stehen zu lassen. Pringle bestätigt diesen Rath durch die Beobachtung, daß sich die Kranken in Kirchen und hohen Sälen, ja selbst unterm Dache bey undichten Fenstern am besten befunden haben. Weizen, Wachholderholz und Beeren, Eßigdampf, Schießpulver, dienen zum Räuchern, und laues Eßigwasser zum Waschen der Glieder und des ganzen Leibes. In feuchten Zimmern brennt man Spirituslampen, und um der Reinlichkeit willen giebt man den Kranken frische Wäsche. Der große Nutzen des Eßigs, bey ansteckenden Krankheiten, hat den Herrn Archiater Bäck zu dem Wunsche vermocht, daß man das Landvolk damit versehen möchte, um ihn zu den Speisen und Getränken zu gießen, so wie die römischen Soldaten durch die Vermischung desselben mit dem Wasser in Stand gesetzt wurden, in heißen und ungesunden Gegenden die stärksten Strapazen auszuhalten.

Die Diät des Kranken muß leicht und säuerlich seyn; Sauerkrautsuppen, Mehlsuppen mit Citronensaft, Kirschen, Johannisbeeren, Citronen, Pommeranzen, Granatfrüchte, Eßig, Eßigmolken, Vitriolgeist und andre saure Spiritus im Wasser, im Gerstentranke oder Limonade.

Das Blutlassen ist selten nöthig, sagt Herr Tissot ferner, und die Ausnahmen können nicht sicher bestimmt werden, wenn man den Kranken nicht sieht. Er hat sie gleichwohl sicher genug bestimmt bey den faulenden Blutfiebern, und in so fern diese böseartig sind, taugt das Blutlassen nimmer. Hätte der große Mann beyde Curen von einander getrennt, so hätte er hier desselben gar nicht erwähnt, so wie es der Herr von Saen haben will. Alles, was bisher von der Cur der böseartigen Fieber gesagt worden ist, gehört nicht zu ihr, sondern zum faulenden Blutfieber, bis auf den Eßig, welcher nicht nur als ein Mittel wider die Fäulniß, sondern auch als eine nervenstärkende Arznei betrachtet werden kann. Pringle begehrt in Absicht des Blutlassens denselben Fehler. Bey Vollblütigen, sagt er, muß vor dem Erbrechen

und Schwitzen das Blutlassen vorhergehn, aber mäßig: denn das starke Blutlassen macht den Puls sinkend und Deliria, (das ist, es macht das faulende Blutfieber böseartig,) und in diesem Zustande ist alles Blutlassen schädlich. (Eben dieser Zustand aber ist das böseartige Fieber.)

Es ist sehr nöthig, fährt Herr Tissot fort, die Verdauungswege auszufegen, worin gemeinlich eine Menge verdorbener Materien sitzt. Zu dem Ende giebt man ein halbes Quentlein oder mehr Pulver von Ipecacuanna, gleich anfangs, oder wenigstens wenn der Kranke noch einige Kräfte und keine Entzündung hat. Pringle sagt, es diene zuweilen im Anfange ein Brechmittel und dann Hirschhornsalz, Theriak und Eßigmolken. Viel richtiger wäre es gewesen, wenn beyde große Männer gesagt hätten, das böseartige Fieber an sich erfordert keine Brechmittel, wenn aber das damit verbundene faulende Blutfieber noch mit dem eigentlichen faulenden Fieber im Unterleibe vergesellschaftet ist, so werden die Ausführungen noch um des willen nöthig seyn, wenn nur der Zustand der schwachen Kräfte oder eine hinzugekommene Entzündung es erlauben wollen: wo aber nicht, so müsse man sich blos an die übrigen gelinderen Mittel im faulen Fieber halten, und sie mit der Cur der Böseartigkeit klüglich verbinden. Unter solchen Bedingungen hätte der Herr von Saen nichts wider die Verordnung der Brech- und Purgirmittel bey dem böseartigen Fieber erinnern können; denn die sind es, wo die Materie turgirt, wie die Aerzte, nach dem Hippocrates reden.

Nach der Wirkung des Brechmittels, sagt Herr Tissot, soll man die ganze Krankheit hindurch, entweder einen Tag um den andern, oder wol täglich vierzig Gran, sowol von Rhabarber als Cremortartari vermischet, geben, um die verdorbenen Materien abzuführen, die Verderbniß der übrigen zu verhüten, die hierbey gewöhnlichen Würmer abzutreiben, die an den seltsamen Zufällen dieser Krankheit oft Antheil haben, die Gedärme zu stärken, und den Durchlauf, wann er schädlich ist, zu mäßigen. Alles dieses sind noch Regeln für das faulende Fieber beyder Arten, nicht aber eigentlich wider ihre Böseartigkeit. Wegen der Würmer

muß ich erinnern, daß sie sehr oft die Aerzte hinters Licht führen, indem sie eine falsche Bösartigkeit bey dem faulenden Blutfieber vorgeben oder erklagen, und mit unter die Ursachen der falschen Schwachheit gehören, die oben der Herr von Saen rügte, und wider welche er die Ausführungen erlaubt. Es ist aber wahr, daß sie bey der Cur der wahren Bösartigkeit nicht in Betrachtung kommen. Ein Fleckfieber mit Würmern kann ganz seltsame und ungewöhnliche Zufälle veranlassen. Ein Arzt, der, wie der Herr von Saen, das Wesen der Bösartigkeit in den ungewöhnlichen und seltsamen Zufällen sucht, wird ein solches Fleckfieber bösartig nennen, und kann sich irren. Er wird die Rinde dawider verordnen, und sie wird gut thun, nicht zum Beweise, daß das Fieber bösartig war, sondern zum Beweise, daß sie in einem faulenden Blutfieber mit Würmern der Fäulniß Einhalt thun, und die Würmer verjagen könne. Doch ich kehre wieder zum Vortrage der Herrn Tissot und Pringle.

Wenn bey dem Durchlaufe die Haut trocken ist, und man ihn anhalten will, um die Ausdünstung zu befördern, so kann man den Cremortartari, statt den Rhabarber mit der Specacuanne versehen, welche oft und in kleinen Dosen gegeben, den Durchlauf anhält, und das Gift nach der Haut jagt. Hierzu können drey Quentlein Cremortartari, mit einem Quentlein Specacuanne vermischt, in sechs gleiche Theile getheilt werden, wovon einer Morgens die Dosis ist. Pringle verordnet wider das freywillige Erbrechen, wo es schädlich ist, Chamillenthee, oder Bermuthsalz mit Citronsaft, oder ein Elystier, oder ein Opiat. Diese Regeln können wirklich bey der Cur der Bösartigkeit statt finden, wenn es der Zustand der Schwachheit nicht erlaubt, den Durchlauf oder das Erbrechen zu dulden.

Zwischen den abführenden Mitteln von Cremortartari, Rhabarber, oder Specacuanne, welche so oft es nöthig scheint, bis zur großen Befruchtung des Kranken, wiederholt werden müssen, verordnet Herr Tissot die Mixtura simplex mit der Hälfte Vitriolspiritus vermischt, zu 60 Tropfen, in der Pilsane zu nehmen; Pringle hingegen den Mindererischen Spiritus,

Spiritus, welcher das mit destillirtem Eßige gesättigte flüchtige Salmiac ist.

Alle bisherige Verordnungen von Arzneyen sind eigentlich wider das faulende Blutfieber in derjenigen Verhältniß gerichtet, wenn sich dabey Spuren des eigentlichen faulen Fiebers zeigen. Nun aber wird die Cur dem faulenden Blutfieber, allein betrachtet, gemäßer, nachdem die Verdauungswege größtentheils rein gemacht sind. Hier dienen Arzneyen, welche das Gift zur Haut leiten, und um der Bösartigkeit willen, die sich so leicht und gewöhnlich zum faulenden Blutfieber gesellt, erwählt man dazu solche, die zugleich der großen Regel der Cur des bösartigen Fiebers Genüge leisten, die Sinnlichkeit und die Lebenskräfte zu stärken. Man kann also rechnen, daß sich von hier erst die Cur des bösartigen Fiebers eigentlich anfangt, oder, um mich genauer auszudrücken, daß die folgenden Arzneyen eigentlich diejenigen sind, die sich in der Cur des faulen Blutfiebers besonders zur Bösartigkeit schicken.

Daher sagt auch Herr Tissot: Wenn die Kräfte äußerst abgemattet, und die Kranken sehr beängstigt sind, so giebt man ihnen mit den obigen Tropfen alle drey Stunden ein halbes Quentlein virginianische Schlangenzug, und zehn Gran Campherpulver in Fliederfaste, wozu man bey schädlichem Durchlaufe ein paarmal im Tage einen Skrupel Scordienlattwerge oder Theriac thun kann. In eben diesem Zustande, welchen der vortrefliche Herr Pringle als die dritte Periode, mit sinkendem Pulse, größerm Stupor, bevorstehendem Delirio, und oft mit Flecken bezeichnet, und der eigentlich der Termin ist, da das faulende Blutfieber recht bösartig wird, lehrt derselbe, alle Arzneyen, die wider die Fieberhitze vielleicht vorher verordnet worden wären, besonders den Salpeter wegzulassen, und dagegen die Lebenskräfte aufzurichten, die erliegen wollen. Schlangenzug mit Contravervan Pulver, Campherjulep mit herzkärkenden Wassern, Panade mit Wein, Mirtur von flüchtigem Hirschhornsalz in starken Wassern, ja auch zuweilen ein Schluck reiner ja wol gar gewürzter Wein, sind die Arzneyen. (S. das

das 214 Bl. im Anfange, wie auch das 251, wegen des Weins.) Zuweilen will die Krankheit den Campfer nicht vertragen, wovon nicht allein der Herr von Saen, sondern auch Niepenhausen Beispiele gesehen hat. Zuweilen kann der Moschus hier angebracht werden, den Pingle sonst nur im ersten Anfange der Krankheit, vor der Formirung des Fiebers, zu 25 Gran verordnet, um damit zu schwitzen, worauf auch die Absicht des Herrn Smelins geht, der ihn in dieser Krankheit hoch erhebt. Allein auch diesen verträgt nicht jeder Kranke. Es kommt hier auf individuelle Umstände, oder auf Bedingungen an, die wir noch nicht genau genug kennen, um die Regel des Gebrauchs überhaupt zu bestimmen. Am meisten kommt es darauf an, daß man den Zustand der wahren Schwachheit kenne, und nur in diesem die reizenden und stärkenden Mittel gebe. So verbot Surham im Fleckfieber die flüchtigen alcalischen Salze, weil sie die Fäulniß des Bluts beschleunigten, und hatte Recht; und so gab sie Donald Monro dennoch im schwächsten Zustande mit dem heilsamsten Erfolge, und hatte auch Recht.

Wenn beym Gebrauche dieser Mittel der Kranke dem ungeachtet in seinem Zustande der Schwachheit und Unempfindlichkeit bleibt; so verordnet ihm Tissot alsdann große Blasenspfaster an die Waden oder in den Nacken, ja wenn die Schläfrigkeit groß und das Haupt sehr eingenommen ist, legt er sie zuweilen auf den ganzen Kopf. Sie müssen stark eitern, und wenn sie nach einigen Tagen abtrocknen, müssen neue gelegt werden, damit der Abfluß lange unterhalten werde. Herr Pringle verordnet sie auch in dem Falle, wenn der Gebrauch der hitzigen Herzstärkungen etwa die Deliria heftig gemacht hat, und mit Hirnwuth droht; da dann alsobald auch die hitzigen Sachen wieder wegbleiben müssen. Bey größter Schwäche werden Senfumschläge an die Fußsolen gelegt.

In dieser ganzen Cur verordnet Herr Tissot die Fiebrerrinde nicht. Pringle hingegen preiset sie ungemein, wann der Puls klein, die Stimme langsam und schwach, und der Kopf mit Stupor und schwachen Delirits angegriffen ist, mithin

mithin ganz ausdrücklich wider den Zustand der Bösartigkeit. Er giebt sie mit der Schlangenzugle zugleich. Herr Reaustaurand hatte sie vor ihm, und so viel ich weiß, zuerst, in bösartigen Fiebern verordnet. Der Herr von Saen hat die mannichfaltigsten Versuche mit dieser Arznei angestellt, und sie sind so vortreflich gelungen, daß er die Regel einführt, man soll die Rinde bey den ersten Zeichen der Bösartigkeit in großer Menge geben, und lange fortsetzen, ohne sich an den Zustand des faulenden Blutfiebers, ob Flecken, Friesel, oder anderer Ausschlag da sind, oder zu kommen dräuen, oder da gewesen, zu kehren. Ich will in möglichster Kürze einen Auszug dessen, was er von dieser Sache sagt, hier mittheilen.

Er versichert, daß er die Fiebrerrinde in solchen Fällen ausnehmend heilsam befunden, wenn sich entweder eine Zeitlang nach dem Ausbruche eines Ausschlags, (exanthematum) oder zugleich mit dem Ausbruche desselben, oder vor dem Ausbruche, oder auch gleich im ersten Anfange der Krankheit, die Kennzeichen der Bösartigkeit offenbart haben. Schon Morton hielt die Fiebrerrinde für ein allgemeines Gegengift in Fiebern, die sich zur Bösartigkeit neigten. Die Breslauischen Aerzte äusserten nachher auch die Vermuthung, daß sie in bösartigen Fiebern nützlich seyn könnte. Torti schrieb einen vortreflichen Tractat von dieser Sache, fand aber keinen Beyfall. Richa gebrauchte die Rinde in bösartigen Fiebern, als die beste Herzstärkung. Surham verordnete sie im Nachlasse der Fieber, jedoch mit andern Arzneien versehen, als das beste Mittel, der überhand nehmenden Fäulniß der Säfte zu steuern. Pringle lernte ihren Nutzen von ohngefähr kennen, und curirte hernach viele damit, zumal, wenn er ihnen zugleich reine Luft geben konnte. Auf diese Autoritäten gründete der Herr von Saen seine neuen Versuche, deren Erfolge so glücklich waren.

Einer Frau, die nach einem siebentägigen anhaltenden faulen Fieber schnell ein bösartiges Fleckfieber mit häufigen Flecken, blutigem Urine und Durchlaufe bekam, verordnete er alsobald das Extract der Fiebrerrinde, so daß sie davon täglich,

täglich, und zwar vierzehn Tage hinter einander. zwey Loth in Mixture, nachher aber noch acht Tage nur ein Loth genommen, da dann der Blutharn aufhörte, und der Blutdurchlauf durch ein Clystier von lauem Leinöl gestillt wurde, ohne daß die zubereiteten Clystiere von der Fiebrerrinde nöthig gewesen wären. Ein Arzt, der in einem böartigen Fieber am sechsten Tage Flecken und Friesel bekam, genoß vom Tage des Ausschlags an, ein und zwanzig Tage lang, täglich zwey Loth des Extracts der Fiebrerrinde, wobey der Ausschlag trefflich blühte, der Urin stets critisch war, und die verdächtige Mattigkeit der Kräfte, die diesem Fieber eigen ist, nicht gespürt wurde. Noch vierzehn folgende Tage ist die Fiebrerrinde in kleinern Dosen fortgebraucht worden. Bey einem andern Arzte äußerten sich am fünften und sechsten Tage Flecken, und am siebenten Friesel. Er nahm vom fünften bis dreißigsten Tage der Krankheit täglich zwey Loth Rindenextract, und genas von der schweren Krankheit, die mit Mangel der Kräfte, Delirium, unwillkürlicher Oeffnung des Leibes, Zurückhaltung des Urins und unaufhörlichen heftigen Zuckungen der Sehnen verbunden war, wobey doch in der äußersten Schwachheit der willkürlichen Kräfte der Puls niemals schwach oder sehr schnell geworden ist. Ein Jüngling, der in den ersten Tagen der Krankheit vernachlässigt worden war, bekam am vierzehnten Tage Friesel, mit einem schwachen, ausbleibenden und unordentlichen Pulse. Binnen acht Tagen, worin er das Extract der Rinde, wie die vorigen, nahm, war er wieder hergestellt. Ein anderer Jüngling, der am neunzehnten Tage des Friesel- und Fleckfiebers im hoffnungslosesten Zustande lag, heftig delirirte, äußerst schwach war, die Leibesöffnung nicht bemerkte, dessen Sehnen zuckten, dessen Puls schwach und ungleich, die Zunge trocken und aufgesprungen, und dessen ganzer Anblick schrecklich war, nahm von diesem bis zum vierzigsten Tage nur täglich vier bis fünf Quentlein vom Extracte, trank aber desto häufiger, nämlich alle vier und zwanzig Stunden auf zwölf bis fünfzehn Pfund Gerstenpflanzens oder Limonade, auch Emulsionen mit Kampher und Diacodium. Am sechsten Tage des Gebrauchs der

der Rinde schien es mit ihm aus zu seyn. Allein, er setzte die Arzney fort, der Friesel brach von neuem aus, und er ward völlig hergestellt. Der Grätzische Arzt, Herr Menfurali, curirte ein böartiges grafirendes Fieber mit Ausschlage, das unter den Recruten wüthete, erst nach Surhams und Pringlens Methode; als aber diese nicht hinreichend seyn wollte, verordnete er die Fiebrerrinde, und curirte eine große Menge damit glücklich. Endlich kam die Reife dieses Fiebers an ihn selbst. Er fieng die Fiebrerrinde an; allein, als die Flecken zum Vorscheine kamen, und er delirirte, setzten seine Aerzte, die den Gebrauch der Rinde in solchen Fällen noch nicht wußten, dieselbe zurück, und pflegten ihn nach der gemeinen Methode, bis er starb. In einer Ruhr mit Fleckfieber, woran eine gewisse Frau starb, die zuvor schon lange wasserfüchtig, und sonst im höchsten Grade elend war, fand man am vierten Tage nach dem Ausbruche, da allererst Hilfe gesucht wurde, die Flecken auf der ganzen Haut schwarz. Nach viertägigem Gebrauche der Fiebrerrinde waren die Flecken nicht mehr so schwarz, und die Ruhr und die Kräfte waren viel besser. Wider den erstickenden Husten ward Efigmeth mit Diacodium verordnet. Am sechsten Tage des Gebrauchs der Rinde waren die Flecken nach und nach verschwunden, die Kräfte und der Appetit waren besser, der bisherige dünne rothe Urin ward gesunder, und der Durchfall kam nur zweymal im Tage. Diese wunderbare Veränderung dauerte ganzer zehn Tage. Allein, endlich schwoß der Leib auf, es erfolgte Erbrechen, Stuhlwang und der Tod. Man wird bey diesem, obgleich unglücklich abgelassenen Falle, dennoch Grund genug finden, die Wirkungen der Fiebrerrinde zu bewundern. In allen diesen itherzählten Beyspielen hat der Herr von Haen die nöthigen Nebenarzneyen, die gehörige Diät für solche Fieber, tägliche Clystiere, zuweilen Blasenpflaster, gemeiniglich auch Diacodium, und am Ende der Cur, für die noch übrigen Folgen der Krankheit und Cur, andre Arzneymittel mit dem Gebrauche der Rinde verbunden. Er macht aus diesen Beobachtungen den Schluß, daß die Fiebrerrinde in dem schwachen Zustande

der bösartigen Fieber die beste Herzstärkung, in dem äußersten Verderben der Säfte das beste Gift austreibende Mittel, (alexipharmacum) beym Bluturine und Blutdurchlaufe in solchen Fiebern, wofür so wenig Rath bekannt ist, wahr-scheinlicher Weise ein gutes Hülfsmittel, zum Austreiben, zur Hebung, Reifung und Vollkommenheit des Ausschlags dienlich sey, und die Rückfälle, die oft noch tödlich sind, und die schlimmen Metastasen verhüte. Man muß sie aber zu diesem Endzwecke in großer Menge und lange Zeit gebrauchen, da sie dann alle Krisen aufs beste befördern, und stets diese beyden besondern Eigenschaften zeigen wird, daß sie die Hitze und allzu heftigen Bewegungen mäßigt, die allzu schwachen aber aufmuntert. So weit v. Haen. Ich bin von ganzem Herzen derselben Meynung, und ohne meine wenigen, doch glücklichen Erfahrungen zu erzählen, will ich die Sache mit meinen Lesern aus Gründen überlegen.

Es ist unstreitig, daß die Rinde die Lebensbewegungen stärke und vermehre: also kann sie in einem schwachen Zustande dienlich seyn. Es ist unstreitig, daß sie der Fäulniß des Brandes Einhalt thue, zu der im faulenden Blutfieber Säfte und Eingeweide geneigt sind. Man muß zugestehn, daß nicht alle Hitze im Blute von zu starken Lebensbewegungen entstehe, und daß die im faulenden Blutfieber insbesondere nicht mit der Stärke des Pulses harmonire, sondern von der Fäulniß im Blute herrühre. Michin muß kein Mittel vortreflicher seyn, diese Art Hitze bey schwachen Lebenskräften zu vertreiben, als die Fiebrerrinde, die das Gegengift der Fäulniß ist. Hierzu kommt, daß sie die Nerven stärkt, und derjenigen Hitze vorbeugt, die von zu starken Lebensbewegungen entstehen könnte, da man die Fieberparoxysmen damit verhütet. In dieser Absicht rath sie Herr Tissot zulezt, wann sich die Krankheit so viel gebessert hat, daß der Kranke einige Stunden ohne merkliches Fieber ist: aber sie könnte viel früher weit wichtigere Dienste geleistet haben. Es ist eine falsche Maxime, die Fiebrerrinde bey Hitze zu meiden. Bey Hitze von zu starken Lebensbewegungen ist sie allerdings schädlich, weil sie dieselben vermehrt, und

und darum dient sie nicht in der Hitze der Wechsel- und Entzündungsfieber. In einer Hitze aber, die bey schwachem Pulse und erschöpfter Lebenskraft von der Fäulniß im Blute entsteht, ist sie allerdings nützlich und nothwendig. Eben dasselbe Urtheil ist vom Weine zu fällen, den Pringle, Surham, Monro, u. a. im bösartigen Fieber vor allem anpreisen, und dessen Herr Tissot mit keinem Worte gedenkt. Ich lasse die Kunstverständigen urtheilen!

Vielleicht läßt sich von dem Quasiaholze, welches in faulenden Fiebern von verschiedenen, und selbst vom Herrn von Linné für specifisch gehalten wird, eine gleiche Tugend, wie von der Fiebrerrinde hoffen, welches desto erwünschter wäre, da man sie in kleinern Dosen mit gleichem Erfolge gebrauchen kann, und Herr Störck klagt, daß die Rinde im Fleckfieber oft unkräftig sey. Die ausnehmende Bitterkeit eines vom Ansehen nach so dünnen und kraftlosen Holzes macht mir einen guten Begriff von seinen Arzneykraften; denn in der Bitterkeit übertrifft es die Rinde weit: aber ich habe es im faulenden Blutfieber noch nicht versuchen können.

Wenn endlich das Fieber ganz überwunden ist, und der Kranke die Diät der Genesenden antreten muß, beschleunigt man die Herstellung der Kräfte durch den täglichen Gebrauch dieser von Herrn Tissot verordneten schönen Latwerge. Man nimmt von der runden Aristolochia, Alantwurzel, Myrrhen und Wachholderfaß, von jedem gleichviel, und macht mit Pommeranzenschalensirup eine dünne Latwerge daraus.

Wenn am Ende der Krankheit die Ohrendrüsen schwären, so muß das Geschwür, so bald Eiter da ist, geöffnet werden, ohne auf das Schwanken, oder die Erweichung zu warten: denn der Eiter ist hier so zähe, daß auch die völlig reifen Geschwüre hart bleiben. Wenn dieses nicht zeitig geschieht, so ist zu befürchten, daß sich der Eiter ins Blut zurückziehe, und ein heftiges Fieber verursache. So, wie dieses Herr Pringle lehrt, hat auch Herr Vachier behauptet, daß man nach faulenden Fiebern die critischen Leistenbeulen zeitig durch den Schnitt öffnen müsse, weil die giftige Materie nur allzu schnell wieder zurückgeht. Dies erfuhr der Lazarethwundarzt,

Herr Sorbes, als ihm die Ohrendrüsen ohne die allergeringste vorläufige Unpäßlichkeit schwellen, und er sie mit zertheilenden Umschlägen vertrieb; denn alsobald verfiel er ins faulende Blutfieber. Wenn nach dem Fieber keine äußerliche Schwärungen erscheinen, so sind innerliche Eitergeschwüre zu vermuthen, wenn gleichwol die Krankheit noch fortwähret. Sollte ja einmal das Gist aus den Drüsen ins Blut zurückgegangen seyn, so muß man zu wiederholtenmalen ein wenig Blutlassen. Sind aber innerliche Geschwüre zu fürchten, so muß man sie wie die Hectick curiren.

Diese letzten Regeln betreffen wiederum nur das faulende Blutfieber, und dahin gehört auch alles, was zur Pflege des Friesels oder Fleckenausfalls gehört: denn ich wiederhole nochmals, was auch der Herr von Saen erkannt hat, daß weder Blattern, Masern, Scharlachauschlag, Flecken, noch Friesel, zur Bösartigkeit gehören, wenn sie Erisen hiefiger Krankheiten, oder wenn die Krankheiten, die sie begleiten, ohne die Kennzeichen der Bösartigkeit sind. Es sind Wirkungen des faulenden Fiebers, ja sogar ohne Unterschied, wie ich im 254ten Blatte aus einer Stelle des Herrn van Swieten gelehrt, sowol des eigentlichen, als des faulen Blutfiebers. Inzwischen ist es hergebracht, ihre Cur bey der vom bösartigen Fieber mit zu beschreiben, und ich will also auch hier das wichtigste davon nachholen.

Wenn der Ausschlag zurücktritt und Beängstigung macht, so kommt es auf den Zustand des Kranken an. Hat er Hitze, starken Puls und Kräfte, so dienen ihm Mosken, Clystiere und gelinde Abführungen, Fußbäder und Wasserdampf an die Füße. Ist er schwach und betäubt; Campher, Hirschhornsalz, Fiebereinde, Wein, und besonders Blasenpflaster, je größer desto besser. Hat er Ueblichkeit; Brechmittel von Ipecacuanne, Chamillenthee. Geht der Ausschlag vom Durchlaufe zurück, so kann Diascordium, Theriac, und bey Schwachheit Opium dienen. Ist der Kranke vollblütig, so wird ihm Blut gelassen! — Im Fleckfieber? im Friesel? Purganzen? Blutlassen? Ja nicht anders, wie in den Pocken und Masern. Soll das Zeugniß eines großen Arztes ent-

scheiden? Gut. Herr Molinarius versichert, daß Purgiren und Blutlassen zu jeder Zeit des Friesels geschehen könne, wenn es nur sonst die Krankheit erfordert. Daß Brendel dasselbe gelehrt habe, ist schon im 152sten Blatte S. 614. gesagt worden.

Ich hoffe durch meine drey letzten Blätter vielen angehenden Aerzten einen guten Dienst geleistet zu haben: denn ich muß gestehn, daß ich selbst lange Zeit die Lehre von den faulen und bösartigen Fiebern für meine Begriffe zu verworren und unbestimmt gefunden habe.

Mein Herr,

Ob ich gleich selbst ein Arzt bin, der Ihre Blätter nicht zu lesen braucht, um daraus zu lernen, so nehme ich doch Theil an dem Nutzen, den die meisten derselben unlangbar stiften, und will Ihnen um deswillen eine kleine Betrachtung mittheilen, von der ich hoffe, wenigstens wünsche, daß sie auch von einigem Nutzen seyn möchte. Wir freuen und befriedigen uns, so oft wir durch neue Beobachtungen in den Stand gesetzt werden, die Methoden unsrer Curen zu verbessern, und den Elenden, denen wir dienen müssen, auf eine gründlichere und zuverlässigere Weise zu Hülfe zu kommen. Aber, ich bitte Sie, was können wir uns wol auf die Verbesserung unsrer Kunst zu gute thun, wenn der große Haufe der Menschen dabei so wenig interessirt bleibt, als bisher? Ich muß bekennen, daß ich fast täglich in meinem Eifer ermüde, wenn ich betrachte, wie wenig die Leute zu überreden sind, ihre eignen Vortheile wahrzunehmen. Man ruft mich zu Kranken, die ich curiren würde, wenn sie sich den Gesetzen der Cur unterwürfen, die ich Ihnen vorschreibe, und die ich verliere, weil sie davon nur so viel beobachten, als Ihnen beliebt, welches gemeinlich das allerwenigste ist. Mich rufen Aeltern zu ihren Kindern. Aus der ersten Anlage ihrer Neden merke ich schon, daß Ihnen wenig daran gelegen seyn würde, wenn es dem Herrn alles Fleisches gefiele, sie zu sich zu nehmen; daß sie nur meine Besuche begehren, um sich und ihre Nachbarn zu überreden, daß sie ihre Schuldigkeit gethan, und ihr Gewissen befreyet haben; und daß sie übrigens nicht gesonnen sind, das liebe Kind in seinem Eigensinne zu stören, es mit viel Einnehmen zu quälen, oder ihm etwas zu

versagen, was es verlangt. Ich sage ihnen, was sie thun müssen, um ihr Kind zu retten; allein, das eine ist unmöglich, das andre ist zu umständlich, das dritte würde es nur länger quälen, das vierte kann wol nichts helfen, das fünfte wird ihnen von guten Freunden widerrathen, und das sechste wird vergessen. Glauben Sie wol, daß die Hälfte derer, die mir sterben, durch diese verdammte Nachlässigkeit der Anverwandten umkommen? Noch mehr. Ich werde zu erwachsenen Leuten gerufen, die ihre eigne Herren sind. Ich verordne; ich bitte; ich flehe, als ob ihre Erhaltung meine eigne wäre. Allein, dies können sie nicht nehmen, sie wollen lieber sterben; dies mögen sie nicht thun, denn es hat andern nicht geholfen; dies wollen sie in Ueberlegung nehmen, und überlegen es nimmer; dies versprechen sie zu thun, und thun es nicht; dies thun sie, und das war ihnen von mir verboten. Es ist unglaublich, wie wenig den meisten Leuten daran gelegen sey, von unserm Unterrichte zu profitiren. Das Publicum, das uns zusieht, schreibt alle Leiden, die wir haben, auf die Rechnung der Mängel unsrer Kunst, unsrer Unwissenheit und unsrer Nachlässigkeit. Eine vortrefliche Cur, die ein wenig Ungelegenheit und Beschwerde verursacht, die einige Geduld erfordert, die etwas weitläufig oder streng ist, wird von Hunderten verworfen, ehe sich einer findet, der sie beobachtet. Geben sie meiner Bitte Raum, die gewiß eine edle Absicht hat, und stellen Sie Ihren Lefern einmal die Verbrechen vor, die sie durch diesen unverantwortlichen Eigensinn an sich und an den Ihrigen begehn. Wie mancher Vater, wie manche Mutter werden dadurch Mörder ihrer eignen Kinder; wie mancher wird dadurch ein Selbstmörder; und wie ungerecht ist nicht das lieblose Urtheil derer, die den Tod der meisten Kranken den Mängeln der Arzneikunst und der Unwissenheit der Aerzte zuschreiben!

Ich verharre, u.

J. L. N.



Zwey

Zwey hundert sieben und funfzigstes Stück.

von Haller.

Das heimlich starke Gift verjagt aus dem Geklüte,
Weicht minder edlen Stellen zu.

Das, was Horaz sagt:

— — — Macies et nova febrium
Terris incubuit cohors,
Semotique prius tarda necessitas
Lethi corripuit gradum,

könnte man für eine poetische Weissagung von den Kinderblattern annehmen: denn, ungeachtet alles dessen, was viele Aerzte, und in den neuesten Zeiten besonders der Herr von Zahn, von dieser Krankheit haben behaupten wollen, daß sie schon von je her bekannt und gemein gewesen wäre, muß man doch gestehen, daß sich davon in den Schriften der alten Aerzte keine deutliche Spur findet, und daß die von den Alten angeführten Stellen von einer ganz andern Art des Ausschlags zu verstehen sind, welches Werlhof unwidersprechlich bewiesen. In America hat man nicht eher von den Blattern etwas gewußt, als seitdem die Spanier dahin gekommen sind; und vermuthlich ist des Jonsseca Meynung gegründet, daß sie die Mohrensklaven mit sich hinüber gebracht haben. Selbig versichert, daß auch in Ostindien diese Krankheit nicht eher gewürhet, als seitdem die Handlung der Holländer dahin ihren Anfang genommen hat. In Europa selbst war sie in alten Zeiten völlig unbekannt, und der Himmel weiß, wie das menschliche Geschlecht zu dieser verderblichen Plage gekommen ist, die, nach den Berechnungen gelehrter Leute, den vierten Theil des menschlichen Geschlechtes

Es 4

entweder

entweder tödtet, oder doch ungesund, und ungestaltet macht. In dieser Absicht sind die Kinderblattern als eine der wichtigsten Krankheiten des menschlichen Geschlechtes zu betrachten; und da ich allein um deswillen schuldig bin, ihnen die größte Aufmerksamkeit zu widmen, so werde ich allen Fleiß anwenden, um die besten Gründe ihrer Cur durch meine Blätter allgemeiner zu machen. Meine heutige Absicht geht bloß dahin, die Geschichte dieser Krankheit überhaupt zu beschreiben. Es ist vor allen nöthig, einen Feind, dem man den Krieg ankündigen will, vorher zu kennen, und nach diesem wird man erst im Stande seyn, ihn mit Vortheile anzugreifen.

Man hat wenig Krankheiten, deren Ablauf und Ausgang in verschiedenen Verhältnissen so ungleich seyn sollte, als der Blattern. Zuweilen ist sie so leicht, und gutartig, daß die Kranken fast nichts davon empfinden; zuweilen ist sie so grausam und wüthend, daß man sie für das gräßlichste Elend der Menschen halten muß. Zuweilen hält sie in ihrem Ab- laufe eine so genaue Ordnung, daß man alle ihre Verwandlungen fast auf jeden Tag vorherbestimmen kann. Ein andermal weicht sie so weit von dieser Ordnung ab, daß man sie für eine ganz andre Krankheit halten sollte. Zuweilen ist sie mit keinen andern Gefahren verbunden, als die ihr ihrer Natur nach allein eigen sind; zu andrer Zeit aber verwickelt sie sich mit ganz fremden Uebeln, die ihre Gefahren vervielfältigen. Es ist nöthig, daß wir zuerst die allgemeinen Characteres der Krankheit und hernach ihre Abweichungen kennen lernen.

Da es von hundert Personen etwa nur viere oder fünfe giebt, die von den Blattern frey bleiben, so sind sie mit Recht eine allgemeine Krankheit aller Menschen zu nennen. Zu allem Glücke aber hat sie ein jeder nur einmal auszustehn, wenigstens kann man nur seltene Beispiele aufbringen, daß jemand die wahren Blattern mehr als einmal gehabt haben sollte. Allein, dieses Vortheils ungeachtet bleiben sie doch immer noch eine fürchterliche Krankheit, weil sie zum öftern so mörderlich wüthen, daß man sie in der Reihe der medicinischen Landplagen unmittelbar nach der Pest setzen muß.

Ob

Ob sie nun gleich zuweilen so gutartig sind, daß man sie kaum für eine Krankheit halten sollte; so kann man doch, wenn man alles durch einander berechnet, sagen, daß die Blattern von allen, die damit befallen werden, gewiß den siebenten Theil tödten. Sie sind gemeiniglich der Jugend eigen, und man wird selten finden, daß sie an einem Orte nur eine Person angreifen sollten. Die mehrestenmale greifen sie und überfallen eine große Menge von denen, die sie noch nicht gehabt haben. Nach einigen Wochen oder Monaten hören sie wieder auf, und kommen gemeiniglich erst nach vier, fünf bis sechs Jahren wieder an denselben Ort.

Diese Krankheit hält in ihrem Ab- laufe, wenn sie nicht so gar leicht ist, daß man sie kaum empfindet, gewisse Termine, die sich deutlich von einander unterscheiden, und in der Cur genau beobachtet werden müssen. Die ersten dieser Termine sind bey allen, auch so gar bey der leichtesten Art Blattern, zu spüren, obgleich die Grade der Zufälle, die sie characterisiren, sehr verschieden sind. Eine wichtige Blatternkrankheit hält alle Termine vollkommen; bey den leichtern sind die letztern unmerklich. Man kann überhaupt eine gewisse Dauer eines jeden Termins bestimmen; allein, diese Bestimmung muß nur weitläufig seyn, weil einzelne Umstände die Dauer bald verlängern, bald verkürzen können. Man hat sich demnach in der Praxi nicht sowohl nach der Anzahl der Tage, als vielmehr nach den Unterscheidungskennzeichen der Termine zu richten, um die Cur und das Verhalten der Kranken ihnen gemäß zu verändern.

Die Blattern haben oft schon drey oder vier Tage vor dem Anfange des Fiebers ihr Vorspiel, welches in einiger Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit, in einer Neigung zu schwitzen, in Verminderung des Appetits, in einiger Veränderung der Gesichtsgestalt und matten Augen besteht. Jedoch bemerkt man bey trägen und phlegmatischen Kindern statt dieser Zufälle zuweilen, daß sie noch vor dem ersten Schauer, von dem im Blute vorgehenden Wallung, eine ihnen sonst ganz ungewöhnliche Lebhaftigkeit, Munterkeit und Farbe haben. Hierauf folgt ein Wechsel von Schauer und Hitze, und end-

lich ein deutlicher Schauer, der eine oder mehr Stunden anhält, und von einer starken trocknen Hitze begleitet wird, wozu sich Kopfschmerzen, Schwindel, Rückenschmerzen, die zuweilen mit in den Leib gehen, Ekel und Neigung zum Erbrechen, auch wohl wirkliches Erbrechen gesellen. Viele klagen über einen Schmerz in der Herzgrube, die Kinder sind gemeinlich schläfrig, doch unruhig und schreckhaft im Schlummer, Erwachsene öfter ganz schlaflos. Wenn der Zustand der Hitze einige Stunden gewährt hat, so vermindert sich das Fieber ein wenig durch einen Schweiß, welcher zuweilen stark ist. Ob sich nun gleich der Kranke hierbey etwas erträglicher befindet, so bleibt er doch ängstlich, träge, schläfrig, misvergnügt, und hat Ekel, Kopfschmerz und Rückenschmerzen. Das Fieber hört nicht gänzlich auf, sondern nach einigen Stunden, und zwar gemeinlich gegen Abend, erneuert es sich mit allen seinen Zufällen wieder, und läßt hernach auf die vorige Weise mit einigem Schweiß wieder nach. Dieser Zustand währet gemeinlich drey bis vier Tage, da dann die Blattern zum Vorschein kommen, mit welcher Erscheinung der zweyte Termin seinen Anfang nimmt.

In diesem ersten Termine der Krankheit, nämlich vom ersten Schauer, oder vom Anfange des Fiebers an, bis zum Ausbruche der ersten Blattern, ereignen sich noch andre Umstände, welche in ihren Graden verschieden sind. Die Brust wird bey vielen rauh; die Angst und Hitze steigt oft bis zu Delirien; das Gesicht ist roth, und gleichsam entzündet; man erschrickt oft im Schlummer; man niest; die Augen thränen und schimmern; die Nase juckt; der ganze Leib ist heiß, roth und trocken; die Haut juckt, als ob sie gestochen würde; der Mund ist trocken und durstig; einige haben Durchlauf, von manchen gehen Würmer ab; einige sind verstopft. Kurz vor dem Ausbruche der Blattern blutet öfters die Nase, oft entstehen wirklich Zuckungen und Convulsionen. Dieser Umstand ist so gemein, daß Bagliv sagte, man habe kein gewisses Kennzeichen, daß die Blattern alsobald ausbrechen würden, als wenn die Kinder, die einige Tage in der Fieberhitze gelegen haben, Convulsionen bekämen. Diese gräßli-

chen

chen Zuckungen entscheiden bey Kindern nichts wegen des Ausganges der Blattern, indem Viele von denen, die sie bey dem Ausbruche gehabt haben, glücklich hindurchkommen; andre sterben. Sie haben vermuthlich ihren Grund in einer Anhäufung des Magens von Schleim und Würmern. Die Rücken- und Leibschmerzen weiffagen eben so wenig Böses, wenn sie nicht sehr heftig sind; ausserdem aber ist es wahr, was Morton sagt, daß ein ungewöhnlich heftiger Schmerz, der einer Colik gleicht, in diesem Termine der Krankheit ein gefährliches Zeichen sey. Da solche Schmerzen wahrscheinlicher Weise von faulenden Unreinigkeiten im Unterleibe entspringen, so muß im Verlaufe des Blatternfiebers, wenn sie nicht zeitig fortgeschafft werden können, nothwendig die Gefahr des faulenden und bösartigen Fiebers sehr groß werden, und dies ist der Grund des besorglichen Ausganges. So mag es vielleicht dem Petrus Pachecus widersfahren seyn, weil er versichert, daß alle, die in der Blatternkrankheit Spannungen und Unruhen im Leibe, besonders mit Schmerzen, empfinden, und ängstlich und schlaflos wären, in wenig Tagen starben. Man würde sich eine unnöthige Angst machen, wenn man diese Aussprüche für ganz unfehlbar hielte; es ist genug, daß man sich nur daraus die Warnung nimmt, im ganzen Verlaufe der Krankheit auf die Reinigung des Unterleibes bedacht zu seyn, welches, leider! die wenigsten Aerzte zu thun pflegen. Auch der Abgang der Würmer im ersten Termine ist nicht allemal ein böses Zeichen. Sennert erlebte 1629 grassirende Blattern, wobey den Kindern, theils vor dem Ausbruche, theils nachher, oder auch unter der Reifung, lange Würmer abgingen, und er versichert, daß alle diese Kinder gestorben sind. Ich weiß aber Kinder genug, die noch leben, ob sie gleich in den Blattern viel Würmer von sich gegeben haben. Man weiß, daß die Würmer die Fäulniß fliehen; und wenn sich also zu der Blatternkrankheit ein faulendes Fieber gesellt, so kann ein Abgang der Würmer erfolgen, welcher, in dieser Verhältniß, einen schlimmen Zustand des Kranken anzeigt. Man weiß aber auch, daß das Fasten die Würmer beunruhigt, und daß sie als-

dann

dann ihr Hunger zu Migrationen zwingt. Weil nun im Anfange der Krankheit der Appetit mangelt, so können darinn Würmer abgehen, ohne daß dieses eine große Gefahr anzeigt. So kann einerley Umstand oft ganz verschiedene Anzeigen geben; und um die wahre Bedeutung davon in einzelnen Fällen zu finden, müßte man immer den ganzen Umfang des Zustandes des Kranken zusammengekommen betrachten, und nicht so thöricht seyn, auf eine Methode der Cur zu schwören, die sich für alle Zustände blind passen soll. Das schlechteste Zeichen ist oft von keiner Wichtigkeit, wenn alle übrige gut sind, und eine einzige Wendung der Cur oder des Verhaltens kann es verjagen. Eben dieses läßt sich vom Durchlaufe, vom Auffahren im Schlummer, von den steifen Augen, von der Geschwulst, u. s. w. sagen, von welchen Umständen allen man hin und wieder fürchterliche Weissagungen liefert. Ich weiß aus der Erfahrung, wie nöthig es sey, diese Anmerkung zu machen, wenn man nicht mit vergeblicher Sorge sich oder den Arzt beunruhigen will. Ein jeder wichtiger Umstand sollte den Arzt warnen, damit er seine beschworne Methode zu verbessern suchte; aber keiner muß ihn abschrecken.

Wenn beym Anfange gleich heftige Zufälle von ist beschriebener Art dem Kranken schnell überkommen, besonders wenn seine Augen außerordentlich lebhaft sind, das Erbrechen unaufhörlich währt, die Lebensschmerzen heftig und die Beängstigung und Unruhe groß sind; wenn die Kinder sich gar nicht ermuntern können; wenn die Blattern am dritten oder wol gar am andern Tage schon ausbrechen, so hat man häufige Blattern zu erwarten. Je langsamer die Blattern ausbrechen, wenn nur hieran nicht eine äußerste Schwachheit Schuld ist, desto besser, und je geschwinde nach dem Anfange des Fiebers der Ausbruch erfolgt, desto gefährlicher sind die Blattern. Die ordentlichsten, die Sydenham bemerkt hat, kamen am vierten Tage, auch wol später, zum Vorscheine. Zuweilen aber ist das vor dem Ausbruche vorhergehende Fieber so schwach, daß man die Krankheit gar nicht eher bemerkt, als bis sich die Blattern selbst zeigen; und

und so leicht wie dieser Anfang ist, ist dann auch der Fortgang und der Beschluß. Die Blattern kommen, heben sich, eiten und reifen, ohne daß der Kranke zu Bette liegt, oder weniger schläft oder Mangel am Appetit verspürte. Man sieht auf dem Lande oft Kinder, die die ganze Krankheit hindurch auf der Straße liegen, und essen, als ob sie gesund wären. Es sind aber auch nur Kinder, die solche leichte Art Blattern haben. Auch die, die ein wenig kränker dabey sind, gehen gemeinlich dabey herum, wenn der Ausbruch ganz vollendet ist, und lassen ihrer Gefräßigkeit freien Zügel, ohne darum langsamer zu genesen. Gleichwol ist dieses kein Beyspiel zur Nachahmung, weil doch viele gar üble Folgen davon empfinden, die schwer zu curiren sind.

Wenn am dritten oder vierten Tage der Krankheit das Fieber sich, wie gewöhnlich, mit einem Schweiße vermindert, so erscheinen unter diesem Schweiße die ersten Puncte. Gemeinlich sieht man die ersten im Gesichte, am Halse oben an der Brust, an den Händen, an dem Vorderarme, und so weiter am ganzen übrigen Körper. Es sind kleine, rothe, runde, über die Haut hervorragende Flecken, welche am andern Tage einen breiten rothen Rand in der Haut haben, und am dritten sich höher heben. Gemeinlich hängen in diesen Tagen die obersten Spitzen der Blattern inwendig noch an der Haut fest, und formiren solchergestalt in der Mitte eine kleine Höhle. Die Haut zwischen den Blattern behält ihre natürliche Farbe, und hat weder einen andern Ausschlag, noch eine besondere Röthe.

So wie dieser Ausbruch seinen Anfang nimmt, hört das Fieber fast völlig auf; die Ausdünstung der Haut geht ununterbrochen fort, die Anzahl der Puncte vermehrt sich, man sieht sie am Rücken, in den Seiten, am Unterleibe, an den Händen, Hüften, Beinen und Füßen. Zuweilen erscheinen sie selbst unter den Fußsohlen häufig, wo sie, wenn sie größer werden, oft heftige Schmerzen verursachen, weil das Oberhäutchen zu dick ist. Oft ist am ersten und andern Tage des Ausbruchs auf den Abend noch einige kleine Fieberbewegung zu spüren; und wenn diese aufhört, so kommt noch eine Menge

Menge Punkte zum Vorschein. Wenn das Fieber nach dem ersten Ausbruche völlig aufhört, so kann man schließen, daß überhaupt wenig Blattern kommen werden; denn, wenn viele kommen wollen, so hört es nicht ganz auf, sondern es bleibt eine Spur davon übrig, und man bemerkt alle Abend die Verschlimmerung.

Kaum sind die Punkte auf der Haut erschienen, so soll der Arzt sagen, was dies für ein Ausschlag sey? In der ersten Zeit hat er eine große Aehnlichkeit mit den Masern; daher auch Sylvius behauptete, daß man beyde in den ersten Tagen nicht von einander unterscheiden könne. Allein am andern Tage des Ausbruchs zeigt sich der Unterschied schon: denn die Blattern gewinnen mehr Rundung und Höhe als die Masern, welche niedriger und breiter bleiben; ausserdem sind auch die Blattern an ihren Spizen kenntbar, welche am andern Tage schon eine kleine weiße Blase zeigen, die heller wird, und Zeichen giebt, daß sie eitern wolle, welches die Masern nicht thun.

Wenn alles ordentlich geht, so endigt sich dieser zweyte Termin der Blattern, nämlich die Zeit ihres Ausbruchs, mit dem sechsten Tage der Krankheit. Er währt zwey bis drey Tage. *Sonsec* rechnet ihn vom vierten bis zum siebenten.

Nun folgt der dritte Termin, oder die Zeit der Eiterung und Reifung, welche man gemeinlich vom siebenten bis zum eilften Tage rechnet. In dieser Zeit werden die Spizen der Blattern immer höher und weißer. Sie enthalten anfangs einen dünnern und wässrigern Eiter, der aber nach und nach dicker, zäher und gelber wird, so, daß die Blattern immer voller, höher und gelber erscheinen, wobey sie doch ihren rothen Ring behalten. Je runder und einzelner, und höher die Blattern in diesem Termine stehn, je weicher sie sind, und je regelmäßiger sie sich verändern, desto besser ist ihre Art. Zuweilen sind sie so groß, als Erbsen. Es ist auch ein Zeichen guter Blattern, wenn sie mit einem deutlichen schmalen rothen Ringe umgeben sind, die Haut in den Zwischenräumen aber ganz gesund und weiß aussieht. Gleichwohl ist sie natürlicher Weise von den Blattern ausgespannt; und wenn ihrer

ihrer viel sind, so werden auch alle Zwischenräume roth, glänzend, und die Haut schwillt sehr auf. Diese Geschwulst zeigt sich in der Ordnung, wie die Blattern nach und nach an verschiedenen Theilen zu ihrer größten Reife kommen. Daher schwillt ordentlich das Gesicht zuerst, und macht zuweilen einen recht schrecklichen Anblick. Der Hals schwillt ebenfalls, und die Augen werden völlig verschlossen. Wenn die Blattern im Gesichte abtrocknen, so stehn die an den Händen erst in voller Blüthe, daher fangen die Hände an zu schwellen, wann die Geschwulst des Gesichts fällt. Zuletzt reifen die Blattern der Beine, und diese sind auch am letzten geschwollen.

Wenn der Blattern sehr viel sind, so stellt sich in dem Termine der Eiterung das Fieber von neuem ein, und dies ist nicht zu bewundern. Ein einziger Blutschwär kann ein Fieber erregen, wie sollten es so viel hundert, ja tausend kleine Eiterbeulen nicht thun? Dieses zweyte oder Eiterungsfieber ist der gefährlichste Zeitpunkt der Krankheit, und man hat es vom neunten bis dreyzehnten Tage zu erwarten, obgleich der eilfte Tag der gewöhnlichste ist, weil mancherley Umstände die Zeit der völligen Reife verändern. In dieser Zeit hat der Kranke Hitze, Durst, Schmerzen, und kann keine bequeme Stellung finden. Wenn die Krankheit stark ist, so ist er schlaflos, außer sich, bekümmert und betäubt; und wenn er stirbt, so ist es entweder in der Erstickung oder an der Schlassucht, zuweilen an beyden. Zuweilen ist in diesem Fieber der Puls erstaunlich geschwind, und die Geschwulst der Hände macht, daß er bey Manchen zugleich ganz klein zu seyn scheint, wodurch sich ein Arzt, der hiernach seine Maaßregeln nehmen muß, nicht irre machen lassen darf. Die Zeit der größten Gefahr ist die, wenn das Gesicht, der Kopf und der Hals außerordentlich geschwollen sind. Wenn die Geschwulst dieser Theile zu sinken anfängt, die Haut der Blattern im Gesichte trocken zu werden beginnen, die Haut welk wird, und der Puls nicht mehr so geschwind schlägt; so vermindert sich die Gefahr. Wenn nur wenig Blattern vorhanden sind, so ist dieses zweyte Fieber so gelinde,

de, und so wenig gefährlich, daß es kaum bemerkt wird. Man hat die erste vollständige Beschreibung dieses zweyten Fiebers dem Sydenham zu danken.

Viele Kranke klagen gleich, wenn das Fieber ein wenig stark ist, über Schmerzen im Halse, welche von dem Entzündungsfieber herrühren, das diese Krankheit stets begleitet, und wobey sich auch zuweilen ein Husten und Heiserkeit offenbart. Das Halsweh dauert gemeiniglich den zweyten Termin hindurch, auch wohl länger, und verhindert bey einer heftigen Krankheit das Schlucken gänzlich. Man leitet es gemeiniglich von den Blattern im Halse her, allein einige grosse Aerzte finden Ursache zu zweifeln, daß jemals Blattern in den Hals kommen, wovon ein andermal mehr. Der Halsschmerz entsteht gemeiniglich schon vor dem Ausbruche, und bey wenig Blattern verschwindet er gleich nach dem Ausbruche wieder. Wenn er auch im Fortgange der Krankheit wieder kommt, so ist er beständig dem Grade des Fiebers proportionirt, und rührt also nicht von den Blattern im Halse, sondern von der Entzündung her. Wenn er von langer Dauer ist, so folgt gemeiniglich ein andrer Nebenzufall darauf, und das ist der häufige Speichelfluß.

Dieser Speichelfluß findet sich selten bey jungen Kindern, und bey einer nur gelinden Blatternkrankheit ein. Bey einer wichtigen hingegen bleibt er selten aussen, zumal wenn der Kranke älter als sieben bis acht Jahr ist. Bey häufigen Blattern und erwachsenen Personen ist er erstaunlich stark, währt unaufhörlich, und läßt den Kranken keine Ruhe. Er ist der beschwerlichste von allen Zufällen, zumal da davon nach einigen Tagen die Lippen, die inwendigen Wangen, die Zunge und der Gaumen, ganz roth werden. So beschwerlich er aber ist, so ist er doch heilsam und erwünscht für den Arzt.

Die kleinen Kinder haben selten den Speichelfluß, hingegen bekommen einige den Durchlauf, ob gleich dieser Zufall bey ihnen seltener ist, als der Speichelfluß bey Erwachsenen. Bey diesen ist der Leib mehr zu Verstopfungen geneigt, die, wenn man sie unvorsichtig überseht, durch alle drey Termine der Krankheit oft fortwähren.

Wenn

Wenn nach dem Ausbruche der Blattern, wenn sie schnell zurücktreten, oder in der Zeit des zweyten Fiebers, Convulsionen ausbrechen, so ist der Zustand gefährlich. Das Verhalten der Kranken, der Durchlauf, die Würmer in den Gedärmen, manchmal auch bloß die Menge des Eiters, können das Zurücktreten veranlassen.

Das Verschwellen der Augen ist nicht leicht den Augen gefährlich, und man thut übel, es durch zu viel Künste zu verhüten. Gemeiniglich sind die verschwellenen Augen sicherer vor der Gefahr der Blattern, und oft nehmen sie erst Schaden, wenn man sie zu bald geöffnet hat. Die Blattern im Auge selbst, wenn sie nur nicht in der Pupille sitzen, machen gemeiniglich keine Schwierigkeiten. Ich habe oft in der weißen Haut des Auges Blattern gesehen, die ohne alle Folgen gewesen sind.

Je reiner in den drey ersten Terminen der Blattern die Stimme bleibt, und je ruhiger und gleichförmiger das Athemholen ist, desto mehr Hoffnung zur besten Genesung ist vorhanden. Ettmüller hielt diese Kennzeichen unter allen für die entscheidendsten.

Endlich folgt der vierte und letzte Termin der Krankheit, nämlich die Zeit der Vertrocknung der Blattern. Er fängt sich ordentlicher Weise gemeiniglich vom eilften Tage an, da die Blattern in ihrer höchsten Reife sind, und anfangen gelb und trocken zu werden, und als braune Schuppen abzufallen. Zu gleicher Zeit fällt die Geschwulst und Entzündung des Gesichts, und die Abtrocknung erfolgt in allen übrigen Theilen in der Ordnung, wie der Ausbruch geschehen ist. Zuweilen ist das Gesicht schon rein, wenn an den Beinen noch ganz unreife Blattern sitzen, und die unter den Fußsohlen wahren zuweilen noch viel länger, und verursachen im dritten und vierten Termine der Krankheit öfters unsägliche Schmerzen. Wenn sie bey Erwachsenen die harte Haut nicht durchbohren können, muß man endlich Einschnitte machen, ja ich habe einstmals die ganze Fußsohle von beyden Füßen abgeschält, um den Blattern, welche darunter wie Erbsen dick bey ein-

Der Arzt. X. Th. Berth. Ausg.

Et

ander

ander lagen, Luft zu machen, nachdem schon der ganze übrige Körper rein war.

Das Abrocknen geschieht auf folgende Weise. Anfangs werden die Blattern gelb, und schwißen oder nässen, wovon sich eine dünne Rinde anlegt, die bald härter und bräuner, und einem kleinen Grinde gleich wird, welcher, so bald er trocken geworden, sich von der Haut absondert, und leicht abgenommen werden kann. Die Stellen, worauf die Rinde gefessen, sind anfänglich noch feucht, trocknen aber bald, und bleiben noch lange nachher roth und violett, bis sie endlich verschwinden, und eine Narbe, wie eine kleine Grube nachlassen.

Raum ist in den ordentlichen Blattern dieser vierte Termin angegangen, so hören auch alle Nebenbeschwerden auf, die sie bisher begleitet hatten. Das Fieber ist verschwunden, der Hals ohne allen Schmerz, der Schlaf kommt wieder, die Geschwulst verläßt das Gesicht, die Hände, und endlich auch die Füße; der Appetit ist wieder da, und der Leib reinigt sich täglich mehr von den Ueberbleibseln der Blattern. Man kann also mit Sennert sagen, daß die Krankheit am eifrigsten Tage ordentlich auf ihren Gipfel gestiegen sey, allein der Ausgang dieses Termins ist unbestimmter. Man kann es bey Sydenhams Bestimmung bewenden lassen, daß die Blattern den vierzehnten bis funfzehnten Tag vergangen sind, obgleich die an den Händen und Füßen noch einige Tage länger stehen.

Dies ist die Geschichte der ordentlichen Blattern, und der Maassstab für alle. Man hat viel Unterschiede derselben festgesetzt, je nachdem sie von dieser Ordnung und Natur abweichen; allein das, was ich heute gesagt habe, ist ihnen allen wesentlich eigen. Nichts destoweniger muß man auch die Abweichungen der Natur in einer so höchst wichtigen Krankheit notwendig kennen, und darum werde ich in meinem folgenden Blatte die Geschichte aller übrigen Arten von Blattern beschreiben, die von den ordentlichen, durch ein ihnen eigenes Genie, wenn man so sagen darf, abweichen.

Zwey

Zwey hundert acht und funfzigstes Stück.

von Haller.

Unsre treue Sorgen zählen

Jeden Tag. — — —

Man hat mancherley Eintheilungen der Blattern, die insgesammt in der Natur selbst gegründet sind. Allein es würde mehr zur Verwirrung, als zur Erläuterung der Begriffe dienen, wenn man jede Art als eine ganz besondere Krankheit betrachten wollte. Es ist für einen Arzt der größte Vortheil, in aller Verwirrung der Zufälle und Nebenumstände die Natur der Krankheit stets vor Augen zu behalten, und sich durch keinen Tumult ihres Gefolges irre machen zu lassen.

Wir haben ordentliche und unordentliche Blattern, wovon die letzten in ihrem Ab Laufe die sonst gewöhnlichen Termine nicht halten, und mit sonst ungewöhnlichen Zufällen verbunden sind. Diese Unordnung entsteht entweder von der allzu großen Heftigkeit des Entzündungsfiebers, und dann sind die unordentlichen Blattern nichts anders, als eine heftige Blatternkrankheit von einem hohen Grade, oder von andern Krankheiten, die sich dazu gesellen. In beyden Fällen muß man sich an den Begriff der ordentlichen Blatternkrankheit halten, und ihre Cur den Abweichungen gemäß modificiren.

Man theilt die Blattern auch in einzelne und zusammenfließende. Wenn beyde mit andern Krankheiten nicht vermischt sind, so sind sie im Grunde einerley Blatternkrankheit, die nur dem Grade nach verschieden ist: Denn wenn die Blattern so dicht beysammen steht, daß nicht jede eine besondere Blase formiren kann, sondern ihr Eiter unter der

Et 2

Haut

Haut zusammen fließt, so werden es zusammenfließende. Die Zufälle, die ich in der Beschreibung der Blattern unter der Bedingung angeführt habe, wenn die Blattern sehr häufig vorhanden sind, machen zusammen genommen den Character der zusammenfließenden aus, die keine aus andern zusammengesetzte Krankheit sind.

Endlich theilt man auch die Blattern in gutartige und bössartige, welche letztern diejenigen sind, mit welchen sich ein faulendes bössartiges Fieber gesellt.

Man sieht leicht, daß aus diesen verschiednen Hauptarten eine Menge andrer zusammengesetzt werden können. Es kann einzelne ordentliche Blattern geben, und die meisten einzelnen sind ordentlich. Es giebt aber auch einzelne unordentliche, dergleichen Sydenham beobachtet hat, die schon am dritten Tage ausbrachen, und kleine Blasen hatten, vor ihrer Reifung schwarz wurden, und gleich nach dem Ausbruche mit einem Speichelflusse vergesellschaftet waren, da dieser doch sonst nur ein Begleiter vieler oder zusammenschließender Blattern ist. Es giebt zusammenschließende ordentliche, die die im vorigen Blatte beschriebne Ordnung halten, deren aber so viel sind, daß die Blattern zusammen fließen. Diese Art ist seltner, als die zusammenschließenden unordentlichen, dergleichen Sydenham auch beobachtet hat. Sie brachen am andern oder dritten Tage aus, und waren wie eine gleichförmige rothe Geschwulst anzusehn; hin und wieder zeigten sich dünne wäßrige große Blasen, wie Brandblasen, in deren Grunde schwarzes vom Brande ergriffnes Fleisch saß; und da sonst in zusammenschließenden oder sehr häufigen Blattern gemeinlich der eilfte Tag die Gefahr entscheidet, so waren diese nicht vor dem siebenzehnten entschieden. Der hohe Grad der Entzündung veranlaßte alle diese Unordnungen. Es giebt einzelne gutartige Blattern, dergleichen die meisten einzelnen sind. Es kann faulende bössartige Fieber geben, woben einzelne Blattern ausbrechen, und man könnte dies einzelne bössartige nennen; obgleich in solchem Falle das faulende oder bössartige Fieber eigentlich für die Krankheit, und die Blat-

Blattern nur für einen Zufall desselben gehalten werden müßten. Es giebt auch zusammenschließende gutartige Blattern, bey welchen sich, ob sie gleich sehr häufig sind, kein bössartiges Fieber einmischet; aber diese beyden letztern Fälle sind selten. Gemeinlich sind die zusammenschließenden Blattern eine eigentlich faulende Krankheit und ein bössartiges Fieber, welches sich bey der großen Menge des faulenden Eiters natürlich nothwendiger Weise in die Blatternkrankheit mischt. Diese letzre Krankheit weicht unter allen übrigen so weit von der ordentlichen Blatternkrankheit ab, daß es nöthig ist, sie insbesondre zu beschreiben, damit der Arzt seine Maasregeln zeitig nehmen könne, um auf alle mögliche Weise seine Cur der Blattern durch die höchst nöthige Cur des bössartigen Fiebers zu ergänzen. Von allen übrigen Arten, die entweder sehr selten, und mehr theoretische Begriffe, als wirklich gewöhnliche Krankheiten, oder die nur bloß dem Grade nach, oder in einigen unwesentlichen Veränderungen und Abweichungen in ihrem Ablaufe und in ihren Zufällen von der ordentlichen Blatternkrankheit, so, wie ich sie im vorigen Blatte beschrieben, verschieden sind, werde ich die Geschichte nicht besonders erzählen, um, so viel möglich, die Verwirrung der Begriffe zu verhüten.

Wenn die Blattern sehr häufig kommen, welches mehrentheils eben so viel sagt, als wenn zusammenschließende Blattern vorhanden sind, so ist der dritte, zuweilen wol schon der andre Tag, der Termin des Ausbruchs, wo nicht ein Nebenumstand, z. E. ein heftiges Leidenweh oder ein Seitenschmerz denselben verzögert. Man hat es also nicht für einen Umstand von glücklicher Bedeutung anzusehn, wie gleichwol oft geschieht, wenn sich der Ausbruch ungewöhnlich früh ereignet. So bald der Ausbruch den Anfang genommen, findet sich schon bey Erwachsenen der Speichelfluß ein. Die Kinder, die an dessen Statt den Durchlauf zu bekommen pflegen, werden damit nicht so bald beschwert, und oft kommt er gar nicht. Am sechsten Tage sind die Blattern völlig heraus, und der ganze Leib sieht sehr entzündet aus. Dieser Termin des Ausbruchs zeigt den Kranken in seiner gräßlichen

hen Gestalt, die hier, nach ihren Verschiedenheiten, beschrieben werden muß.

Zuweilen sind alle Blattern am ganzen Leibe zusammen geflossen, so, daß man gar keine einzelne gewahr wird. In diesem Zustande erhebt sich die Haut des ganzen Körpers zu einer entzündeten Geschwulst, worin sich schwarze Flecken zeigen. Diese Geschwulst macht bald die Haut etwas dicker, und nach dreien Tagen beginnt sie weiß zu werden, und gleicht dem Pergamente. Dies ist die entsetzliche Krankheit, in welcher nicht leicht ein Kranker den neunten Tag überlebt. Zuweilen wird nicht der ganze Leib, sondern nur die Haut des Gesichts so gleichförmig erhoben, wogegen die Blattern am Körper und an den Gliedern fast einzeln, doch nicht regelmäßig stehn, indem sie kaum von den Masern unterschieden werden können, platt bleiben und oft blau werden, welches hier gemeinlich die Farbe des Todes ist. Zuweilen lassen sich die Blattern zwar wirklich unterscheiden; allein sie sind klein, und grenzen unmittelbar an einander. Sie heben sich nicht; sondern man sieht sie nur in der Haut liegen, wie Messelbeulen, bis sie endlich, wenn der Termin des Ausbruchs vorbey ist, beym Anfange der Reifung weiß werden, in einander fließen, und eben eine solche Pergamenthaut formiren, wie die vorigen. Diese Kranke erreichen selten das Ende der Blatterntermine, wenn ihnen nicht die Natur durch einen langweiligen Speichelfluß, oder durch die Ergießung der Blatternmaterie in die Urinwege, oder ins Zellgewebe, zu Hülfe kommt, in welchem letztern Falle sie zuweilen eine lange anhaltende Geschwulst der Glieder von der Gefahr befrehet. Zuweilen kommen die Blattern nur einzeln und in gehöriger Figur und Größe zum Vorschein, wobey sich aber die Spuren der Fäulniß, als Flecken, Friesel, blaue Streifen, Brandblasen, u. d. gl. in den Zwischenräumen der Blattern auf der Haut, besonders am Halse, an der Brust, auch wol an den Gliedern zeigen. Ueberhaupt hat Sydenham von den zusammenfließenden Blattern beobachtet, daß die ganze Gefahr derselben auf ihre Menge im Gesichte mehr ankomme, als auf die Menge derselben am übrigen Leibe.

In

In dem Termine der Reifung erhebt sich die Haut des Gesichts immer mehr, und wird nach dem achten Tage rauher.

Am eilften Tage, nämlich mit dem Anfange des vierten Termins, fängt die Geschwulst und der Speichelfluß gemeinlich an, sich zu vermindern; jedoch währt es einige Tage, ehe sie gänzlich vergehn. Um eben diese Zeit pflegt der Eiter, der oft in so großer Menge vorhanden ist, daß er nicht durch die Haut hinlänglich abgeführt werden kann, in das Geblüt zurück zu gehn, und entzündet ein neues Fieber, welches von dem, das vor dem Ausbruche vorher geht, ganz verschieden ist. Dieses zweyte Fieber tritt mit Hitze, Durst, Kopfsweh, Delirius und andern Zufällen ein. Es ist, wie Sydenham sagt, nichts anders, als ein eigentlich sogenanntes faules Fieber, und von der Zeit an hat es der Arzt nur mit diesem, und nicht mehr mit der Blatternkrankheit zu thun.

Zur Zeit, da diese große Veränderung vorgehn soll, steht der Kranke in der größten Gefahr, und daher ist ihm, bey den zusammenfließenden, der eilfte Tag eben so fatal, als bey den einzelnen Blattern der achte bis neunte. Ich will die wichtigsten Gefahren dieses Termins beschreiben.

Um den eilften Tag wird der Speichel zäher, und läßt sich nicht mehr gut auswerfen. Dies verursacht dem Kranken große Aengstlichkeit und Erstickungen. Der Speichelfluß hört damit gemeinlich auf, und zugleich fängt, wie gesagt, die Geschwulst des Gesichts an, zu fallen; wogegen aber die Hände schwellen müssen, wo sich nicht glücklicher Weise die Materie durch die Urinwege Bahn macht, oder der Speichelfluß anhält. Zuweilen entzündet sich um diese Zeit die Lunge, oder das Gehirn; zuweilen entstehen Friesel und blaue Flecken zwischen den Blattern in der Haut; zuweilen verstopft sich der Urin, oder fließt blutig; zuweilen kommt ein Bluthusten, ein Durchlauf, u. s. w.

Man muß sich inzwischen nicht einbilden, daß sich die bösen zusammenfließenden Blattern so genau an die Termine hielten, wie die ordentlichen guten. Bis den sechsten Tag,

da der Termin des Ausbruchs vorbei ist, geht es noch oft ordentlich; aber wenn es zum Schwären kommt, so verzögert sich öfters die Reifung viel länger, als bis zum eilften Tage, und dann muß man sich keinesweges für sicher halten, wenn nur der eilfte Tag überstanden ist: Denn man hat die Gefahren desselben gewiß noch zu erwarten. Sydenham versichert, daß die unordentlichen Blattern, die er 1670, 1671 und 1672 erlebte, erst am vierzehnten, und zuweilen gar erst den siebenzehnten Tag, die großen Gefahren und das zweyte Fieber geäußert haben, das sonst am eilften zu erwarten ist; ja, bey den bössartigen Blattern des 1674sten und 1675ten Jahrs erfolgte der Tod die meistentheils sogar erst den zwanzigsten oder ein und zwanzigsten Tag.

Wenn der Tod vor der Zeit des andern Fiebers erfolgt, so ist es gemeinlich die Wuth des Entzündungsfiebers, die ihn verurteilt, und dann ereignen sich gegen den eilften Tag die obervähnten Zufälle von Entzündungskrankheiten. Aber auch dieser betrübt Ausgang ist nicht an den eilften Tag gebunden, zumal wenn unglücklicher Weise der Arzt mit hitzigen Arzneien die Entzündung vermehrt, und den Tod dadurch schneller herbey zieht, als er selbst gekommen seyn würde. Durch diese Kunst kann man schon am fünften, sechsten und achten Tage Tode haben; und von denen, die durchkommen, könnte man sagen, was Mead von der hitzigen Methode des Morton gesagt hat, daß alle, die eine solche Cur überleben, entwischt zu seyn scheinen. Nichts desto weniger giebt es noch sonst Ursachen genug, die in zusammenfließende Blattern zeitig oder spät den Tod mischen können.

Nach dieser schlimmen Art Blattern bleibt oft ein ansehnliches Fieber zurück; zuweilen hustet der Kranke noch eine geraume Zeit Eiter; zuweilen erfolgt eine Geschwulst der Ohrendrüsen, deren Eiterung entweder zu befördern, oder durch den Speichelfluß zu verhüten ist; zuweilen folgen Blutschwären und Eiterbeulen, eine fettige Kräße, ein Ausschlag des Kopfs, böse fressende Geschwüre; zuweilen Geschwulst der Füße, ein lange anhaltendes Kopfschmerz; zuweilen wol gar noch der Brand und die Beinfaule.

Ein

Ein Arzt verhält sich bey der Krankheit der Blattern, wie ein Uhrmacher, der täglich genau beobachtet, ob seine Uhr die Stunden recht zeigt, und nicht eher Hand daran legt, als bis er sieht, daß sie fehlt. Die Termine der Blattern sind die Vierteltheile ihres Umlaufs; und wenn in dieser wichtigen Stunde des menschlichen Lebens die Maschine ihren Gang so geht, wie es die Zeit erfordert, so kann der Arzt bloß ein Zuschauer ihres Ablaufs seyn, und er würde gewiß den Kranken einen so einfältigen als schädlichen Dienst leisten, wenn er auch die aller künstlichste Methode für diese Krankheit an ihnen verschwenden wollte, da sie ein Werk der Natur ist, woran nicht eher gekünstelt werden muß, als bis man die Natur fehlen, oder der Macht der Krankheit allein nicht gewachsen sieht. Wenn aber auch dieses sich zuträgt, so kann man dem Doläus Recht geben, wenn er sagt, daß diese Krankheit einem Arzte Gelegenheit gebe, seine Geschicklichkeit zu versuchen, und zu zeigen, wie weit er es in seiner Kunst gebracht habe. Ich weiß nicht, was man von einer solchen Krankheit denken soll, welche dem ganzen menschlichen Geschlechte, doch nur seit gewissen Zeiten, unvermeidlich, und doch nur einmal, und mehrentheils in der Zeit des Wachstums eigen ist; welche zuweilen so leicht und gering ist, daß sie kaum bemerkt wird, und zu andrer Zeit eben so arg als die Pest wüthet; die sehr ansteckend ist, und dennoch keinen ansteckt, der sie nur einmal schon überstanden hat; die, wenn sie sich selbst fortgepflanzt, ohne Gewißheit, bald von schlimmerer, bald von besserer Art wird, als die ursprüngliche Krankheit war, die aber, wenn sie durch die Kunst fortgepflanzt wird, nicht leicht von schlimmerer, wol aber von besserer Art wird; und die, mit einem Worte, in so vielen Stücken von allen andern bekannten Krankheiten so wesentlich abweicht, daß man sie für die einzige in ihrer Art halten muß. Viele Umstände scheinen dem System des sinnreichen Herrn von Zahn, in Breslau, günstig zu seyn, der die Blattern bloß für eine Entwicklung der letzten Enden der Blutgefäße, die Masern aber, die ihnen am ähnlichsten sind, für eine ähnliche Entwicklung der Fließwassergefäße halt.

hält. Man muß diesen Gedanken nicht eher verwerfen, als bis man diesen zierlichen und gelehrten Schriftsteller selbst gelesen hat, der ihn unübertrefflich vertheidigt. Gleichwol wird man zuletzt finden, daß immer noch einige Schwierigkeiten übrig bleiben, die selbst dem vortreflichsten Vertheidiger unüberwindlich sind. Ich brauche nur die einzige anzuführen, die den ganzen schönen Bau darnieder reißt, daß die Blattern eine neue Krankheit sind, von der man im Alterthume nichts wußte. Wäre sie eben eine solche Entwicklung der Blutgefäße in dem Termine des Wachsthums, wie das Zahnen der Kinder, und die Evolutionen andrer Theile in den Jahren der Mannbarkeit, so würde sie unstreitig von je her dem ganzen menschlichen Geschlechte gemein gewesen seyn. Da diese Folge unmdglich geleugnet werden kann, so hat man sich zwar bemüht, die Voraussetzung in Zweifel zu ziehn, und die Blattern zu einer Plage aller Zeiten zu machen; allein es ist vergeblich, dieses Vorgeben auch nur wahrscheinlich zu machen. Unstreitig lernten die Araber diese entseßliche Krankheit zuerst, wenigstens eher, als die Griechen, kennen, da sie uns die erste Beschreibung und die ersten Regeln zur Cur gegeben haben. Was man im Hippocrates, Celsus, Plinius, Galen, Aretäus, Caelius Aurelianus, und andern alten Schriftstellern, davon gefunden haben will, ist so leicht, und mit ihren andern Beschreibungen viel geringerer Krankheiten so wenig gleichförmig, daß man schon um ihrer Ehre willen zweifeln mußte, daß sie jemals Blattern gesehn hätten. Auch hat der gelehrte Freund selbst unter den besten griechischen Ärzten und Geschichtschreibern gar keine Spur einer Beschreibung dieser Krankheit gefunden. Es scheint, daß sie viele Jahrhunderte hindurch bloß in dem mahometanischen Reiche allein gewüthet, und sich hernach nur in diejenigen Länder ausgebreitet, die mit diesem Reiche eine genaue Gemeinschaft gehabt haben. Ihr eigentlicher Ursprung verbirgt sich in den Dunkelheiten der Geschichte. Die ersten Schriftsteller, die der Blattern Erwähnung gethan, reden davon nicht, als von einer ganz neuen und bis dahin unerhörten Sache. Sie verlegen aber die ersten Be-

schrei-

schreibungen, die wir davon haben, gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts, nach Aegypten, wohin sie vermuthlich durch die Saracenen aus Arabien gebracht worden waren. Seitdem ist diese Krankheit so allgemein geworden, daß heut zu Tage kaum ein Winkel der bewohnten Welt übrig ist, der nicht öfters von ihr heimgesucht würde. (*) Wie wäre es bey so gestaltn Sachen wol möglich, die Blattern für eine Krankheit aller Zeiten und Menschen zu halten, ohne weder in den Schriften der Ärzte, noch in den Geschichtbüchern passende Beschreibungen von ihnen zu finden, da sie doch wenigstens die allermeisten von den großen Leuten des Alterthums überfallen haben müßten, deren kleinste Lebensumstände uns die Geschichte aufbehalten hat.

Wenn es nun aber gleich unmöglich ist, das sonst so sinnreiche System des Herrn von Zahn anzunehmen, so ist doch damit unsre Lehrbegierde auf keine Weise befriedigt, und da ich am wenigsten geschickt bin, in dieser dunkeln Sache mehr Licht zu geben, so werde ich, indem ich sie dem Nachdenken und Fleiße andrer gern überlasse, meine Bemühungen nur darauf wenden, in Zukunft die Cur dieser merkwürdigen Krankheit, desto fleißiger zu erklären. (S. den II Theil.)

Ich muß zum Beschlusse noch ein Wort von der Blatternkrankheit ohne Blattern sagen. Boerhaave kannte dieselbe, und nannte sie mit diesem Namen. (morbus Variolicus sine Variolis.) Sie ist in allen Stücken der Blatternkrankheit ähnlich, außer daß auf der Haut kein wirklicher Ausbruch der Blattern erfolgt; denn die Kranken haben alle übrige Zufälle der Blattern, die Hitze, das Kopfweg, das Erbrechen, den Durchlauf, den Catarrh, u. s. w. in eben der Ordnung, wie sie bey ihnen auf einander folgen. Vielleicht findet bey solchen Kranken die Materie der Blattern andre Wege, als durch die Haut; vielleicht kann bey Manchen die Entwicklung der Blutgefäße, die bey den Blattern ganz offenbar ist, ohne Eiterung, aber nicht ohne Fieber vor sich gehn. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist es gewiß, daß eine solche Krankheit bey einigen Leuten die Stelle der

wahren

(*) Man vergleiche hiermit das 309te Blatt, den ersten Aufsat-

wahren Blattern vertrete, und daß dieses vielleicht diejenigen sind, die alt werden, ohne sie jemals zu bekommen. Es ward 1747 in Paris eine Thesis vertheidigt, worin Vieles, was dieses beweisen kann, unter dem Titel, angeführt worden: Ergo non nunquam absque eruptione variolarum morbus. Ausser den daselbst angeführten Beweisen findet man hin und wieder noch andre. Im Mercure de France wird angeführt, daß 1730. die Nonnen in St. Cyr, bey Versailles, mit bösen Blattern befallen worden, und daß unter 250 solcher Patientinnen einige gewesen, bey welchen keine Blattern zum Vorscheine gekommen, ob sie gleich sonst alle wesentliche Zufälle und Kennzeichen der Blatternkrankheit ausgestanden haben. Herr Kirckpatrick erzählt, daß eine vornehme Frau nach der Inoculation mit Kopfweh und zu gehöriger Zeit mit einem kleinen Fieber befallen worden, ohne daß eine einzige Blatter zum Vorschein gekommen wäre. Gleichwol inoculirte Herr Wall mit dem Eiter aus den Wunden dieser Frau ein siebenjähriges Kind, welches davon gutartige Blattern in großer Menge bekam. Eben dieser Schriftsteller erzählt, daß 1732. in America ein hitziges Fieber grassirt, worin von sechs oder sieben Kranken einer gestorben, daß eben dasselbe Fieber 1739. mit eben denselben Zufällen wieder grassirt, und noch viel tödlicher gewesen sey, so, daß niemand davon frey geblieben, ausser diejenigen, die es 1732. überstanden hatten, von welchen es kein einziger bekommen. Wie wahrscheinlich ist es nicht, daß dieses die Blatternkrankheit gewesen? Auch Sydenham beobachtete 1667. zu London gemeine Blattern, Blatternfieber ohne Blattern, und 1668. Blattern, Blatternfieber und Blatterndurchlauf. In der That ist es wahrscheinlich, daß die Blatternmaterie zuweilen einen ganz andern Weg nehme, um aus dem Körper herauszugehn, als die Eiterung auf der Haut, da man ohne Widerrede eingestehn muß, daß die Blatternmaterie, durch Kunstmittel, von der Haut und von gewissen Theilen des Körpers, z. E. vom Gesichte abgeleitet und anderwärts hingeführt werden kann. Solchergehalt wird es auch wahrscheinlich, daß viele

Viele die Blatternkrankheit überstehn, ohne es selbst zu wissen, und daß vielleicht alle, die niemals, auch nicht durchs Inoculiren, die Blattern bekommen, wenigstens die Blatternkrankheit dereinst überstanden haben.

Der folgende Artikel ist an mich eingesandt worden. Er betrifft eine Cur, die gut ist, und die nur einen einzigen Fehler hat, welchen diejenigen gleich aus dem Namen, welchen ihr der Herr Verfasser giebt, merken können, die sich dafür bedanken werden. Ich lasse den Aufsatz aus des Herrn Verfassers Handschrift abdrucken.

Weil Dieselben durch Fortsetzung Dero Wochenschrift einen jeden Leser zum Beytrag dieses so gemeinnützigen Werks aufmuntern: so hat auch mich solches veranlaßt, Ihnen nachstehendes Recept der Hungercur mitzutheilen:

Man nimmt ein halbes Pfund Cassaparille, 2 Loth süßes Holz, ein halbes Quentchen Zimmt, alles klein geschnitten, gießt 10 Maas Wasser darauf, setzt es an ein starkes Feuer, läßt es eine Stunde wohl kochen, hernach nimmt man es vom Feuer, und läßt es nur so lange stehn, bis sich die Species zu Boden gesetzt; dann gießt man das Klare ab bis auf die Species, gießt den Topf wieder voll Wasser, und läßt es noch eine oder eine halbe Stunde kochen. Wenn man die Cur anfangen will, larirt man den Tag vorher. Den Morgen darauf werden vier Tassen von dem ersten starken Trank ganz warm getrunken, dabey wird eine Messerspiße voll Cremortartari eingenommen; Abends bey dem Schlafengehn wird wieder so viel getrunken, und Cremortartari eingenommen: solche continuirt man 14 Tage, dann wird wieder larirt. Der andre, als der schwache Trank, wird bey der Mahlzeit etwas verschlagen getrunken; und wenn man rechten Effect von der Cur haben will, muß die ersten 14 Tage nichts als Brodt mit Zucker, nebst etwas Ingber, vermischt gegessen werden. Nach dem Verfluß der 14 Tage fängt man an, gesunde Speisen zu essen, auch ein Glas Wein dabey zu trinken. Der starke und schwache Trank wird wie beim Anfang der Cur bis zum Ende derselben die ganze vier Wochen hindurch so continuirt, und zum Schluß larirt.

Diese Cur ist von mir, der ich von Temperament ein Cholerico-Melancholicus bin, und beynähe 40 Jahr in einem öffentlichen Amte stehe, mithin eine sitzende Lebensart ohne viel Bewegung habe, bereits vor 30 Jahren, da mir eben nichts sonderliches gefehlt, zur Gesellschaft eines guten Freundes vorgeschriebenermaßen als ein Präservativ gebraucht worden; ich habe mich auch nach der Zeit mehrertheils wohl befunden, außer daß mir zuweilen der beständigen Arbeit wegen Schwindel und Ohnmachten zugestoßen. Da ich aber in der Mitte des 1761sten Jahres von einem Gallenfieber, so von einer Alteration, dergleichen bey meinem Amte nicht entübrigt seyn kann, überfallen wurde, und solches nach etlichen Recidiven endlich durch die China curirt wurde; so habe geraume Zeit eine große Mattigkeit in allen meinen Gliedern gespürt, und bekam zuletzt in der Mitte des Jahres 1762 an den linken Arm einen ziemlichen Schmerz. Man suchte nun zwar solchen durch starke Spiritus und Pflaster zu vertreiben; statt dessen nahm aber selbiger nicht nur zu, sondern er zog sich auch in den rechten Arm. Ich suchte darauf durch gelinde Bewegung, auch Reiten, diesen Zufall zu vertreiben. Weil es aber nicht helfen wollte, und beyde Hände mir auch, nach vorherigen vielen Schmerzen, zu schwellen anfingen, besonders aber der Zeigefinger an der linken Hand am meisten austreten mußte; so entschloß ich mich, sothane Hungercur, welche als ein gutes Mittel wider die Gicht ansah, nochmals wieder zu gebrauchen, unerachtet es mir von den hiesigen Medicis widerrathen wurde, aus der Ursache, weil sie glaubten, daß ich bey einem Alter von beynähe 63 Jahren solches nicht würde ausstehen können, und besonders der Magen darunter leiden würde, auch noch mehrere üble Folgen daher zu besorgen wären. Es ist mir aber diese nichts destoweniger im April dieses Jahrs vorgenommene und ganz genau beobachtete Cur, Gott Lob! recht wohl bekommen. Denn, obgleich im Anfange etwas mager davon geworden, so haben sich doch die Schmerzen an beyden Armen und Händen mehrertheils verlohren, so daß ich die Hände wieder auf den Rücken bringen, und solche besser, als sonst, gebrauchen kann, und ist nur am erwähnten Finger das mittlere Glied, worin sich der Tartarus festgesetzt, etwas steif geblieben. Zudem habe ich guten Appetit zum Essen, schlafe wohl, reite wöchentlich dreyimal eine viertel Stunde auf ein commodos Pferd; gehe auch, wenn es die Witterung leiden will, täglich eine von meinen Berrichtungen mir übrig bleibende Stunde spazieren.

Finden nun Dieselben diese Cur so beschaffen, daß sie noch mehrern in gleichen Umständen mit mir befindlichen Personen dienlich seyn kann, so überlasse es Dero Gutbefinden lediglich, davon beliebigen Gebrauch zu machen.

Diskapolis, den 1sten October,

1763.

Aletophilus Leonides.

Zwey

Zwey hundert neun und funfzigstes Stück.

von Hageborn.

Wir wählen den Wechsel zur Pflicht.

Unter den eingesendten Stücken, die ich zum Beschlusse des fünften Jahrganges meiner Blätter mitzutheilen, oder zu beantworten habe, ist das erste Sendschreiben, wegen einer theoretischen Streitigkeit, besonders merkwürdig, welche doch von der Art ist, daß ich auf jeden Fall, nicht nöthig habe, das practische Verfahren anders, als es schon beschrieben worden ist, zu bestimmen.

Mein Herr Arzt,

Sie haben in ihrem 230sten Blatte in einem allgemeinen Ausdruck die Charactere der Pleuresie und der Lungenentzündung unter dem Namen der Brustentzündungen beschrieben, und sind nicht allein der Meynung des Herrn von Hallers, daß die Pleura unempfindlich sey, folglich der Sitz der schmerzhaften Pleuresie nicht seyn könne, sondern auch dem Herrn Tissot beygetreten, welcher die Pleuresie für nichts anders, als eine Entzündung der Lunge selbst hält, und den Unterschied der Lungenentzündung und Pleuresie nur darin sucht, daß im ersten Falle die Entzündung tief in der Substanz der Lunge, im letztern aber mehr in ihrem Umfange sey. Ich sehe wohl ein, daß in der Cur dieser beyden Krankheiten, die im 231sten und 232sten Blatte von Ihnen beschriebene Methode, keine wesentliche Abänderung leide, es mag nun die Pleura selbst, oder der äussere Umfang der Lunge der Sitz der Entzündung bey der Pleuresie seyn, und in so fern wende ich auch nichts dagegen ein, wenn Sie vom Riverius und Pringle anführen, ja selbst das Zeugniß der meisten Neuern dazu nehmen, daß die Lungenentzündung und die Pleuresie so wenig von einander verschieden wären, daß man sie beyde wie einerley Krankheit curiren müsse. Aber bey dem allen ist es doch noch eine große Frage, ob die Pleuresie nicht wie-

44

lich eine Entzündung der Brust sey, an welcher die Lunge selbst keinen Antheil hat; und diese Sache ist immer noch wichtig genug, um genauer erörtert zu werden. Sie werden es daher selbst billigen, daß ich im gegenwärtigen Schreiben Ihren Lesern eine Vertheidigung der ehemaligen Meinung vom Sitz der Pleuresie vorlege, welche einer der größten neuern Aerzte, nämlich der Herr von Saen dem Herrn Tissot entgegen gesetzt hat. Es wird jedermann einsehen, daß diese Untersuchung allerdings einen merklichen Einfluß in die Praxis habe.

Herr Tissot hat ausdrücklich gesagt, daß die Pleuresie keine von der Lungenentzündung verschiedene Krankheit sey. Obgleich der Herr von Zaller die Pleura für unempfindlich erklärt hatte; so hatte er doch den Sitz der Pleuresie nicht in die Lunge selbst, sondern vielmehr in die Muskeln zwischen den Rippen verlegt. Herr Tissot hingegen suchte ihn in der Lunge, und hierdurch hat er sich eigentlich die Kritik des wienerischen Leibarztes zugezogen. Der Herr von Saen führt ungefähr ein paar Duzend ansehnliche Aerzte namentlich an, die die Lungenentzündung von der Pleuresie deutlich unterschieden haben. Die eigentliche Lungenentzündung ist, nach allen Erklärungen dieser Aerzte ohne Strich; wogegen bey der Pleuresie der heftigste Schmerz ist. Wenn bey einer von diesen Krankheiten nach und nach die andre mit erregt wird, so geben sie dieser Krankheit den Namen beyder zugleich. (Pleuropneumonie.) So deutlich hat man sie jederzeit von einander unterschieden. Die Kranken halten sich bey der Lungenentzündung oft selbst für nicht gefährlich, weil sie keinen Schmerz fühlen. Arctäus giebt hiervon die Unempfindlichkeit der Lunge zum Grunde an, weil sie wenig Nerven hat. Andre alte Schriftsteller haben, wenn sie auch bey dieser Krankheit einigen Schmerz wahrgenommen, doch immer hinzugesetzt, daß ihre Gefahr größer sey, als ihr Schmerz; daher denn auch der Herr van Swieten bewogen worden, ausdrücklich zu erklären, daß die Lungenentzündung eine von der Pleuresie sehr verschiedene Krankheit sey. Auf die Schwierigkeiten, welche dawider gemacht werden, daß bey der Pleuresie der Sitz der Entzündung in der Pleura seyn sollte, antwortet der Herr von Saen ohne Schwierigkeit. Wenn man nicht begreift, wie ein Clystier, ein erweichendes Mittel, oder eine andre Kleinigkeit, zuweilen den Strich geschwind vertreiben, und deshalb doch die Krankheit immer fortwüthen könne, antwortet er, theils, daß solche Striche zuweilen von gar keiner Entzündung herrühren, sondern nur eine falsche Pleuresie machen; theils, daß eben dieselbe Schwierigkeit bleibe, wenn man den Sitz der Entzündung in der Lunge annimmt; theils, daß sich die Materie der Krankheit oft von einem Theile der Pleura zum andern wende, und theils, daß die schnelle Wirkung der Blasenpflaster begreiflicher sey, wenn der

Siz in der Pleura oder in den Rippenmuskeln, als wenn er in der Lunge wäre. Wenn gefragt wird, wie sich eine Stockung in der Pleura durch den Auswurf heben lassen sollte, so wird erwidert, daß der Herr von Zaller dieses selbst von der Stockung in den Rippenmuskeln für möglich gehalten; daß das, was wir nicht begreifen, darum nicht weniger wahr sey, wenn es gleichwol geschieht; daß öfters von viel weiter entfernten Orten Materien durch den Auswurf fortgehen; daß die Entzündung der Pleura sich auch natürlicher Weise mit auf die Lunge erstreckt, wie solches die geöffneten Leichname zeigen, ohne daß hieraus geschlossen werden könne, es sey die ursprüngliche Entzündung in der Lunge gewesen; und daß es vielerley Umstände notwendig machen, daß die Entzündung der Pleura bey solchen Kranken nicht so häufig gefunden wird, als andrer Theile. Man kann viel Krankheiten für eine Pleuresie halten, da doch der Sitz der Entzündung in der Leber, in der Milz, in den Windungen des Grimmdarms, oder in andern mit dem Zwerchfelle benachbarten Theilen ist. Wenn man solche Leichname geöffnet, hat man unmöglich die Pleura entzündet finden können. Ferner kann sich in der wahren Pleuresie die Materie zum Gehirne, zur Lunge oder zu andern Theilen wenden, und nach diesem tödtlichen Nebenumstande kann die Pleura gesund gefunden worden seyn. Noch mehr. Die Pleuresie kann oft in den Rippenmuskeln oder in der Fetthaut sitzen; und wenn das Entzündungsfieber einen solchen Kranken tödtet, so muß seine Pleura gesund seyn. Endlich ist oft die Lunge mit der Pleura verwachsen, und in diesen Fällen ist auch der eigentliche Zustand der Pleura nicht zu entdecken. Bey so viel möglichen Fällen ist es also nicht zu verwundern, daß viel Leichname, die, wie man entweder mit Recht oder irrig glaubt, an einer Pleuresie gestorben sind, gleichwol keine Spur einer Entzündung der Pleura zeigen.

Aus diesen Gründen macht endlich der Herr von Saen den Schluß, daß man mit Grunde die Pleura für den Hauptsitz einer mit andern Krankheiten unverwickelten Pleuresie halten könne, und daß der Herr van Swieten vollkommen Recht habe, wenn er schreibt, man könne allezeit behaupten, daß der Sitz der Pleuresie die Pleura, hernach auch, die an sie grenzende zellige Fetthaut, und endlich, die über ihr liegenden Rippenmuskeln, seyn, und daß sich zwar allerdings, wegen des gehinderten Athemholens in der Pleuresie, die Lunge entzünden könne, gleichwol aber doch die Entzündung der Lunge eine von der Pleuresie ganz verschiedene Krankheit bleibe.

Dieses sind die Gründe, welche der Herr von Saen der Meinung und ihrer Vertheidigung entgegensetzt, daß die wahre Pleuresie von der Lungenentzündung nicht verschieden sey. Es ist vielleicht

noch etwas darauf zu erwiedern, das auch wol schwerlich ungeagt bleiben wird. Allein, es ist nöthig, beyde Partheyen zu hören, und dadurch Leser von Einsicht in Stand zu setzen, ihr Urtheil zu fällen. Ich 1c.

Anmerkung.

Der gelehrte Herr D. Wende hat eils Leichname untersucht, die an der Pleuresie gestorben sind. Er fand an den innern Theilen folgende Veränderungen: die Pleura war in eine eitrige Materie verwandelt, oder sah sehr dick und gelb aus. Das Mittelfell sah wie eine Gallert, und ließ sich zwischen den Fingern zerdrücken: eben so war auch bey einigen der Herzbeutel. In den Brustsäcken war ein blaßblutiges Wasser, oder eine gelbgrüne Materie. Die Lunge war bey einigen ganz oder zum Theil schwarzroth, hart, aufgeblasen, und mit kleinen Geschwüren besetzt; bey einigen nur zum Theil mit Schleim ausgestopft. Das Zwerchfell und die Pleura waren mit der Lunge verwachsen, beyde auch zuweilen geschwürig; kurz Lungen und Pleura waren entweder besonders oder zusammen verderbt. Die Lungen waren zuweilen ohne Fehler, und dieser war nur in der Pleura, welche fauligt war, wobey sich in der Brust viel gelbes Wasser fand. Die Muskeln zwischen den Rippen waren nie entzündet. Auf den Lungen saß zuweilen eine dicke Schleimhaut. Unter den lehrreichen Folgerungen, welche Herr D. Wende aus seinen vielen Erfahrungen zieht, gehören diese besonders hierher: Eine Pleuresie ist allein möglich, aber selten, und höchst gefährlich. Bey einer einfachen Pleuresie ist niemals ein Auswurf, sondern wo der ist, ist entweder die Lunge allein, oder die Pleura mit angegriffen. Das letztere ist am gewöhnlichsten.

In einem Sendschreiben vom 26sten October dieses Jahrs, welches ich, über Schmalkalden, von einem Herrn, der sich Perplexus nennt, erhalten, beschwert sich Derselbe, daß er zu verschiedenenmalen der Verordnung seiner Aerzte, eine gewisse Anzahl Unzen Blut aus der Ader zu lassen, darum nicht habe nachkommen können, weil seine Adern nicht außer dem warmen Wasser fortfließen, und er im Wasser die gehörige Menge nicht habe entdecken können, wodurch ihm einigemal Ungelegenheiten verursacht worden. Nach dieser Erzählung, die ich um den Raum zu ersparen unter-

unterdrücke, fährt er in folgenden Worten fort, die ich hierhersehe, weil ich glaube, daß sie viele, die in medicinischen Dingen gern accurat sind, aufmerksam machen werden.

Eine Amtsverrichtung nöthigte mich, an einen auswärtigen Ort hin zu verreisen, und mit einem gewissen Herrn eine Handlung zu pflegen; und da ich zu diesem kam, ließ er eben, in Versenn eines geschickten Medicus am Fuße zur Ader, und der Wundarzt mußte das Blut, das unters warme Wasser, worin der Fuß gestellt war, ließ, sobald unter währenddem Auslaufe aus der Ader mit einem Instrumente, welches man das Glaserische Blutmeßgeschirr nannte, messen, und damit so viel Blut, als man auszulassen sich vorgesetzt hatte, auslassen. Ich bezeigte meine Neugierde über solches Instrument und dessen Nutzen, und that darüber verschiedene Fragen, um davon unterrichtet zu werden; da man mir sodann nicht nur die Nützlichkeit und den sehr leichten und gar nicht verweilenden Gebrauch dieses Instruments erklärte und begreiflich oder wahrscheinlich machte, sondern mir auch solches zum Gebrauche anpries. Man zeigte mir überdem auch eine gedruckte Beschreibung davon, die den Titel führt: Glasers Beschreibung seiner neuerfundnen Blutwaage und Blutmeßgeschirrs, womit man bey dem Hand- und Fußader lassen das Blut, ob es schon unters dabey gebräuchliche Wasser läuft, dennoch so bald von Loth zu Loth richtig und sehr nützlich wägen und messen 1c. kann. Ich meldete daran meinem Leibarzte von solchem Instrumente; der es aber, weil er es nicht gesehen hatte, weder lobte, noch tadelte, sondern es in seinen Würden ließ. Ich fand hernach Gelegenheit, auch noch mit einem andern Herrn Medicus von diesem Instrumente zu sprechen, und daß ich willens wäre, mir eins anzuschaffen; dieser hielt aber nichts davon, und meynete, es wäre überhaupt wenig oder nichts daran gelegen, ob etliche Unzen, ein viertel oder halbes Pfund mehr oder weniger, als man auszulassen sich vorgesetzt hatte, ausließ, indem doch durch die Nahrungsmittel in wenig Tagen eben so viel Blut wieder in den Adern ersetzt würde, als daraus weggelassen worden wäre, und was er mir mehr für Einwendungen dagegen und auch wider meine Erfahrung der mir so übel bekommenen Aderlaß machte, und dadurch mir, wegen der geglaubten Nützlichkeit solches Instruments, wieder einen Zweifel erregte, daß ich also nun nicht weiß, was ich davon glauben soll. Weil ich aber doch gerne aus solcher Ungewißheit kommen, und, wenn das Instrument nützlich wäre, mir zu meinem etwan weiter nöthigen Gebrauche des Aderlassens, und damit die verlangte Portion Blut richtig auszulassen, ein solches anschaffen, gleichwol auch nicht gerne das Geld dafür unnütz ausgeben möchte, wenn

es etwan nur eine bloße unnütze Tändelei damit wäre: so nehme ich zu Ihnen, Herr Arzt, meine Zuflucht, nicht zweifelnd, Sie werden auch die vorgedachte Beschreibung nicht nur gelesen, sondern überdies vielleicht gar ein solches Blutmeßgeschirr gesehen, oder in Hamburg dergleichen auch im Gebrauche haben, und also von der Nützlichkeit oder Unnützlichkeit solches Instruments, nach Dero Einsicht und bekannten Unpartheylichkeit, am besten urtheilen können. Ich bitte also ergebenst, daß Sie doch ohnmaßgeblich auch von solcher Sache Dero Gedanken und Meynung eröffnen wollen. Sie werden damit nicht allein mich, sondern auch vielleicht mehrere andre, die noch nicht wissen, was eigentlich Nützlich oder Unnützlich an solchem Instrumente sey, zu erkenntlichem Danke verbinden.

Ich gestehe gern, daß ich noch nicht Gelegenheit gehabt habe, die Blutwaage des sinnreichen Herrn D. Glaser's, in Subla, zu sehen. Allein, ich habe ein von ihm bekanntgemachtes Sendschreiben an den Herrn D. Vettinger in Urach, das diese Erfindung betrifft, im fünften Stücke des sechszehnten Bandes des Hamburgischen Magazins gelesen, und daraus ersehen, daß dieses Instrument bequem sey, die Menge des ablaufenden Bluts unter dem Wasser ohne viel Umstände so genau abzumessen, daß der Irrthum auf nichts hinauslaufen kann. Da die Frage meines Herrn Correspondenten nur eigentlich dahin geht, ob es überhaupt der Mühe werth sey, die Menge des Bluts bey dem Blutlassen genauer zu wissen, als es der Wundarzt aus der Nothe des Wassers, nach einem groben Ohngefähr, zu urtheilen pflegt; so kann mir dies, was ich von der Erfindung weiß, zur Beantwortung völlig hinreichend seyn. Weil ich aber nicht unwahrscheinlich im Voraus vermuthete, daß sich zu dieser Blutwaage hier Liebhaber genug finden würden, wenn man eine nähere Anzeige von ihrem Nutzen, Gebrauche und Preise zu geben im Stande wäre, so erbielte ich mich hierdurch, wenn es entweder dem Herrn D. Glaser selbst, oder einem der dessen Blutwaage besitzt, und ihren Gebrauch wohl kennt, gefallen sollte, etwas davon aufs neue bekannt zu machen, einen kurzen Aufsatz in diese Blätter einzurücken, die weit genug

nug umher schweifen, daß eine solche Bekanntmachung nützlich seyn könne. (*)

Was die obige Anfrage betrifft, so würde sie kaum zweifelhaft scheinen können, wenn nicht das Urtheil eines Arztes im Wege wäre, der vielleicht Grund gefunden haben mag, meinem Herrn Correspondenten eine allzu genaue Sorgfalt in solchen Dingen, aus dem Sinne zu reden; dessen Ausdrücke aber ist, da sie öffentlich wiederholt werden, unmöglich so, wie sie da stehn, Beyfall erhalten können. Gesezt, es wäre bey dem gewöhnlichen Blutlassen zur Präservation selten nöthig, auf einige Loth Blut mehr oder weniger genau zu sehn, so giebt es doch eine Menge Fälle, worin kränkliche, zärtliche, schwer kranke und andre Personen ein durch Beobachtungen bestimmtes, und von Aerzten, die ihrer Kunst Ehre machen, verordnetes Maaß von Blute zu lassen nöthig haben, und wo es durchaus nicht einerley wäre, etliche Unzen, oder ein viertel, oder ein halbes Pfund weniger oder mehr zu verlieren. Aber auch selbst die Eröffnung der Ader aus Vorsicht läßt sich in weit näher bestimmte Geseze einschränken, als daß man es nur bey den Ausdrücken: Viel oder Wenig, bewenden lassen könnte. Es geschehn viel Irrthümer von schlimmen Folgen durch die Kühnheit oder Unachtsamkeit, oder durch Zwischenfälle und falsche Beurtheilung bey dem Blutlassen; und ich bin versichert, daß mancher Gesunder, der in dieser Viertelstunde vom Willkühr seines Arztes oder Wundarztes abhängt, den Grund zu einem langen Verderben legt, wenn er entweder allzu viel, oder viel zu wenig Blut läßt. Ein bequemes Instrument, das uns das Blut, was wir ins Wasser lassen, abwiegelt, befrehet uns von der Gefahr vieler Fehler, die täglich begangen werden, und nicht wohl, ohne ein solches, zu verhüten sind.

Mein Herr Arzt,

Ich will nicht untersuchen, ob Sie das, was Sie uns in Ihrem 211ten und 215ten Blatte zur Erklärung der periodischen Wieders

ll u 3

(*) Man lese die eigene Beschreibung des Herrn D. Glaser's im 281 Bl.

derkünfte der Parorysmen der Wechselfieber gesagt haben, aus der Theorie des Herrn Pringle genommen haben, oder nicht. Dem sey aber, wie ihm wolle, so haben Sie uns daseibst den Fieberparorysmum als einen Kampf der Lebenskräfte mit einer ins Blut gerathenen erhitzenden Materie, welche vielleicht nur dem Grade nach von einer faulenden unterschieden ist, beschrieben, welcher, nachdem die Lebenskräfte diese Materie endlich dergestalt zertrieben und zerstört haben, daß sie in die Absonderungsgefäße dringen, und theils aus dem Körper heraus, theils in die inwendigen Höhlen desselben, besonders der Gedärme, gehn kann, aufhört, sich aber wieder erneuert, wenn die inwendig niedergelegte Materie nach bestimmter Zeit sich wieder in hinlänglicher Menge ins Blut gezogen, oder nach einer Verdauungszeit ein schlechter Nahrungsast aus übelverdauten Materien in die Blutmasse gekommen ist. Die Theorie des Herrn Pringle von den Parorysmen der Wechselfieber ist Ihrem Vortrage im ganzen Umfange so vollkommen gemäß, daß man sie zum wenigsten als eine Erläuterung und Bestätigung desselben ansehen kann. Gleichwol ist sie in unwesentlichen Punkten davon genug verschieden, so daß man sie hier nicht als eine überflüssige Wiederholung einer schon gesagten Sache ansehen kann. Dies ist die lehrreiche Stelle.

„Es ist schwer, die periodischen Wiederkünfte aus irgend einem Grunde zu erklären; aber vielleicht kann es aus dem von der Fäulnis am leichtesten geschehn. Die Wärme des Körpers verändert sich wenig, und daher muß die in einem unsrer Säfte hervorgebrachte Fäulnis in einer bestimmten Zeit geschehn, die nach der Natur desselben Safts entweder länger oder kürzer ist. Die zähe Haut oder inflammatorische Rinde des Bluts verdirbt bald; der Blutkumpfe ein wenig langsamer; das Blutwasser aber bleibt in einer Wärme, welche dem Grade der Wärme des menschlichen Körpers gleich ist, eine lange Zeit unverdorben, wie solches die mit diesen Säften angestellten Versuche beweisen. Es ist hierbey noch zu bemerken, daß die Sachen in Verhältniß zu ihrer Vermischung mit der Luft, zu der freyen Luft, die sie haben, oder zu dem engen Raume, darin sie verschlossen gehalten werden, eher oder später verderben. Die Galle fault geschwind; aber ihre Fäulnis ist weder so stark, noch so wirrig, als die Fäulnis des Bluts oder der faserigten Theile des Körpers. Hieraus läßt sich begreifen, wie es Rückkehrungen von Parorysmen in gleichen Entfernungen, und nach kürzern oder längern Zwischenzeiten, nach Beschaffenheit der Eigenschaften des faulenden Safts, seines Sitzes, seiner Vostellung der freyen Luft, oder seiner Einschließung geben könne.

Wenn wir annehmen, daß im Parorysmo die versauten Theile des Bluts nicht alle mit dem Schweiß durch die Haut weggeh-

ten:

sondern, daß ein gewisser Theil davon mit der Galle fortfließt; so können dieselben, da sie natürlicher Weise in die Gedärme kommen, und daseibst von den Milchgefäßen wieder aufgenommen, und ins Blut zurückgeführt werden, als eine neue Ursache der Fäulnis (oder Erhitzung) wirken, und die Rückunft des Anfalls erregen. Solchergegestalt kann die Fäulung der Galle die Folge des ersten Parorysmus und die Ursache der folgenden seyn. Daß dieses bisweilen geschehe, kann daraus geschlossen werden, daß das Wechselfieber entweder ganz weggeschafft, oder zum wenigsten leidlicher gemacht wird, wenn bald nach einem Anfälle ein Brechmittel so kräftig wirken kann, daß es die Gallenblase auf einmal ausleert. Ich verlange aber aus diesem Beispiele nicht zu schließen, daß die Fäulnis der Galle die einzige Ursache wäre, welche das Fieber unterhielte, indem es andre Umstände giebt, die anzuzeigen scheinen, als wenn die Verdauungswege bisweilen der Sitz der faulenden Materie unabhängig von der Galle wären; und in anhaltenden oder nur nachlassenden Fiebern von dieser Art sollte es scheinen, als ob das Blut selbst, das sich nicht gänzlich von faulen Theilen frey machen kann, einen gewissen Theil davon als einen Zunder zurück behielte, um neue Parorysmen hervorzu-
bringen.“

Erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen, nach dieser Anführung, zu erkennen zu geben, daß ich nach reiflicher Erwägung Ihres 216ten Blattes, worin Sie die Cur der Wechselfieber beschreiben, noch immer eine allzu große Unzulänglichkeit Ihrer Vorschriften für Leser, die keine Aerzte sind, wahrnehme, und daß sie hier, in Absicht unsrer, die wir nur Layen der Kunst sind, die Regel mehr, als in andern practischen Abhandlungen, vergessen zu haben scheinen, daß man seinen Leser nicht für klüger halten soll, als er ist. Es würde den Werth dieses Stücks erhöhen, wenn sie uns einmal nähere und genauer bestimmte Vorschriften zur Cur dieser so häufigen Krankheiten geben wollten, die im gemeinen Leben mehr als irgend andre übel gepflegt und verdorben werden, wodurch der Staat unaufhörlich großen Schaden leidet.

Ich verharre, ic.

Mein Herr,

Sie haben in Ihren Blättern einer besondern Erscheinung noch nicht gedacht, die doch interessant genug ist, nämlich des besondern Einflusses, welchen die Erdbeben in die Körper und die Gesundheit der Thiere und Menschen haben. Man hat diesen Einfluß schon vor Alters gewußt und beschrieben; und alle neuere Beispiele

bestätigen ihn. Ich habe ist eben die Beschreibung des großen Erdbebens von 1755 vor mir, wie solches der berühmte Herr Ulloa zu Cadix beobachtet hat. Ich hoffe, es soll Ihnen nicht unangenehm seyn, wenn ich daraus einige kleine medicinische Anmerkungen für Ihre Leser auszeichne.

Um 9 Uhr 53 Minuten vor Mittage fieng das Erdbeben an, sich durch schwache Erschütterungen, merken zu lassen, die Niemand, als wer solcher Begebenheiten der Natur gewohnt war, empfand. Zugleich fiengen auch fast alle Menschen an, sich übel zu befinden. Man fühlte bey sich Bewegungen, die convulsivisch zu seyn schienen, und von Kopfschmerzen, Gemüthsunruhe, Mattigkeit und Brennen um das Herz, auch endlich Reißen im ganzen Körper begleitet wurden, welches die gewöhnlichen Anzeigen bevorstehender harter Krankheiten sind.

Nachdem sich das Erdbeben deutlich genug offenbart und wieder gelegt hatte, nachher aber, um 11 Uhr die See sich erstlich gethürmt, dann wieder gesenkt, und bey wiederholtem Steigen und Fallen den ganzen Nachmittag gewüthet hatte, wobei einige ein unterirdisches Gepolter gehört, das doch der größte Theil des Volks nicht bemerkt, wurden Ohnmachten und Herzbeklemmungen, wie auf der See diejenigen, die es nicht gewohnt sind, befallen, so allgemein empfunden, daß Jedermann davon, auch eine Stunde vor dem Erdbeben, angegriffen wurde. Diese Unpäßlichkeit hielt den ganzen übrigen Tag an, so, daß eine Menge von Leuten dem Erdbeben eine längere Dauer zuschrieben, als es wirklich gehabt hat. Einige glaubten, die Erschütterung hätte eine halbe Stunde angehalten, und andre, sie hätte den ganzen Tag nicht aufgehört, ob sie wol zuweilen inne gehalten hätte. Das ist gewiß, daß die Kopfschmerzen, und die Verwirrungen, die man durchgängig empfand, den Körper so stark erregten, daß man, so bald man stille stand, glaubte, die Erde bebe noch, ob man gleich keine Spuren davon sah, wie bey der ersten Erschütterung, die man allein für wirklich zu halten hat.

Der Befehlshaber über die Besatzung im Haaven Schwaze beobachtete, daß acht Tage vor dem Erdbeben alle herumliegende Dörter mit einer unzähligen Menge zuvor nie gesehener Insecten bedeckt waren, die sogleich verschwunden, als das Erdbeben aufgehört hatte. Sie waren schwarz, und hatten einen getheilten Körper, wovon der erste kurze Theil nur aus einem Kopfe und vier Füßen bestand, der andre aber länger und rund war. Sie konnten mit ihren sehr kurzen Flügeln nicht fliegen. Ein gleicher großer Schwarm fliegender Insecten zeigte sich in Lima nach dem großen Erdbeben, das diese Stadt am 28sten October 1746 zerstörte. Sie kamen nämlich, in Peru, nach dem Erdbeben, in Spanien aber, zuvor. Es scheint, als hätte

hätte der Ueberfluß von Dünsten, welche aus dem Innersten der Erde aufstiegen, und von dem ersten Aufwallen, das die Materien, ehe sie entzündet wurden, erregten, herrührten, in beyden Fällen etwas zum Ausbrüten und Wachsen dieser Insecten beygetragen. So weit Herr Ulloa.

Ich bin, u.

In einigen gnädigen Zuschriften von hoher Hand, werde ich erinnert, das physikalische Elend der Menschen, worhin besonders ihre Kränklichkeit gehört, aus Ihrem moralischen Verderben, und besonders aus dem großen Mangel guter Schulen und Schullehrer herzuleiten. Ich kann nicht läugnen, daß diese Betrachtung vollkommen wahr sey, aber ich glaube zugleich, daß sie schon wirklich von allen guten Philosophen erkannt werde, und daß sich die Sache nur daran stößt, bessere Pläne der Erziehung, und bessere Mittel, sie auszuführen, zu finden, als man bisher gehabt hat. In der völligen Verzweiflung, durch meine geringen Vorschläge hierin das Mindeste zu bessern, kann ich nichts mehr thun, als die Wünsche des hohen Herrn Verfassers dieser Zuschriften wiederholen. »Sie finden, daß so viel Leute in Absicht ihrer medicinischen Angelegenheiten Vorurtheile besitzen, wozu die schlechte Zubereitung ihrer Seele gewiß das meiste beyträgt. Daher sollten Sie medicinische Beweise geben, daß die meisten Krankheiten der Menschen aus den heftigen Leidenschaften, thörichten Vorurtheilen, der schlechten Art zu denken, und bösem Willen herkommen, welches aber am meisten von der schlechten Erziehung in Schulen, von dortiger elenden Anstalt, und von den unglückseligen Schulherren und Schulmeistern herrühre, welche als die ersten Aerzte betrachtet, und durch das größte Ansehn, vollkommene Belohnung und kluge Wahl rechtschaffener Obrigkeiten dergestalt verordnet und erfrischt werden sollten, daß dadurch erst Menschen formirt würden, welche die Eigenliebe verabscheuten, die Tugend als den Werth ihres Lebens ansehn lernten, und bey einer feinen Satyre, wenn sie sich getroffen fänden, auch wirklich errötheten. — Dieses sind die Ursachen, warum ich so viel auf die Schulen

„meister halte, und diesen Leuten gern den größten Rang und das beste Auskommen wünsche, wenn sie ihre Kunst recht verstehn. Sie werden nie befürchten dürfen, daß Ihre Vorschläge fehl schlagen, wenn Sie dem Publico die Einrichtung öffentlicher Schulen, welches die schönsten Palais seyn könnten, anpriesen, und den Aeltern anriethen, ihre Kinder, von der Geburt an, nicht zu Hause zu behalten, es sey denn, daß sie sie selbst stillten, und sie nicht eher wieder zurück zu verlangen, bis aus ihnen gefestete Menschen formirt worden wären. Wer wollte wol nicht von hundert Thalern Vermögen jährlich einen Thaler zum allgemeinen Erziehungshause geben, um seine und andrer Leute Kinder, ohne eigne Mühe, vortreflich erzogen zu sehn? Ein moralischer Catechismus wird alsdann in meinen Augen hundert der schönsten Folianten übertreffen, die den Bücherschränken zur Last sind. Alsdann würden ihre heilsamen und medicinischen Lehren die vortreflichste Wirkung thun.“ —

Wer wird nicht eingestehn, daß die Absichten des vortreflichen Menschenfreundes edel, großmüthig und vortreflich sind? aber um wie viel ist mein Ansehn zu klein, als daß ich von der Wiederholung und Anpreisung dieser Maximen Nutzen hoffen könnte!

Zwen hundert und sechszigstes Stück.

Uz.

Gold giebt das Glück und giebt es auch den Thoren,
Die Weisheit lehrt auch schimmernd Gold verschmähn.

Es giebt Leute, welche geglaubt haben, daß man metallne Köpfe unter gewissen Gestirnen machen, und

von denselben Antwort erhalten könne, welche bey allen vorfallenden Geschäften zur sichern Richtschnur dienen. Ein gewisser Nepes erzählt bey'm Emanuel de Moura, daß Heinrich von Villeine einen zu Madrid gemacht habe, welcher auf Befehl Johannis I. Königs von Castilien, zer schlagen worden. Virgil, der Pabst Silvester, Robert von Lincoln, und Roger Bacon haben dergleichen Köpfe besessen, wenn man gewissen Schriftstellern glauben soll. (Naudé, Apologie des grands hommes. S. 528.) Albrecht der Große, (dieser kleine Dominicanermönch und Bischof zu Regensburg, der unter dem Namen Albertus Magnus, den Weibern, Chymisten und Aerzten bekannt genug ist,) wurde noch für geschickter gehalten; denn man giebt vor, daß er einen ganzen Menschen von dieser Art verfertigt, woran er dreißig Jahr ununterbrochen gearbeitet habe, um denselben unter gewissen Erscheinungen und Gestirnen zu schmieden, z. E. die Augen, wann die Sonne in demjenigen Zeichen des Thiers freies war, welches eine Verwandtschaft mit diesen Theilen hatte, u. s. w. Er goß diese Glieder aus vermischten Metallen, die mit den Merkmalen derselben Zeichen und Planeten und ihren verschiednen und nöthigen Aspekten bezeichnet waren. Und also wurden der Kopf, der Hals, die Schultern, die Hüften und die Schenkel zu verschiednen Zeiten verfertigt, und in der Gestalt eines Menschen zusammen gesetzt, welcher dem Albertus Magnus die Auflösung aller seiner vornehmsten Schwierigkeiten offenbahrte. Diese Maschine nennt Naudé die Androis des Albertus Magnus. Wie man sagt, so wurde dieses Bild vom Thomas von Aquin zerschmissen, weil er dessen großes Geschwäß nicht länger erdulden konnte. Heinrich von Asia und Bartholomäus Sibille versichern, daß es durch Kunst, und nicht von Natur, aus Fleisch und Beinen zusammengesetzt gewesen: weil aber dieses beständig von den neuern Schriftstellern für unmöglich gehalten worden, und hingegen die Kraft der Bilder, der Ringe und planetarischen Siegel sehr

„sehr stark im Schwange gewesen ist, so hat man seitdem beständig geglaubt, daß dergleichen Figuren von Kupfer, oder einem andern Metalle gemacht worden, an welchem man unter einer günstigen Himmels- und Planetenstellung gearbeitet. Auf solchen Fuß widerlegt Naudé die Anklage des Albertus, nämlich, daß er voraussetzt, es sey die vorgegebne Androis von Metalle gemacht gewesen. Er beweist mit starken Gründen, daß sie weder hören noch reden, noch dem Teufel zu einem Werkzeuge der Sprache dienen können, und daß der Teufel, wenn er in dieser Maschine geredet, solches ohne die Beyhülfe der metallnen Glieder, daraus sie bestanden, gethan habe.“ —

Ich setze diese Nachricht, die ich aus Baylens Artikel vom Albertus entlehne, vor diesen Bogen, weil ich nicht umhin kann, dem Verlangen eines gewissen hiesigen großen Künstlers ein Genüge zu leisten, der mich gebeten hat, durch eins meiner Blätter, seine neue Erfindung der Androis des Albertus bekannt zu machen. Dieser Künstler ist wie die Goldmacher; er rühmt seine Kunst und Einsicht, aber verbirgt zugleich seine Person, weil er befürchtet, man werde sich aller Orten derselben zu bemächtigen suchen, um ihn zu zwingen sein Geheimniß zu offenbaren, zugleich aber zu verhindern, daß er es nicht überall ausbreite. Ich kann ihm diese Vorsicht nicht verdenken. Man weiß, wie hoch ein jeder großer Herr seinen geheimen Rath hält, und ohne Jemanden zu nahe zu sprechen, muß ich gestehn, daß eine Androis ein viel besserer Geheimerrath sey, als alle Geheimerräthe in der Welt. Denn fürs erste ist sie viel dauerhafter, fürs andre wird sie durch die Gestirne und nicht durch menschliche Dinge regiert, ferner giebt sie jederzeit den besten Rath in allen Sachen, der darum einen guten Ausgang haben muß, weil er mit dem harmonirt, was eines jeden Menschen Gestirn über ihn beschloffen hat. Ich will der Tugenden nicht erwähnen, daß sie weder sieht noch hört, daß sie nicht von Fleisch und Wein ist, daß sie keines Gehalts bedarf, und daß ihre Rathschläge nicht vom Teufel sind. Weil großen Herrn

Herrn mit einer solchen Maschine gewiß unendlich gedient seyn muß, so ist es allerdings für einen Künstler, der sie verfertigt, mißlich, sich bekannt zu machen, denn wahrscheinlicher Weise würde ein jeder nach ihm trachten, um ihn allein zu besitzen. Ich habe daher nicht umhin gekonnt, dem Verfertiger der neuen Androis die Verschweigung seines Namens anzugeloben. Allein dadurch soll meinen Lesern nicht das geringste entgehn. Wenn einer von ihnen Verlangen trägt, eine Androis zu besitzen, der kann sich nur gerade an mich wenden.

Die Maschine ist von einem geheimen Metalle, in der Gestalt eines Menschenkopfs, und redet ohne Zuthun des Teufels. In allen zweifelhaften Fällen kann man sie um Rath fragen, und sie ertheilt, wie gesagt, allezeit den vernünftigsten Rath, der sich für jede Person, Zeit, Ort und Umstände schickt. Sie ist für Leute, die nichts zu thun haben, und daher immer am meisten Rath gebrauchen, ein unvergleichlicher Zeitvertreib, denn sie besitzt eine unermüdlische Geschwätzigkeit, und plappert so unaufhörlich, daß man auch in den kürzesten Tagen, weder Comödie noch eine Frau nöthig hat, um sich die langen Abende zu verkürzen. Wer Statt des bloßen Kopfs, der mir doch am bequemsten zu seyn scheint, weil man ihn vor sich auf den Tisch setzen, und mit ihm plaudern kann, lieber eine völlige Menschen-gestalt haben will, dem kann auch damit gedient werden, und der Künstler wird das Modell von des Herrn Le Sage hinkendem Teufel nehmen, von welchem er im ganzen Ernste glaubt, daß er nichts anders als eine Androis gewesen sey. Er versichert, man könne eine solche Maschine in allen An-gelegenheiten des Lebens um Rath fragen, so daß sie die Stelle von einer großen Menge andrer Rathgeber ersetze, die viel unzuverlässiger, und öfters sehr theuer sind, z. E. der Advocaten, der Aerzte, der Moralisten, der guten Freunde, die ohnedem immer feltner werden, und der alten Weiber, deren zu viel sind. Wider das Vorurtheil, das einige aus der obigen Erzählung schöpfen möchten, daß eine solche Maschine

schäd-

schädlicher als nützlich seyn müsse, weil man dieselbe zerschlagen hat, wendet der Künstler ein, daß Thomas Aquinas nie erwähnt habe, daß er die Maschine seines Lehrmeisters zerschlagen, und daß Johannes I. ein König gewesen, welche öfters die besten Minister blos darum absetzen, weil sie ihnen den besten Rath erteilen. Er glaubt, daß andern Leuten viel mehr mit dem besten Rathe gedient sey, als den Prinzen, und daß man, wenn man denselben nicht wissen mag, nur die Maschine nicht fragen dürfe. Ich schreibe dieses alles so nieder, wie es der Künstler selbst von mir verlangt hat: übrigens aber verantworte ich nichts, als mein eignes Zeugniß von dem, was ich von einer Androis, die er mir selbst gezeigt, gesehen und gehört habe. Da er begehrt hat, daß ich der Anzeige ein solches Zeugniß beyfügen möchte, so will ich aufrichtig erzählen, was ich verantworten kann.

Der Künstler bot die Maschine nicht länger als eine halbe Viertelstunde zur Probe an, weil er fürchtete, ich möchte sonst zu viel fragen, und mehr von meinem zukünftigen Schicksale erfahren, als irgend einem Menschen zu wissen dienlich ist. Es war natürlich, da ich ein angehender junger Arzt bin, daß ich die Androis wegen meines künftigen Glückes um Rath fragte. Kaum war es geschehn, so fieng sie mit einer Geschwindigkeit, die kein Frauenzimmer in der Welt übertreffen kann, in einem weitseweifigen Style voller Logik, der allen Schwärmern eigen ist, und in dem Tone eines Wahrsagers, folgendermaßen zu plappern an:

„So sagt dein Gestirn. Du hast den Geschmack der Menge getroffen; den Geschmack, der selten gut ist; einer Menge, die nichts entscheidet. Laß dich den Beyfall nicht hintergehn: es ist nicht einerley, wahrlich nicht einerley: Gefallen und gut seyn. Glaube immerhin, daß du unterrichtest, und daß du die Welt besserst. Glaube das, so lange du Lust hast zu arbeiten: denn du mußt eine Triebfeder haben. Verlange nur nicht, daß es wirklich geschehe. Nein, es geschieht nicht; fürwahr es geschieht nicht! Niemand will sich nach deinen Regeln richten: man will sie nur beurthei-

theilen. Niemand verlangt anders zu leben, als es ihm am angenehmsten ist; du selbst nicht. Sagst du, daß dies Gesundheit und Leben in Gefahr setze, so wird man dich wohl zu widerlegen wissen; sagst du das Gegentheil, so wirst du Beyfall haben. Niemand wird seine Lebensart bessern, Niemand länger leben, Niemand gesunder seyn. Jedermann aber will Vorschriften lesen, wie er leben soll. Du wirst sie mit großem Beyfalle geben; damit begnüge dich. Nur viele deiner Amtsbrüder werden dich tadeln. Nicht, weil du falsch lehrst, denn du lehrst nach dem Modestystem, welches nie falsch ist, ehe es nicht aus der Mode kommt. Auch nicht, weil du die Wahrheit lehrst: denn wo wißt ihr, ihr Aerzte, wol selbst, was Wahrheit sey? Nein, darum, weil du überall lehrst. Man muß die Geheimnisse der Kunst besser verwahren; man muß sie vor den Augen des Volks in altem Griechisch und neuem Latein verborgen halten. Was soll das Volk mit der Arzneykunst thun? Sein Leben und seine Gesundheit besser wahrnehmen lernen? Ha! hat es dich darum gebeten? Lebt das Volk nicht ohne eure Kunst recht vergnügt, und hat es euch wol, wenn seine Vorfahren nach ihrem Belieben sterben, woran sie wollen, zur Rede gestellt, warum ihr sie nicht habt Krankheiten euviren lehren? Ihr dringt euch ihm auf mit eurer Weisheit und Menschenliebe. Wie Vieh achtet ihr es, das ihr zwingen wollt, etwas anders zu essen und zu trinken und einzunehmen, als was ihm selbst gefällt, weil ihr sein Leben als ein Eigenthum seiner Beherrscher und Besizer betrachtet, das nicht verwahrloset werden soll, weil der Staat Schaden davon hat. Das ist eure Menschenliebe gegen die armen geringen Leute; es ist Plusmacherey für die Landesherren. Allein, der geringe Mann muß billig die Freyheit haben, sein Leben so zu verschleudern, wie die Edelleute und Fürsten. Ihr lehrt ihn, wie ers anfangen muß, daß er nicht am Fieber stirbt, weil ihn der Landesherr nöthig hat, um ihn ins Carterschenfeuer zu senden; laßt ihn nur lieber sein Fieber verderben, und wassersüchtig werden, er wird sich

sich immer für glücklicher halten, als wenn er gezwungen ist, Dienste zu thun, weil er sich gut curirt hat. Sieh, dies werden deine Amtsbrüder sagen, und noch viel mehr, weil sie einen Vorwand haben müssen, dich abzuschrecken, daß du ihnen den Handel nicht verderbest. Denn so wenig kennen die, die medicinische Bücher fürchten, die Welt, daß sie glauben, man würde weniger Aerzte brauchen, wenn man von ihren Geheimnissen mehr erführe. Ursach könnte man's haben! Ja wohl, Ursach! aber eben darum wird es nie geschehn. Nach Tissot und nach dir, wird sich das Volk doch nicht mehr schonen, als vorhin; man wird immer krank werden, weil man Ausschweifungen lieber hat, als die Gesundheit; man wird immer Aerzte brauchen, weil man immer curirt seyn will; und man wird sich nie selbst aus Büchern curiren, weil die Menge der Aerzte, die sich anbietet, das Volk nie dazu kommen lassen wird. Siehe zu, daß du dies deinen Amtsbrüdern, die dein Buch sich für schädlich halten, und darum vorgeben, daß es dem Volke schädlich sey, begreiflich machst; so werden sie dich zufrieden lassen. Gehe zuweilen mit ihnen auf die Charlatanajagd, die eben so unnütz ist, und wovon sie vergeblich Vortheil hoffen. Dafür werden sie dich als ihren würdigen Mitbruder loben, und aller Welt Beyfall wird dich begleiten. Aber der Beyfall wird dich nicht glücklich machen. Was würdest du an dem Lobe der ganzen Welt hören, die dich verhungern ließe? Glaube mir, die Zeiten sind vorbei, da man die Leute ernährte, die man lobte. Die Welt will ist um das, was sie Gutes zu thun schuldig ist, betrogen seyn. Ein Thor bist du, wenn du glaubst, daß du durch Einsicht, Fleiß und Rechtchaffenheit, als Arzt, dein Glück machen willst. Hast du diese Vorzüge? Nun gut? Loben wird dich ein Jeder, der dich kennen lernt; gebrauchen werden dich wenige; geben wird dir Niemand. Ein großes Haus mußt du dir mietzen; Kutscher, Diener, Carossen und Pferde mußt du dir anschaffen; Gold auf den Kleidern tragen, prahlen, und gräßlichen Aufwand machen. Wo

hierzu

hierzu Geld hernehmen? Ha! da sind zwey Mittel die besten. Entweder kein Geld dazu zu brauchen, welches aber nur bey Personen vom Stande gelingt, denen man alles auf Hoffnung liefert; oder gewisse Modethoren des Jahrhunderts darum zu betrügen, die sich Menschenfreunde nennen: Einfältige Leute, die ihre Ehre darin suchen, gütig ohne Verstand zu seyn, und die ihr Geld wegschleudern und Bettler werden, um einem armen Teufel, der sich auch Menschenfreund nennt, aus der Noth zu helfen, wenn er dahin gebracht ist, auf eine gesittete Weise zu stehlen. Mit diesem neuen Staate nun erscheine in allen Gesellschaften, erzähle deine Reisen, erwähne der größten Aerzte, um einige kleine unverzeihliche Mordthaten an ihnen zu tadeln, die sie aus Unwissenheit einiger neuern Entdeckungen begangen haben. Man wird deine Geschicklichkeit bewundern, und einer wird dich dem andern empfehlen. Deine Kutsche, deine besetzten Kleider, dein Wind, und deine Bedienten werden das Uebrige thun. Man würde glauben, daß man nicht zu leben wüßte, wenn man an den Verdiensten eines Mannes zweifeln wollte, der es an Pracht einem großen Herrn zuvorthut. Wer mißt nicht die Gaben nach dem Reichthume und der Pracht ab: wen überführt nicht die Windbeuteley, und wer wird besser bezahlt, als ein vergoldeter Charlatan? Studiere den Geschmack deiner Zeit; lerne dein Glück so machen, wie man es in unsern Tagen machen muß. Christlich und redlich seyn, heißt ist nur so viel, als nicht verdienen gegangen zu werden, und Leute betrügen, die betrogen seyn wollen, heißt sich in sein Glück zu finden wissen. Siehe die Menge deiner glücklichen Amtsbrüder: Siehe — —

Die halbe Viertelstunde war verfloßen, und ich mußte abtreten. Daß dieses alles, und noch viel mehr, das ich verzessen, die neue Androis in meiner Gegenwart wirklich gesprochen habe, solches bezeuge ich hierdurch, zu Steuer der Wahrheit. Ich untersuche nicht, ob die ganze Aussage so wahr und zuverlässig sey, wie es der Künstler versichert. Daß sie aber eben so wahr sey, wie alles, was man aus den Gestirnen weißagt, daran ist wol kein Zweifel, denn man versichert, daß doch immer etwas Wahres daran sey, und dieses Etwas findet sich auch hier.



+ (a. 2011)

K 703

17
Новая цена

10p

4189K | K 703

1067
6/20

